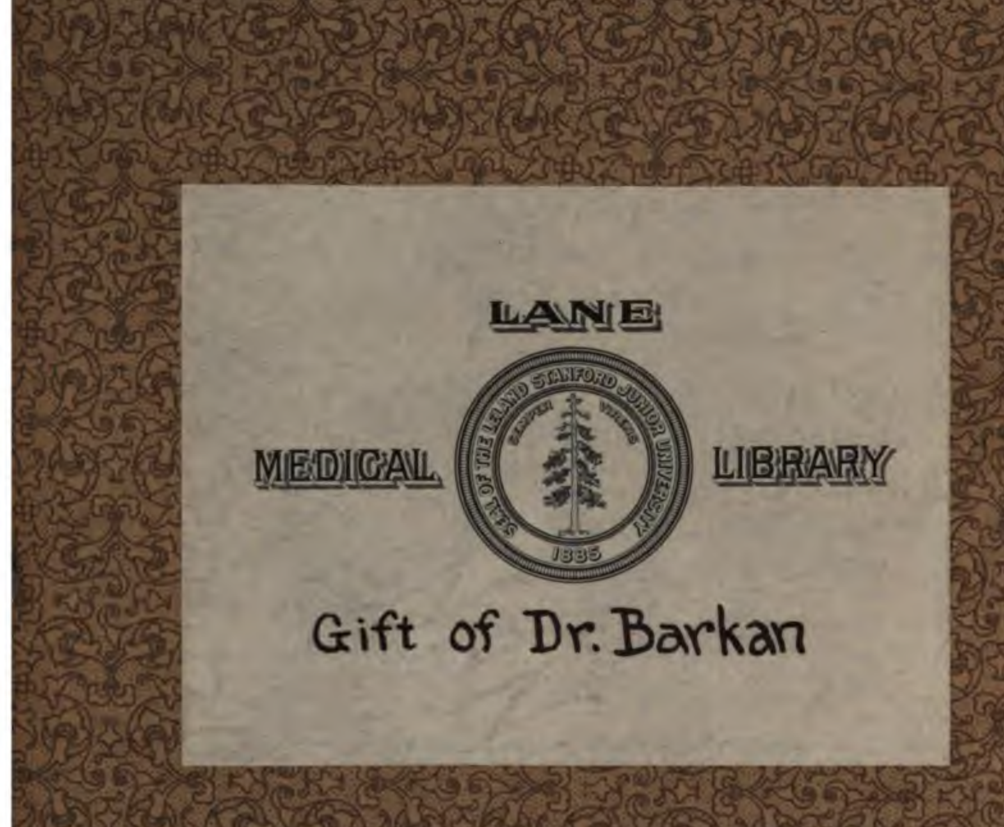
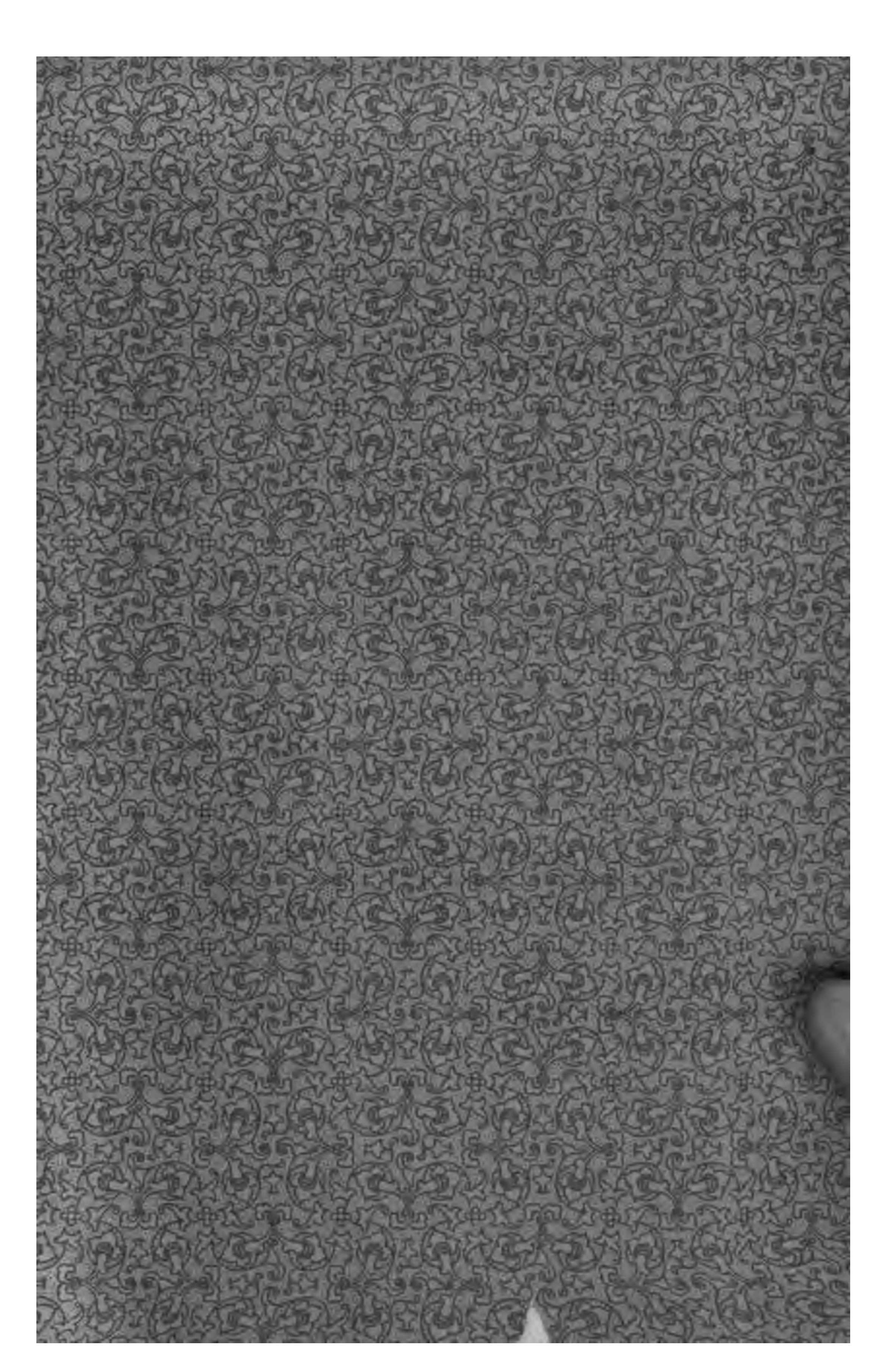



LANE
MEDICAL
LIBRARY
SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
1885
Gift of Dr. Barkan



DAS KIND

IN BRAUCH UND SITTE DER VÖLKER.

Anthropologische Studien

von

DR. H. PLOSS.

Zweite, neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage.

Neue Ausgabe.

ZWEITER BAND.

LEIPZIG.
TH. GRIEBEN'S VERLAG (L. FERNAU)
1884.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

XV. Kapitel: **Körperliche Pflege, Abhärtung und Verweichlichung** . . 1
1. Die Kindespflege vieler Naturvölker 3
2. Die Kindespflege einiger alter Völker 8

XVI. Kapitel: **Das Baden und Waschen des neugeborenen Kindes** . . 10
1. Die erste Reinigung des Neugeborenen 11
2. Fortgesetzte Reinigung 20

XVII. Kapitel: **Das Einhüllen, Wickeln und Kleiden des Kindes** . . . 25
1. Das Kind bleibt ungehüllt und unbekleidet 26
2. Hüllen, Binden und Kleider 28

XVIII. Kapitel: **Das Legen, Tragen, Wiegen, Stehen u. Sitzen des Kindes** 40
1. Das Legen 50
2. Das Tragen 60
3. Das Wiegen 88
4. Das Sitzen 116
5. Das Gehen 120

XIX. Kapitel: **Das Einschläfern** 126
1. Der Kindesschlaf und der Aberglaube 127
2. Wiegen- und Schlummerlieder 128

XX. Kapitel: **Die Ernährung des Kindes** 141
1. Die Mutterbrust 142
2. Dauer des Säugens 167
3. Zur Geschichte des Ammenwesens 175
4. Das Entwöhnen und die künstliche Ernährung 180
5. Der Aberglaube beim Entwöhnen 190

XXI. Kapitel: **Die sympathetische Behandlung des Kindes** 192
1. Sympathetische Behandlung des gesunden Kindes 198
2. Sympathetische Behandlung des kranken Kindes 210
3. Das Zahnen der Kinder und seine Bedeutung 224

XXII. Kapitel: **Arzneiliche Behandlung des Neugeborenen** 230
1. Kinderheilmittel verschiedener Völker 231
2. Deutsche Volksmittel für Kinder 237

XXIII. Kapitel: **Missbildung der Neugeborenen** 241

XXIV. Kapitel: **Der Kindermord und das Aussetzen der Kinder** 243
1. Bei den alten Völkern 245
2. Bei den jetzigen Völkern 250

XXV. Kapitel: **Die Behandlung der Zwillingskinder** 265
1. Zwillingstödtung in Arika 267
2. Günstige Aufnahme der Zwillinge in Afrika 268
3. Behandlung der Zwillinge in Amerika 274
4. Behandlung der Zwillinge in Australien 275

Seite

XXVI. Kapitel: Das Kind und die Muttersprache 275
1. Das Lallen des Kindes 277
2. Wie entstanden die Worte Papa und Mama? 279
3. Volksgebräuchliche Sprachexercitien 285
4. Das Sprechenlernen und der Aberglaube 286
5. Die Bezeichnung Kind und Bube 286

XXVII. Kapitel: Das Kinderspiel und Kinderlied 287
1. Aehnlichkeit der Kinderspiele bei allen Völkern 290
2. Nationaler Charakter im Kinderspiel 296
3. Nachklänge aus alter Zeit im Kinderspiel 308
4. Die Literatur des Kinderspiels 320

XXVIII. Kapitel: Die Erziehung der Kinder 322
1. Pädagogische Bedeutung des Kinderspiels 324
2. „ „ von Schreck und Furcht 326
3. „ „ der Religion 327
4. „ „ der Sagen und Märchen 329
5. „ „ der Räthsel, Sprüche und Lieder . . 331
6. „ „ der Disciplin 331
7. „ „ der Strafen 331
8. Der Aberglaube in der Erziehung 332
9. Das Erziehungswesen bei Naturvölkern 333
10. Das Erziehungswesen bei alten Völkern 345
11. Erziehung bei Germanen 351
12. Erziehung bei Orientalen 354
13. Erziehung bei modernen Culturvölkern 364

XXIX. Kapitel: Kinderfeste und ihre Bedeutung 367
1. Das Osterfest 369
2. Das Maifest 374
3. Das Sommerempfangen 375
4. Sommerfeste 381
5. Das Weihnachtsfest 382
6. Das Neujahrsfest 387
7. Fastnacht 388

XXX. Kapitel: Recht, Stellung und Pflicht des Kindes 390
1. Das Familiensystem 391
2. Andro- und Gynäkokratie 393
3. Germanisches Kinderrecht 396
4. Griechisches und römisches Kinderrecht 400
5. Kinderrecht der Orientalen 402
6. Kinderrecht der Afrikaner 405
7. Kinderrecht der Oceanier 407
8. Kinderrecht der Indianer Amerika's 409
9. Die Adoption 410

XXXI. Kapitel: Der Abschluss der Kinderjahre. Die Mannbarkeit . . . 411
1. Australier 413
2. Oceanier 423
3. Indianer Südamerika's 425
4. Indianer Nordamerika's 429
5. Asiaten 434
6. Afrikaner 437
7. Die alten Mexikaner und Peruaner 440
8. Römer 447
9. Germanen und Deutsche 448

Fünfzehntes Kapitel.

Körperliche Pflege, Abhärtung und Verweichlichung.

Im zarten jugendlichen Alter ist der menschliche Körper völlig auf die sorgfältige mütterliche Pflege angewiesen. Allein er besitzt auch eine Schmiegsamkeit, welche ihm im Verlaufe des gesammten Entwickelungsprocesses gleichsam ein natürliches Anpassungsvermögen gewährt. Man kann bei der Richtung, welche die Pflege des Kindes erhält, diese „Accomodation“ (Anpassung) nach zwei Seiten hin wahrnehmen, indem entweder eine „Gewöhnung“ oder eine „Verwöhnung“ eintritt. Wie der individuelle Entwickelungsprocess, so ist auch der Verlauf der Gewöhnung ein ganz allmäliger, doch muss immerhin schon sehr frühzeitig die Pflege darnach eingerichtet werden, wenn überhaupt das Individuum fähig werden soll, im Ertragen der Unbilden des Klimas und der Witterung, der hohen Grade der Hitze und Kälte, sowie des raschen Temperaturwechsels, in der Ausdauer bei körperlichen Strapazen und Muskelanstrengungen, im ruhigen Abhalten von Schmerz und Pein gefahrlos allen Schädigungen zu widerstehen. Ebenso sehr kann aber andererseits schon sehr früh der Grund gelegt werden zu einer Verwöhnung, die zur Verweichlichung führt, wenn man beim kleinen Kinde durch allzuwarmes Verhalten die Reizbarkeit der Haut für die Einflüsse der Kälte erhöht, wenn man seine Muskelthätigkeit beschränkt und wenn man sein Nervensystem durch Entfernthalten jeden Ungemachs verzärtelt.

Kinder, welche unter Verhältnissen leben, die ihre Entwickelung in jeder Weise begünstigen, müssen ohne Zweifel eine kräftigere und gesundere Organisation von der Natur erhalten, als solche Kinder, die unter allen Umständen fort und fort mit Noth und Entbehrungen ihr Dasein fristen. Von letzteren Individuen gehen viele allerdings schnell zu Grunde, andere werden siech und elend, eine gewisse Anzahl jedoch übersteht die Widerwärtigkeiten; diese sind es auch, welche gleichsam als die festeren Schösslinge am Baume des Lebens zu betrachten sind, und die späterhin die fest am Stamme der Nation anhaftenden, kräftig ausdauernden Aeste bilden. Freilich werden auch neben denselben noch manche Individuen die Folgen

schädigender Einflüsse aus der Jugendzeit bis in das höhere Alter zu tragen haben.

Von der gesunden Beschaffenheit des Stammes hängt aber auch das Befinden und Gedeihen der Sprösslinge ab. Man hat wohl im Allgemeinen gesagt: „Nur eine kräftige Generation kann eine ebenso kräftige hervorbringen.“ Doch ist dies nur insofern wahr, als allerdings sich die constitutionelle Schwäche forterbt, und als gar häufig ein Vater und eine Mutter, welche kaum im Stande sind, den Einflüssen äusserer Verhältnisse ohne Anwendung künstlicher Schutzmittel zu widerstehen, den Sprösslingen eine gleiche schwächliche Constitution mitgeben. Am Kinde zeigen sich dann als Erbtheil recht traurige Erscheinungen: es nimmt in der Regel nur langsam an Körpergewicht zu, das Colorit bleibt blässlich, die Muskulatur zeigt schwache Entwickelung, die Gewebe sind schlaff und eine Reizbarkeit des Nervensystems geht Hand in Hand mit der Neigung zu zahlreichen Erkrankungsformen.

Die grosse Kunst in der richtigen Pflege des Kindes besteht nun darin, überall die richtige Mitte zu halten. Nur selten finden wir, dass bei den Völkern in dieser Beziehung die nationale Erziehung das Richtige trifft. Manche Völkerschaften gingen sogar unter durch unrichtiges Gebahren mit der jungen Generation. Insbesondere ist die Verweichlichung insofern von schädlichster Wirkung für das Fortbestehen eines Volkes, als wir es hier mit einem cumulatorischen Process zu thun haben. Denn eine verweichlichte Generation erzeugt und erzieht wiederum eine weichliche Generation, in deren Nachkommenschaft sich die Schwäche der Constitution fort und fort steigert, so dass die Widerstandskraft der Gesammtbevölkerung bis zum endlichen Unterliegen im Kampfe ums Dasein allmälig abnimmt.

Dagegen kann man ebenso häufig beobachten, dass recht zarte Kinder in ganz allmäliger Weise aus schwächlichen Individuen sich zu kräftigeren entwickeln, sobald man sie in rationellem Sinne verpflegt und erzieht. Dies sind Erfahrungen, die man in allen höher civilisirten Ländern zu machen Gelegenheit hatte; namentlich gingen die Engländer auf Grund der gewonnenen Erkenntniss praktisch vor. Wer in England nur einigermaassen die Mittel dazu hat, sendet seine Familie aus dem Inneren und aus der unreinen Luft der grossen Städte hinweg an die Meeresküste; da sieht man die Kleinen Tage lang in leichter Kleidung sich dem erfrischenden und festigenden Hauche der Seeluft aussetzen und im kalten Wasser mit dem Schlage der Wellen kämpfen. Die günstigen Resultate sind leider noch gar zu wenig in Deutschland gewürdigt worden; denn erst vor Kurzem machte Prof. F. W. Beneke, ein wohlmeinender Arzt, auf den Werth und den günstigen Einfluss aufmerksam, den solche diätetische Maassnahmen und klimatische Einwirkungen auf die schwächliche Constitution jugendlicher Individuen haben. Möchten die deutschen Familienväter solche ernste Mahnung nicht unbeachtet lassen!

Man darf wohl annehmen, dass wie alle geistigen und gemüthlichen Eigenschaften, so auch die Liebe zu den Kindern bei den Völkern ungleich

vertheilt ist. Es giebt Völker, die Alles, was sie umgiebt und auf sie einwirkt, aufs Lebhafteste erfassen und Liebe wie Hass in besonders hohem Grade äussern; sie sind vor Allen der Liebe zu den Kindern zugänglich; bei ihnen aber stehen auch die Mütter in der Gefahr, ihrer Zuneigung und Zärtlichkeit leicht eine Richtung zu geben, welche den Kindern durch Verweichlichung und Verzärtelung schadet. Auf der anderen Seite giebt es Völker, die eine bemerkenswerthe Indolenz zeigen; es giebt sogar einen sehr rohen Stamm, der unfähig ist, zu lachen; nemlich die Weddas auf Ceylon.[1]) Ohne Zweifel kommt eine besondere Tiefe der Liebe zu den Kindern bei solchen Völkerschaften kaum zur Erscheinung, und die Indolenz der Eltern gegen geistige und körperliche Einwirkungen überträgt sich dann auch auf die Kinder.

Mag ferner die Zuneigung und Liebe zu den Kindern im weiblichen Theile der Bevölkerung von der Natur ungleich vertheilt sein — wir finden ja auch bei uns die Mütter ihre Kinder bald mit mehr, bald mit weniger Zartheit, Aufmerksamkeit und Liebeszeichen in sehr verschiedener Weise behandeln — so wird die Härte oder Weichheit des weiblichen Gemüths doch wohl im grossen Ganzen durch die Stellung bedingt, welche die Frauen unter dem Einflusse des in einem Volke herrschenden Culturzustandes einnehmen. Und wie die Mutter, so wird auch der Vater, wenn beide durch die umgebende Natur in ihrer Lebensweise zu einer gewissen Strenge und Härte des Charakters hingedrängt werden, der schliesslich als Nationalcharakter erscheint, dem Kinde eine überaus zarte Sorgfalt in der körperlichen Pflege eben nicht angedeihen zu lassen suchen.

---

1. Die Kindespflege vieler Naturvölker.

Wilde Völker haben in der Regel sogar den Wunsch, die Kinder zu recht kräftigen Menschen zu erziehen. Sie suchen diesem Verlangen freilich bisweilen in einer Weise nachzukommen, welche vielen Kindern schon recht früh das Leben kostet. Die Ueberlebenden, die alle Unbilden ertrugen, zeichnen sich dann durch eine besondere Widerstandskraft aus. Je nach den herrschenden Vorstellungen von der Leistungsfähigkeit, zu welcher die Lebensweise des Volkes das Individuum zwingt, sind jedoch auch bei jeder Völkerschaft die Mittel und Wege zur Abhärtung der Jugend verschieden. Meist wird in rücksichtsloser Weise schon im zartesten Alter das Kind allen Einflüssen rauher Witterung preisgegeben; so gewöhnen sich die Nerven der Haut schon früh an das Ertragen hoher Kältegrade. Der bekannte Naturforscher Georg Steller berichtete von seinen Reisen in Kamtschatka: „Wenn ich im Winter in meinem Bette unter meinen Pelzdecken am Morgen fror, sah ich, dass die

---

1) Virchow, Die Weddas von Ceylon. Berlin 1881. S. 30.

Itelmen, sogar ihre kleinen Kinder, in ihrer Kuklanka, die nicht einmal den Körper vollständig einhüllte, ohne Decken und Betten da lagen und wärmer anzufühlen waren als ich." — Der englische Reisende Kennan erzählt, dass er bei einer Kälte von 32° R. Jakuten, welche am Lena-Flusse in Sibirien nomadisiren, antraf, wie sie nur mit einem langen hemdähnlichen Gewande und einem dünnen Pelz hekleidet, im Freien zusammen sassen und gemüthlich mit einander plauderten: Um solchen Frost fast ohne Schutzmittel ertragen zu können und die Empfindlichkeit der Haut abzustumpfen, muss mit der Abhärtung ohne Zweifel von Anfang an begonnen werden. — Die Tungusen des Kolyma-Gebietes in Sibirien erziehen ihre Kinder sehr nachlässig; auch gewöhnen sie dieselben von frühester Jugend an an die Kälte; Winters lassen sie die fast nackten Kleinen ohne jede Aufsicht vor ihren Behausungen. [1]) Alle Völker werden fast noch überboten von den Feuerländern. Darwin, der sich überzeugte, wie sie bei jedem Wetter in fast gänzlicher Nacktheit ausharren, gewahrte in diesem Zustande eine Frau und theilte hierüber mit: „Es regnete heftig, und das süsse Wasser mit dem Gischt der salzigen Meeresbrandung rann an ihrem Leibe herunter. In einem zweiten Hafen besuchte uns eine andere Frau mit ihrem Kinde, das nur wenige Wochen alt sein konnte, und trieb sich aus lauter Neugierde auf dem Schiffsverdeck herum; dabei hagelte es stark und die Schlossen thauten ihr und ihrem Kleinen auf der Haut."

Die Eskimo-Mütter hingegen behandeln ihre Kinder nach Bessels[2]) zärtlich, ja sogar mit übergrosser Zärtlichkeit; bis zum 7. Jahre wird das Kind von ihnen in der Kapuze auf dem Rücken getragen. So ungleich ist die Weichheit des mütterlichen Gefühls unter den Völkern vertheilt.

Da der Stolz des nordamerikanischen Indianers vorzugsweise darin besteht, dass er die Mühseligkeiten des Lebens, Hunger, Schmerz u. s. w. tapfer aushält, so sucht er die Tugend der Entsagung und einen hohen Grad von Kräftigung des Körpers seinem Kinde bald nach der Geburt zu verschaffen. Bei diesem Bestreben, die armen Kleinen sofort und möglichst schnell abzuhärten, anstatt sie nur allmälig an Ertragung gewisser Einwirkungen zu gewöhnen, gehen natürlich viele derselben zu Grunde. „Beaucoup de petits Indiens," sagt Abbé Domenech, „succombent en bas âge. Leurs parents, pour les endurcir à la souffrance et fortifier leur tempérament, ne leur donnent pas les soins nécessaires. Les intempéries des saisons répandent également parmi ces êtres chétifs un grand nombre de maladies mortelles."

Die Abhärtung des Indianers Nordamerikas beginnt schon bei dem ersten Bade. Im nächsten Kapitel zeigen wir, wie viele Indianerstämme den Neugeborenen kalt baden. Von alten Ansiedlern in Californien wird Folgendes über das Benehmen zweier Indianer-Weiber aus dem Stamme der Nozi erzählt, der heute bis auf wenige Individuen ausgerottet ist.

1) Globus 1881. Bd. 40 No. 8. S. 123.
2) Archiv. f. Anthrop. 1875. Bd. VIII. S. 113.

Die Nozi-Indianer hatten im Sacramento-Thal ein Gemetzel angerichtet, und einige Jäger fingen zwei Weiber des Stammes nach der blutigen That ein; diese versprachen, sie auf die Spur der Mörder zu geleiten. Im Abenddunkel eines schaurigen Winterabends brachen die Amerikaner mit den beiden Frauen — Mutter und Tochter — auf. Es schneite und der Sturm heulte. Ohne des Wetters zu achten, schritten die Indianerinnen rüstig durch den ächzenden Wald. Gegen Mitternacht erreichte der kleine Zug einen Bach, der zum Strom angeschwollen war; ein Uebersetzen im Dunkel der Nacht erschien unmöglich. Während die Jäger aber am Ufer hin- und herliefen und sich gegenseitig im Schneesturm zuriefen, verschwanden die Weiber plötzlich. Alle Rufe nach denselben blieben ohne Antwort. Die Jäger glaubten, die Indianerinnen hätten ihnen einen Streich gespielt, und schon wollten sie umkehren, da vernahm einer von ihnen mitten im Sausen des Windes eine quäkende, wimmernde Kinderstimme. Die Expedition war durch ein neues Mitglied verstärkt worden. Die Männer, welche sich halb erstarrt von der Kälte fühlten, versuchten es, unter einem Felsblock Feuer zu machen, was ihnen nach langen vergeblichen Anstrengungen auch gelang. Sie hofften, die Alte werde nun die Wöchnerin und das Enkelkind zum Feuer bringen, aber die Schamhaftigkeit der Weiber liess das nicht zu, sie blieben im Dunkel. Die Grossmutter nahm das neugeborene Kind und tauchte es wiederholt in den eiskalten Bach. Das Baby ertrug nicht nur die barbarische Behandlung, sondern gedieh später sehr wohl und erhielt zum Andenken an die kalte Winternacht, in der es zur Welt kam, den Namen „Schneeflocke.“ [1]) — In ähnlicher Weise verhalten sich die Indianer-Weiber ganz gewohnheitsgemäss.

Wir wissen, wie oft uns zu verschiedenen Zeiten eine Rückkehr zum Naturzustande in der Erziehung der Kinder, namentlich hinsichtlich der hygieinischen Verhältnisse, anempfohlen wurde. Unter Anderen hat (worauf wir noch zurückkommen) J. J. Rousseau eine Zeit lang grossen Einfluss ausgeübt, so dass beispielsweise in den Familien seiner Anhänger die kleinsten Kinder nur in kaltem Wasser gebadet wurden. Diese und ähnliche Uebertreibungen wurden ebenso wie bei den Wilden auch bei uns vielen Kindern verderblich.

Auf der anderen Seite lassen sich viele Naturvölker zu einem grossen Theile durch ihre Liebe zu den Kindern verleiten, denselben mit einer übertriebenen Zärtlichkeit zu begegnen, Freiheiten zu gewähren und Zugeständnisse zu machen, wodurch wiederum den Kleinen nicht geringer Schaden erwächst. In Samoa und auf anderen Inseln Polynesiens liebt man nach Hood's Bericht die Kinder mit wahrer Affenliebe und führt oft dadurch, dass man ihnen Alles gewährt, was ihnen nicht selten schadet, ihren Tod herbei. Die Kindersterblichkeit ist sowohl auf Tahiti (Bennet, Ellis), als auch auf Hawai (Virgin) sehr gross; dies kommt von der schlechten

1) Powers, Tribes of California; 3. Bd. der „Contributions to North American Ethnology;“ vergl. Elcho in Westermann's Illustr. Monatsh. Juli 1881. S. 502.

Pflege, welche man den Kindern auf den polynesischen Inseln zuwendet. Die dem Tode Entgangenen mögen sich nun auch hier eines besonderen Grades von Abhärtung erfreuen. Auch die Frauen der Eingeborenen in Neuholland, welche ihre Kinder allerdings nur unter höchst kümmerlichen Zuständen zu verpflegen im Stande sind, zeigen sich gegen dieselben äusserst zärtlich. Während die Abiponer in Südamerika nach Dobrizhoffer die schädlichen Einflüsse des Klimas durch sorgfältige Vorkehrungen abzuhalten suchen, wird bei den Coroaden nach Prinz Max von Neuwied das Kind wenig gepflegt.

Bei manchen Naturvölkern, welche die Neugeborenen sofort kalt baden, bedient sich die Mutter der allereinfachsten Methode, den Säugling bei seinem völlig nackten Zustande zu erwärmen; die Andamanesin erwärmt am lodernden Feuer ihre eigene Hand und überfährt dann mit derselben die frierende Haut des Kleinen. Ueberhaupt scheinen diese Mütter das Kind jedesmal, wenn sie es angreifen müssen, mit der kalten Hand nicht gern zu berühren. Die Fidschi-Insulanerin reichte ihrem Säugling die Brust, nachdem sie an einem von der Kindsmagd hingehaltenen Feuerbrand die Hände gewärmt und ihre Brüste gerieben hatte.[1])

Welcher barbarischen Strafen sich bisweilen manche Völker ganz gewohnheitsgemäss als Erziehungsmittel für ihre Kinder bedienen, lässt sich bei der grossen Mannigfaltigkeit des thatsächlichen Materials kaum eingehend besprechen. Als ein originelles pädagogisches Hausmittel möchten wir nur anführen, dass im indischen Madras von den Müttern unartigen Sprösslingen die Augen mit Pfeffer eingerieben werden, weil sie die Kinder dadurch folgsam machen wollen. Nebenher sind sie auch der eigenthümlichen Ansicht, dass solches Einreiben die Sehkraft schärfe und überhaupt ganz erspriesslich sei. Man hält diese Prozedur für eine gute Methode zur Kräftigung des Sehorgans.

Körperliche Strafen werden bei den Neuseeländern (nach Hochstetter) von den Eltern nur selten bei ihren Kindern angewendet; nicht selten trägt und wartet der Vater das Kind, wenn die Mutter anderweit beschäftigt ist (nach Polack); sehr zärtlich werden indess die Kinder nicht behandelt (nach Brown). Ist ein Knabe acht Tage alt, so wird er in einen Fluss getaucht, indem man die Götter anruft, dass sie ihn stark und mannhaft machen (nach Polack). — In Tahiti ist die Liebe der Eltern zu ihrern Kindern nicht gering, wie überhaupt in Melanesien; auf den Loyalitäts-Inseln und den Hebriden straft man sie niemals (nach Cheyne und Turner). In Tahiti lernen die Kinder, wie auf Neuseeland, eher schwimmen als gehen. Sobald auf den Salomo-Inseln das Kind einigermaassen laufen kann, wird es mit zur Jagd und zum Fischfang genommen.[2]) — Auf Celebes werden bei den Bugis die Kinder im 5. Jahr, damit sie nicht verweichlicht werden, zu einem Freund gegeben.

---

1) Dr. Buchner, Reise im Stillen Ocean. S. 268.
2) M. Eckardt, Globus 1881. Bd. 39. S. 365.

Interessant ist, in welcher Weise sich bei der wilden Bevölkerung der Andamanen-J., die sich mit Jagd und Fischerei beschäftigt, die kleinen Kinder benehmen. Während die Mädchen mit Handnetzen die Korallenriffe und Sümpfe absuchen, um kleine Fische einzufangen, pflegen die kleinen Knaben im Walde die Bienenschwärme auszuspioniren und mittels Feuer zu vertreiben; ebenso gehört das Holzsammeln zu ihrer regelmässigen Beschäftigung. Bogen und Pfeile sind die einzigen Waffen der Andamanesen, und die Knaben üben sich bereits vom zehnten Jahre an im Gebrauche kleinerer Bogen und erlangen oft eine grosse Fertigkeit im Schiessen. Da diese Menschen nackt gehen und viel durch den dornigen Urwald streifen, so müssen sie, um ihre Gliedmaassen einigermaassen vor den Verwundungen durch Dornen zu schützen, ein Mittel anwenden: sie schneiden in die Haut eine Menge kleiner Wunden dicht neben einander ein, welche, sobald sie heilen, harte Narben bilden, und in dieser Weise bereiten sich die Knaben, welche Jahre lang diese Operation an sich vollziehen lassen, für ihre späteren Strapazen vor.[1])

Das Tropenklima ist der Entwickelung in den Kinderjahren günstig, und die Sterblichkeit im zarten Lebensalter zeigt sich im Allgemeinen um so geringer, je milder das Klima der betreffenden Länder ist. Die Kinder der Malayen entwickeln sich in der Regel bald und lernen frühzeitig laufen. Im Uebrigen bleiben sie sich selbst überlassen, gehen nackt und brauchen gegen Kälte nicht geschützt zu werden. Allein manche Völker der heissen Gegenden Afrika's, z. B. die Nilvölker in Sennaar, behandeln die Kinder zwar nicht gerade lieblos, doch lassen sie denselben immerhin gar zu wenig Pflege angedeihen; in Folge dessen sind nach R. Hartmann in den Nilländern die Kinder vielen Krankheiten (Diarrhöen etc.) ausgesetzt.

Die allgemeine Lebensweise eines Volkes ist freilich immer maassgebend. So sagt Krebel von den Kalmücken: „Die Abhärtung ihres Körpers von frühester Jugend an müsste sie mehr gegen Krankheiten schützen, wären sie nicht durch Lebensweise und Wohnung den nachtheiligsten Einflüssen und der Witterung blossgegeben."

Bekanntlich werden im Orient die im Harem erzogenen Kinder in vieler Hinsicht verweichlicht, doch erklärt der Arzt Oppenheim die Behandlung der Neugeborenen in der Türkei für sehr zweckmässig.

Bei einigen Völkern zeigt schon das Kind gleichsam durch eine natürliche Anlage einen gewissen Grad von Unempfindlichkeit, die nicht erst anerzogen zu sein scheint; wenigstens kommen dort minder laute Schmerzensäusserungen der Kinder vor: Chinesische Kinder schreien nicht, wenn sie auch heftig fallen; dies hebt Dr. Kuntze, der es beobachtete, als „echt chinesisch" hervor.[2])

Hinsichtlich der möglichst rapiden Abhärtungs- und Erziehungs-Methode

1) Ad. de Röpstorff in Zeitschr. der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. 1879. XIV. I. S. 10
2) Dr. Kuntze, „Um die Erde." Leipzig 1881. S. 176.

leisten einige Volksstämme Südamerika's Erstaunliches. Wenn die Kinder der halbwilden Hirten spanischer Abkunft acht Tage alt sind, so nimmt sie ihr Vater oder ein älterer Bruder auf den Arm, setzt sich mit ihnen zu Pferde und jagt so lange im Felde herum, bis das Kind anfängt zu weinen, worauf sie es der Mutter zurückbringen, die ihm zu trinken gibt. Diese Spazierritte werden, wie v. Azara beobachtete, fast täglich und so lange wiederholt, bis das Kind im Stande ist, auf alten und ruhigen Pferden ganz allein zu reiten.

---

2. Die Kindespflege einiger alter Völker.

Die Pflege, welche unsere Vorfahren, die Germanen, ihren Kindern gewährten, war eine harte und gewiss dazu angethan, sie zu einem kräftigen Geschlecht heranzubilden. Bei der Geburt wurden die Kinder in kaltes Wasser getaucht. Man erzog sie streng und mässig. Alle lernten von Jugend auf schwimmen, ringen, Kälte und Hitze ertragen. Alle körperlichen Uebungen wurden neben der Jagd und den Waffenspielen getrieben. Die Kinder der Freien und der Knechte wuchsen untereinander auf, halb nackt und schmutzig mit dem Vieh. Die römischen Schriftsteller, welche die Gewohnheiten der germanischen Völker schildern, nahmen Gelegenheit, dieselben der verweichlichten Bevölkerung Roms als Muster vorzuführen. So lehrten auch die altrömischen Aerzte, das kleine Kind nicht allzusehr zu verzärteln. Allerdings wollten Galen u. A. die germanische Sitte, Neugeborene sofort im kalten Flusse zu baden, keineswegs empfehlen. Allein unter Andern wünscht der Arzt Soranus, welcher eines der ersten Hebammenlehrbücher (in griechischer Sprache) schrieb, dass das Kind zeitig an Alles gewöhnt werden soll, an Wärme, Kälte, Wasser, Wein.

In Rom nahm trotz dieser mahnenden Stimme mit dem überwiegenden Luxus auch immer mehr die Sitte zu, die jugendlichen Körper schon früh zu verweichlichen; und so musste schliesslich die mächtige Roma den wiederholten Angriffen der anstürmenden germanischen Völkerschaften erliegen.

Noch lange hielten die Deutschen an ihren alten guten und einfachen Sitten, auch an der gewohnten härteren Kindespflege fest. Doch nach und nach kam namentlich unter den Vornehmeren mit dem steigenden Luxus im Mittelalter die Unsitte auf, die Kinder schon im jugendlichen Alter zu verwöhnen. Ausser den Ammen hielten in Deutschland während des 15. Jahrhunderts die Reichen noch eine ganze Schaar von Frauen und Mägden, das Kind zu pflegen und vor allem Schaden zu hüten.[1]) Die Folge war Verzärtelung. Man gab dem Kinde auch mehr zu essen, als ihm gut war. Der Franziskaner Berthold tadelt dies Verfahren in folgenden Worten: „Da macht dem Kinde seine Schwester ein Müslein und streicht ihm

1) Gudrun, 23. 198. — Lanzel. 93. — Weinhold, „Die deutschen Frauen." S. 80.

ein wenig ein. So ist sein Magen klein und ist schier voll geworden. Da kommt die Mume und thut ihm ein wie die erste und kehrt sich nicht daran, dass das Kind weint und sich sträubt."

Die Hellenen suchten ihre Kinder zu recht gesunden und kräftigen Individuen zu machen, doch herrschten bei ihnen zwei verschiedene Systeme der Pflege und Erziehung. In Athen war es zugleich die Aufgabe, das Schöne und Gute im Menschen zu erwecken; in Sparta galt die Abhärtung als Ideal. In ganz Griechenland war die Gymnastik hoch ausgebildet und man erzielte mit ihr die herrlichsten Erfolge. „Der Hellene", sagt O. H. Jäger[1]), „erreichte immerhin durch seine Gymnastik, welche mit ätzender kunstschöpfender Kraft alle Körperanlagen läuternd durchquoll und harmonisch neu schuf, einen gewissen, für alle anderen Zeiten und Völker unendlich hohen Grad vollkommner, edelschöner und sittlicher Bildung und steht in dieser Hinsicht vor uns als Ideal." Eine besondere Richtung aber erhielt die Pflege und Erziehung des Kindes in Sparta durch den Gesetzgeber Lykurgos (geb. 926 v. Chr.), der in der Gewöhnung das Hauptmittel der sittlichen Erkräftigung des Bürgers und eben damit die sicherste Bürgschaft für den Bestand des Staates erkannte. Hier wurde das neugeborene Kind vor allem untersucht, ob seine körperliche Beschaffenheit Hoffnung gebe, aus ihm einen tüchtigen Krieger machen zu hönnen, und, wenn es durch Missgestalt und Schwächlichkeit hierzu untauglich erschien, in die Abgründe des Taygetus geworfen. Bis zum siebenten Jahre wurde der Knabe zu Hause vorzugsweise von der Mutter erzogen, doch nahm auch der Vater sein Knäblein mit zum gemeinsamen Essen der Männer, wo es neben ihm auf einem Sessel sitzend, eine halbe Portion sehr einfacher Suppe bekam. Grundsatz war es, dem Kinde möglichste Freiheit zu lassen und es vor Furchtsamkeit und Verzärtelung zu bewahren. Daher wurden die Säuglinge nicht gewickelt, und gewöhnt, im Dunkeln allein zu sein. Das Schreien suchte man möglichst zu verhüten, weil es für den Spartaner überhaupt eine Schande war, seinen Schmerz durch Schreien kund zu geben. Die Knaben gingen leicht bekleidet und barfuss, sie mussten täglich im Fluss baden; ihr Nachtlager war hart, das Essen sparsam, und Strapazen, selbst Geiselhiebe mussten sie still ertragen.

Die alten Peruaner verwendeten äusserst wenig Sorgfalt auf die Pflege ihrer Kinder; es gab in dieser Hinsicht keinen Unterschied zwischen arm und reich. Sie badeten die Kinder kalt und gaben ihnen keine Hüllen während der ersten drei Monate, um sie abzuhärten.[2])

Weiteres über die hierhin gehörenden Volkssitten findet man in den folgenden Kapiteln, insbesondere auch in der Abtheilung: „Die Erziehung der Kinder," sowie im Kapitel „Abschluss der Kinderjahre," indem mit der Mannbarkeitserklärung häufig eine Prüfung über die Abhärtung und Ertragungsfähigkeit des jungen Menschen verbunden ist.

---

1) „Die Gymnastik der Hellenen etc." 2. Ausgabe. Esslingen 1857. S. 87.
2) Picard, Cérém. et coutumes rélig. Amsterdam. 1723. T. I., p. 205.

Sechzehntes Kapitel.

Das Baden und Waschen des neugeborenen Kindes.

Das Reinigen des Kindes unmittelbar nach seiner Geburt ist eine für sein körperliches Wohl so nothwendige, so leicht als dringlich zu erkennende Angelegenheit, dass man sich bei fast allen Völkern keineswegs der Aufgabe entzieht, die Haut des Kindes durch Baden und Waschen sofort von den auflagernden schleimigen Stoffen zu befreien. Allein es gibt in dieser Beziehung auch Ausnahmen; so wird bei den Völkern in der persischen Provinz Gilan am kaspischen Meere das Kind niemals gebadet, weder sogleich nach der Geburt, noch auch später (Häntzsche). Und gerade im Orient, wo doch die Wärme des Klima's die Menschen auf die Hautpflege ganz von selbst hinzuweisen scheint, ist eine gleiche Vernachlässigung der Pflege des Kindes nach dieser Richtung hin vielfach bemerklich. Namentlich ist in Aegypten die absolute Unreinlichkeit, in welcher die Fellah-Kinder gehalten werden, für die letzteren höchst verderblich: sie werden bis zum dritten Jahr aus Vorurtheil nicht einmal gewaschen.[1]) Das neugeborene Basuto-Kind wird statt gebadet zu werden, von Kopf bis zu den Füssen tüchtig mit Fett bestrichen.[2]) Auch in Kabylien wird das neugeborene Kind nicht gebadet, man reibt es lediglich an den Gelenken ein.[3]) In Kamtschatka wird das Neugeborene mit Werg gereinigt (Steller). Die Apatches-Indianerin am Rio Coloredo (Nordamerika) bepudert das Neugeborene statt der ersten Wäsche mit trockenem Sande.[4]) Bei den Patagoniern wird das Kind kurz nach der Geburt mit feuchtem Gyps beschmiert (Musters). Auf Neuseeland werden von den Maori die Neugeborenen lediglich trocken abgerieben mit einem alten Stück Opossum-Wolle oder mit einer Windel; sie baden oder waschen dieselben nicht; so werden die Kinder fortgesetzt nur abgewischt, nicht gewaschen, bis der Nabel trocken abfällt.[5])

Bei den rohesten Völkern besorgt die erste Reinigung des Kindes meist die Mutter selbst; sie hat und braucht überhaupt keinen Beistand. Bei minder rohen Völkerschaften übernehmen das Geschäft zunächst die hülfeleistenden Personen. Jene Naturvölker, wie die Samoa- oder Sandwich-Insulaner, die Wilden in Brasilien, die eingeborenen Stämme in der asiatischen Türkei (P. Eram) baden das neugeborene Kind sogleich im nächsten Bache; die

1) Wiener Medicinalhalle. 1864. No. 33. S. 346.
2) Chr. Stech in: „Daheim." 1879. 24. S. 382.
3) Dr. L. Leclerc, Une mission méd. en Kabylie. Paris 1865.
4) O. Schmitz, Archiv f. Anatomie, III. 1869. 338.
5) Hooker (nach Morton u. A.) im Journ. of the Ethnolog. Soc. of London. 1869. S. 72.

Koloschen in Nordamerika und die Patagonier in Südamerika, auch noch viele andere auf gleich niedriger Kulturstufe stehende Völker baden das Neugeborene, sobald sie nicht an fliessendem Wasser wohnen, in irgend welchem kalten süssen Wasser. Die Eingeborenen der Sandwich-Inseln wuschen, wie Cook berichtet, das neugeborene Kind mit Meerwasser.

Im Hinblick auf diese Gebräuche der Urvölker lehrte bekanntlich Rousseau, gewissermaassen durch Nachahmung derselben eine Rückkehr zum Naturzustande zu erzielen und eine Abhärtung der Kinder schon von frühester Jugend an zu beginnen. Der Kupferstich von Rousseau's „Emile" stellt die Thetis dar, wie sie den neugeborenen Achilles im eiskalten Styx badet. Allein ebenso bekannt ist auch, dass durch diese, anfangs wirklich von Vielen befolgte Methode Rousseau's ausserordentlich viele Kinder ihr Leben eingebüsst haben; es konnten nur wenige derselben die plötzliche Erkältung der Haut ertragen.

In ganz ähnlicher Weise, wie zu Rousseau's Zeit das civilisirte Frankreich sich verleiten liess, zum Theil die Sitten der Wilden für nachahmungswerth zu halten, hatten auch zu Galen's, jenes berühmten römischen Arztes, Zeit die verweichlichten Römer die Sitte der rohen Deutschen adoptirt, die neugeborenen Kinder sofort kalt zu baden. Allein Galen[1]) eiferte heftig gegen diesen Brauch: „Kommt ein solches Kind," sagt er, „mit dem Leben davon, so mag das ein Beweis für die Stärke seiner Natur sein und diese dadurch noch einen Zuwachs erhalten. Aber welcher vernünftige Mensch, der kein Wilder oder Skythe ist, wird mit seinem Kinde einen solchen Versuch wagen, der, wenn er misslingt, nichts Geringeres als dessen Tod zur Folge hat, und wenn er gelingt, keine grossen Vortheile bringt?"

Von gleich falschen Grundsätzen, wie Rousseau, ging auch der englische Philosoph Locke aus; und der englische Arzt Floyer steigerte dessen Irrthum, indem er das kalte Baden der Kinder energisch befahl. Ebenso vertheidigten Raulin,[2]) Cullen, Venel u. A. die kalten Bäder von 32° Fahrenheit (0° R.). Jetzt ist man fast allgemein wieder zu den warmen oder mindestens lauwarmen Bädern zurückgekehrt und gewährt mit denselben den Kindern die grösste Wohlthat.

---

1. Die erste Reinigung des Neugeborenen.

Man sollte meinen, dass, wenn nicht der Instinkt, doch die einfachste Naturbeobachtung der Urvölker zur Anwendung lauwarmer Bäder hinweisen muss, um den sogenannten Käseschleim von der Haut des Kindes zu beseitigen. Denn Jedem zeigt die Erfahrung, dass warmes Wasser schleimige

1) De sanitate tuenda, lib. I. cap. 10 sagt Galen: „Die Germanen haben eine gänzlich zu missbilligende Kindespflege. Wie könnte es Einem, der bei uns lebt, einfallen, ein eben geborenes, vom Uterus noch heisses Kind an einen Fluss zu tragen, in kaltes Wasser zu tauchen, in Lebensgefahr zu bringen und gleichzeitig kräftigen zu wollen?"

2) Raulin, Traité de la conservation des enfants. T. III.

Stoffe schneller und leichter auflöst und fortnimmt, als kaltes, dass aber auch der Wärmegrad, unter dem bis dahin das noch nicht geborene Kind verweilte, dem letzteren auch fernerhin angemessener sein muss, als ein weit niedrigerer. Allein solche Betrachtungen scheinen die meisten Urvölker gar nicht zu beschäftigen, denn sie halten diese Pflege der Haut des Kindes durch ein der Körpertemperatur desselben entsprechendes Wasser nicht für nöthig. Fast nirgends wird unter ihnen beim ersten Bade Rücksicht auf die Temperatur des Wassers genommen. Manche dieser Völker ziehen sogar das kalte Wasser dem warmen ausdrücklich deshalb vor, weil sie dadurch das Kind „kräftiger" zu machen suchen. Die Ureinwohner Italiens, Deutschlands und Englands tauchten das neugeborene Kind in kaltes Wasser oder wälzten es im Schnee, wie noch heute die Lappen und Sibirier. Soranus, ein altrömischer Arzt, berichtet in seinem Hebammenbuche, dass Germanen, Skythen und viele Griechen nach vollzogener Abnabelung die Kinder in kaltes Wasser tauchten, um sie zu stärken, und diejenigen, welche dies nicht ertragen hatten, des Lebens unwürdig erachteten (Andere badeten zu Soranus' Zeit die Kinder im Urin eines gesunden Kindes). In der asiatischen Türkei sah der französische Arzt P. Eram[1]) auf seiner Reise am Ufer eines Baches eine Frau mit der Wäsche beschäftigt; als er hinzutrat, fand er, dass sie ein kleines Kind badete; da er sein Erstaunen über diese Behandlung des Kindes mit zu kaltem Wasser ausdrückte, erzählte ihm die Frau mit grosser Ruhe, dass sie soeben geboren habe, und dass sie gewöhnlich die Neugeborenen zunächst in den Fluss tauchen, um sie stark und kräftig zu machen, denn ohne dieses Abhärtungsmittel würden die Menschen schwach bleiben. Diese Frau gehörte einem wilden Volksstamme an, der, wie Eram sagt, „ohne Religion, ohne Gesetz und fast ohne Wohnung lebt." Wenn die Ostjaken-Frau ihr Kind auf der Reise im Winter geboren hat, so verscharrt sie es, wie Joh. Bernh. Müller angiebt, alsbald im Schnee, damit es hart und der Kälte gewohnt werde, bis es anfängt zu weinen; alsdann steckt sie es in den Busen und setzt mit den Ihrigen ihren Weg fort. Auch andere Beobachter[2]) führen an, dass das neugeborene Ostjaken-Kind häufig in den Schnee eingegraben wird, um es gleichsam mit der Strenge des sibirischen Winters bekannt zu machen; nach diesem Schneebad werden die Kinder mit kaltem Wasser abgewaschen. Die Frauen der nordamerikanischen Wilden tauchen nach H. Bancroft's Bericht ihre schreienden Säuglinge unter Wasser, „um sie zu beruhigen," was namentlich im Winter unter dem aufgehackten Eise sich als „sehr wirksam" erweist.

Mit der Durchblätterung der Reiseberichte würde die Liste der Völker, deren Kinder in ganz ähnlicher Weise behandelt werden, zu einer bedeutenden Länge wachsen. Wir wollen nur einige derselben als die Vertreter der übrigen anführen. Die ohne alle Hülfe niederkommende Negrita auf den

1) Quelques considérations pratiques sur les accouchements en Orient. Paris 1860.
2) Das Ausland. 1865. No. 22. S. 520.

Philippinen stürzt sich mit ihrem Kinde auf dem Arme unmittelbar nach der Geburt in den nächsten Fluss (Dr. Mallat). Bei den Andamanesen wird das Neugeborene in der See oder im Seewasser gewaschen (Jagor). Auch die Kafferfrauen waschen sich und ihr Kind alsbald nach der Entbindung im nächsten Bache oder Flusse (Purchas); die Bewohnerinnen der westindischen Insel Bouro oder Buero thun dasselbe.[1]) Ebenso waschen die Schangallas-Frauen in Afrika nach der Entbindung sich und das Kind blos mit kaltem Wasser.[2]) Von den nordamerikanischen Indianern heisst es[3]): „Aussitôt qu'une sauvagesse est accouchée, elle prend elle-même son enfant, va le laver à la rivière ou dans un lac, aussitôt qu'il a vu le jour, et cela l'hiver comme l'été, quelque rigoureux que soit le froid, qui est quelquefois jusqu'à 27 dégrés au dessous du terme de la glace. Il ne paroit, que l'enfant souffre d'être lavé en naissant dans eau glacée. Nous avons beaucoup de Canadiennes et d'Acadiennes, qui accouchent bien comme les sauvagesses, mais qui ne vont point laver leurs enfants à l'eau glacée." Dierville[4]) aber sagt von den Frauen in Acadien: „Ihr Kind wird sogleich in kaltem Wasser gebadet." Bei den Ranqueles-Indianern in Argentinien werden nach der Geburt Mutter und Kind, Sommer wie Winter, im nahen Wasser gebadet.[5])

Es ist vielleicht die Absicht dieser Urvölker, die Neugeborenen sofort durch Eintauchen in ganz kaltes Wasser zum kräftigen Einathmen anzuregen, wie man ja auch bei uns bei Scheintod der Neugeborenen letztere mit kaltem Wasser bespritzt oder übergiesst, um reflectorische Athembewegungen durch dieses Reizmittel zu erzielen. Wenn die Maori-Frau auf Neuseeland sogleich nach der Geburt an den Bach geht, um sich und das Kind dort zu waschen, so sagt hierüber Dr. Tuke[6]) ganz richtig: „The immersion in cold water almost ensures inspiration in a viable child." Die Lappen waschen die neugeborenen Kinder zuerst mit kaltem Wasser oder Schnee, bis sie kaum mehr Athem holen können. Nachdem das Kind ein wenig wieder zu sich gekommen ist, taucht man es auf's Neue unter Wasser; nur darf der Kopf des Kindes nicht mit in das Wasser kommen, bis es getauft ist. Nach anderen Berichten stecken sie das Kind in einen Kessel mit warmem Wasser, doch auch ohne den Kopf mit einzutauchen.[7]) Das Nayer-Kind in Indien (Malabar) wird sofort nach der Geburt in warmem Wasser gebadet. Dagegen ist es in vielen Hindu-Kasten Sitte, das Neugeborene alsbald mit kaltem Wasser zu begiessen, um die Seele, die seit ihrer letzten Existenz in einem Zustande träumerischer Beschaulichkeit verharrte, zum Bewusstsein zu bringen, dass sie eine neue Periode der Prüfungen in der Körperwelt durchzu-

---

1) John Nieuhoff, Voyages and travels into Brasil etc. London 1704. Vol. II.
2) J. Bruce, Reisen in das Innere von Afrika, übers. v. Cuhn, 1791. II. 426.
3) Unzer, Diss. Lips. 1771. S. 34.
4) Unzer, daselbst S. 35.
5) Wien in Bericht der Anthropol. Gesellsch. zu Berlin. 1881. S. 175.
6) Edinburgh medic. Journ. 1864. 104. S. 726.
7) J. Schefferi, Lappland. S. 336.

machen hat.[1]) Bei den Vedas, einer südindischen Sclavenkaste, wird das Kind sofort nach der Geburt in kaltem Wasser gewaschen.[2])

Die Art und Weise, wie überhaupt unter den Naturvölkern die Hautpflege der Neugeborenen besorgt wird, ist eine höchst mannigfache, keineswegs auf ein allgemeines Schema zurückzuführen. Die Völker befolgen in dieser Beziehung sehr differente Grundsätze. Auf Kusaie, einer der Carolinen-Inseln im Stillen Ocean, werden die Neugeborenen sofort nach der Geburt mit einem Schwamme gewaschen und bald nachher schon von der Mutter in fliessendem Wasser gebadet.[3]) In Australien scheinen die verschiedenen Stämme der Eingeborenen auch verschiedene Methoden zu befolgen. Nach den Beobachtungen eines Berichterstatters werden die Kinder mit warmem Wasser unmittelbar nach der Geburt gewaschen; dies war früher jedoch nicht immer der Fall; auch wäscht man es mit Wasser und der gummigen Substanz, welche im Flachs (rito) ist, worauf man es in Blätter der Patete-, Raurekan- oder Mouku-Pflanze einhüllt; wenn die Haut wieder trocken geworden, so nimmt man das Kind aus der Blätterhülle heraus. Ein anderer, wohl mit anderen Stämmen bekannter Beobachter gibt an: In Australien wird von der eingeborenen Frau das in der kalten Jahreszeit geborene Kind von seiner Mutter mehrere Wochen lang ohne gebadet zu werden in den Kleidern umhergetragen, und während des ganzen Winters hält man es in einem schmutzigen, von Menschen überfüllten Raume umschlossen und ohne Zutritt der freien Luft; die im Sommer geborenen Kinder hingegen werden alsbald in das kalte Wasser eines Flusses eingetaucht, ihr Mund und die Nasenlöcher von Schleim gereinigt, dann reibt die Mutter mit der Fläche ihrer Hände die Glieder des Kindes, um sie wieder zu erwärmen: diese erste Taufe nennt man Toto.[4]) Unter den Sepoys auf der Gruppe der Andamanen-Inseln bei Ostindien wird das Neugeborene in kaltes süsses Wasser getaucht und sein nasser Leib mit der über dem Feuer erwärmten Hand schnell und sanft abgetrocknet (nach Dr. v. Liebig und Dr. Helfer's Berichten); dasselbe thun die Mincopies, die gleichfalls auf den Andamanen wohnen.[5]) Das Neugeborene wird bei den Etas, den ins Innere der Philippinen zurückgedrängten Negritos, mit Wasser gewaschen, das an der Sonne gestanden hat.[6])

Auch die Zeit, in welcher man zum ersten Reinigungsbad schreitet, ist bei den Völkern recht verschieden. Die Reinigung des neugeborenen Kindes geschieht bei den Süd-Arabern erst zwei Stunden nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben; so lange bleiben sie in ein Tuch gewickelt liegen. Man nimmt laues Wasser dazu. Auch die in Ostafrika lebenden Völker, die Somal, Wakamba, Wanika, Wakikuyu waschen das Kind mit Wasser

1) Jagor in den Berichten der Berliner Anthropol. Gesellsch. 1878.
2) Jagor daselbst. 1879. S. 168.
3) Gulik, Nautical Magazine. 1862. 180.
4) Hooker, Journ. of the Ethnolog. Soc. of London. 1869. S. 70 und 72.
5) Das Ausland. 1863. S. 869.
6) Dr. A. Schadenberg, Zeitschr. f. Ethnol. 1880. S. 135.

ab und salben es — die Wakikuyu sogleich, die anderen nach einigen Stunden oder (Masai) Tagen — mit frischer Butter.[1]) Die Japaner waschen das Kind alsbald nach der Geburt; die Hindus erst am zweiten Tage, nachdem sie es an der Sonne getrocknet haben. In Südindien wird das Kind unmittelbar, nachdem der Nabelstrang durchschnitten ist, mit lauem Wasser gewaschen; am dritten Tage wird es am ganzen Körper mit süssem Oel eingerieben und in warmem Wasser gebadet, das mit Knoblauch versetzt ist.[2]) Die Chinesen waschen und baden das Kind erst am dritten Tage, nachdem es zuvor trocken abgewischt wurde. Das Kind wird bei den Mongolen, wie Vambéry nach v. Baliut angibt, nicht gleich nach der Geburt gewaschen, sondern erst nach einigen Tagen, wenn der Nabel bereits verwachsen ist; zu dieser feierlichen, mit der Namengebung verbundenen Waschung wird ein Lama, d. i. Priester, gerufen, der das Geschäft unter Gebeten verrichtet. Wenn bei den Maloresen, einem Papua-Stamme auf Neu-Guinea, das Kind einige Tage alt geworden ist, so wird es an einen der am Strande ausgegrabenen Brunnen geführt und mit Wasser begossen; an Essen und Pinang fehlt es dabei nicht für die ganze weibliche Verwandtschaft; es ist dies nach A. B. Meyer ein Fest, um das Abfallen der Nabelschnur zu feiern.

Unter sonst ähnlichen Umständen und Verhältnissen ist ferner der Temperaturgrad des Wassers zum ersten Bade sehr different: Bei den Persern badet man nach Dr. Polak das Kind mit lauem Wasser, während die reichen und vornehmen Türkinnen nach Dr. Eram ihre Kinder in heissem Wasser baden. In Russland (St. Petersburg) wird das Kind, nachdem es abgenabelt ist, in Tücher eingeschlagen und einfach auf dem Bette liegen gelassen. Dann geht man daran, die Badestube einzuheizen, worüber oft viele Stunden vergehen. In der schlecht gebauten, zugigen Badestube wird das Kind auf die allerprimitivste Weise abgewaschen und häufig genug zu Tode erkältet oder wiederum mit zu heissem Wasser förmlich abgebrüht.[3])

Es gibt ferner gewisse Zusätze und Beimischungen zum Wasser, sowie anderwärts bestimmte Ersatzmittel für das Wasser, die gewissermaassen national sind. Die in Rom herrschende Sitte, die Kinder mit Wein zu waschen, verwarf der Arzt Soranus in dem von ihm geschriebenen Lehrbuche der Geburtshilfe, da der Wein, wie er sagt, zu Ausdünstungen und langem Schlaf führe; auch tadelt er, die Kinder mit dem Urin eines geschlechtsunreifen Knaben zu waschen, weil er übel rieche; desgleichen missbilligt er das Abreiben der Haut des Kindes mit dem Pulver getrockneter Myrthenblätter und der Galläpfel, deren Verwendung auch Galen tadelt. Nach Angabe der altindischen Aerzte wurden die Kinder reicher Leute in Wasser gebadet, in welchem vorher Gold und Silber abgekocht wurde. Während die Lacedämonier die Neugeborenen mit Wein wuschen, wird das Kind bei

1) Hildebrandt, Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 390.
2) Dr. Shortt, Edinb. med. Journ. 1864. Dec. 554.
3) Dr. Reimer in: St. Petersburger medic. Wochenschr. 1878. 50. S. 411.

vielen Völkern regelmässig mit Salzwasser gewaschen oder gebadet. Schon die Juden des alten Testamentes wuschen oder rieben die Neugeborenen mit Salz ein (Hesekiel 16, 4): „So hat man dich auch mit Wasser nicht gebadet, dass du sauber würdest, noch mit Salz gerieben.“ Das Unterlassen dieses Badens und Einreibens mit Salz wurde demnach für eine arge Vernachlässigung gehalten. Dies thaten auch noch die Juden zur Zeit des Talmud;[1]) schliesslich waschen noch die jetzigen Juden das Neugeborene mit Kochsalz. — Im alten Rom, wo das neugeborene Kind entweder von der Hebamme oder vom Vater gewaschen wurde, hat der Arzt Soranus[2]) empfohlen, das Kind in warmem, mit Salz vermischtem Wasser zu baden. Ein anderer römischer Arzt Moschion liess ebenfalls die Kinder mit Salz und „Nitrum“ (d. i. Soda) in Pulverform bestreuen, doch auch mit Honig und Oel einreiben. Galen, welcher, wie wir schon anführten, das in Rom herrschende kalte Baden verwirft, gibt den Rath,[3]) das Neugeborene mit etwas Salz zu bestreuen, mit Oel abzureiben und in reinem, warmem Wasser zu baden. — Auch unter den alten Arabern wurden, wie ihre Aerzte, z. B. Avicenna, berichten, die Kinder mit Salz abgerieben.

Noch heute ist der Gebrauch, bei der ersten Reinigung des Kindes Salz anzuwenden, über den ganzen Orient verbreitet. Bei den Georgiern und Armeniern, bei welchen nach H. Meyerson die Kinder im Allgemeinen sehr schmutzig gehalten werden, wird nach Krebel[4]) das neugeborene Kind gar nicht gewaschen, sondern nur mit Salz bestreut. Bei den Armeniern und Tataren des Kreises Nücha (Gouvern. Tiflis) wird das neugeborene Kind unmittelbar nach der Geburt mit Salz bestreut; dann etwa nach Verlauf von 20 bis 30 Stunden in heissem Wasser gebadet und jetzt erst reicht ihm die Mutter die Brust.[5]) Fast alle armenischen Kinder in Astrachan sollen, wie Meyerson[6]) erfuhr, gleich nach der Geburt gesalzen und darauf gewaschen werden; durch das Salz soll das Kind leicht vom Schleim gereinigt werden. Nach Eichwald hält man bei den Georgiern das Kind 24 Stunden lang in Salz, um die Entstehung eines Ausschlags auf der Haut und auf der Schleimhaut des Mundes zu verhüten. Die Bergbewohner Isauriens in der asiatischen Türkei (Kleinasien) legen das neugeborene Kind unbarmherzig 24 Stunden lang in Salz, um seine Haut zu kräftigen.[7]) Auch von den Kalmücken und Mongolen wird das Kind mit Salzwasser abgewaschen.

Bei den Tataren, Kurtinen und Armeniern des Kreises Schoruro-Daralagesk im russischen Gouvernement Eriwan wird die ganze Oberfläche des Neugeborenen nach dessen Abnabelung mit feingestossenem Kochsalz bestreut,

---

1) A. H. Israels, Dissert. S. 141.
2) Soranus edit. Pinoff S. 60.
3) Galenus, Von Erhaltung der Gesundheit. VI.
4) Krebel, Volksmedicin und Volksmittel verschiedener Völkerstämme Russlands. 1858.
5) Nach R. Stojanow in Nucha. Globus 1880. No. 16. S. 253.
6) Medicin. Zeitung Russlands. 1860. 189.
7) E. Sperling, Zeitschr. f. allgem. Erdkunde. 1864. Bd. 16. S. 28.

vor allem die Falten und Vertiefungen der Achselgruben, Kniekehle, Daumengegend u. s. w. Das bestreute Kind wird dann in alte Lappen gehüllt und neben seiner Mutter gelagert. Nachdem das Kind zwei bis drei Stunden, bei den Armeniern wohl noch länger, in Salz gelegen, wird es in reinem, gewärmtem Wasser gebadet, mitunter mit Anwendung von Seife. Bei einzelnen armenischen Familien wird statt des Bestreuens mit Salz ein einfaches Bad in Salzwasser gebraucht. Das Bestreuen mit Salz und das Baden vollzieht die Ortshebamme.[1]) — Während die Armenier des Kreises Scharuro-Daralagesk ihre Kinder einsalzen, findet dieses Einsalzen Neugeborener bei den Armeniern des Kuban-Districts, die Armawiren oder Armawirzen heissen, nicht statt; man nennt dieselben deshalb auch „ungesalzene" Armenier.[2])

Bei den Kirghizen des Gebietes Semipalatinsk wird das neugeborene Kind zuerst in dem Schaum gebadet, welcher von einer unmittelbar nach der Geburt bereiteten Suppe aus Schaffleisch geschöpft worden ist. Nachdem der Nabel des Kindes verheilt ist, wird dasselbe in warmem Salzwasser gebadet und ohne Weiteres in beliebige Lappen von Baumwollenzeug gewickelt; so muss es liegen bis es getrocknet ist. Nun wird es mit einer aus Gewürznägelchen, Galgantwurzel und Ingwer und geschmolzener frischer Butter bereiteten Salbe eingeschmiert. Sechs Wochen lang wird das Kind einen Tag um den andern in gewärmtem Salzwasser gebadet und mit der beschriebenen Salbe eingerieben.[3])

In Persien wird das Kind nach der Abnabelung eingesalzen und abgewischt; zwar schreibt das religiöse Gesetz „Waschung des Kindes" vor, allein Dr. Häntzsche berichtet, dass diese Waschung nie, auch nicht in der folgenden Zeit vorgenommen wird; doch genüge diese Art der Reinigung allenfalls auch dem religiösen Gesetze. Dieser orientalische Gebrauch, die neugeborenen Kinder mit Salz zu bestreuen, ist in Griechenland auf dem Lande noch allgemein üblich, und einer Mutter, welche etwa von dieser Behandlung unangenehme Folgen für ihr Kind fürchtet, wird dagegen von ihrer Hebamme bedeutet[4]): „Wenn ich dein Kind nicht mit Salz bestreue, so wird es elend und wird zu nichts taugen." Freilich wird das Kind oft zu stark gesalzen, so dass der Körper ein feuerrothes Ansehen erhält, und unverständige Hebammen übertreiben zuweilen diese stärkende Kur, so dass das arme Kind in Folge des allzu starken Hautreizes von Krämpfen befallen wird und stirbt. Der Neugeborene wird bei den Mainoten sofort von Kopf bis Fuss mit einer Mischung von Salz und Pfeffer abgerieben (Henri Belle). Ferner wird in Russland das Neugeborene in den Ofen gesteckt oder in die Badestube gebracht und hier mit Seife oder Salz und mit Birkenreisig abgerieben. Auch in einigen Gegenden Böhmens und Mährens, in Daubra-

1) Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz im Kawkas. 1879. No. 54.
2) Im Kawkas. 1879. No. 62.
3) Globus 1881. Bd. 39. S. 110.
4) Das Ausland. 1864. No. 25. S. 599.

witz, Sejcin, Kosoritz, wird das Kind gleich nach der Geburt mit Salzwasser gewaschen, damit es abgehärtet wird.[1]) Schliesslich ist es noch jetzt in Schottland Sitte, das Kind gleich nach der Geburt in Salzwasserzu baden.[2])

Wir finden bei den Völkern noch manche andere Zusätze und Hülfsmittel: Die Samojeden waschen das Neugeborene mittels eines Schwammes mit einer warmen Beifussabkochung und reiben es alsdann mit Rennthierfett ein. Das Samojedenvolk, die Youraks, waschen das Kind in Eiswasser oder Schnee, und um alle Feuchtigkeit von ihm abzuhalten, bestreuen sie es mit gepulverter Birkenrinde. — Die alten Inder befleissigten sich einer grösseren Sorgfalt beim Baden des Neugeborenen. Nach Susruta wurde das Kind mit kaltem Wasser zum freien Athmen gebracht, mit Oel (von Pavonia odorata) eingerieben und mit einem Aufgusse von Ficus glomerata oder wohlriechendem Wasser u. s. w. gewaschen. Sie beräucherten und fächelten das Kind, benetzten und bestreuten seine Glieder mit verschiedenen Arzneimitteln, zündeten ein Feuer an u. s. w.

Besonders rohes Verfahren ist in Afrika heimisch. Von den Hottentotten erzählte schon P. Kolben, dass bei ihnen das Kind nicht gebadet, sondern mit frischem Kuhmist gewaschen wird; nach allerhand anderen Manipulationen, als Trocknung u. s. w., wird dann der Leib mit Schaffett oder Butter gesalbt. Nach einem neueren Berichte[3]) wird das Hottentottenkind gleich nach der Geburt mit Kuhmist gereinigt, mit dem Safte einer Feigenart und Schaffett eingerieben und mit Bukhu-Pulver reichlich bestreut. Nach Th. Hahn[4]) reiben die Hottentotten, um die Haut des Kindes gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, dieselbe des Morgens mit Butter ein, oder auch mit Fett oder Diosma-Salbe; des Abends, d. h. wenn man sich an einer reichen Quelle oder einem Flusse befindet, werden die Kinder wieder gewaschen; sonst unterbleibt dieses Waschen, und die zunehmende Staubkruste macht das Kind einem glattrasirten Pavian ähnlich. — Gebadet werden auch bei den orthodoxen „Doppers", d. h. Boers in Südafrika die Kinder niemals; sie haben vor dem Gebrauche des Wassers eine grosse Scheu; in manchen Familien werden die neugeborenen Kinder nach Hottentotten-Art einfach mit Fett oder Oel eingerieben, das im Laufe der Zeit sich von selbst an den Kleidern abreiben muss. — Das Kind der Makalaka (Südafrika) wird am Körper, wie C. Mauch fand, mit Oel aus Erdmandeln (Arachis) eingerieben. Die Masai und Waswaheli (Ostafrika) bestreuen das Neugeborene mit dem säuerlich-adstringirenden Fruchtmehl der Adansonie, wodurch das Reinigen erleichtert wird, welches bei den Masai-Wakwafi ohne Wasser, mit einem weichen Leder- oder Zeuglappen, bei den Waswaheli durch Waschen vollendet wird (Hildebrandt). Auf den Fidschi-Inseln reibt man das Kind während der ersten Tage mit Oel und Curcumä ein (Williams

---

1) J. V. Grohmann, Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag 1865. S. 107.
2) J. Napier, Folk-Lore or superstitious Belief in the West of Scotland. Paisley 1879.
3) Novara-Reise, Anthropolog. Th. III. 118.
4) Globus 1868.

und Calvert). Salz, Mist, Oel u. s. w. vertreten offenbar in diesen Fällen die Seife, als deren Surrogat die Indianer in Alaska (Nordamerika) den Pferdeharn betrachten, mit welchem sie ihre Kinder waschen (Lincoln nach Dall's Angabe).

Einige Völkerschaften zeigen gewisse Gewohnheiten beim ersten Baden des Kindes, die ihnen eigenthümlich sind und kaum anderwärts wieder vorkommen. So mussten dem Neugeborenen bei den alten Medern, Baktrern und Persern zuerst die Hände, und dann der ganze Leib gewaschen werden.[1]) Die Lebensweise mancher Völker hat auch den grössten Einfluss auf das beim Kindesbaden unter ihnen übliche Verfahren: Von den Zigeunern in Ungarn werden die Kinder gleich nach der Geburt in kaltem Wasser gewaschen, welches aus Mangel eines tauglichen Gefässes in eine kleine Erdgrube geschüttet wisd.[2]) Ganz ähnlich sagt Grellmann[3]): „Die Zigeunerin macht gleich nach der Geburt des Kindes ein Loch in die Erde, giesst Wasser hinein und steckt dann ihr Kind in diesen ungekünstelten Trog, und so badet sie es fleissig.“

Die Kinder der Esten werden unmittelbar nach der Geburt mit warmem Wasser und Seife gewaschen; die Anwendung eines Wannenbades ist selten: kalte Bäder oder irgend welche Beimischungen zum Wasser werden nicht angewandt. Im Speciellen wird Nichts für die Pflege der Haut bei Kindern (ebenso wenig bei Erwachsenen) gethan; aber im allgemeinen wird die Hautkultur durch die regelmässig allwöchentlich genommenen heissen Dampfbäder entschieden gefördert.[4]) Ueberhaupt wird dort, wo der Gebrauch der Schwitzstuben im Volke heimisch ist, auch dem neugeborenen Kinde diese nationale Eigenthümlichkeit nicht versagt. Dazu gesellen sich jedoch ganz besondere Bräuche. Beispielsweise baden die Esten die Kinder in der heissen Badestube unter gleichzeitigem Peitschen des Hintern mittels Birkenreisig. Ausserdem fasst man dort die Kinder beim Baden an den Füssen und schüttelt sie hin und her, um allen Verstand in den Kopf fallen zu lassen.[5]) Die Einwohner des Gouvernement Samara in Russland beobachteten im Allgemeinen die Reinlichkeit des Säuglings wenig; das Baden der Kleinen ist wenig Sitte, höchstens nehmen sie die Mütter in die für sie wenig passende Schwitzbadestube mit; von dem kalten Wasser wissen die Leute ebenfalls nicht den rechten Gebrauch zu machen und fürchten es im Allgemeinen.[6])

1) Duncker, Gesch. d. Alterthums. II. 355.
2) Csaplovics, Gemälde von Ungarn. Pest 1829. II. 301.
3) M. G. Grellmann, Versuch über die Zigeuner, Göttingen 1787.
4) Nach den Mittheilungen des Dr. Kreuzwald in den Sitzungsberichten der gelehrten Ethn. Gesellschaft in Dorpat. Jahrg. 1879. S. 144. Vgl. Globus 1880. No. 16. S. 252.
5) Krebel, Volksmedicin etc. in Russland. S. 22.
6) J. Ucke, Das Klima und die Krankh. d. Stadt Samara. Berlin 1863. S. 87.

2. Fortgesetzte Reinigung.

Wir haben bisher vorzugsweise von den ersten Reinigungsbädern der Neugeborenen gesprochen. Nunmehr wollen wir die Sitten der Völker einer vergleichenden Betrachtung unterwerfen, inwieweit sie einer fortgesetzten Reinigung ihrer Kinder sich geneigt zeigen oder nicht.

Während manche rohe Völker, unter anderen die Wilden auf dem Samoa-Archipel, die Gewohnheit haben, die Kinder häufig im kalten Wasser zu baden, werden bei anderen die Kinder nach dem ersten Bade fast gar nicht wieder zur Reinigung mit Wasser in Berührung gebracht. Nachdem die Chippeways (Nordamerika) das Neugeborene einmal gebadet haben, denken sie nicht wieder daran, das Kind jemals wieder zu waschen oder zu baden; sie reiben es aber oft mit Butter ein. Der Missionär Beierlein, welcher dies selbst beobachtete und mir mündlich berichtete, sah auch, dass die Kinder der Eingeborenen in Madras (Ostindien), wo er sieben Jahre lang lebte, sehr unreinlich gehalten, kaum irgend einmal gebadet, aber ebenfalls oft mit flüssiger Butter bestrichen wurden. Bei der Pulayer-Kaste (Sclaven) in Malabar wird das neugeborene Kind täglich 2 mal mit warmem Wasser, das gewöhnlich in einer Blüthenscheide der Areca-Palme gebracht wird, gewaschen, etwa vom 10. Tage an wird sein Körper auch mit Kokos-Oel oder Turmerik-Pulver eingerieben und geknetet.[1]) Unter den Nayer, einer vornehmen dravidischen Kaste in Malabar, wird das Kind täglich vom Halse abwärts mit warmem Wasser gewaschen, sein Kopf mit Oel eingerieben und gepresst, um ihm eine runde Form zu geben (Jagor). Die Kinder der Buräten werden nur gewaschen, wenn sie krank sind, und das nur mit Erlaubniss eines Schamanen; daher sind sie immer schmutzig und haben viel von reichlichem Ungeziefer und bösartigem Intertrigo zu leiden.[2]) Das neugeborene mongolische Kind pflegt während der einundzwanzig Tage, wo die Mutter zu Hause weilen muss, ausser dem bei der feierlichen Namengebung ihm gegebenen Bade nur 3—4mal gewaschen zu werden und zwar in folgender Ordnung: Nach Verlauf der 7 Tage wird das Kind mit salzigem Schwarztheewasser, nach abermals 7 Tagen mit Salzwasser, am Ende der dritten 7 Tage mit Milchwasser und endlich mit Muttermilch gewaschen, mit welchen Waschungen sich der Mongole für das ganze Leben begnügt. Der Nutzen dieser Waschungen soll, wie die Mongolen angeben, darin bestehen, dass sie das Kind vor Blattern schützen.[3]) Bei den Sotho-Negern oder Basuto in Südostafrika ist von Reinlichkeit bei den kleinen Kindern keine Rede (Missionär Endemann).

Bei den Armeniern des Gouv. Eriwan wird das Neugeborene nur etwa 5 bis 7 Tage oder länger regelmässig täglich einmal gebadet bis zur

1) Jagor in Bericht der Anthrop. Gesellsch. z. Berlin.
2) Kaschin, Mosk. med. [illegible] 1862.
3) [illegible] Ballot im „Globus“ [illegible] Nr. [illegible] S. 222.

Taufe, nach welcher das Baden drei Tage unterbleibt; dann werden zuerst mit Wasser die mit heiligem Salböl bestrichenen Körpertheile abgewaschen und jetzt beginnt wieder das regelmässige Baden 3—4mal in der Woche. Bei den Kurtinen des Gouv. Eriwan wird das Neugeborene bis zum 40. Tage nach der Geburt täglich einmal gebadet, später aber nur einmal in der Woche und zwar am Freitag. Bei den Tataren werden ausser dem einmaligen Baden bei der Geburt die kleinen Kinder niemals regelmässig gebadet, sondern nur gelegentlich gewaschen, wenn sie sich beschmutzt haben. Nach dem jedesmaligen Baden werden bei den Armeniern die Kinder an den Körperfalten, am Halse, hinter den Ohren mit feingestossener Thonerde bestreut, mitunter mit einem Gemisch aus Thonerde und Brausethon (fette Letten), welcher letztere vielfach im gewöhnlichen Leben statt der Seife benutzt wird. Bei den Tataren bestreut man die betreffenden Körpertheile mit Fett, Butter oder nimmt Ziegelmehl oder gebrannte Thonerde. Bei den Kurtinen spritzt die Mutter etwas Milch auf jene leicht sich röthenden Stellen und streut dann auch gebrannte Thonerde darauf.[1]) Bei den Armeniern des Kuban-Districts in Russisch-Kaukasien, den sogen. Armawiren oder Armawirzen werden die Kinder nur in den drei ersten Lebenswochen täglich gebadet, später nicht mehr.[2])

Andere Urvölker nehmen die Reinigung des Kindes fortgesetzt und mit einem gewissen Grade von Sorgfallt vor. Unter diesen befinden sich die Maravis in Südafrika, deren Frauen das Kind nicht blos sogleich nach der Geburt waschen, sondern bei ihnen setzt sich auch jede Mutter alle Tage früh morgens vor ihrer Hütte auf die Erde, hier legt sie das Kind nackt auf ihre ausgestreckten Beine und besprengt und wäscht es mit heissem Wasser, indem sie es dabei herumrollt. Hierauf reckt sie das Kind an Armen und Beinen, indem sie es mit der anderen Hand in der Mitte umfassend in die Höhe hält und es schüttelt, um es zu trocknen. Dies geschieht nun so fort alle Tage, bis das Kind gehen kann (W. Peters). Auch die Frauen der Krus an der Pfefferküste im Westen Afrika's widmen ihren Kindern grosse Aufmerksamkeit; sie waschen sie, ölen und kämmen sie, und so fort (Missionär Lighton Wilson). Sobald das Kind bei den Negern in Old-Calabar geboren ist, wird es mit feinem Sand abgerieben, worauf man es mit Seife und warmem Wasser wäscht; die Waschung wird jeden Morgen vorgenommen und hierbei jedesmal Wasser in den Mund des Kindes geschüttet, um den Unterleib auszudehnen und in Ordnung zu erhalten (Archibald Hewan). Im Königreich Loango, im äquatoralien Afrika, werden die Kleinen täglich mit Palmöl eingerieben.[3]) Das Kind wird bei den Loango-Negern mehre male des Tages wenn Perspiration sich zeigt, in kaltem Wasser gebadet, in welches Fetische getaucht sind.[4]) Die

1) Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz in Kawkas. 1879. No. 54.
2) In Kawkas. 1879. No. 62.
3) Winwood Reade, Savage Africa. S. 243.
4) Pechuel-Loesche, Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 30.

Kaffern waschen das Kind nicht blos mit lauem Wasser, von dem sie ihm auch mittels einer Muschel etwas zu trinken geben, sondern sie färben auch den Leib mit einer Mischung von pulversirten Muscheln und Wasser, was sie bis zum Abfall der Nabelschnur wiederholen. Bei den Arabern in Algerien wird das Kind, so lange es noch klein ist, von den Müttern jeden Abend mit Olivenöl eingerieben; dann legen es die Mütter wie ein Packet neben sich. Nicht minder werden bei den Makassaren und Bugis auf Celebes die Kinder täglich gebadet und, damit ihr Leib geschmeidig werde, mit Kokosöl eingerieben.[1]) Auf den maldivischen Inseln werden die Kinder sogar täglich sechsmal mit kaltem Wasser gebadet und dann mit Oel gesalbt.[2]) Die Lappen behandeln ihre Kleinen sehr sorgfältig und baden dieselben öfters; die Kwänen hingegen verfahren in dieser Beziehung mit weniger Sorgfalt (L. Dahl). Das Kind wird bei den Kanikar's, einem eigenthümlichen kraushaarigen Zwergvolke Südindiens, kalt gewaschen, sobald es auf die Welt gekommen; dann werden die Waschungen fast ein Jahr lang fortgesetzt, so lange bis das Kind läuft. Nach jeder Waschung wird es mit Cocos-Oel eingerieben.[3])

Nachdem wir die Reinigungsweise der Kinder bei mehr oder weniger rohen Völkern kennen gelernt haben, betrachten wir das Verfahren, welches in dieser Hinsicht bei den alten Römern herrschte.

Während der altrömische Arzt Oribasius vorschrieb, das Kind täglich drei mal, Morgens, Mittags und Abends in warmem Wasser zu baden (nach Ablauf des ersten Lebensjahres soll man an die Stelle des Mittagsbades eine Oeleinreibung setzen) eifert der Arzt Soranus aus Ephesus gegen die zu seiner Zeit herrschende Sitte, das Kind drei mal am Tage und drei mal des Nachts zu waschen; vielmehr stellt er (und ebenso Moschion) als Norm eine einzige grössere Reinigung, und zwar nur am Tage, auf. Mit grosser Genauigkeit beschreibt dieser Arzt das Verfahren des Waschens, welches mit besonderen Manipulationen, inbesondere mit Massiren verbunden sein sollte. Die Wärterin musste nach seiner Vorschrift das auf einem leinenen Tuche und auf ihrem Schoosse liegende Kind zuerst mit warmem Oel einreiben, dann mit ihrer Linken den Arm unter der Achsel fassen, so dass die Brust am Ellenbogen der Amme liegt, dabei das Kind ein wenig nach rechts neigen und nun mit der Rechten etwas warmes und wohl temperirtes Wasser über das Kind giessen, wobei darauf zu achten ist, dass eine Temperatur des Wassers, welche Erwachsenen angenehm erscheint, auf die zarte Haut des Kindes den Eindruck eines weit höheren Wärmegrades macht. Dieses Begiessen ist fortzusetzen, bis die Haut sich röthet und gleichmässig warm wird. Hierauf wird das Kind umgedreht, abgetrocknet, die Schenkel, der After, der Nacken, die Achselhöhlen, von dem an diesen Stellen am meisten haftenden Schmutz gereinigt, durch den mit Wasser oder

1) Rienzi. Oceanien. deutsch. I. S. 245.
2) L. L. Finke. Vers. einer medic. prakt. Geographie. I. 1792. S. 688.
3) Jagor in Bericht der Berliner Anthropol. Gesellsch. 1879. S. 78.

Oel bestrichenen Zeigefinger die Mundhöhle des Kindes von Schleim befreit, die Zunge, das Zahnfleisch und die Mundwinkel sanft gerieben, der Unterbauch etwas comprimirt, um die Entleerung des Harns zu veranlassen. Zuletzt werden Nase und Ohren durch Aussaugen vom eingedrungenen Wasser befreit. Nach einigen Tagen folgt auf das warme Waschen des Kindes noch eine kühle Waschung, um es vor Erkältung zu schützen. Nach dem Bade wird das Kind an den Fersen gefasst, so dass der Kopf nach unten hängt, um das Rückgrat auszudehnen und biegsam zu machen. Dann wird es wieder auf den Schooss der Wärterin gelegt, mit einem leinenen Tuche abgetrocknet, reichlich mit Oel gesalbt und die einzelnen Theile frottirt, wobei zugleich darauf geachtet wird, etwaige Fehler der Form zu verbessern. Zu diesem Behufe streicht die Wärterin mit dem Ballen der rechten Hand, von dem linken Hinterbacken beginnend, in schräger Richtung nach oben, dann von dem linken Schulterblatt nach dem rechten Schenkel. Hierauf beugt sie die unteren Extremitäten in der Weise, dass sie die Spitze des rechten Fusses der Spitze der linken Hand, die des linken Fusses der rechten Hand nähert. Auf diese Weise werden die Sehnen und Bänder der Gelenke erweicht, durch die verschiedenen Streckungen und Beugungen beweglicher und es wird, wenn etwas Zähes bei diesen Manipulationen dem kleinen Geschöpf in die Glieder getreten sein sollte, dies wieder herausgedrückt etc. [1])

Sehr zu beachten sind ferner die Gewohnheiten der untergegangenen Völker Amerika's beim Baden und Waschen der Kinder.

Obgleich die alten Peruaner ihre Kinder im Allgemeinen „so wenig zärtlich als nur möglich erzogen", so liessen sie es doch bei denselben an steter Reinigung nicht fehlen. Diese Bewohner des Inka-Reichs wuschen das Kind, sobald es auf die Welt gekommen, sogleich mit kaltem Wasser und wickelten es dann in seine Windeln; dies wurde alle Morgen fortgesetzt. Wenn eine Mutter dem Kinde eine ausserordentliche Wohlthat erweisen wollte, so nahm sie Wasser in den Mund und bespritzte des Kindes ganzen Leib damit, den Wirbel des Hauptes ausgenommen, der niemals damit berührt wurde. Die Absicht, die sie angaben, war diese, damit sie die Kinder in Zeiten zur Kälte und Unbequemlichkeit gewöhnen und ihnen starke Glieder verschaffen möchten.[2])

Wie sieht es nun aber in unseren deutschen Kinderstuben bezüglich der Kinder-Reinigung aus? Wir antworten sogleich: „Wenig erfreulich." — Zunächst werfen wir einen Blick auf frühere Zustände. Die alten Deutschen waren ursprünglich wohl nur Freunde der kalten oder Fluss-Bäder; von den Römern lernten sie, gleichwie die Gallier, den Gebrauch der warmen Bäder schätzen; diese hatten sich dann so eingebürgert, dass man Enthaltung vom Bade als eine Art kirchlicher Strafe belegte, und dass man sich auch zur

---

1) Traugott Kroner, im Jahrb. f. Kinderheilkunde und physische Erziehung. Leipzig 1876. X. 3. u. 4. S. 360.

2) Baumgarten, Allg. Gesch. d. Länder und Völker von Amerika. II. S. 214. Purchas (nach Acosta), Hist. des Incas du Pérou. L. IV. Ch. 11.

Zeit der Fasten als Busse und Trauer des Badens enthielt; denn Baden gehörte unter allen Ständen zu den Genüssen des gewöhnlichen Lebens. Ein weiteres den Badegebrauch verallgemeinerndes Moment bildete ferner die durch die Kreuzzüge dem Occident vermittelte Bekanntschaft des Orients. Ueberall wurden Badstuben angelegt, sowohl öffentliche als private. Bei dieser allgemeinen Beliebtheit, in welcher das Baden während des Mittelalters bei den Deutschen stand, lässt sich wohl annehmen, dass man auch den kleinen Kindern das zu ihrem Gedeihen nöthige regelmässige Baden nicht vorenthielt. So finden wir denn im Anfang des 16. Jahrh. in den Preis-Regulativen für die Stadtbäder in mehreren Städten Württembergs (Esslingen, Sindelfingen, Stuttgart), dass Kinder unter zehn Jahren unentgeltlich gebadet werden konnten;[1]) erst später wurden Kinder in den Kreis der Zahlenden mit eingezogen, indem sich die Unkosten für das Unterhalten einer Badstube mit dem Steigen der Holzpreise erhöhten. Die Axt, welche die Urwälder niederlegte, lichtete die Reihen des Badepublikums und entzog zum Theil auch den Kindern den Genuss des freien Badens.

In Deutschland war es noch zur Zeit des Walther Hermann Ryff,[2]) welcher um die Mitte des 16. Jahrh. lebte, Sitte, „Wasserbäder mehr zur Wollust des Leibes, denn aus Nothdurft und zur Fristung der Gesundheit zu gebrauchen;" er empfiehlt dieselben aber vorzugsweise für die jungen Kindlein, „die Tag und Nacht in ihrem Harn und Koth liegen müssen," man soll sie zur Sommerzeit in „lebwarmem", im Winter in warmem Wasser baden. Nach niederländischer Sitte wurden zu Ryff's Zeit die Kinder in Bier gebadet. — Schon zuvor (1513) hatte Eucharius Rösslin das erste deutsche Hebammenbuch geschrieben; zu dieser Zeit salbte man das Neugeborene in Deutschland mit Eichelöl, besprengte es mit Salz und Rosenpulver und badete es mit lauem Wasser; dann aber wurde das Kind fernerhin zwei- bis dreimal täglich gebadet, jedesmal so lange, bis die Haut sich röthete.

Schlimm geht es heutzutage in Deutschland den jungen Kindlein, „die Tag und Nacht in ihrem Koth liegen." Denn das Landvolk in manchen Gegenden Deutschlands unterlässt das Baden der Kinder gänzlich. Der Süden scheint sich in dieser Beziehung wenig vortheilhaft auszuzeichnen. Sobald die Hebamme nicht mehr in das Haus kommt, hört in der Regel auf dem Lande in Württemberg das Baden der Kinder auf, und zwar auf Lebenszeit.[3]) Aus dem Frankenwalde schreibt Dr. Flügel:[4]) „Die Neugeborenen zu baden ist sehr wenig gebräuchlich, man ist sogar dem Baden sehr abgeneigt, redet ihm allerlei Uebles nach, und diese Abneigung scheint zuweilen durch Bequemlichkeit gestützt zu werden." Aehnliche Berichte erhält man von den Aerzten aus anderen deutschen Districten. In der bai-

1) G. Zappert, Ueber das Badewesen mittelalterlicher und späterer Zeit im Archiv f. Kunde österreich. Geschichtsquellen. 21. Bd. Wien 1859. S. 158.
2) Vergl. dessen „Badenfahrt."
3) Württemb. medic. Corresp.-Blatt. 1868. Beilage zu No. 3.
4) Dessen „Volksmedicin im Frankenwalde." S. 51.

rischen Oberpfalz ist nach Dr. Brenner-Schäffer[1]) das Bad, welches die Hebamme dem Kinde spendet, oft auf viele Jahre die einzige Reinigung des zarten Säuglings. In Ost-Thüringen (Kreis Querfurt) wird das Baden der Kinder durch 3—4 Wochen nach der Geburt regelmässig geübt, indem die Hebammen dieses Geschäft besorgen. Nach dieser Zeit begnügen sich die Mütter fast in allen Ständen mit Waschungen und fassen allmälig ein solches Vorurtheil gegen das Baden, dass der Arzt bei Kinderkrankheiten, wenn er die so nöthige Hautthätigkeit durch ein Bad herstellen will, auf ernstliche Schwierigkeiten stösst.[2])

Im siebenbürger Sachsenlande wird das Kind in der Regel durch zweimalige Bäder täglich gereinigt (Joh. Hillner). In einigen Gegenden setzt man den Kinderbädern gewisse Stoffe und Kräuter zu. In der baierischen Oberpfalz wird nach Dr. Wolfsteiner[3]) das Kind gleich nach der Geburt gebadet, und damit dem Ungetauften nichts Böses geschehe, wird in's erste Bad ein Absud von geweihtem Johanneskraut gebracht. In der Schweiz nimmt man zum ersten Bad Milch und Wasser, darnach säubert man das Kind allenthalben mit Butter.[4]) Auch heisst es in Brugger's altem schweizerischen Receptbuch: Des Kindes erstes Bad muss abgekocht werden aus grüner Rinde des Weidenstocks, es schützt dann vor Freisam (Eclampsie) und vor Etiken (Appetitus caninus).

Unsere Uebersicht über die eigenthümlichen Volkssitten beim Baden und Waschen der Kinder schliessen wir mit der Bemerkung, dass Liebig zwar die Grösse des Seifen-Consums als den besten Maassstab für den Kulturgrad eines Volkes bezeichnet, dass wir aber die Grösse der Sorgfalt, mit der die Völker die Reinigung ihrer Kinder besorgen, im Allgemeinen als eines der charakteristischsten Merkmale für die Beurtheilung des Kulturzustandes eines Volkes oder auch nur einer gewissen Volksklasse betrachten dürfen. Unser deutsches Landvolk sehen wir leider nicht in erster Linie stehen.

Siebzehntes Kapitel.

Das Einhüllen, Wickeln und Kleiden des Kindes.

Da die Haut des neugeborenen Kindes noch nicht fertig ausgebildet zu sein scheint, jedenfalls äusserst empfindlich gegen Luftzug und Kälte ist, so hat man namentlich in den ersten Monaten, vorzugsweise zur Winterszeit, das Kleine sorgfältig warm zu halten. Eine zweite Aufgabe beruht darin, dass das Kind, da es sich von Zeit zu Zeit verunreinigt, mit immer erneuter Wäsche

1) Dessen „Darstellung der sanität. Volkssitten" etc. S. 13.

2) Dr. Schraube, in Monatsbl. f. medic. Statistik, Beilage zur „Deutschen Klinik." 1864. No. 9. 65.

3) Bavaria, 2. Bd. 1. Abth. S. 337.

4) Rochholz, Allemannisches Kinderlied. S. 282.

versehen werde, um die Haut vor dem Wundwerden zu schützen, wobei nur darauf zu achten ist, dass das Kind einestheils nicht zu lange in der Nässe liegt, anderntheils beim Wechseln der Wäsche nicht etwa abgekühlt und erkältet werde. Dazu sind noch zwei Umstände sehr zu beachten: Ein allzuwarmes Verhalten ist hoch gefährlich, deshalb sind in unserem Klima für das Kind Wäschestücke und Kleidungsstücke in zweifacher Art zu schaffen; theils für den Sommer, theils für den Winter. Ein zweiter Fehler wird oft durch allzu enges Einschnüren und Bekleiden begangen, so dass die gesunde Entwickelung des Körpers verhindert wird. Dem Säugling wird in ungemein vielen Fällen verwehrt, was zur kräftigen Entwickelung des Körpers unumgänglich ist und keiner Thierbrut vorenthalten wird: der freie Gebrauch der Glieder.

---

1. Das Kind bleibt ungehüllt und unbekleidet.

Das Klima scheint die Eltern zunächst in ihrer Wahl der Umhüllung zu bestimmen, durch welche sie ihr Kind vor den Einflüssen der Witterung zu schützen suchen. Allein die Art und die Form dieser Vorsichtsmaassregeln ist oft ungemein naturwidrig. Die unterste Stufe der Kultur nehmen diejenigen Völker ein, die dem Kinde kaum eine Decke als Schutz gewähren. Die im hohen Norden Europa's wohnenden Finnen scheinen einst in vieler Beziehung auf gleicher Stufe gestanden zu haben, wie noch heute die Australier, denn sie gewährten trotz des rauhen Klima's ihren Kindern ebenso unzulängliche Schutzmittel, wie diese. So berichtet Tacitus in seiner Germania (Cap. 46) von jenem Volke, das er Fenni nennt: Bei ihnen haben die kleinen Kinder vor Thieren und Unwetter keine andre Zuflucht, als ein Geflecht von Baumzweigen; da kehrt auch der Mann ein und birgt sich der Greis." — In Kamtschatka wird nach Steller das Kind nur in Werg eingewickelt und in die Kuklanka (Kapuze) gesteckt.

In den warmen Zonen, insbesondere bei den meisten nacktgehenden Völkerschaften, wird das Kind in der Regel gar nicht umhüllt. Insbesondere bleibt das Kind frei von jeder Hülle bei manchen Indianern Südamerika's,[1]) besonders Brasiliens, bei den ostafrikanischen Völkern, den Negern, den Australiern u. s. w.

Die Australier, sowie die Eingeborenen der Philippinen begnügen sich damit, das Neugeborene durch Einhüllen in warme Asche vor Frost und Erkältung zu schützen. In Australien (Kolonie Victoria) wird von den Eingeborenen unmittelbar nach der Entbindung dem Neugeborenen eine Mischung von Holzkohle und Fett über den Körper eingerieben zum Schutze gegen Insekten und gegen die Hitze.[2]) Im Westen Neuhollands wickelt man die Säuglinge in ein Opossum-Fell, welches mit Schnüren vom Haar des

1) Baumgarten, Allg. Gesch. d. Länder u. Völker v. Amerika. II. 409.
2) R. Oberländer, Globus 1863. S. 278.

Thieres um Hand- und Fussgelenk befestigt ist, wodurch die Kinder, wie man meint, schön und muthig werden (Grey). In der Mac-Cluer-Bay in Neu-Guinea gingen die Knaben nackt, wahrscheinlich bis zur Pubertät.

Es ist jedoch weder das Klima noch auch die Gewohnheit der Bevölkerung, sich selbst mehr oder weniger mit Kleidern zu bedecken, was letztere durchgehends und allein bestimmt, auch die Kinder mit Hüllen zu versehen oder nicht. Die Pescheräs in der Maghellan-Strasse, welche ein höchst armseliges Leben führen, bei grosser Kälte als Bekleidung nur ein Stück Guanaco-Haut über der Schulter tragen und sich zur Erwärmung der nackten Körpertheile ihrer Hunde bedienen, bekleiden ihre Kinder gar nicht; das Kind hängt, wie der Arzt und Naturforscher Rochas sah, splitternackt an der Mutter. Hier sind offenbar Armuth und Indolenz bestimmend. Diese Wilden sind die Kinder der sie umgehenden Natur; letztere ist arm und unproductiv; sie gewährt den Menschen nur die kümmerlichsten Mittel zur Erhaltung des Lebens; und so können die Eltern kaum sich selbst vor Wetter und Frost schützen, geschweige denn die Kinder. Als Gegensätze führen wie ferner einige Völker aus dem warmen Afrika an. Die völlig nackt gehenden Schangallas in Ostafrika wickeln ihre Kinder ein[1]) und auch bei den Woloff-Negern in Westafrika wird das Kleine sofort nach der Geburt in einen wollenen Lappen gewickelt und an die Seite der Mutter gelegt[2]), während in Algerien bei den Arabern der Sahara, die sich bekanntlich in ihren Burnus hüllen, die neugeborenen Kinder weder in Betten gepackt, noch auch zur Unterstützung und zum Halt des Rückgrates mit einem Gürtel versehen werden; doch kommt daselbst, wie Emma von Rose berichtet, nie eine Verwachsung bei diesen Arabern vor.

Allein die Sitte, dass das Kind gar nicht gewickelt wird, scheint doch auch in einer besonderen Hinsicht Nachtheil zu bringen. Es kommen nemlich, wie ich an einem anderen Orte[3]) ausführlich besprochen habe, bei solchen Völkern, deren Kinder gar nicht gewickelt werden, insbesondere bei den Negern der Gegend von Zanzibar an der Ostküste Afrika's, auch an der Gold- und Guinea-Küste, bei den Fidschi- und Sandwich-Insulanern, auf Neuseeland, in Britisch-Guiana, in Brasilien, in Nicaragua u. s. w. ungemein häufig Nabelbrüche vor. Viele Beobachter sprechen den bestimmten Verdacht aus, dass diese Leibesschäden die Folgen unzweckmässiger Behandlung der Kinder sind. Ich sagte in dieser Beziehung: „Häufiger als der angeborene Nabelbruch ist bei den Naturvölkern gewiss der erworbene, der in der Regel erst einige Wochen nach der Geburt in Folge der ungenügenden Umwickelung der Nabelgegend des Unterleibes nach heftigem Schreien und bei Flatulenz der Kinder entsteht.“ Ohne Zweifel werden die Säuglinge der Wilden auch nicht einmal in den ersten Tagen mit einer einfachen Leib-

1) J. Bruce, R. in d. Innere v. Afrika, deutsch v. Cuhn. II. 426.
2) Dr. de Rochebrune, Rev. d'Anthropol. 1881. IV. 2. S. 282.
3) Küchenmeister und Ploss, Zeitschr. f. Med., Chir. und Geburtshülfe. N. F. IV. Bd. 1865. S. 301. „Ueber Verbreitung der Nabelbrüche, von Dr. H. Ploss.“

binde versehen, um den trocknenden Nabelschnurrest zu fixiren und um zu verhüten, dass an demselben Zerrungen, Verschiebungen und andere Misshandlungen zur Entzündung der Nabelgefässe oder zum Hervordrängen der Därme Veranlassung geben. Von unseren Nabelläppchen, Nabelbinden und Wickelschnuren wissen die Wilden nichts.

Vermisst man also bei einer grossen Anzahl von Völkern den Gebrauch einer einfachen Nabelbinde, so wird man bei denselben wohl auch kaum Windeln und Tücher, oder mehr als die natürlichsten Unterlagen finden, theils als einfaches Bett, theils zur Aufnahme der Ausleerungen. So wird bei den Niam-Niam in Central-Afrika das Neugeborene von den der Frau beistehenden Gefährtinnen zunächst auf ein Bett von Laub niedergelegt (Antinori und Piaggia), und die Indianerinnen in Brasilien gebrauchen grosse Baumblätter und Laubwerk dazu, ihre Kinder stets damit abzutrocknen. Von den Vorkehrungen, welche mehrere asiatische Völker zum Abfluss der Unreinigkeiten aus der Wiege treffen, in der das Kind unausgesetzt liegen bleibt, werden wir im Kapitel über die Wiegen sprechen.

---

2. Hüllen, Binden und Kleider.

Den grossen Unterschied unter den Völkern bezüglich dieses Punktes der Kinderpflege bemerkten schon die Aerzte der alten Griechen. Nach dem ersten Bade wurde bei den alten Griechen das Neugeborene in Windeln und Tücher (σπάργανα) gewickelt.[1] Die Scythen wickelten (σπαργανοῦνται) ihre Kinder nicht so sehr in Windeln, wie die alten Aegypter, was, wie Hippokrates[2] erklärte, grossen Einfluss auf das Wachsthum hatte. Die alten Spartaner verschmähten die Umhüllung des Kindes als eine Verweichlichung. Der Artemis „Λεχώῃ" weihten die alten Griechinnen die ersten Bekleidungen ihrer Kinder.[3]

Bei den alten Römern, deren ganzen Wickelapparat Plautus[4] beschreibt, wurde das neugeborene Kind in weisses Linnen gewickelt. Julius Capitolinus schreibt an seinen Freund Clodius Albinus: „Filius mihi natus est octavus ita candidus, ut linteam, quo exceptus est, vinceret." Nachdem das Kind gebadet und in die Wiege gelegt worden, wurde es mit Binden und Fascien umgeben, die je nach dem Wohlstand weiss oder purpurn waren; sie wurden entweder um den Leib herumgeführt oder als „Incunabula" an die Wiege geschnürt. Die Binden, die man um das Kind schlang, waren aber auch öfters von Wolle und verschiedener Farbe, bei Vornehmen jedoch immer entweder weiss oder purpurn. Bei den Römern dauerte diese Einhüllungsmethode kaum während des ersten Lebensjahrs.

---

1 Guhl und Koner, Das Leben der Griechen etc. 4. Aufl. 1870. S. 233.
2 Hippokr. Lib. de aere, aquis et locis.
3 Schol. zu Callim. Hymn. in Jov. 77.
4 Plautus, Truculent. v. 13 und Amphitr. V. I. 52.

Nach Ausspruch des römischen Arztes Galen († um 200 vor Chr.) muss das Kind vor dem allzugrellen Wechsel von Wärme und Kälte durch Einhüllen in warme Windeln geschützt werden. Im alten Rom wurden jedoch namentlich durch die Aerzte selbst recht unzweckmässige Methoden zur Einhüllung des Kindes angegeben. Die von Antigenes empfohlene thessalische Methode, die Kinder auf einem wannenförmig ausgehöhlten, mit Heu oder dergleichen ausgestopften Brette festzubinden, verwirft der Geburtshelfer Soranus, der um 110 n. Chr. lebte, in seinem geburtshülflichen Lehrbuche. Es ist dies fast dieselbe Art, welche noch jetzt bei den Indianern Nordamerika's und bei den Nomadenvölkern Asiens gebräuchlich ist. Soranus[1]) schreibt vielmehr ein sehr umständliches, gewiss auch nicht ganz zweckmässiges Verfahren vor: Er will, dass man bei der Einwickelung des Kindes allen Gliedern ihre natürliche Lage gebe, vorher aber die durch den Geburtsact verrenkten Gliedmaassen wieder einrichte und durch Druck angeschwollene mit Cerussa oder Lithargyrum einreibe. Darauf nehmen die Pflegerinnen wollene, reine, weiche, nicht abgenutzte, bald drei, bald vier Finger breite Binden, wollene wegen ihrer Weichheit und deshalb, weil die linnenen, mit Schweiss getränkt, allzusehr drücken. Die Binden, sagt Soranus, müssen glatt und gleichmässig sein, damit sie nicht drücken; sie dürfen nicht zu schmal, nicht zu breit sein und keine Falten werfen. Die Pflegerinnen beginnen die Einwickelung des auf ihren Schooss gelegten und einstweilen in Wolle oder Windeln gehüllten Kindes mit grosser Sorgfalt und ohne das Kind zu erkälten um sämmtliche Glieder, so dass dieselben recht gestreckt seien; zuerst jede obere Extremität von den Fingerspitzen bis zur Achselhöhle, führen dann die Binden um die Brust herum, hüllen darauf die unteren Extremitäten einzeln von den Zehen bis zur Hüfte ein, legen dann die Arme in straffer Extension an den Rumpf und die Beine ganz nahe an einander und führen im ganzen Umkreise von der Brust bis zu den Füssen eine gemeinsame Binde. Unter die Knöchel, die Knie und den Ellenbogen aber legen sie Wolle, damit nicht durch allzuheftigen Druck und die nahe Aneinanderlegung die hervorragenden Theile sich entzünden. Der Kopf werde ebenfalls ringsum in weiche Wolle eingehüllt. Dann empfiehlt Soranus, den ganzen Körper vom Scheitel ab noch in eine oder gar zwei gemeinsame Windeln (*ὑποκείμενον ῥάκος ἢ τὸ ἔριον*, „Panni“) zu wickeln, oder gar zwei solche dem Kinde unterzulegen, so dass die eine gross und den ganzen Körper bedeckt, die andere aber nur um die Lenden herum liegt und als Reservoir für die Ausleerungen dient. Man begreift wohl, wie sehr eine solche Einkerkerung, die gewiss im alten Rom vielfach befolgt wurde, der Entwickelung des Körpers hinderlich sein mussten. Ein anderer in Rom lebender Arzt, Moschion, verbot in seinem griechisch (ursprünglich jedoch lateinisch) geschriebenen Hebammenbuche, die Kinder zu fest in Fascien (d. i. Bandagen) einzuwickeln; er sagt: „Supponentes propriis ejus femori-

1) Sorani Ephesii Lib. de muliebribus affect. edit. Fr. Z. Ermerins. Trajecti ad Rhenum 1869. S. 123.

bus fasciam e lana mundam et latam, ejusque longitudinis, ut partes omnes involvere queat, sic tamen, ut primo graciliores partes devinciantur, et primum quidem laxius stringantur; junctis lateri brachiis, ea tamen cautela, ut lanae flocci interponantur, ne ossium protuberantiis sugillentur. Dein latiori fascia totum corpus deligare oportet. Verumtamen et caput ipsum linteolo aut lana mundissina cooperiemus.[1])

Die Juden des alten Testamentes wickelten ihre neugeborenen Kinder in Windeln (Hesekiel 16, 4 und Hiob 38, 9); auch des Wickelns wird gedacht (Jesaias 22, 18; und Lev. 16, 4); demnach war beides bei den alten Hebräern üblich.

Altindische Aerzte liessen das mit Leinen umhüllte Kind in ein mit leinenen Tüchern bedecktes Bett legen und verboten, den Kopf mit Baumwolle zu umhüllen (Susrutas Ayurvedas).

Wenn wir im Folgenden eine Uebersicht über die geographische Verbreitung der verschiedenen Umhüllungsmethoden geben, so ist unsere Absicht klar. Wir finden nemlich beim Durchgehen der Berichte über das in dieser Beziehung beobachtete Verhalten der verschiedenen noch jetzt lebenden Völker, wie sehr auch hier der Kulturgrad eines jeden Volkes neben klimatischen und anderen Einflüssen maassgebend ist. Wir würden die Völker und ihre Sitten nicht genügend kennen und zu beurtheilen verstehen, wenn wir uns nicht mit allen jenen kleinen, doch gewiss charakteristischen Zügen bekannt machen, welche bei dem Bestreben der Mütter hervortreten, ihre Kinder vor Hitze und Frost, Wind und Wetter, Insecten und Unreinigkeit, Verkrümmung und falschem Wachsthum zu schützen.

Wir beginnen mit amerikanischen Völkern, die unter den oben erwähnten Indianern noch nicht berücksichtigt waren. Zunächst tritt uns hier das alte Kulturvolk der Peruaner im untergegangenen Inka-Reiche entgegen; bei ihm liess man fast drei Monate verstreichen, ehe man dem Kinde die Arme einwickelte, weil die Kinder, wie man meinte, dadurch nur schwache Gliedmaassen bekämen.[2]) Unter den Naturvölkern Amerika's hingegen zeigen sich hinsichtlich dieser hygieinischen Anschauung grosse Unterschiede. Die Caraiben, welche in den Aequatorial-Gegenden, in Columbia, auf den Antillen und in Guiana wohnen, wickeln die Kinder nicht ein, sondern lassen ihnen volle Freiheit, sich in ihren kleinen Hängematten herumzukollern.[3]) Der brasilianische Indianer, welcher seiner Frau bei der Geburt beisteht, legt nach Lery[4]) das Kind, ohne es einzuwindeln, in ein kleines baumwollenes Bett, welches in der Luft hängt. Die nordamerikanischen Indianerinnen umhüllen, wie Potherius angab, das neugeborene Kind nur mit einem Biberfell, mag die Luft noch so rauh sein. Dies trifft man jedoch nicht bei allen Stämmen. Vielmehr hüllen die Dacotah- und Sioux-Indianer das Kind alsbald

1) Moschionis de mulierum passion. lib. Cap. 66 u. 68.

2) Baumgarten, Allg. Gesch. der Länder und Völker v. Amerika. II. S. 214. Nach den Berichten von Acosta und anderen spanischen Autoren.

3) Derselbe. II. S. 857.

4) Derselbe, Allg. Hist. d. Reisen. Bd. 16. S. 259.

nach der Geburt in Flaumfedern und in Betten, gefüllt mit weichen Federn von Schwänen oder Gänsen; sie legen es dann auf ein Tuch, wickeln es darin warm ein und binden dasselbe für eine kurze Zeit zusammen, wie es heisst, eine Stunde lang. Dann nimmt man es heraus, wäscht es und wickelt es abermals in das Tuch mit einem neuen Bande.[1]) Der Abbé Domenech, der die Rothhäute wohl als Missionär beobachtete, schreibt: „Aussitôt après sa naissance le nouveau-né est souvent enveloppé d'une couche de duvet de plumes de cygne ou d'oie, puis attaché dans une couverture pendant une heure environ; ensuite il est lavé et placé avec soin dans un berceau d'osier ou de bouleau, orné de broderies, de peintures et de plumes. L'enfant étroitement émaillotté et maintenu là par des planchettes et des courroies, au niveau de la tête, du tronc et des pieds, ressemble à une momie dans une sacrophage de prince.“ — Bei den Thlinket oder Thlinkiten in Alaska (hoher Nordwesten Amerika's) wird das Kind, sobald es einige Wochen alt geworden, auf ein Brett gelegt in Moos gewickelt.[2])

Auf dem ostindischen Archipel, der unter der Aequatorialzone liegt, beobachtete man folgendes Verhalten. Die Makassars und besonders die Bugis auf Celebes erziehen ihre Kinder sehr spartanisch, indem sie die Kleinen nackt, ohne Windeln und Wickelzeug hinlegen und ihnen überhaupt eine harte Behandlung zukommen lassen; ja, die Eltern geben sogar ihr Kind mit dem 5. Lebensjahr zu einem Freund, aus Furcht, sie selbst möchten es aus Zärtlichkeit verweichlichen.[3]) — Auf den Molukken wissen die Eingeborenen vom Einwickeln der Kinder nichts; man schlägt sie aber nachlässig in ein Tuch, nachdem man ihnen eine Binde über den Nabel gebunden.[4]) — Die Kinder werden auf den maldivischen Inseln nicht gewickelt, sondern man legt sie nackt in kleine Hängematten, welche die Sklaven hin und her bewegen müssen.[5])

Bei den Kindern der Guinea-Neger ist nach den meisten Berichterstattern (z. B. schon Bossmann 1707) von Windeln, Bändern u. s. w. nicht die Rede; doch sagt Purchas (im J. 1625): „They take the young-child as soone as it is borne and wrapping a cleane cloth about the middle thereoff.“ — Die Kaffer-Frauen wickeln nach demselben Berichterstatter ihre Kinder nicht ein. Gleich dem Knaben geht das junge Mädchen bei den Kaffern bis auf ein Stück gefärbter und bemalter Haut, welches kaum bis an's Knie reicht, oder einem aus herabhängenden schmalen Lederstreifen bestehenden Schurz, ganz unbekleidet einher. Doch wird der Körper reichlich mit Fett eingerieben und allerlei Schmuckgegenstände, bestehend aus Ringen, Arm- und Beinspangen, Halsketten, Amuleten von Holz- und Hornstücken, Wurzeln, Zähnen und anderen Dingen mit Vorliebe getragen. — Dagegen wird bei den Sotho-Negern dem Kinde, wenn es das Genick

1) Schoolkraft, III. S. 230.
2) Fr. Müller, nach Dall in Mittheil. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien. 1871.
3) De Rienzi, Oceanien, deutsch. I. 245.
4) Baumgarten, Allgem. Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande.
5) L. L. Finke, Versuch einer medic. prakt. Geogr. I. Leipzig 1792. S. 688.

noch nicht steif halten kann, ein Riemen mehrmals um den Hals gewunden, damit der Kopf aufrecht bleibe (Missionär Endemann).

Die Kinder der Berabra am Nil gehen nach R. Hartmann bis zum 5 und 6. Jahr und länger nackt. Auch diejenigen der Fellah gehen oft bis zum 7.—10. Jahr nackt und haben, wie zum Hohn für alle Tracht, nur eine Bindfadenschnur von Dattelfaser um die Hüften. Die Somali-Kinder gehen, wie Haggenmacher berichtet, bis zum 8. Jahre fast alle nackt. Während man bei fast allen Negern die Kinder bis in ein ziemlich hohes Alter hinauf völlig nackt herumlaufen sieht, sind die Knaben und Mädchen der Fan-Neger an der Westküste Afrika's im Alter von 5—6 Jahren nach der Beobachtung des Reisenden O. Lenz[1]) schon mit etwas Kleidung bedeckt. Die Kinder der Neger an der Loango-Küste werden weder eingewickelt, noch in Wiegen, Hängematten oder Kästen gelegt. Sie ruhen neben der Mutter auf dem Lager, sorgsam locker zugedeckt gegen Zugluft und Rauch behütet und werden überhaupt mit grosser Liebe und Sorgfalt gepflegt.[2])

Bei den Badagas, einem Volksstamm im Nilgiri-Gebirg in Indien, findet ein Einwickeln oder Einschnüren des Kindes nicht statt.[3])

Die Nomadenvölker Asiens können wir in eine Gruppe zusammenstellen. Während die ärmeren Kirghizen das Neugeborene einfach in Dschabaga (Winterhaar der Kameele, aus dem ein sehr zarter, weicher Filz bereitet wird) einhüllen, lassen die reichen Kirghizen für das Kind Hemden und Obergewand nähen.[4]) — Bei den Buräten wird das Neugeborene in ein weiches Lammfell gewickelt und dann in ein Schafsfell, in welchem es drei Tage lang unverändert liegen bleibt; hierauf wird es unter gewissen Ceremonien, die das Kind vor bösen Geistern schützen sollen, in die Wiege gelegt (N. J. Kaschin). Später aber laufen die Kinder der Buräten bis zum 5. oder 6. Jahre in der warmen Jahreszeit ganz unbekleidet umher, im Winter nur mit einem Schafspelz bekleidet.[5]) — Die Korjäken stecken das Kind in einen warmen Fellsack; später wird es in Felle eingenäht, so dass Jacke, Beinkleider und Stiefeln Ein Kleidungsstück ausmachen, welche, um der Reinlichkeit eine Thüre zu lassen, mit einer Klappe versehen ist, die von Zeit zu Zeit geöffnet wird. Nur wenn das vorgeschrittene Wachsthum es nöthig macht, wechselt man die Kleidung.[6]) — Das Samojedenvolk, die Youraks, wickeln das nackte Kind mit auf der Brust gekreuzten Armen und angezogenen Füssen in Bänder von Birkenrinde ein; die Mitte des Körpers wird dann auf einer Wiege mittels eines Riemens oder mit Stricken fixirt. — Die Kalmücken-Kinder laufen bis zum siebenten Jahre fast nackt umher, nur bei Kälte werden ihnen Schafpelze umgeworfen und Filzstrümpfe angezogen.

---

1) Deutsche geographische Blätter. Bremen 1877. Heft II. S. 72.
2) Dr. Pechuel-Loesche, Zeitschr. für Ethnologie. 1878. S. 17.
3) Jagor in Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. Anthrop. 1876. S. 199.
4) Globus. 1881. Bd. 30. S. 110.
5) Kaschin, Mosk. med. Zeit. 1862.
6) Dr. Krebel, Volksmedicin versch. Stämme in Russland. 1858. S. 81.

Die Kalmücken in Astrachan wickeln das Neugeborene in einen Schafpelz, die Tataren in Lappen ein (H. Meyerson). — In Pelzlappen und Lumpen hüllen das Kind die Mongolen, welche ihm in die Wiege eine löffelförmige Röhre unter das Gesäss legen zur Ableitung des Unrathes. — Die Tungusen wickeln das Kind in weiches Gras, dann steckt es die Mutter in ihre Kuklanka oder Kappe. — Von den Tschuktschen-Kindern sagt Nordenskjöld[1]) in einem an Bord der „Vega“ geschriebenen Berichte: Diese Kinder werden freundlich behandelt und sowohl von Männern, als auch von Frauen auf den Schultern herumgetragen; sie sind dann derart bekleidet, dass sie das Aussehen einer Fellkugel haben; im innern Zelte dagegen erscheinen sie völlig nackend, und von da aus sieht man sie zuweilen ganz unbekleidet, insbesondere ohne Schuhe, zwischen den Zelten auf hartgefrorenem Boden herumspringen bei einer Temperatur unter dem Gefrierpunkt.

In Japan kennt man nach der Angabe Kämpfer's den Gebrauch der Windeln nicht; nach anderen Berichterstattern wird das Kind nur leicht umhüllt, und nach Aussage des japanesischen Arztes Mimazunza, welchen von Siebold befragte, wird dort das Kind nicht so fest umwickelt, wie bei uns. Der Bischof zu Hongkong, George Smith,[2]) sah, dass in Japan viele Kinder nackend getragen wurden: „Naked infants to the bare breasts of their seminude mothers are a frequent spectacle in the streets.“ — In Japan gleicht die Kleidung der Kinder nach Mode und Schnitt denjenigen von Erwachsenen, doch bewegen sich im Uebrigen die Kleinen viel freier, als diese.[3]) — Während die Kinder der Aïnos bis zum 8. Jahre, in der wärmeren Jahreszeit wenigstens, nackt gehen, tragen sie von da an dieselbe Kleidung wie die Erwachsenen; jedem Kinde wird gleich nach der Geburt ein kleines Silber- oder Zinnornament um den Hals als Schmuck gehängt.[4]) Die Chinesen wickeln und hüllen ihre Kinder in ähnlicher Weise ein, wie die Europäer.[5])

Es ist eine, wie der französische, längere Zeit in Constantinopel beschäftigte Arzt Eram sagt, fast im ganzen Orient herrschende Sitte, dass das neugeborene Kind von Anfang an bis zum vierten oder fünften Lebensmonat einer bedeutenden Compression durch eine Bandage ausgesetzt wird, der man den Namen Fasskia gegeben hat, und welche von den Füssen an bis zum Halse aufgewunden wird, einschliesslich der Arme, welche an die Seite der Brust angedrückt werden. Der Kopf ist der einzige Theil des Körpers, welcher frei bleibt und welcher wegen der gewöhnlich hervorgerufenen Congestion ungemein roth erscheint. Diese Einhüllungsmethode erinnert an die Mumien der alten Aegypter. Man glaubt dadurch, dass man die sämmtlichen Glieder des Körpers an jeder Bewegung verhindert, dem

1) Nordenskjöld, Die Umsegelung Asiens und Europa's auf der Vega. Deutsche Ausgabe. 1881. S. 395.
2) Ten weeks in Japan. London 1861. S. 89.
3) Das Ausland. 1881. No. 9. S. 166.
4) Isabella L. Bird, Globus 1881. Bd. 39. S. 218.
5) Hureau de Villeneuve, de l'accouch. de la race jaune. Paris 1863. S. 37.

Körper eine regelmässige Form, „gerade wie eine Kerze," geben zu können. Der Sicherheit wegen umhüllt man das Kind noch mit einer zweiten Binde. Diese feste Einschnürung der Kinder macht, wie Eram sagt, „que la plupart des Orientaux sont de petite taille et que leurs membres, présentant une courbure très considérable, font ressembler leur marche à l'allure ridicule du canard."[1]) Auch der deutsche Arzt Oppenheim[2]) bestätigt, das durch die Einwickelung der Kinder in der Türkei die freiste Bewegung ihrer Arme und Beine behindert wird; doch ist, wie er meint, der Bund gehörig lose; das Kind wird nicht übermässig warm gekleidet und dann zur Mutter in's Bett oder in eine Wiege gelegt. Allein, was die von Eram gemachte Angabe anbetrifft, dass durch die in der Türkei beliebte Einwickelung der Kinder eine Verkrümmung der unteren Extremitäten erzeugt werde, so tritt Dr. J. E. Polak aus Wien dieser Behauptung nicht bei; die Verkrümmung der Beine, welche dort allerdings nicht selten vorkommt, wird nach seiner mir mündlich mitgetheilten Meinung vielmehr wahrscheinlich dadurch herbeigeführt, dass man dem Kinde, wie er in der Türkei zu beobachten Gelegenheit hatte, einen Ballen von Leinewand zwischen die Beine stopft. — Diese Einwickelungsmethode ist übrigens im Orient recht weit verbreitet. So werden auch in der persischen Provinz Gilan am kaspischen Meere die Kinder sehr fest eingewickelt; dies schrieb mir Dr. med. Häntzsche (jetzt in Dresden), und er hatte die Freundlichkeit, mir ein persisches Wickelkind zu zeichnen. Dr. med. Polak, ehemaliger Leibarzt des Schah's, fand ein solch festes Einwickeln in ganz Persien gebräuchlich.[3]) Auch in Bagdad am Tigris werden bei den dort lebenden Mohamedanern[4]) während der ersten sechs Wochen die Arme des Kindes am Leibe fest eingewickelt, das arme kleine Wesen macht so sein erstes irdisches Märtyrthum durch.

Ein dem orientalischen sich anschliessender Gebrauch herrscht in Dalmatien. Hier lässt man zwar in den besseren Klassen die Säuglinge lose bedeckt ohne Wickelbänder und Faschen; allein bei den ärmeren Klassen wickelt man die Kleinen vom Scheitel bis zu den Zehen ein, die Hände werden noch ausserdem gebunden, desgleichen die Füsse. Hierauf wird das so gefesselte Kind in Decken und Polster und in Windeln gebunden. Dies geschieht, wie man dem Dr. W. Derblich angab, damit sich die Neugeborenen nicht die Augen auskratzen oder sonst ein Leid anthun.

Von solchen Vorkehrungsmaassregeln weiss man bei den nordischen Völkern nichts. Die Lappen wickeln das Neugeborene, sobald es abgewaschen ist, ganz einfach in ein Hasenfell, wie vor langer Zeit Scheffer[5]) fand. Nach neuerem Berichte[6]) versehen die Lappen ihre Kinder mit warmer, weicher Kleidung, die Kwänen (ebenfalls in Norwegen) weniger. In Island

1) Eram. Quelques considér. prat. sur les accouch. en Orient. Paris 1860. S. 63.
2) F. W. Oppenheim. Zust. d. Heilk. in der Türkei. S. 47.
3) Polak. Persien, das Land und seine Bewohner. Leipzig 1865. I. S. 192.
4) Globus. 1866. Bd. 11. S. 55.
5) Scheffer. Lappland. 1675. S. 337.
6) L. Dahl, Norsk Magazin for Laeger. 1862. Heft 7. S.

sah Horrebow, dass die Frauen ihre Kinder ebenso wie bei uns in Windeln legen; dagegen geben ältere Berichte[1]) an: „Vom Einbündeln der Kinder wissen die Isländer nichts; man zieht dem einige Wochen alten Kinde Hosen und Wamms an.“ — Die Eskimo stecken die Kinder entweder ganz nackt oder nur roh in Felle gehüllt in die warme Kapuze oder in den Winterstiefel. Bei den Eskimo in Boothia Felix (70° n. Br.) sah J. Ross Mütter mit nackten Säuglingen an der Brust bei mehr als 25° R. Kälte.

Aus diesen Gegenden wenden wir uns zu den Völkern Kleinasiens.

Bei den Armeniern im Gouvernement Eriwan (asiatisch Russland) wird das Kind bis zur Taufe in Lappen gewickelt, dann nach der Taufe erhält es ein Hemd aus Baumwollenzeug und später ein wattirtes Jäckchen „Ardraluk.“ Um den Kopf wird ein Tuch geschlagen. Die Tataren und Kurtinen, die ebenfalls im Gouvernement Eriwan wohnen, geben dem Kinde unmittelbar nach der Taufe ein Hemd und ziehen ihnen Jacken ohne Aermel, eine Art Weste „Onnjuk“ darüber. Auf die grosse Fontanelle des Kopfes legen sie ein Stück Baumwollenzeug, decken ein weisses Tuch darüber und setzen dem Kinde noch ein Käppchen auf, welches sie mit den unter dem Kinn gekreuzten und nach oben zum Scheitel hinaufgeschlagenen Enden des Tuches befestigen. Die untere Körperhälfte und die Beine bleiben in den ersten Lebensjahren stets frei.

Das Wickeln und Windeln des Neugeborenen zerfällt bei den Armeniern in zwei durch die Taufe von einander getrennten verschiedenen Perioden. Nach dem ersten Bade wird das Kind in reine Lappen gehüllt; dabei beginnt man mit den Beinen, streckt dieselben und wickelt sie ein, dann erst wird der Leib und die an die Brust gelegten Hände eingewickelt. Der Kopf wird mit einem Tuche bedeckt, dessen beide Enden von hinten durch die Achselhöhlen durchgezogen und auf der Brust gekreuzt werden. So liegt das Kind auf dem Lager der Mutter bis zur Taufe, nach welcher es seine eigene Wiege bekommt.

Bei den Tataren und Kurtinen wird in folgender Weise verfahren: die Kinder werden sehr sorgfältig eingewickelt, indem man ebenfalls von unten anfängt und nach oben weiter fortschreitet; man benutzt dazu Tücher oder Lappen, welche durch Schnüre oder Binden zusammengehalten werden. Auf den Kopf setzt man dem Kinde eine Art Mütze oder Käppchen. Nach Verlauf von 40 Tagen wird erst der rechte, dann der linke Arm drei Tage nicht eingewickelt, dann bleiben endlich beide ungewickelt. Das Kind liegt stets auf dem Lager der Mutter.[2])

Die Umhüllung, die die Tataren des Kreises Nucha (Gouv. Tiflis) dem Kinde gewähren, sind ungemein spärlich; wegen ihrer grossen Armuth ziehen sie dem Neugeborenen selten ein neues oder reines Hemdchen an; gewöhnlich wickeln sie es in irgend welche Lappen und erst nach 3—4 Monaten,

1) Baumgarten, Allgemeine Geschichte etc. II. S. 879.
2) Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz im Kawkas. 1879. No. 54. 55. Globus 1880. 38. S. 270.

wenn die Umstände es erlauben, giebt man dem Kinde ein Hemd und ein kurzes Kamisol ohne Aermel, welches aus buntem Zitz gemacht und mit Watte gefüttert ist. Die Tataren in demselben Kreise setzen dem Neugeborenen ein aus Callico gefertigtes mit Watte leicht gefüttertes Käppchen (Calottchen) auf den Kopf und binden darauf irgend einen Lappen oder ein Tuch. — Dagegen werden die Neugeborenen bei den Tataren und Armeniern desselben Kreises in gleicher Weise gewickelt. Das Kind wird erst in ein dreieckiges Tuch geschlagen und dann vom Kopf abwärts bis zu den Füssen gewickelt; dabei werden natürlich Schultern und Arme nach vorn gezogen, über der Brust laufen die Bindetouren kreuzweise. Dann wird das gewickelte Kind mittels zwei bis drei Binden an einer Wiege befestigt, welche etwa die Gestalt eines flachen Kästchens hat. In dieser Lage verharrt das arme Kleine oft länger als 24 Stunden.[1] — Das Wickeln der Kinder dauert bei den Armeniern des Kuban-Districts, den Armawiren ungebührlich lange, zwei bis drei Jahre.[2] —

Die Russen in Astrachan bringen das Neugeborene unmittelbar nach dem in der Badstube abgehaltenen Bade und den daselbst mit ihm vorgenommenen Misshandlungen in das Federbett, wo es in Windeln zusammengeschnürt so versteckt wird, dass es kaum athmen kann. Dr. H. Meyerson, welcher dies mit angesehen hat, sagt: „Angegriffen und erschöpft liegt hier das Kind viel länger als gewöhnlich, ohne einen Laut von sich zu geben; endlich erwacht es, versucht sich zu bewegen, aber die Windeln lassen es nicht; es strengt seine zarten Kräfte an, wird blauroth, möchte sich mit aller Gewalt von den ungewohnten Fesseln befreien, aber vergebens.“ Im russischen Gouvernement Samara ist die Bekleidung des Säuglings ungleich; oft hängt man ihm zu viel um, dann lässt man ihn entblösst auf dem kalten Fussboden herumkriechen oder selbst in der äusseren kalten Luft.[3] Nach einem anderen Berichte, welchen ich durch persönliche Befragung einzog, ist die nationale Einhüllungsweise des Neugeborenen in Russland und Polen folgende: Das Kind wird nur mit drei Windeln umgeben, wovon die erste die Füsse und den Unterleib, die zweite, gleichsam dreieckig zusammengelegte, den Oberleib mit Ausnahme des Kopfes, endlich die dritte und grösste den ganzen Leib so umhüllt, dass nur das Gesicht frei bleibt. Hierdurch wird selbst die Haube entbehrlich.

Die Neugeborenen der Esten werden immer gewickelt, so verlangt es die alte Sitte und das Vorurtheil; man meint, ohne Wickeln könne kein Kind gedeihen! Das mit einem kurzen Hemdchen versehene kleine Wesen wird in ein viereckiges linnenes Tuch (Windel) geschlagen, darüber wird eine zweite wollene Windel gethan und beide werden mittels eines Wickelbandes befestigt, welches man von den Schultern bis zu den Füssen in Zwickeltouren um das Kind schlingt. Selbstverständlich sind dabei die Arme nicht

1) Nach R. Stojanow, Globus. 1880. No. 16. S. 253.
2) Kawkas 1879. S. 62.
3) J. Ucke, Das Klima und die Krankh. d. Stadt Samara. Berlin 1863. S. 87.

frei, sondern werden mit „eingewickelt.“ Dass das Wickeln irgend welche nachtheiligen Folgen für das Kind hätte, lässt sich nach Dr. Kreuzwald's Ausspruch kaum nachweisen, es erscheint nur als eine überflüssige Quälerei, durch welche das Kind in seinen freien Bewegungen gehemmt wird.[1])

In Ungarn werden die Säuglinge unbarmherzig eingebunden. Johann v. Csaplovics,[2]) welcher dies berichtet, meint, dass diese unbarmherzige Behandlung die Ursache davon ist, dass die Kinder so oft schlimm sind und viel weinen.

In England ist eine verhältnissmässig gute Methode gebräuchlich; dem Säugling wird während der ersten Wochen einfach eine Nabelbinde angelegt, eine dreieckig zusammengefaltete Windel zur Aufnahme der Unreinlichkeit um die Schenkel geschlagen, der Kopf mit einer gestrickten oder Cotton-Haube, der Leib aber mit einem kurzen Hemde, wie es dem Zuschnitte nach Frauen zu tragen pflegen, bedeckt, und über dieses ein grösserer Flanellfleck mit einem Bande locker gebunden.[3]) In der Welt-Ausstellung des Jahres 1873 zu Wien sah man im „Pavillon des kleinen Kindes“ die von der englischen Commission zusammengestellten Gegenstände eines englischen Kinderzimmers, darunter Ausstattung eines Kinderbettes, einer Wiege und eines Waschtisches mit der dazu gehörenden Wäsche. Nach englischer Art halten leichte oder dicke Wollstoffe das Kind trocken und warm. Im übrigen sind die Wäschstücke und Kleidchen des englischen Kindes so eingerichtet, dass die Kleinen in der freien Bewegung der Glieder wenig behindert werden. Von den Angelsachsen Altenglands berichtet Wright: Die Unsitte des Wickelns der Kinder, heute noch an vielen Orten Europa's gebräuchlich, reicht bis auf jene Zeit hinauf; bei ihnen lag das Kind gewickelt in der Wiege.[4])

Vom römischen Wickelkind legte mir Prof. Grosse (Lehrer der Maler-Akademie zu Dresden) eine Skizze vor, die er nach einem Modell auf der Strasse in Rom aufgenommen hatte. Das Kind ist vollständig in Laken eingehüllt, die sich auch um den Kopf herumschlagen und nur das Gesicht frei lassen; diese Laken werden, nachdem sie von unten her um die Füsse geschlagen sind, durch breite leinene Binden, die man in 6- oder 7facher Tour um die Füsse, den ganzen Leib und die Brust des Kindes windet, gleichmässig zusammengehalten und befestigt.

Auch in Frankreich war zu festes Wickeln allgemeine Unsitte. „Die ersten Geschenke,“ sagt Rousseau sehr wahr, „die ein Kind von uns erhält, sind Fesseln.“ Sind etwa die Bänder und Schnüre, die „Maschen und Fatschen,“ wie man die Hüllen in Oesterreich (nach dem lateinischen Worte Fascia, Band, Binde) nennt, und womit wir das Neugeborene beglücken zu müssen glauben, etwas Anderes?

---

1) „Globus.“ 1880. No. 16. 252.
2) J. v. Csaplovics, Gemälde von Ungarn. 1829. II. S. 303.
3) Lederer, Mutter und Kind. S. 199.
4) Thomas Wright, The Homes of other Days. London 1871. — „Ausland“ 1874. 32. S. 627

In Deutschland band man während des 16. Jahrhunderts nach Angabe des Arztes Rösslin, Verfassers des ersten deutschen Hebammenbuches, das Neugeborene „dick“ ein und setzte ihm eine Haube auf den Kopf. Der Kindeskörper wurde vollständig in Wickel- oder Rollbinden eingehüllt, so dass Arme und Beine der Fähigkeit, sich zu bewegen, entbehrten.

Kaum in irgend einem Lande wird das Kind so unzweckmässig eingehüllt, als noch jetzt bei uns in Deutschland. Die Nabelbinde, die Windeln, die Wickelschnur, das Wickeltuch, dann das Hemdchen, Halstuch, Jäckchen, Brustlätzchen, die Mütze, endlich das Trag-, Unter- und Deckbett umgeben das Kind viel zu eng und zu warm. Die Betten haben meist die Form dicker Kissen, in welche das Kind so eingeschnürt wird, dass es sich kaum rühren kann. Durch festes Wickeln will man meistentheils verhüten, dass das Kind nicht krumm wachse.

In einigen Landdistricten Baierns (z. B. in der Umgegend von Freising) stehen dem kleinen Weltbürger ausser der überhitzten, staubigen, durch Miasmen verunreinigten Luft im Zimmer und im Bette der Mutter wahre Foltern bevor. Nach dem Bade nemlich, das für die Folgzeit an Freitagen versagt wird, schlägt man ihn nackt in Fesseln à la Sebastian. Gefesselt muss man das Kind nennen, wenn eine Windel mit ihrem Grunde über den Rücken geführt wird, ihre zwei Seitenränder zum festen Einschlagen der Arme und Beine dienen und schliesslich mit einer festen Binde (Fatsche) Rumpf sammt anliegenden Armen nach Art einer ägyptischen Mumie tüchtig umwickelt wird. Kinder besserer Stände machen höchstens darin eine Ausnahme, dass sie mit einem Hemdchen und etwa noch mit einem Jöppchen angethan sind.[1])

Dr. Flügel[2]) berichtet, dass im Frankenwalde die Säuglinge meist in dicke, gleichseitig viereckige, steife Kissen eingepackt werden und sehr warm stecken; wenn dann das Kind aus dem Kissen herauswächst, verfällt es dem andern Extrem: es wird dann sehr unvollständig bekleidet und läuft gewöhnlich im Hemde herum. In der bairischen Oberpfalz wird das Kind, wie es scheint, anfangs zu warm, später zu kühl gehalten. J. Wolfsteiner[3]) sagt von den Neugeborenen daselbst: „Wenn so ein kleines Wesen in der dampfend heissen Bauernstube hinter dem Bettvorhange, wie eine Mumie eingewickelt unter schweren Kissen vergraben liegt, so mag das eine sichere Zufluchtsstätte gegen Hexen sein, so viel ist aber gewiss, dass die Gesundheit oft daraus verbannt wird.“ Aus der bairischen Oberpfalz berichtet Dr. Brenner-Schäffer:[4]) „Das Hemdchen, welches das Kind am ersten Tage anzieht, wird ihm nach Jahr und Tag noch immer dienen, wenn längst seine Formen sich ausgedehnt haben und dies Kleidungsstück nur einen kleinen Theil des Körpers mehr bedeckt. Ausser diesem Hemdchen sind

1) C. Mayer, Bairisch. ärztl. Intell.-Blatt. 1878. 26. 269.
2) Flügel, Volksmedicin im Frankenwalde. S. 52.
3) Bavaria. II. 1. S. 337.
4) Brenner-Schäffer, Darstellung der sanitätl. Volkssitten. S. 13. 15.

die Bedeckungen des Körpers hie und da ein Jäckchen und die Wickelkissen. Regt es sich aber zu eigenen, selbständigen Bewegungen, so hindert es kein beengendes Kleidungsstück. Im kurzen, kaum an die Lenden gehenden Hemdchen sitzt es im Felde, auf dem Rasen oder auf dem Boden der Stube."

Wenden wir uns aus südlichen Gegenden nach den nordischen Theilen Deutschlands, so finden wir nach den Berichten, die mir Prof. Hildebrandt aus Königsberg gab, Folgendes: Das Kind bekommt in Königsberg und Umgebung ein breites Wickelband über die Nabelgegend, um den Brustkasten bis unter die Arme gelegt, darüber ein Hemdchen; sodann schlägt man um die unteren Extremitäten Fusswindeln. Darüber kommt eine grosse wollene Windel, die das Ganze einhüllt (doch seltener). Meist wird hierauf dem Kinde ein Jäckchen von dickem Zeuge angezogen, und eine wollene Windel umgelegt, die bis unter die Beckengegend vorn und hinten reicht. Jacke und Windel werden mit einem sehr langen breiten Wickelbande festgehalten. Auf den Kopf kommt ein Mützchen. Goldschmidt[1]) sagt: „Im nordwestlichen Deutschland wird das Kind gleich nach der Geburt in furchtbar dicke „Luren" und Windeln gepackt, die so befestigt werden, dass die kleine Kreatur kein Glied rühren kann. Ueberdies wird ein dickes handbreites Wickelband um den Leib straff angelegt, damit das Kind „Stän" (Unterstützung) hat, „es würde ja sonst schief werden." Die Folge dieses zu warmen und festen Einpackens der Kinder ist häufig Wundsein.

Die Kindersachen für das Neugeborene, welche schon vor Ankunft des Kindes die Mutter der jungen Frau anzuschaffen pflegt, bestehen im siebenbürger Sachsenlande, wie noch fast überall in Deutschland, aus Folgendem: Häubchen, Barttüchelchen, Hemdchen, Kleidchen, Windeln (Kotschen) und Windelbänder (Fatschen), welche letztere meist aus sogenannten Sälfrindern (Gewandsäumen) bestehen. Den Schluss der Ausstattung bildet ein sog. Flanell,[2]) d. h. die äussere aus weissem wollenen Tuche bestehende Hülle des Wickelkindes.

In der vom Urgrossvater „angestorbenen" Wiege liegt das Kind bei den siebenbürger sächsischen Bauern an Armen und Beinen mit Kotsch und Waekelschneâr gefesselt, mit weissem Hemdchen, Brustlazken und Gûpchen geschmückt, auf dem Kopf das Stêrebûndchen und das reichverzierte Häubchen, von dem die durchlöcherte, gegen „Berufen" schützende Silbermünze auf die Stirn herabhängt. Später bekommen die kleinen Beine auch Strümpfe und Schuhe, wenn nicht die Armuth des Hauses diese Luxusartikel widerräth und die Füsse dann mit linnenen Bundschuhen (Butschker) bekleidet.[3])

An Einhüllung und Bekleidung des Kindes knüpft sich in Deutschland mancher Aberglaube. Der erste Anzug eines neugeborenen Kindes darf kein neuer sein, weil das Kind in der Folge zu viel Kleider zerreissen würde.[4])

---

1) Goldschmidt, Volksmedicin im nordwestl. Deutschland. S, 140.
2) Joh. Ziegler, Gymnas.-Progr. Schässburg 1877.
3) Fronius, Bilder aus d. sächs. Bauernleben etc. Wien 1879. S. 31.
4) Kuhn, Märk. Sagen u. Märchen. S. 364.

Nach Oberpfälzer Glauben kann nicht nur das Kind, sondern auch seine Wäsche beschrieen werden; es bedarf dazu nur eines Wortes aus bösem Munde. Nach dem Gebetläuten lässt man ungern die Kinderwäsche vor dem Hause hängen, weil sonst das Kind von einem schmerzlichen Leiden, dem sogenannten Nachtgeschrei heimgesucht wird. Dasselbe gilt von Sonn- und Feiertagen während des Singads, des gesungenen Amtes; denn zu dieser Zeit fliegen weisse Thierchen und vergiften die Wäsche derartig, dass das Kind am ganzen Körper von Geschwüren heimgesucht wird. Damit der Sohn, wenn er sich zum Militär stellen muss, sich womöglich frei lose, bindet ihm die Mutter in der Oberpfalz das Chriaselhemd (Chrisonhemd), welches er als Kind trug, um den Hals, denn dadurch soll seine Hand eine glückliche werden. Mit demselben Hemde, welches schon drei rechtschaffene Mütter für ihre Knaben gebraucht haben, wird auch das Kind umhüllt, wenn sich herausstellt, dass es beschrieen ist. Statt dessen tritt wohl auch die nasse Windel ein, mit dem die Mutter das Gesichtchen des Lieblings abwischt.

In der Umgegend von Königsberg i. Pr. heisst es: Das Kind muss, sowie es abgenabelt ist, in des Vaters Hemde gewickelt werden, das bringt ihm Glück, nie jedoch in das der Mutter. In den ersten Stunden nach der Geburt soll, wie es daselbst heisst, das Kind eine grünseidene Mütze tragen, das bringt ihm Glück (Mittheil. des Prof. Hildebrandt).

Vor der Geburt darf die Mütze des Kindes nicht mit seinen anderen Kleidern in die Wiege gelegt werden, sondern man muss sie an die Wand hängen und die Hebamme muss hinein blasen, so heisst es in Mecklenburg.

Achtzehntes Kapitel.

Das Legen, Tragen und Wiegen, Gehen, Stehen und Sitzen des Kindes.[1])

Mit je grösserer Naivetät ein Volk seine Kunstwerke darstellt, mit um so grösserer Treue spiegelt sich in letzteren das ganze geistige und sittliche Leben des Volkes selbst wieder. Ein Schriftsteller über Kunstgeschichte gedachte erst unlängst dieser Thatsache, und zwar mit besonderer Betonung der verschiedenen Auffassungsweise der Völker bei Darstellung der Gruppe von Mutter und Kind. Es sei mir erlaubt, eine Stelle aus einem Werke Ch. Deleutre's[2]) anzuführen, welche auf die culturhistorische Bedeutung dieses Punktes recht treffend aufmerksam macht.

1) Illustrationen zu diesem Kapitel siehe in dem unter dem Titel „Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt“ im gleichen Verlag erschienenen Buche des Verfassers.

2) Deleutre, Geschichte der Kunst. Aus d. Franz. Leipzig. S. 175.

„Man hat noch nie darauf hingewiesen, dass die griechische Kunst die Mutter mit dem Kinde gar nicht kennt. Man suche in seinen Erinnerungen und frage sich, ob irgend eine Statue, irgend ein Basrelief des Alterthums, des griechischen wie des römischen, die Frau und ihre Frucht darstellt, die Liebe und die Verbindung der Mutter und des Kindes verherrlicht." — Nachdem Deleutre ferner hervorgehoben, dass die antike Kunst die Kinder immerdar nur isolirt dargestellt hat, und dass die Mutterschaft in der antiken Welt überhaupt ausserordentlich wenig Bedeutung hatte, fährt er weiterhin fort: „Noch mehr; — suchen wir in der antiken Kunst, ob es ein Beispiel eines Kindes giebt, das mit einer anderen Figur verbunden ist! Ja, es giebt in der griechischen Kunst und in einer ihrer schönsten Gruppen ein Beispiel: den Faun mit dem Kinde. Der Faun trägt das Kind auf beiden Händen. Auf diese Idee würde ein Moderner nie gekommen sein. Ein Kind muss mit der Mutter verbunden sein, wie die Frucht mit dem Baume. Ein Kind auf den Armen eines Mannes ist wie eine Frucht, die zur Erde gefallen und in einen Korb geworfen ist. Und der Kinderträger der griechischen Kunst ist nicht einmal ein Mann, sondern ein Mischlingsgeschöpf, das die zottigen Kennzeichen der Thierheit auf dem Rücken trägt. Welche Verachtung des Kindes und welche Verachtung der Frau!"

Ich muss hinzufügen, dass es nicht blos solche antike Statuen giebt, wo der Faun das Kind auf beiden Händen trägt, sondern auch solche, wo er es auf seinem Nacken reiten lässt, z. B. im Museo Borbonico.

Auch weiterhin scheint mir die Behauptung Deleutre's durchaus nicht zutreffend zu sein. Denn es giebt noch so manche andere Statuen der Griechen, welche männliche Personen als Träger eines Kindes darstellen. Eine prächtige Schöpfung des Praxiteles: Hermes, der das Knäblein Dionysos auf dem linken Arme trägt, wurde allerdings erst am 8. Mai des Jahres 1877 zu Olympia ausgegraben, und Deleutre kannte sie also noch nicht. Allein nicht bloss männliche, sondern auch weibliche kindertragende Figuren besitzen wir aus altgriechischer Zeit. So befindet sich in München eine von Kephisodotos gefertigte Statue, Eirene, eine der Horen, welche das Plutos-Kind auf dem Arme hat. Doch muss man freilich beachten, dass auch hier nicht das Verhältniss zwischen Mutter und Kind, nur dasjenige zwischen Wärterin und Pflegling zur Darstellung gelangt. Auch kommt hier nur eine Allegorie zum Ausdruck: Die Göttin des Friedens trägt den jungen Reichthum. Und unter den übrigen Götterbildnissen der Griechen treten eigentlich nur als Mutter und Kind die Aphrodite mit Eros auf; doch steht oder ruht bei allen diesen Darstellungen der Liebesgott in der Regel nur neben seiner Mutter. Dagegen existirt ein berühmtes Kunstwerk aus altgriechischer Zeit, das, wenn auch nur auf moderne Weise, in sinniger Gruppirung das Verhältniss zwischen Mutter und Kind zur Anschauung bringt, und welches der Kenntniss Deleutre's offenbar entgangen ist. Ich meine das unter dem Namen der Leukothea bekannte Relief der Villa Albani. Auf einem Sessel ist eine Frau dargestellt, die ein auf ihrem Schoosse stehendes Kindes in den Armen hält; letzteres streckt

die Rechte gegen die Sitzende aus, während eine andere weibliche Gestalt einen nicht deutlich zu erkennenden Gegenstand dem Kindchen darbringt. Dies Relief stammt offenbar aus einer frühen Periode altgriechischer Kunst und wurde schon mehrfach, unter anderm in W. Lübke's Geschichte der Plastik copirt. Es ist aber nicht nur in kunstgeschichtlicher Hinsicht, sondern auch insofern wichtig, als es ein Zeugniss dafür ablegt, dass die Griechen ihren Kunstsinn keineswegs gegen eine innige Auffassung der mütterlichen Freude und Liebe zum Kinde verschlossen hielten, wie Deleutre behauptet.

„Bei den Römern," sagt der eben genannte Kunstschriftsteller weiter, „giebt es auch eine Geburt, ein Stillen, eine Erziehung, auf den Monumenten in Marmor und Stein und auch auf den Denkmünzen dargestellt: Es ist die Geburt des Romulus und Remus; die Mutter, die Amme ist eine Wölfin." — Nachdem Deleutre nun noch den Versuch zurückgewiesen hat, sich auf die Liebesgötter und auf die Gruppe von Venus und Amor zu berufen, da hier Amor nicht als Sohn, sondern vielmehr als Attribut der Venus auftritt, hebt er hervor, dass man lediglich dem Christenthum zu verdanken hat, dass in der Kunst das Verhältniss zwischen Mutter und Kind zum Ausdruck gelangt: die jungfräuliche Mutter mit dem Kinde. Wir müssen uns freilich daran erinnern, dass wir von der antiken römischen Kunst nur einen kleinen Theil besitzen; der grössere Theil ist theils zerstört, theils noch im Schutt vergraben, uns demnach noch unbekannt. Daher kann jeder Tag bei Ausgrabungen neue Thatsachen liefern, die vielleicht recht wohl bekunden, dass auch die Römer Kunstwerke mit Hinweis auf die schöneren Beziehungen zwischen Mutter und Kind schufen. So berichtete auch schon im Jahre 1879 die städtische Alterthumscommission in Rom, dass man im Laufe dieses Jahres bei den Erweiterungsbauten auf der Via Tiburtina in einer die Vigna Venturi abschliessenden Mauer eingemauerte Fragmente von Statuen entdeckte, unter welchen sich auch solche bekleideter Frauen befanden, die dem Kinde die Brust reichen. Es ist also, wie ich meine, nicht die christliche Kunst, welche gerade diesem Gegenstande sich zuerst zuwendete; wohl aber hat sie ihm zuerst die höchste Sinnigkeit abgewonnen. Denn in den Madonnenbildern, welche die liebreizende Beziehung zwischen Jungfrau Maria und Christuskind darstellen, kommt das Motiv des mütterlichen Pflegens in idealer Anmuth zur Erscheinung, wie allerdings nie zuvor.

Sollte man aber wirklich daran zweifeln dürfen, dass den Griechen und Römern der ästhetische Hochgenuss so ganz unbekannt geblieben sei, der im Anblick und in der Würdigung einer innigen Vereinigung von Mutter und Kind liegt? Sollte man ernstlich behaupten können, jenes Gefühl der zarten Mutterliebe sei noch nicht recht in dem Volksbewusstsein der antiken Völker zur lebendigen Aeusserung gekommen, denn sonst hätten ihre Künstler es wohl häufiger zur Aufgabe gemacht, das zärtliche Verhältniss zwischen Mutter und Kind in ihren Kunstschöpfungen zum bildlichen Ausdruck und zur Darstellung zu bringen? Wir dürfen doch nicht verkennen, dass selbst

bei rohen Naturvölkern, sogar bei denjenigen, welche gar häufig neugeborene Kinder ohne Weiteres tödten oder aussetzen, die liebevolle Beziehung zwischen der Mutter und denjenigen Kindern, deren sie sich nicht sofort entledigt haben, in allgemeiner Achtung steht. Mehrere Züge in Sitte und Brauch der Urvölker liefern offenbar den Beweis, dass ihnen Werth und Bedeutung der Mutter- und Kindesliebe keineswegs völlig unbekannt ist, wenn auch äusserlich die Anerkennung dieses Werthes nicht so bewusst wie bei uns zum Ausdruck gelangt.

Den Naturvölkern ist es eben noch nicht zum Bedürfniss geworden, einer solchen Anerkennung lauten Ausdruck zu geben. So hat sich auch ergeben, dass manche Naturvölker einen sprachlichen Ausdruck für gewisse Farben nicht besitzen, obgleich ihrem Auge die sinnliche Erkenntniss derselben nicht mangelt. Und ebenso richtete sich der ästhetische Sinn der antiken Culturvölker für die höheren Aufgaben der Kunst nach ganz anderer Richtung hin, als die ist, auf welche uns der Geist der neuen Zeit hinweist. Mit der Behauptung, dass irgend einem Volke der Sinn und die Würdigung für eine gewisse Erscheinung fehle, weil es den rechten Ausdruck dafür noch nicht gefunden, müssen wir recht vorsichtig sein. Eine Thatsache weist uns jedoch darauf hin, wie sehr wir uns in unseren Anschauungen und künstlerischen Neigungen von den antiken Völkern unterscheiden.

Es wurde einmal behauptet, dass den antiken Culturvölkern wohl schwerlich schon der geistige Sinn für die hohen Schönheiten der grossen Bergpartien erschlossen gewesen sei, da in ihrer Literatur sich wenig oder keine poetische Beschreibung und Schilderung solcher Gegenden finden, wie sie beispielsweise die Alpen darbieten. Und in der That lässt sich im Allgemeinen, wie Karl Wörmann (in Woltmann's Geschichte der Malerei) schreibt, in den landschaftlichen Motiven der Pompejanischen Wandmalereien ein auf das Leichte, Heitere, Anmuthige gerichteter Charakter deutlich erkennen, während die einsame, wilde, grossartige Natur hier nicht dargestellt wird. So war den Alten für landschaftliche Schönheiten gewiss mehr die Idylle das Ideal; und als Vorwurf für die Plastik wählten sie vorzugsweise heroische und mythologische Motive. Diese Motive aber gaben ihnen keine Gelegenheit, das zarte Verhältniss „Mutter und Kind“ künstlerisch zur Darstellung zu bringen, wie uns, den christlichen Völkern, die Madonnenbilder von jeher gegeben haben. Durch die Mittheilungen der antiken Schriftsteller erhielten wir auch ziemlich genaue Kenntniss von den Gegenständen, mit welchen sich die darstellende Kunst der berühmten griechischen Maler, wie Polygnotos, Agatharchos, Appollodoros, Zeuxis, Parrhasios, Timanthes und Andere beschäftigt hat. Nicht bloss die Mythe und die Heldensage, sondern auch Scenen aus dem Volke fand man in ihren Bildern dargestellt; doch berichtet man nirgends von einer ganz einfach die mütterliche Kindespflege verherrlichenden Darstellung. Denn wenn Parrhasios ein Bild malte: „Eine thrakische Amme, die ein Kind auf dem Arme trägt“ und wenn in Aristides' Gemälde, welches die Eroberung einer Stadt vorführte,

ein Kind dargestellt wurde, welches zum Schrecken der an einer Wunde sterbenden Mutter nach deren Brust verlangt, so sind das doch Momente, welche die ethischen Beziehungen der „Mutterliebe" nicht in dem von uns angedeuteten Sinne zur Anschauung bringen.

Ich gehe in meinen Behauptungen weiter, — denn ich meine, dass die Madonna eines jeden Volkes im Bilde nicht bloss die charakteristischen nationalen Kennzeichen in ihrem Aeusseren zeigen wird, sondern dass sich auch in der Art, wie sie ihr Kind hält und trägt, die besonderen Merkmale des eigenthümlichen Volksgebrauchs bemerklich machen werden. Die künstlerische Verbindung des Kindes mit der Mutter zu einer Gruppe wird nämlich bei jedem Volke anders ausfallen, und auch in dieser typischen Verbindungsweise, d. h. in der Art, wie das Kind im Arme gehalten wird oder auf dem Schoosse ruht oder steht, muss sich die unwillkürlich zur Richtschnur genommene Sitte des Volkes aussprechen. Würde wohl jemals ein Hottentottenkünstler, — vorausgesetzt, dass die Hottentotten sich der christlichen bildenden Kunst befleissigen wollten, — eine solche Madonna zu schaffen im Stande sein, wie Raphael, Murillo oder Holbein? Ich unterlasse es, weiter zu untersuchen, ob in diesem Falle das Jesuskindlein ebenso wie die Kinder bei manchen Hottentottenstämmen auf dem Rücken der Mutter getragen würde.

Da die Kunst die Aufgabe hat, das Schöne zur Darstellung zu bringen, so fragt es sich zunächst: Was ist das ewig Schöne und Ideale hinsichtlich des Haltens und Tragens der Kinder? Die Antwort liegt in den Worten: Nur das hygieinisch Richtige und Zweckmässige darf als schön gelten. So ist denn nur dasjenige Volk im Stande, wahrhaft schöne Gruppen von Mutter und Kind zu liefern, welches die Forderungen der Hygieine hinsichtlich des Haltens und Tragens der Kinder vollkommen erkannt und begriffen hat. Und auf der anderen Seite kann man die Culturstufe, auf welcher ein Volk steht, darnach bemessen, wie weit es in dieser Erkenntniss vorgeschritten ist.

Demnach wird es denn theils in culturhistorischer, theils in hygieinischer, theils auch in ästhetischer Hinsicht von Interesse sein, die Sitten der Völker in Bezug auf die Art, wie man bei ihnen die Kinder legt, trägt, wiegt u. s. w., einer näheren Untersuchung zu unterwerfen.

Bevor wir jedoch an diese Untersuchung herantreten, gedenken wir der besonderen physiologischen Organisation des Kindes. In seinen frühesten Entwickelungsstufen empfängt dasselbe nur eine unverbundene Reihe von Sinneseindrücken, ohne sie geistig verarbeiten zu können, und den Gebrauch der Bewegungsorgane lernt es erst sehr langsam kennen. Das Kind ist ein fast unbewusstes Individuum. Dieser Zustand der grössten Unselbständigkeit macht die mütterliche Pflege so recht bedeutsam.

Kein organisches Wesen kommt in so hülfsbedürftigem Zustand zur Welt wie der Mensch. Das neugeborene Kind kann durchaus nichts durch sich oder für sich selbst thun. Betrachten wir dagegen das Hühnchen, das soeben aus dem Ei geschlüpft ist. Es schaut sich sofort nach allen Rich-

tungen in der Welt um, folgt auf flinken Beinen dem lockenden Rufe der Mutter, sucht und findet unter Leitung derselben bald seine Nahrung; es begiebt sich selbst, wenn es friert, an die wärmende Brust der Mutter und flieht unter den Flügel derselben, wenn Gefahren drohen. Dagegen kann das Kind noch längere Zeit, nachdem es das Licht der Welt erblickte, weder Kopf noch Rumpf heben. Monate lang ist es lediglich darauf angewiesen, zu liegen. Einer der besten Kenner der Bedürfnisse des Kindes und ein guter Lehrmeister der Mütter, Dr. von Ammon, macht letztere in seiner Schrift „Die Mutterpflichten," recht treffend darauf aufmerksam, wie das Kind Anfangs ausser Nahrung, Wärme und Ruhe nur eine zweckmässige Lagerung verlangt. „Die einzigen Bewegungen des Neugeborenen sind leichtes Hin- und Herwerfen der Arme und Beine; diese haben durchaus nicht ihre später ausgebildete Gestalt. Alle neugeborenen Kinder sind mehr oder weniger krumm- oder säbelbeinig und stemmen deshalb sehr gern, wenn sie nackt sind, beim Baden, ihre Fusssohlen gegeneinander. Gewöhnlich erst nach dem fünften Monate gelangt das Kind zu der Kraft, den Kopf gerade zu halten und eine sitzende Stellung anzunehmen. Diese Beobachtung führt zu der wichtigen Bemerkung, dass Mütter und Wärterinnen ja nicht zu früh das Kind an eine sitzende Stellung gewöhnen dürfen, sondern es auf seinen Betten oder Decken liegend umhertragen."

Wir sehen, dass uns hier sofort gesundheitliche Rücksichten entgegentreten. Was der kindliche Organismus für sein Wohl verlangt, lässt sich bei einfacher Betrachtung seines körperlichen Zustandes und bei ruhiger Ueberlegung von einer verständigen Mutter gewiss recht leicht finden. Die beste Ruhestätte des Kindes ist der Mutterschooss. Auf den Armen, an der Brust der Mutter ruht das Kind am süssesten, schläft es am liebsten und daher am ruhigsten. Die Natur weist uns auf diese Betrachtungen ganz von selbst hin und ist für diesen Theil der Kindespflege ohne Zweifel die beste Lehrmeisterin.

Allein die Mutter kann sich ihrem Sprössling nicht allein widmen. Sie ist auch Hausfrau und muss ihre Liebe unter die Kinder theilen. Um Anderes zu besorgen, muss sie ihre Sorgfalt zu Zeiten dem Säugling entziehen. Da legt sie denn das Kind von sich, wählt ihm einen passenden Ruheplatz und stattet denselben so aus, wie sie es für das Bedürfniss des Kindes am zweckmässigsten hält. Was geschieht? Da ist das Plätzchen in der Stube, das man wählt, bald zu hell und sonnig, bald zu finster, zu dumpfig; das Lager, dicke Federbetten u. s. w., zu warm; und soll man dem Kinde ein Bett oder eine Wiege geben? soll man es schaukeln, damit es ruhig einschläft? Das Alles sind Fragen, die im Volke auf so mannigfache Weise beantwortet werden, und bei welchen althergebrachte Gewohnheiten und Gebräuche vor Allem so maassgebend sind, dass der Arzt hierbei nur allzuoft auf recht grosse Uebelstände stösst, die dem Kinde Nachtheil bringen. Für das gesundheitliche Wohl des letzteren sind die hier zu berührenden Angelegenheiten von schwerwiegender Bedeutung. Und so fühlen wir uns denn

im Interesse der Hygieine des Kindesalters umsomehr aufgefordert, die jetzt überall bestehenden Zustände auf diesem Gebiete einmal genauer zu beleuchten, als ohne Frage sich im kindlichen Körper durch falsche Behandlung hinsichtlich des Legens, Tragens, Wiegens u. s. w. eine grosse Zahl von Schäden als Wachsthums- und Entwickelungsstörungen mit ihren Folgezuständen für die ganze Lebenszeit ausbilden können.

Und neben diesen gesundheitlichen Interessen liegen unmittelbar culturhistorische. Während jene mehr praktischer Natur sind, treten bei letzteren mehr ideale Aufgaben in den Vordergrund. Es kann den gebildeten Menschen keineswegs befriedigen, sich nur mit den Vorschriften für das eigene Thun und Lassen bekannt zu machen. Je weiter sich der Gesichtskreis hinaus über die eigene Häuslichkeit erweitert, um so bedeutungsvoller erscheint dann jeder Gegenstand der Betrachtung. Nicht allein die heimathlichen Sitten und Bräuche des „engeren“ und „weiteren“ Vaterlandes, sondern auch weiterhin das Treiben der Menschheit in allen Zeiten und Ländern erhält bei genauerem Hinschauen einen besonderen Werth für unsere Ansicht über die Sache. Da klärt sich erst unser Urtheil nach vielen Richtungen hin, wenn wir erfahren, was man bei anderen Völkern hinsichtlich ihrer Behandlung des Kindes beobachtet und erfahren hat. Wie und warum, so fragen wir dann, hat sich hier und da dieser und jener Gebrauch in der Kindespflege aufthun und festsetzen können? Was bewog denn ein ganzes Volk, einer ganz bestimmten Art und Weise im Legen, Tragen und Wiegen des Kindes zu huldigen? Und charakteristisch fürwahr sind die nationalen Sitten in dieser Hinsicht; sie erscheinen ebenso als besondere ethnographische und culturhistorische Merkmale, wie zahlreiche andere Bräuche. Und wenn es uns interessirt, wie ein Volk seine Todten bestattet, wie es bei Hochzeiten verfährt, welche Formen zu Grüssen bei ihm heimisch, welche Trachten sich bei ihm eingebürgert haben, so können und müssen uns in gleichem Maasse die bei den Völkern gebräuchlichen Sitten hinsichtlich der frühesten Pflege des Kindes recht anziehende Vergleichspunkte gewähren. Denn auch in solchen Bräuchen, wie in allen Volkssitten, sprechen sich die merkwürdigen Beziehungen zwischen Land und Volk, die Einflüsse der umgebenden Natur auf den Menschen aus. Es hat aber gewiss einigen Werth, im vergleichenden Verfahren durch Feststellung der wesentlichen Unterschiede und Aehnlichkeiten zu finden, wie sehr der Mensch in seinem Thun, wie sehr insbesondere auch die Mütter in der mehr oder weniger sorgsamen Pflege, die sie ihren Kindern widmen können, von den Einflüssen ihrer Umgebung, vom Klima u. s. w., wie sehr sie aber auch vor Allem in dieser Beziehung von der dem weiblichen Geschlechte überhaupt gewährten socialen Stellung abhängig sind. Auf der niedrigsten Gesittungsstufe — dies wird aus unseren Betrachtungen im Speciellen recht deutlich werden — ist der Mensch nichts Besseres, als ein örtliches Erzeugniss; es liegt hierin die Bestätigung der Anschauung C. Ritter's über den Zusammenhang von Bodengestaltung und Leben der Bevölkerung. Allein Andere, wie O. Peschel, haben wiederholt

darauf hingewiesen, dass mit den wachsenden geistigen Schätzen die Herrschaft des Menschen über die Natur immer grösser, seine Abhängigkeit von den örtlichen Verhältnissen immer geringer werde. So wird in der That bei Culturvölkern dem zarten Kinde mit grösserem Erfolge für seine Hygieine eine Reihe von Hülfsmitteln geboten, die ihm Unabhängigkeit und Schutz gegen äussere Einflüsse sichern.

Nicht minder ist dann auch die Frage von Bedeutung, wie sich die Frauen unter gegebenen Verhältnissen zu helfen wissen, wie sinnreich mitunter die Aushülfemittel sind, deren sie sich zum Besten ihres Kindes bedienen. Hier kommen schliesslich neben den rein anthropologischen Gesichtspunkten häufig auch gewisse ethische Anschauungen zur Geltung, denen wir unsere Aufmerksamkeit nicht versagen wollen. Gerade auf diesem Gebiete geben sich recht deutliche Zeichen des Gefühlslebens im Volke kund.

Culturgeschichte und Hygieine sind innig mit einander verwandt. Der Mensch ist, wie wir soeben andeuteten, namentlich in dem von ihm einzuschlagenden hygieinischen Verfahren zunächst von der eigenthümlichen Beschaffenheit der ihn umgehenden Natur abhängig. So wählten denn auch die Mütter eines jeden Volkes die Mittel zur Pflege des Kindes nicht blos nach dem jedesmaligen Zustande ihrer Erkenntniss, sondern auch je nach der Leichtigkeit, mit welcher sie sich in Besitz der Mittel zur Befriedigung der hygieinischen Bedürfnisse des Kindes zu setzen vermochten.

Das Klima gebietet einerseits gewisse Vorsichtsmaassregeln und bietet andererseits nur einen gewissen Kreis von Schutzmitteln dar; dazu kommt noch in jedem Falle die Eigenthümlichkeit der gewählten Lebensweise des Bauern-, Jäger- oder Nomadenvolkes, welches dem Kinde und seiner Pflege mehr oder minder Rücksickt gewähren kann oder will.

In heissen Klimaten wird das Kind wenig oder gar nicht eingehüllt auf Matten oder auf den nackten Boden gelegt, und nackt auf den Armen oder Schultern der Mutter herumgetragen. Als ein rechtes Beispiel füt die Volkssitte des heissen Afrika führen wir einen Bericht über die Zulu-Kaffern an, die hier als Vertreter der übrigen Nigritier-Völker gelten können: „Kaum geboren werden die Kinder nach dem ersten Baden in Flusswasser auf die Strohmatte oder ein weiches Fell niedergesetzt und nach dem Princip ‚Hilf dir selbst' da sich selbst überlassen, um ihre Lungen ausdehnen und ihre kleinen runden Gliedmaassen nach Herzenslust recken und strecken zu können. Rund, glatt und fett mit krausem Kopfe, lernen die kleinen Kobolde bald laufen und werden nicht viel mit Kleidern geplagt. Nur in kalten Jahreszeiten bekommen sie einen Kaross, d. i. eine wollene oder Pelzdecke zum Umhängen. Uebrigens fühlen sich die Mütter nicht belästigt durch die Ernährung und Erziehung derselben. Auf dem Rücken festgebunden, oder nach altherkömmlicher Weise auf der Hüfte tragen sie dieselben, bis sie laufen können. Bei der Haus- und Feldarbeit haben sie ihre Kinder bei sich, abwechselnd dieselben liebkosend, nährend, abwehrend und dann wieder

arbeitend — Alles in der warmen, freien, frischen Luft unter dem tiefblauen südafrikanischen Himmel." [1])

In kalten Zonen, wo die Mütter ihre Kinder warm einwickeln, dient der Umhüllungsapparat oft gleichzeitig als Wiege oder als Mittel zum leichteren Transport. In diesen Apparaten zum bequemeren Transportiren und Tragen des Kindes sind aber vor Allem nomadisirende und wandernde Völker höchst erfinderisch. Auch hier wiederum führen wir ein Volk als Beispiel vor, die Tungusen, die sich ausschliesslich von der Jagd und dem Fischfange nähren und gezwungen sind, in den kalten und rauhen Gegenden Asiens ein vollständiges Wanderleben zu führen, indem sie bald dem Zobelfange, bald dem Fischfange nachgehen, oder mit ihren Rennthieren neue Weideplätze aufsuchen: „Um sich an dem mit anderen Familien verabredeten Orte einzustellen, packt die Tungusin die tragbare Jurte und alle Habe auf Rennthiere und Schlitten und begiebt sich mit ihrer Familie auf den Weg. Die jüngeren Kinder werden mit der Wiege an den Sattel der Rennthiere gebunden, Säuglinge aber behält die Mutter in Fell gewickelt bei sich. Bei sehr strengem Froste wandert man der kleinen Kinder wegen nicht, sondern rastet dann gewöhnlich in kleinen Blockhäusern, welche häufig in den Wäldern aus runden, stehenden Balken aufgerichtet sind, ohne beständig bewohnt zu werden." [2])

Je nach örtlichen Verhältnissen werden allerdings die Bräuche anderer Völker sich von den hier angeführten unterscheiden. Immerhin ist es aber Erfahrungssatz, dass stets fast nur Eine Methode des Tragens, Legens und Wiegens bei einem jeden Volke die herrschende ist. Für uns fragt es sich nun, ob die herrschenden Methoden auch wirklich den gegebenen Verhältnissen gemäss als rationell zu betrachten sind?

Man beruft sich gern bei Beantwortung solcher Fragen auf die sogenannte „Stimme der Natur," auf den Instinct. Die Thatsache, dass jedem Thiere gleichsam eine naturgemässe Sitte in diesen Dingen eigen ist, lässt sich nicht ableugnen. Bei Affen und Fledermäusen hängt das jüngste Thier an der Vorderseite der Mutter, indem es mit allen Vieren Brust und Unterleib derselben umklammert; andere Thiere zeigen wieder andere Gewohnheiten. Die Lemuren (Halbaffen) machen den Uebergang von den Affen zu den übrigen Säugethieren und zeigen dies unter Anderem auch in der Behandlungsweise des Kindes: während die Weibchen der höher entwickelten Gattungen der Lemuren, die eigentlichen Lemuren, ihre Jungen stets auf dem Rücken oder an der Brust tragen, so dass denselben die beiden allein vorhandenen Brustwarzen leicht erreichbar sind, legen die niedriger stehenden Arten ihre Jungen in Baumlöcher — so die Arten Lepilemur und Chirogaleus — oder in wirkliche Nester, z. B. die Microcebus. Diesen letzteren zunächst steht dann der nestbauende Aye-Aye (Chiromys madagariensis).

1) Dr. med. M. Kranz, Natur- und Culturleben der Zulu's nach vieljährigen Beobachtungen. Wiesbaden 1880. S. [illegible].

2) Middendorff, Reise VI. S. [illegible]. — E. Hiekisch, Die Tungusen. Eine ethnologische Monographie. St. Petersburg 1879. S. [illegible].

Manche Naturvölker scheinen in der That, wie überhaupt, so auch namentlich hinsichtlich der von ihnen allgemein adoptirten Trageweise des Kindes der Thierwelt nahe zu stehen. Von einzelnen kann man sagen: ihr Kind hängt, wie das der Affen, am Körper der Mutter. Eine andere Reihe von Naturvölkern, deren Frauen das Kind in einem Sack oder Beutel mit sich umherschleppen, erinnern an die Beutelthiere, nur dass letzteren die Natur eine Tasche oder einen, das Kind noch lange bergenden Beutel gab, den sich die Mütter vieler wilden Völkerschaften erst herstellen müssen. Und wie in Australien der Koala (australische Bär, Phascolarctus cinereus) sein Junges auf den Nacken nimmt, oder wie in Südamerika die Beutelratte Merian's (Didelphys dorsigera), die keine Tasche, sondern bloss Falten zur Aufnahme der Jungen besitzt, die letzteren, sobald sie sich nur einigermaassen ausgebildet haben, auf den Rücken nimmt, wo sich die Kleinen mit ihren Schwänzlein am Schwanze der Mutter festhalten, so weisen in manchen Gegenden der Erde die Frauen der Urvölker ihren Sprösslingen den Platz ebenfalls auf dem Rücken an, wo dieselben sich mit den Händchen an den Schultern und am Haar der Mutter festklammern.

Allein nicht immer findet man bei Naturvölkern in dieser Hinsicht das zweckentsprechendste Gebahren. Sie stehen keineswegs sämmtlich unter dem unbedingten Einflusse eines sie zuverlässig leitenden, dem Kinde den richtigen Schutz darbietenden Instinctes. Ihre Lebensweise und ihre Gewohnheiten, die sie je nach der Natur des Landes wählen müssen, zwingen die Mütter zunächst, auf die eigene Erhaltung bedacht zu sein und gewähren ihnen weder Zeit noch Mittel, sich mit grösserem Ernste um die passende Lagerungs- und Trageweise des lieben Kleinen zu bekümmern. Die Härte der Lebensweise macht nicht blos hart gegen sich selbst, sondern verhärtet wohl gar nicht selten auch das Gemüth; von dieser Indolenz sprachen wir schon auf Seite 3 dieses Bandes. Zwar erfüllt das Herz einer Mutter bei den meisten Wilden eine ebenso zarte Liebe und Zuneigung zum Kinde wie bei höchstgesitteten Völkern — sobald einmal das Kind nicht gleich anfangs dem Untergang, dem Aussetzen u. s. w. geweiht wird. Doch reicht eben der Grad der Einsicht bei den im armseligsten Zustand lebenden Urvölkern nicht über die erfahrungsgemässe Beobachtung und Berücksichtigung der allernächstliegenden Bedürfnisse ihres Kindes hinaus. Auch bürdet bei den wilden Völkerschaften der Ehemann seiner Frau eine solche Menge von Pflichten und Lasten auf, dass derselben kaum Gelegenheit und Zeit übrig bleibt, sich mehr als ganz nöthig ist, um das Wohl des Kindes zu kümmern. Allein immerhin ist es charakteristisch, wie sie gleichzeitig sich und dem Kinde bei allem Ungemach zu helfen sucht. Und selbst bei solchen Völkern, die sich schon weit über den rohen Zustand uncivilisirter Völker erhoben haben, festigten sich unter der conservativen Anschauung der Frauenwelt ganz bestimmte, mit merkwürdiger Zähigkeit haftende Gebräuche, die fort und fort in der Kindespflege zu Tage treten.

Eine besondere Erscheinung ist nun die Thatsache, dass solche festge-

wordene Gewohnheiten schliesslich das ästhetische Gefühl eines Volkes vollständig beherrschen. Ein jedes Volk hält ja nur Dasjenige für schön, was seiner nationalen Sitte entspricht. Und überall giebt es eben ein nationales Gebahren hinsichtlich des Legens, Tragens und Wiegens des Kindes.

---

1. Das Legen.

Die Behandlungsweise des Kindes ist ein ziemlich sicherer Maassstab für die Gesittung der Völker. Man kann annehmen, dass dasjenige Urvolk, bei welchem die Mütter ihre Kinder mit grosser Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandeln, der Gesittung weit leichter zugänglich ist, als ein Volk, bei dem die Eltern sich gleichgültig gegen Wohl und Weh des Kindes benehmen. Schon in der Art und Weise, wie die Mütter ihre Kleinen tragen, legen und wiegen, spricht sich der Charakter des Volkes aus. Die erste Lagerstätte des Neugeborenen entwickelt sich in einer Stufenleiter, die gewissermaassen dem Culturgrade parallel geht: von dem nackten Erdboden an, von der mit trocknem Gras oder Laub, mit Thierfell oder Matte, von dem einfachen Teppich oder Matratzchen an bis zum üppig mit Daunen gefüllten, warmen Bett, von der primitiven Hängematte an bis zur modernen, mit Gold- und Silberbronze überzogenen eleganten Wiege. Bei einem jeden Urvolke ist eine bestimmte Lagerungsweise des Kindes vorzugsweise beliebt; einem jeden genügt sein besonderes Verfahren, und man schaut sich eben nach keinem besseren um, weil man das schon von den Grosseltern Ererbte für gut und ausreichend hält. Die Mutter weiss ihr Kind eben nicht anders oder schöner zu lagern, als sie selbst als Kind von der eigenen Mutter gelagert wurde, und als sie auch rings um sich her andere Mütter mit den einfachsten Mitteln der Natur sich helfen sieht. Bei Völkerschaften aber, die sich einer höheren Cultur rühmen können, kommen je nach den Zuständen, in welchen die einzelnen Bevölkerungsschichten leben, oft sehr differente Lagerungsweisen vor. Das Proletarierkind findet fast keine passendere Ruhestätte, als das Kind der Wilden, der kleine Bauer in unseren civilisirten Staaten bedient sich hier und da noch zu solchem Zweck der von seinen Vorfahren ererbten Hängematte, anderwärts packt er das Kleine in das allzuwarme Wiegenbett, und in vornehmen Häusern legt man den jungen Prinzen in ein schaukelndes, prächtig geschmücktes, mit seidenen Tüchern verhangenes Himmelbett.

Wie sollen die Kinder liegen? Das ist eine wichtige Frage, die um so bedeutungsvoller ist, als sich einestheils schlimme Gesundheitsstörungen aus dem unzweckmässigen Lagern des noch wenige Monate alten Kindes herleiten lassen, und als sich anderntheils schon etwas ältere Kinder, wenn man sie nicht geeignet behütet, daran gewöhnen, für das Schlafen auf der Lagerstätte eine die Functionen des Körpers beeinträchtigende, nament-

lich beim Wachsthum des Organismus höchst schädliche Stellung einzunehmen. Als im Jahre 1873 auf der Wiener Weltausstellung der „Pavillon des kleinen Kindes" eröffnet werden sollte, benutzte das zur Herstellung desselben berufene Comité diese Gelegenheit, um eine richtige Antwort auf die Frage, wie das Kind liegen soll, zu geben; es handelte sich darum, den Besuchern der Ausstellung, unter welchen sich doch auch Tausende Eltern befanden, eine rechte Anschauung von der Sache zu verschaffen. Ohne Zweifel war es eine glückliche Idee dieses Comité's, dass es die Beantwortung jener Frage am deutlichsten und eindringlichsten durch plastische Darstellung vor Augen zu legen sich entschloss. Es wurden in dem Kinderpavillon Statuetten aus Gyps nach den Angaben des Directors Herrn Dr. von Weil, von Professor Tassara modellirt, ausgestellt: ein Kind, wie es zweckmässig liegt, auf dem Rücken, wagerecht, den Kopf durch ein Polster etwas gehoben, die Füsse gerade, die Arme gleichfalls neben dem Leib abwärts ausgestreckt. Daneben sah man das Bild eines Kindes in fehlerhafter, ungesunder Lage: auf die eine Seite gewendet, den Oberleib auf mehrere Polster gehoben, das Rückgrad gekrümmt, die Arme unter den Kopf gestreckt, so dass die Lunge beim Athmen sich nicht frei ausdehnen kann, der Blutumlauf gehemmt ist, der Rücken gekrümmt wird und alle Glieder verschoben sind. — Man sah im Pavillon die beiden Kinder als Modelle nebeneinander liegen, das eine blühend, lächelnd in gesundem Schlafe, das andere verdriesslich wie von schweren Träumen und vom Alpdrücken geängstigt; mit Einem Blicke erkannte man die Lage des einen als mustergiltig, die des andern als abschreckend.

Eltern standen mit ihren Kindern vor den beiden Statuetten und riefen den Kindern zu: So musst du dich legen, ausgestreckt wie dieses, und ja nicht zusammengekrümmt, wie das andere! Man hat sich in der Hoffnung wohl nicht getäuscht, dass der Eindruck dieser Darstellung von Tausenden dauernd aufgenommen wird, und dass die Eltern auch daheim den Kindern mitunter zuriefen: „Wie das Musterkind im Pavillon, auf dem Rücken und gerade sollst du liegen, nicht auf der Seite, verschoben und gekrümmt!" Diese Ausstellung hatte demnach gewissermaassen eine pädagogische Bedeutung.

Dass ein allzu anhaltendes horizontales Liegen der Kinder gewisse Nachtheile und gefährliche Folgen für die Gesundheit derselben mit sich bringt, unterliegt keinem Zweifel. Wir müssen annehmen, dass hiermit die körperliche Entwickelung mannichfach beeinträchtigt wird, und der Mangel an der nothwendigen passiven Bewegung, an der zeitweise zu gewährenden Veränderung der Körperhaltung Störung oder wenigstens Verlangsamung des Stoffwechsels herbeiführen kann. Thieren, die man mästen will, versagt man ja auch die Bewegung und bringt hiermit in ihrem Körper die Fettbildung zu krankhafter Höhe. Ich bin weit entfernt, die Gefahren längeren Liegenlassens der Kinder übertreiben zu wollen, wie E. Hervieux that; er schrieb die hohe Sterblichkeit in den Findlings-Hospitälern dem Uebel-

stande zu, dass in denselben die Kinder fast immer liegen.[1]) Dies sei für die Mortalität der Säuglinge erheblicher, und fordere mehr Opfer als Ueberfüllung der Räume mit Menschen, künstliche Ernährung der Säuglinge und schlechte Beschaffenheit des Blutes bei denselben. Hervieux behauptet, dass von den in der angedeuteten Art vernachlässigten Kindern etwa fünfundsiebenzig Procent zu Grunde gehen, und zwar ganz eigentlich durch Kälte und Hunger; denn indem diese unglücklichen Geschöpfe elf Zwölftheile der Zeit in horizontaler Lage zubrächten, sinke wegen Mangels an Bewegung die Temperatur des Körpers, der Kreislauf verlangsame sich, die Gliedmaassen kälteten aus, die Athmung erfahre Beeinträchtigung, das Zellgewebe verhärte, das Blut stocke in den bedeutungsvollsten Organen und dies bedinge Ergüsse und führe den Tod herbei.

Die einfachste Lagerungsstätte für ganz kleine Kinder mag wohl, wie im Orient, die auf dem Boden liegende Matratze sein. Allein es stellten sich bei uns auch gewisse einfache Apparate und Möbel ein, in welche man, wie an einer mehr vor Luft und Licht geschützten Stelle, den zarten Säugling bergen konnte. Vorzugsweise ist in manchen Gegenden als primitives Kinderbett der auch einst vom Wiener Kinderarzte Gölis angelegentlich empfohlene Flechtenkorb beliebt. Derselbe hat jedoch, wie schon Mauthner hervorhob, das Nachtheilige, dass er nur für ganz kleine Kinder geeignet ist, dass das Kind zu tief darin liegt, dass man ihn schwer rein halten, insbesondere wenig vor Ungeziefer schützen kann, und dass das Kind, sobald der Korb auf dem Boden stehen bleibt, in der untersten, doch ziemlich schlechten Luftschicht des Zimmers zubringt. Bequem für die Abwartung des Kindes ist dieser Flechtenkorb auch insofern nicht, als man sich bei jeder Hilfeleistung bücken muss.

Frägt man schliesslich ärztliche Autoritäten nach der zweckmässigsten Lagerungsstätte in unseren Kinderstuben, so verweisen sie uns auf den Gebrauch entweder des Korbbettes mit feststehenden Füssen oder des Kinderbettes mit beweglichen Seitenwänden. Jedes Korbbett hat im Allgemeinen die Gestalt des Kinderwagens, nur ruht es statt auf Rädern auf festen Füssen. Vermittels Ringe, welche an allen vier Seiten des aus Weidenruthen geflochtenen Korbes angebracht sind, lässt der letztere sich leicht von dem Fussgestell abheben. Als Vortheil ist dabei hier hervorzuheben, wie leicht das Ganze in ein anderes Zimmer oder an eine andere Stelle der Stube zu transportiren ist; denn das Korbgeflecht ist nicht schwer und das Fussgestell besteht aus weichem Holz. Ein auf- und abwärts schlagendes Verdeck ermöglicht zugleich den Schutz vor Sonne und Insecten. An Stelle dieses Korbbettes wird sehr oft ein einfacher viereckiger oder ovaler flacher Korb benutzt, der auf Stühlen steht und an Handgriffen weggehoben werden kann. Allein mehrere Kinderärzte, unter Anderen Dr. Livius Fürst[2]) in

[1]) „De l'abus de la position horizontale dans l'hospice des enfants-trouvés et de son influence sur la mortalité des nouveaux-nés." Paris. 1852.

[2]) „Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande." Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig. J. J. Weber. 1876.

Leipzig, warnen mit Recht: „Sicher ist die Stellung eines solchen Korbes auf Stühlen nicht, und ebenso unstatthaft das Hinstellen eines solchen auf den Erdboden, dessen Luftschicht nicht selten die ungünstigste ist;" doch genügt natürlich ein solcher Korb auf sicherer Unterlage für die meisten Fälle.

Am vollkommensten, wenn auch nicht so leicht transportabel wie das Korbbett, ist das Kinderbett mit beweglichen Seitenwänden. Man hat dergleichen Bettstellen theils von Holz, theils von Eisen construirt; letzteres zieht man deshalb vor, weil sich nie Ungeziefer (Wanzen) in ihm ansiedelt; allein es hat den Nachtheil, dass es das Kind leicht erkältet. Daher ist das Holz, wenn es nur reinlich gehalten wird, empfehlenswerther für diesen Zweck. Ein solches Kinderbett hat eine hohe Brüstung, die noch durch eine Galerie verticaler Stäbchen wesentlich erhöht wird. Diese Galerie ist an den beiden Längsseiten so eingerichtet, dass sie leicht entweder aus einem Falze, in den sie eingelassen ist, herausgehoben werden kann, oder dass sie losgehackt und heruntergeschlagen werden kann. Auf diese Weise ist es möglich, das Hineinlegen und Herausnehmen des Kindes zu bewirken, während andererseits, sobald die Längsseiten geschlossen sind, das Kind wachend oder schlafend, zeitweise ruhig sich selbst überlassen werden kann. Ein Herausfallen ist auch dann nicht möglich, wenn das Kind bereits steht, so dass ein solches Bett bis ins dritte oder vierte Jahr benutzt werden kann.

Schliesslich wird am meisten davor zu warnen sein, das Kind durch Einhüllen in Federbetten zu sehr zu verwöhnen. Am besten legt man es, sobald es dem Steckbett entwachsen ist, auf eine Rosshaar-Matratze, den Oberkörper erhöht man mittels eines Rosshaar-Keilkissens; eine Stepp- oder Friesdecke breite man dann über das Kind aus. Wo das Kind durch eine solche einfache Zudecke nicht genügend erwärmt wird, ist zu rathen, mehrere solcher Friesdecken übereinander zu legen, anstatt sogleich zu den verweichlichenden Federbetten seine Zuflucht zu nehmen. Statt der Rosshaare kann man in die Matratze auch Indiafaser und Seegras füllen.

Unsere Vorfahren, die Germanen, konnten freilich bei ihrer harten Lebensweise dem jugendlichen Nachwuchs keine solche Rücksichten schenken. Ihre Behandlungsweise des Kindes glich in vieler Hinsicht dem Verfahren jetzt lebender Naturvölker. Sobald bei den alten Deutschen das Kind das erste Mal gebadet war, so wurde es in Thierfelle, in späterer Zeit in Tücher gehüllt oder blieb, wie bei den Armen der Bevölkerung, ganz nackt auf dem bereiteten Lager liegen (Weinhold). Mochte nun hierbei manches Kindesleben zu Grunde gehen, so wurde doch ohne Zweifel ein Geschlecht erzogen, das äusserst kräftig und widerstandsfähig war.

Die jetzige Generation ist allerdings nicht mehr so widerstandsfähig gegen Erkältung; und dieser Thatsache muss man wohl in der Kindespflege, insbesondere in der Lagerungsweise Rechnung tragen. Die Erscheinung ist ja constatirt, dass kleine Kinder sich nicht so sehr bei Tage und im Freien

erkälten, wo sie entsprechend gekleidet sind, als vielmehr bei Nacht in der Kinderstube. Die oft viel zu sehr mit Federbetten zugedeckten Kinder gerathen in Schweiss, werden unruhig und entledigen sich, halb unbewusst, der ihnen lästigen Deckbetten. Diesem lästigen „Aufdecken“ wird die Entstehung nicht weniger Krankheiten zugeschrieben. Unverdrossen steht vielleicht die Mutter oder die Wärterin auf, um dem Kinde die schützende Decke wiederzugeben, allein umsonst; nach kurzer Zeit liegt das Kind wieder bloss.

Daher ist eine neue Form von Kinderbett sehr willkommen, da es Abhülfe zu schaffen scheint.

Herr Carl Schmidt in Berlin, der Erfinder eines praktischen, neuen Kinderbettes, empfiehlt dasselbe mit den folgenden Worten: „Dieses Kinderbett ist dem bisherigen gewöhnlichen entschieden vorzuziehen, da es der Gesundheit förderlicher ist und die allgemein beklagten Uebelstände, wie nächtliches Blossliegen, zu übermässige Wärme des Kindes etc. verhütet und beseitigt. Das Kind kann sich ausserdem in diesem Bett freier und besser bewegen, ferner weit besser auswachsen, weil es fortwährend einen festen Stützpunkt unter den Füssen und einen Halt im Oberkörper hat und liegt trotzdem viel sicherer, da es ohne fremde Hülfe keine Manipulationen zu machen im Stande ist, durch welche es aus diesem Bett stürzen könnte. Ein Entblössen Seitens des Kindes im wachenden wie im schlafenden Zustande ist nicht möglich, es kann daher jede Mutter ohne Besorgniss während der Nacht ruhig schlafen, denn das Kind ist vor jeder Erkältung geschützt. Besonders wesentlich ist ausserdem, dass das Kind in diesem Bette nur seine normale Wärme behält und dass die Händchen frei bleiben müssen, also nicht an den Körper angelegt werden können, was bekanntlich eine schlechte Angewohnheit ist. Bei allen diesen wichtigen, für die Gesundheit des Kindes so enormen Vortheilen ist und kann dies Kinderbett weit eleganter gehalten werden, macht weniger Mühe und dient zugleich als ein Schmuckstückchen im Schlafzimmer. Der innere Raum dieses Bettes ist je nach der Grösse des Kindes stellbar und hierdurch für jedes Alter zu benutzen.“ u. s. w.

Wir können bei unserer bis zur Ueberfeinerung vorgeschrittenen Cultur für die naturgemässe Lebensweise, so auch für die Kindespflege noch so Manches von den sogenannten „wilden“ Völkerschaften lernen, wenn auch nur mit grösster Auswahl, insbesondere nicht auf dem Wege der Nachahmung, welchen unter Anderen J. J. Rousseau empfahl. Der Contrast, der hinsichtlich der Lagerungsweise der Kinder zwischen den civilisirten Völkern Europa's und den Indianern Nordamerika's stattfindet, war vor Allem dem Engländer George Catlin recht auffällig; er ermangelte nicht, uns in seinem Schriftchen: „Shut your mouth!“ (Mund zu!) in Bildern diese Gegensätze vor Augen zu führen, zugleich aber auch uns die Indianerweise als Muster zu empfehlen.[1]) Catlin, erst Jurist, dann Maler, litt an Brustbe-

[1]) Die Schrift erschien auch deutsch u. d. T.: „Geschlossener Mund erhält gesund“ von G. Catlin; nach der 4. Auflage des engl. Originals übersetzt von Dr. E. F. Flachs; mit Vorwort von H. E. Richter und 29 Illustrationen des Verfassers. Leipzig. 1870.

schwerden und Blutauswurf; nachdem er bis in sein 34. Lebensjahr als Städter eine sitzende Lebensweise geführt, begab er sich in die Urwälder von Nordamerika, campirte viel unter freiem Himmel und verkehrte dabei mit den Indianern. Da lernte er deren eigenthümliche Behandlung der Kinder kennen; letztere werden auf ein Brett mit gerad ausgestrecktem Körper gebunden, wärend der Kopf durch eine Unterlage so weit erhöht wird, dass das Kinn im Schlafe nicht herabsinken kann, vielmehr die Lippen des Mundes geschlossen bleiben müssen. Darin fand nun Catlin den Hauptvorzug der Kinderlagerung „à l'Indienne," denn er meinte, dass schon das zur Gewohnheit gewordene Oeffnen des Mundes in der frühesten Jugend die Quelle fast aller schleichenden und selbst aller ansteckenden Krankheiten sei, und dass diese Untugend den Kindern bei uns zunächst durch ausgestreckte Rückenlagerung und durch Einführung eines concaven Keilkissens unter den Nacken gründlich abgewöhnt werden müsse. Catlin übersah dabei, dass doch auch die Lagerungsweise der Indianerkinder manches Unzuträgliche hat, indem namentlich das Einbinden der Arme derselben in die Gesammtumhüllung gewiss nicht nützlich ist; dem „Schiefwuchse" kann freilich durch ein solches Indianer-Steckbett gründlich vorgebeugt werden, nur finden wir es eben aus andern Gründen keineswegs nachahmenswerth. Es ist nämlich den Kindern in solcher Einpackung die Möglichkeit activer Bewegung benommen und hiermit die frühe Uebung des Muskelsystems, besonders der Gliedmaassen, wohl auch die freie Bewegung der Brustmuskeln, sowie die Athmung mehr oder weniger behindert.

Wenn die Kinder, wie dies bei anderen Naturvölkern der Fall ist, auf dem flachen Erdboden liegen bleiben, ohne dass man ihre Körper durch Umhüllung oder gar Einschnürung am freien Gebrauch der Extremitäten hindert, ohne dass man sich aber auch mit dem Tragen derselben viel zu schaffen macht, so sind die Kleinen lediglich auf die activen Bewegungen der Gliedmaassen beschränkt; die passiven Bewegungen des Tragens und Wiegens und ihre Wirkungen auf Körper und Geist kommen hier nicht zur Geltung. Die passiven Bewegungen, dies sind diejenigen, welche man mit der betreffenden Person ausführt, welche sie also nicht selbst vollzieht, wirken, wenn man mit ihnen das rechte Maass einhält, insbesondere wohlthätig auf den Blutumlauf im Körper. In anderer Beziehung haben sie etwas eigenthümlich Beruhigendes für die Nerven. Es ist wahr — und die tägliche Beobachtung kann es bestätigen —, dass ein ruhiges Hin- und Hergehen mit einem Kinde auf den Armen dasselbe in gar nicht zu langer Zeit in Schlaf verfallen lässt. Das ist gewissermaassen auch schon ein seelischer Vorgang. Denn das von der Mutter oder der Wärterin von der Lagerstätte aufgenommene, bis dahin vielleicht unruhige und unwillige Kind bemerkt sehr bald, dass man sich seiner angenommen und dass es einen Platz in den Armen der Pflegerin gefunden hat; in Folge dessen fühlt es sich nach und nach dort ganz heimisch; bald haben dann auch seine Nerven die für Eintritt eines wohlthätigen Schlafes nöthige Ruhe gefunden.

Und wenn wir uns bisher vorzugsweise mit der Wirkung der Lagerungsweise auf den Körper beschäftigten, so darf auf der anderen Seite der geistige Einfluss gewiss nicht unterschätzt werden. In der mütterlichen Pflege liegt zugleich die erste Einwirkung auf die Psyche des Kindes. Denn es ist für das geistige Wesen eines Menschen keineswegs gleichgültig, ob er in frühester Jugend zärtlich oder roh behandelt wurde. Insbesondere ist es ebenso charakteristisch als wichtig für die Erziehung der Jugend, ob die Mütter ihre Kinder fortwährend mit sich umhertragen, oder ob sie dieselben den grössten Theil des Tages liegen lassen, ohne sich viel um sie zu bekümmern. Die „Anhänglichkeit" des Kindes an die Mutter ist gewöhnlich anerzogen; man erwirbt sie dem Kinde nur dadurch, dass die Mutter das Kind schon früh und dauernd gleichsam sich selbst anhängt. Die grosse Mehrzahl der Neger bewahrt auch noch in späteren Altersjahren der Mutter eine so besondere Anhänglichkeit und Verehrung, dass man einen erwachsenen Neger durch nichts schwerer beleidigen kann, als durch Beschimpfung seiner Mutter. Diese Erscheinung ist wohl zumeist durch den Umstand zu erklären, dass die Negerinnen gewohnheitsgemäss ihre gewissermaassen an ihrem Körper hängenden Kleinen allüberall mitschleppen, und dass der Geist des Jungen eben so wie der Körper stets innig bei der Mutter ist; er fand in ihr von frühester Jugend an recht eigentlich seine Beschützerin, seine Pflegerin in körperlicher, wie geistiger Hinsicht.

Ganz anders entwickelt sich das mütterliche und kindliche Verhältniss auch für die späteren Altersjahre dort, wo es nur selten geschieht, dass das Kind von der Mutter auf die Arme oder auf den Rücken gehoben wird, wo man es vielmehr fast stets auf seinem Schlafplätzchen liegen oder auf dem Erdboden umherkriechen lässt. Recht charakteristisch versagten im ehemaligen Reiche der Inka's zu Peru die Mütter ihren Kindern das Tragen, aus Furcht, dieselben zu verzärteln; man setzte die Kleinen in ein Loch in der Erde, oder legte sie in eine Wiege, allein in die Arme setzte eine Mutter ihr Kind nie; selbst der Erbprinz des Inka wurde nie auf den Armen herumgetragen, um ihn nicht zu verwöhnen.

Wir sprachen vorhin davon, dass bei fast allen Negervölkern die Mütter ihre kleine Nachkommenschaft nur selten ablegen, so lange die Kleinen noch nicht laufen können; sie thun dies nur eben des Nachts. Allein auch hier giebt es unter diesen Völkern Ausnahmen; wenigstens wird von den Guinea-Negerinnen erzählt, dass sie ihre Kinder viel liegen lassen. Noch auffallender aber war das stete Liegenlassen der Kinder bei anderen Völkerschaften. So bleiben die Kinder der Sandwich-Insulaner fortwährend uneingehüllt auf einer Matte liegen, die Mütter tragen dieselben niemals mit sich herum. Dasselbe fand man bei einem nunmehr ausgestorbenen Inselvolke, den Guanchen, den schon im 15. Jahrhundert von den Spaniern ausgerotteten Ureinwohnern der canarischen Inseln.

Auch viele asiatische Völkerschaften lieben es, das Kind den Tag über mehr liegen zu lassen als es zu tragen. Die Kalmückin lässt ihr in Schaf-

pelz eingehülltes Kind fortwährend auf der Erde liegen und nur bei ihren weiten Wanderungen nimmt sie es zum Transport auf ihren Rücken. Die Kinder der Araber bleiben fortwährend uneingehüllt auf einer Matte liegen, und die Mütter tragen dieselben nie mit sich umher; will das Kind trinken, so nimmt es die Mutter von der Matte, giebt ihm die Brust und legt es dann wieder auf letztere nieder (Chev. d'Arvieux). Die wilden Volksstämme in der asiatischen Türkei hüllen ihre neugeborenen Kinder, nachdem sie im nächsten Flusse gebadet wurden, in ein Stück Leinen oder groben wollenen Zeug und tragen es dann in ihre Höhle, in welcher die Mutter schon vor ihrer Niederkunft eine kleine Vertiefung oder Grube gemacht hatte, gross genug, um das Kind in sich aufzunehmen. Der Grund dieser Grube ist mit fein gepulverter Erde bestreut; und nachdem man das Kind hineingelegt, wird es ebenfalls ganz und gar mit Ausnahme des Kopfes mit derselben Erde bedeckt. Jeden Tag wird das Kind von Neuem gebadet, umhüllt, mit neuer Erde bedeckt, und die Grube wird nach und nach vergrössert, je nachdem das Kind heranwächst; dann zieht man ihm eine Art von Hemd an (Eram). Dieselbe Methode, die Kinder in einer mit Sand ausgestreuten Grube aufzubewahren, soll sich nach Hureau de Villeneuve auch bei den Einwohnern des chinesischen Turkestan finden.

Bei den alten Chinesen, deren Sitten der Münchener J. H. Plath aus alten chinesischen Büchern kennen lernte, hütete man sich, das Kind während der ersten Tage nach der Geburt zu tragen; man fing vielmehr erst nach drei Tagen an, das Kind auf dem Arm zu tragen. In Persien scheint man die Kinder insofern ganz zweckmässig zu pflegen, als man sie wohl umherträgt, ihnen aber auch hinreichend freie Bewegung gestattet. Nach dem Berichte des Arztes Polak, der 9 Jahre lang am Hofe des Schah war und das Volk genau kennen lernte, nehmen die Mütter oder Ammen, wenn sie ausgehen, das Kind auf die Arme; reiten sie aber aus, was dort von den Frauen ganz nach Art der Männer bei uns geschieht, so halten sie das Kind vor sich auf den Sattel. Die Kinder gedeihen dabei sehr gut, sie sind überhaupt fett, von gesunder Gesichtsfarbe und von auffallender Schönheit, denn sie befinden sich die meiste Zeit in freier Luft im Hofe oder auf dem Dache des Hauses.

Im Lagern der Kinder bemerken wir wesentliche Unterschiede, welche wir wohl vorzugsweise den Rücksichten auf klimatische Verhältnisse zuschreiben müssen. Denn es ist beispielsweise dem Klima ganz angemessen, dass die nackte Erde von den Negern in Guinea und von den Indiern in Dekan zur Lagerstätte der Kinder gewählt wird. In Ostafrika wohnen die Wakamba, ein Volk, welches Hildebrandt besuchte, und bei denen eine Rinds- oder Ziegenhaut die Schlafunterlage der Erwachsenen bildet, während diejenige ihrer kleinen Kinder der Reinlichkeit wegen ein Bündel frischer grüner Blätter bildet. „Viele Afrikaner, besonders die Kinder," so sagt in seinem Berichte Hildebrandt, „schlafen ohne jede Erhöhung des Kopfes auf ganz ebener Fläche, woran sich der Europäer wohl nur schwer ge-

wöhnen würde."[1]) Auch die Kaffern bereiten ihren Kindern ein weiches Graslager auf dem Erdboden. Eine Matte gewähren die Bewohner der Sandwichinseln den Säuglingen zum Lager; in Arabien aber liegt das nackte Kind auf einem Lederfleck; sobald dasselbe zu kriechen beginnt, giebt man ihm eine Bekleidung, welche derjenigen der Erwachsenen ähnlich ist. Von den Arabern wird mitgetheilt: „On n'emmaillotte point les enfants, on les met tout nuds sur une natte, or tout au plus couverts de quelques linges. Les mères ne les portent point avec elles, leur donnent à teter quand ils en ont besoin et puis les remettent sur leurs nattes, où elles les laissent se remuer tant qu'ils veulent, et il arrive de là, qu'ils marchent seuls dans l'année, qu'ils ne sont ni bossus ni crochus et que la nature n'étant point gênée par tant de bandes et de linges dont on enveloppe les autres enfants, il croissent plus vivement et sont exemptes de tous ces défauts qu'on remarque dans les Européens."[2]) Die Australnegerin schützt ihr Kind, das sie in einer kleinen Erdgrube birgt, des rauheren Klimas wegen durch eine Bedeckung mit warmer Asche. Auch im kalten Island lässt man das Kind auf der Erde liegen und kriechen, bekleidet es aber dort schon nach den ersten Lebenswochen mit Hose und Wamms.

Man kann es nicht immer sofort aus klimatischen Rücksichten herleiten, doch immerhin bei näherer Betrachtung gerechtfertigt finden, wenn einzelne Völker der wärmeren Zonen in dieser Hinsicht ihre Kinder auffallend warm lagern. Die Hottentottenkinder werden des Nachts in das Fell, in welchem sie während des Tags die Mütter tragen, eingebunden und in die ausgehöhlte Asche der Feuerstelle gelegt (nach Mittheilung des Dr. O. Schneider). Man trägt hier offenbar der nächtlichen Abkühlung der Luft Rechnung. Weiterhin lagern die Indianer der im tropischen Westindien (15.—30.° N. B.) liegenden Antillen ihre Kleinen in ein warmes Bett von Baumwolle, obgleich es bei ihnen erheblich heiss ist. Da kann wohl die Rücksicht auf Temperatursprünge maassgebend sein, die auf jenen Inseln vorkommen mögen; denn es herrscht auf ihnen zwar der Passatwind, doch wechseln hier auch täglich Küstenwinde, die des Nachts die Luft einigermaassen kühlen.

Die Häuslichkeit der Völker und ihre Gewöhnung an eine besondere Form von Lagerstätten als Hausmöbel spielt bei anderen Völkern eine Rolle. Betten benutzten schon die alten Inder zur Zeit des Susruta zur Lagerstätte ihrer Kinder; es waren dies jedenfalls weiche Kissen mit Tüchern bedeckt. Die jetzigen orientalischen Völker haben keine eigentlichen Betten für ihre Kinder: in der europäischen Türkei legen die Bürgersleute ihre Kinder auf Matratzen, die reicheren Türken in Konstantinopel auf ein Sopha oder in eine Wiege. In Kleinasien legten arme Leute ihre Kinder vielleicht schon in ältester Zeit nicht in eine Wiege, sondern in die Krippe der Thiere, mit welchen die Menschen gemeinschaftlich die Hütte bewohnten. So lag in Palästina Christus in der Krippe; und noch heutigen Tags dient den Osseten

1) Zeitschrift f. Ethnol. 1878. S. 369.
2) Mém. du Chev. d'Arvieux par le P. J. Bapt. Labat. Paris 1735. III.

im südlichen Kaukasus, die meist sehr arm sind, die Krippe im Stalle als Wiege für das Neugeborene. Die Japanesen, welche überhaupt nichts von Betten wissen, legen sich zum Schlafen auf den mit Matten bedeckten Boden, wobei sie einen kleinen hölzernen Schemel als Kopfkissen benutzen. Ein ähnliches Lager gewähren sie wohl auch ihren Kindern.

In den finnischen Wohnhäusern, die oft nur den Eindruck machen, als ob sie nur einstweilige Ruheplätze eines unsteten Volkes wären, haben die Kinder des Hauses keinen bestimmten Schlafplatz, sondern werden bald auf den Ofen gelegt, bald auf die Scheune, bald auf ein Kalbfell auf dem Fussboden.[1])

Die alten Kulturvölker, die Griechen und Römer, verfuhren, wie es scheint, mit einer nicht geringen Sorgfalt in Bezug auf Lagerung der kleinen Kinder; wenigstens blieben auf diesem Gebiete in den wohlhabenderen Familien die ärztlichen Rathschläge gewiss nicht ganz ohne guten Einfluss. Der Arzt Moschion, der das erste Lehrbuch für Hebammen verfasste, empfiehlt, das Kind in ein weiches, doch nicht allzuweiches Bett zu legen und zwar so, dass Rücken und Hals nicht gekrümmt sind; auch soll des Kindes Haupt sanft befestigt auf dem Lager sein. Von Soranus von Ephesus, der als Arzt in Rom prakticirte und ebenfalls ein Hebammenbuch schrieb, wurde empfohlen, dass man das Kind, wenn es gereinigt und bekleidet worden, auf eine Lagerstätte zur Ruhe niederlege und zwar auf ein mit Wolle ausgestopftes Kissen oder weiche Spreu. Er sagt: „das Lager soll rinnenartig geformt werden, damit sich das Kind darin herumwälzen könne" (doch hat er es zuvor freilich recht fest einbinden und mit Fascien umwickeln lassen!), „der Kopf des Kindes soll immer höher als der übrige Körper liegen. Die Betten selbst aber müssen, den Jahreszeiten angepasst, der Reinlichkeit wegen recht häufig gewechselt werden, frei von allen reizenden Gerüchen und übermässigem Glanze und das Zimmer mässig erwärmt sein."

Sehen wir uns nun in unseren heimischen Wochen- und Kinderstuben um, so stossen uns in den Gewohnheiten des Volkes manche Missbräuche und üble Vernachlässigungen der rationellen Anforderungen der Hygieine auf. Man legt in Deutschland das Neugeborene zumeist in das Bett neben die Mutter, nachdem es gebadet und gewöhnlich zu warm eingehüllt worden; dort an der Seite der glücklichen Mutter findet es Wärme und Nahrung; da bleibt es auch manchmal während des ersten Lebensjahres, bis ein neuer Ankömmling es von dieser Lagerstätte verdrängt; oder man legt das Kind sofort in die Wiege als das ihm einzig angehörende Asyl. In der bayerischen Oberfalz muss das Kind während der ersten Zeit innerhalb des Vorhangs der Himmelbettstelle der Wöchnerin liegen, denn das ist ein geweihter Ort, wohin kein böser Zauber dringen und wo das Kind nicht — gegen einen „Wechselbalg" — ausgewechselt werden kann (J. Wolfsteiner in „Bavaria"). Die Lagerung des Kindes in das Bett der Mutter oder Amme unmittelbar

1) J. N. Arosenius in Stockholm, Zeitschr. für wissenschaftl. Geographie. Jahr 1881. Heft 5. S. 170.

neben dieselbe bringt freilich dadurch das Leben des Kindes in nicht geringe Gefahr, dass im Schlafe gar leicht das Kind erdrückt wird. Schon im vorigen Jahrhundert wurde von Schulz[1]) berechnet, dass in Schweden jährlich im Durchschnitt 650 Kinder — die verhehlten Fälle abgerechnet — erdrückt wurden. In London sind nach Süssmilch's Angabe[2]) vom Jahre 1686—1758 allein von Lohnammen 4,988 Kinder erdrückt worden. Nach Dr. Windel wurden in Archim (Hannover), wo jährlich 35—40 Menschen starben, binnen 4 Jahren 6 Säuglinge im Bett des Nachts erdrückt.[3]) Im Jahre 1845 kamen in Russland 25 Fälle officiell zur Anzeige, in welchen Mütter unbeabsichtigt ihre Säuglinge erdrückt hatten.

Die Art und Weise, wie man bei verschiedenen Völkern die Kinder lagert, hat schon dem berühmten Anatomen Vesalius, Leibarzt Karl's V. im 16. Jahrhundert Anlass zu einer eigenthümlichen Hypothese gegeben. Er hielt nämlich die Deutschen fälschlich für kurzköpfig und meint, dass der platte Hinterkopf der Deutschen und die dadurch hervorgerufene kurze Kopfform (Brachycephalie) durch mechanische Einwirkung entstanden sei, indem die Mütter der Deutschen ihre Kinder in den ersten Lebensmonaten fast nur auf dem Rücken lagerten, während die Frauen in Belgien die ihrigen ausschliesslich auf die Seite legten und dadurch lange Köpfe (Dolichocephalie) erzeugten.

---

2. Das Tragen.

Motto:
An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, Du meine Lust!
Chamisso.

Das Kind soll immer bei der Mutter sein. Die Mutter, welche sich ihres Säuglings recht annimmt, um fort und fort auf Erfüllung aller seiner Bedürfnisse bedacht zu sein, darf entweder, während er auf seiner Lagerstätte ruht, fast nicht von seiner Seite gehen oder sie muss ihn mit sich tragen. So nur ist die Pflegerin im Stande, des Kindes Wohl wahrzunehmen, ihm alle kleinen und berechtigten Wünsche abzulauschen. „Geh' fleissig um mit Deinen Kindern!" so ruft Leopold Schefer jeder Mutter zu, „habe sie Tag und Nacht um Dich und liebe sie, und lass Dich lieben; einzig schöne Jahre! Denn nur den engen Raum der Kindheit sind sie Dein, nicht länger!" Gewiss mag es jeder Mutter durch ihr eigenes Gefühl bewusst sein, dass das Kind am besten geborgen ist, wenn es im Arme oder auf dem Schoosse der Mutter bewacht und bewahrt wird. Und herrlich ist das Bild eines im Mutterarme ruhenden Kindes; es begeisterte den Dichter Julius Sturm zu den Versen:

1) Unzer, Medicinisches Handbuch. S. 100.
2) Süssmilch, Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des Menschengeschlechts. Berlin, 1776. I. S. 542.
3) Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde. 1836. 31. Bd.

„Ruhend noch im Arm der Liebe gleicht das Kind der Lotosblume,
Die, auf heil'ger Fluth sich wiegend, Göttern dient zum Heiligthume;
Von der Gottheit Hauch durchdrungen und durchglüht von ihrem Licht,
Ahnet es in seiner Unschuld seiner Unschuld Schönheit nicht!"

Das Tragen hat jedoch auch einen besonderen, die Gesundheit des Kleinen fördernden Zweck: als sanftes Mittel zur Fortbewegung kommt dabei zweierlei zur Geltung, indem es theils eine Luftveränderung vermittelt, theils sind die passiven Bewegungen beim Tragen auf den Armen für den kindlichen Organismus gleichsam die Fortsetzung aller jener Bewegungen und leichten Körperschwingungen, welche dem noch ungeborenen Kinde im Mutterschoosse zu Theil werden; oft ist es mit einem Hin- und Herwiegen verbunden, das beruhigend und einschläfernd wirkt.

Zumeist trägt nun die Mutter oder die Pflegerin das Kind, so lange es noch klein ist und liegen muss, d. h. nicht aufrecht sitzen kann, in den Armen so, dass der eine Arm den Oberkörper von unten, der andere Arm den Unterkörper von oben umfasst hält. Sobald das Kind eine sitzende Stellung einzunehmen vermag, geschieht das Tragen auf dem einen der Arme, wobei sich das Kind an die Brust der Mutter, wie an eine Stütze seitlich anlehnt. Ein falsches Tragen, insbesondere das fortwährende Tragen auf nur Einer Seite, statt des abwechselnden Tragens bald auf der einen, bald auf der anderen Seite hat schon manchem Kinde Verkrümmungen zugezogen. Die Orthopäden schreiben einen nicht geringen Procentsatz der ihnen vorkommenden Rückgratsverkrümmungen dem gewohnheitsgemässen falschen Verfahren als Ursache zu (sog. Trag-Skoliose oder Schiefsein der kleinen Kinder). Wird das Kind immer auf dem rechten Arme getragen, so entsteht eine linksseitige Skoliose und umgekehrt. Anfangs wird sich diese Verkrümmung noch ausgleichen; die schon begonnene Schiefheit verschwindet allmälig mit fortschreitendem Wachsthum, sobald man zeitig genug auf das Nachtheilige der üblen Gewohnheit aufmerksam wird und von derselben bald absteht. Allein später, wenn die falsche Haltung fortgesetzt wird bis dahin, wo die einseitig verschobenen Wirbelknochen und Zwischenwirbelscheiben fester geworden sind, bleibt die Schiefheit des Skeletts bestehen. Meist tragen bei uns die Wärterinnen das Kind auf dem linken Arme sitzend, um den rechten frei zu behalten; daher kommt die linksseitige Rückgratsverkrümmung am häufigsten vor.

Ausser diesem Tragen auf den Armen ist nun auch ein solches in den verschiedensten Arten: auf dem Rücken, den Schultern, den Hüften u. s. w. gebräuchlich. Wir werden uns weiterhin darüber orientiren, in wie weit sich diese mannigfachen Trageweisen bei den einzelnen Völkerschaften eingebürgert haben und gleichsam als ein ethnographisches Merkmal gelten können. Hier beschäftigen wir uns zunächst mit den bei uns heimischen Sitten und deren gesundheitlichem Werth.

Manche Aerzte warnen mit grossem Eifer vor dem vielen Umhertragen der Kinder. So sagte Dr. Mauthner Ritter von Mauthstein in Wien[1])

1) Vergl. dessen „Kinder-Diätetik," 3. Aufl. Wien 1857.

„Wenn ich auch einsehe, dass es geradezu unmöglich ist, zu verhindern, dass ein Kind nicht zuweilen getragen werde, halte ich es doch für einen grossen Uebelstand, dass man es so oft verwöhnt, immerfort auf dem Arme zu sitzen. Man kann zuletzt keinen Schritt thun.“ Wenn hiermit vor Uebertreibung gewarnt wird, so können wir nur zustimmen. Allein immerhin muss es als dringend nöthig bezeichnet werden, dass dem Kinde auch an schönen, windfreien Tagen der Genuss der freien Luft durch Austragen gewährt wird. Nun hat man für diesen Zweck in moderner Zeit manche Hülfsmittel ersonnen zum Ersatz der wohl bald ermüdenden Arme und zur Verhütung einer schlechten Lage des Kindes auf denselben. Schon vor etwa zwanzig Jahren gab unter Anderen ein Pariser Arzt Didot zum Spazierentragen kleiner Kinder die sogenannte Promeneuse an. Es ist dies ein Korbgeflecht, das einem muldenförmigen Korb gleicht, mit einem die untere Hälfte schliessenden Deckel und zwei Handhaben; das Kind liegt darin, wie in einem Bettchen und der Rücken wird dabei nicht gekrümmt. Dieser Apparat hat freilich keinen nachhaltigen Anklang gefunden, denn nirgends sieht man ihn jetzt auf den Promenaden in Paris in Gebrauch.

Um das Bedürfniss des Kindes nach einem Wechsel der Oertlichkeit zu befriedigen, hat man schon längst viel zweckmässigere Mittel, insbesondere das Umherfahren in einem kleinen Korbwagen. In der That ist dieses Kindermöbel nunmehr bei allen civilisirten Völkern als nothwendiges Requisit der Kinderpflege in Gebrauch. Die Bauer- sowie die Drescherfrau fährt im kleinen, auf niedrigen Rädern laufenden und zur Hälfte mit Holzreifen und Plane überdeckten Korbwägelchen ihr Kleines mit zur Feldarbeit hinaus, und die vornehme Dame sendet die Kinderfrau im eleganten, mit seidenen Vorhängen und Decken, mit Federn und hohen Rädern versehenen Kutschwagen in den Park. Allein erst seit etwa einem Jahrzehnt kamen von England her auf dem Continent diejenigen Wagen für das Ausfahren des Kindes in Anwendung, die von hinten durch Schieben bewegt werden und bei deren Benutzung die Wärterin ganz vortheilhaft das Kind stets im Auge haben kann. Die Engländer nannten diese ganz zweckmässigen Fahrzeuge „Perambulator,“ in London traf ihr allzuhäufiger Gebrauch auf den von Fussgängern dicht betretenen Trottoirs der sehr frequentirten Strassen auf eine gewaltige Opposition. Allein nichts konnte ihre allgemeinere Einführung stören.

Die alten Culturvölker, Griechen und Römer, kannten den Kinderwagen, wie es scheint, noch nicht. Die Kinderwärterin der Griechen, τροφός genannt, bekam das Kind sehr früh in die Pflege; sie trug es daher, um es einzuschläfern, da die Wiegen erst spät, Kinderwagen aber gar nicht vorkommen.

Bei allen Völkern und Stämmen der Welt ist die Art ihres Hauswesens vorzugsweise maassgebend für die Rolle, welche der jüngste Sprössling in der Familie spielt, und für die Behandlung, die er erfährt. Jäger- und Fischervölker führen selbstverständlich ein ganz anderes Hauswesen, als Nomadenvölker, die mit ihren Hausthieren von einem Platz zum anderen ziehen, und diese wieder richten sich in ihrer Häuslichkeit weit anders ein,

als ackerbautreibende Völkerschaften. Die Indianer, die in kleinen, fast nur eine einzige Familie bildenden Horden die Urwälder oder die Steppen durchstreifen, dem Wilde nachstellen und nur für kurze Zeit in einer Niederlassung unter Zelten weilen, müssen fort und fort darauf bedacht sein, dass ihre Weiber die jungen Kinder in möglichst bequemer Weise weiter zu transportiren im Stande sind; die Stellung der Frau ist jedoch eine derartige, dass sie wie für das gesammte Hauswesen, so auch für die Beschaffung des Transportes und der besten Transportmittel für das Kind allein zu sorgen hat. Der nomadisirende Asiate ist gleichfalls mobil, verharrt jedoch längere Zeit an einem Orte und überlässt ebenfalls zu einem grossen Theil die Sorge für die Wirthschaft seiner Genossin, die nun auch das Kind in einem stets transportabeln Zustand erhält. Die Negervölker, die sich zu einem grossen Theile zu den ackerbautreibenden Völkerschaften rechnen können, bei welchen die Frau auch noch einen gewissen Vermögenswerth als „arbeitendes" Familienmitglied repräsentirt, stellen letzterer die Aufgabe, ihr Kindchen neben ihrer Arbeit stets bei sich zu haben, um demselben jederzeit das Nahrungsbedürfniss befriedigen zu können. So richtet sich die Pflege des Kindes nicht etwa nach Lust und Belieben, sondern vorzugsweise nach den äussern Lebensverhältnissen, welche in cultureller Hinsicht die Arbeitsleistung der Bevölkerung, die Belastung des weiblichen Geschlechts, in letzter Linie die Verpflegungsweise der nachwachsenden Jugend beherrschen.

Während jedes Naturvolk sich vorzugsweise einer besonderen Gewohnheit im Tragen des Kindes zuwendet, wie wir später genauer zeigen werden, kommen bei fast jedem Culturvolke die mannigfachsten Trageweisen vor. Allein auch hier nehmen wir gleichsam Abstufungen in den Volkssitten wahr. Denn bei einem und demselben Volke machen sich in dieser Hinsicht nicht blos provinziale Unterschiede geltend, sondern es zeigt sich auch in den verschiedenen Volksschichten sehr oft eine eigenthümliche Vorliebe für eine besondere Art, das Kind zu tragen. Diese Thatsache nahmen, wie es scheint, schon die alten Culturvölker wahr. Die alten Aegypter, die in ihren Wandgemälden ihre eigenen Volkssitten so treu schilderten, unterliessen es nicht, unter Anderen die bei ihnen heimischen Trageweisen der Kinder darzustellen. So finde ich denn in zwei Copien solcher Wandgemälde, dass ihre Künstler uns gleichsam absichtlich die bei den altägyptischen Frauen üblichen differenten Sitten zur Anschauung bringen wollten. Die eine dieser Copien befindet sich in dem Buche von Champollion-Figeac „Gemälde von Aegypten" (Frankfurt a. M. 1839). Offenbar sind die beiden ersten, mit dreistufigen Röcken bekleideten Frauen aus vornehmerem Stande; die erstere derselben trägt ihr Kind auf der Schulter, ein Brauch, der sich noch jetzt bei den Fellahweibern Aegyptens erhalten hat; die zweite hält ein Kind sitzend im Arme, ein anderes führt sie, ein drittes hält sich an ihrem Rocke an. Die dritte Frau, mit einfachem, auf niedrigeren Stand deutendem Kleid angethan, trägt ihr in einem Behälter befindliches Kind auf dem Rücken mittelst eines Stirnbandes. — Die andere, „leidtragende Frauen" mit ihren Kindern bei

einem Begräbniss darstellende Copie eines zweiten Wandgemäldes fand ich in Wilkinson's „Manners and Customs of the ancient. Egypt." Sie sind unbekleidet, gehören also wohl der untersten Klasse (oder fremdem Volk) an, und die Kinder tragen sie in einem um den Leib geschlungenen Tuche.

Mit der Darstellung der ersten jener Frauen vergleiche man nun das schöne von Gustav Richter gezeichnete Bildniss einer Fellahfrau in Ebers' „Aegypten." Hier tritt uns die Sitte entgegen, dass wie in Altägypten die Mutter ihr Kind reitend auf eine Schulter setzt. Eine weitere Analogie finde ich an der Ostküste Afrika's in den Bogosländern; von dort brachte der Maler Kretschmer das Bild einer Frau aus Mensa zurück, die ihr Kind ganz wie die Fellah trägt.

Kleinasien stand und steht zum Theil auch noch unter der Herrschaft der Sitte, dass das jugendliche Volk auf der Schulter (wie in Aegypten bei den Fellahs) oder im Nacken der Mutter reitet. Im Innern Kleinasiens am Tigris lag Niniveh, die grosse Hauptstadt des assyrischen Reiches. Die aus dem Schutte und den Trümmerhaufen dieser untergegangenen Stadt durch Ausgrabungen gewonnenen Reliefbildnisse befinden sich zu einem grossen Theile im britischen Museum zu London und im Louvre zu Paris; sie geben uns eine Vorstellung von manchen Gebräuchen der Assyrer und insbesondere der Bewohner Ninivehs; und da die Zerstörung dieser Stadt durch die Meder und Babylonier im Jahre 604 vor Chr. stattfand, so stammen diese Urkunden gewiss aus sehr früher Zeit. Ich fand nun in der Antiken-Sammlung des Louvre ein Relief, welches aus dem Palaste des im Jahre 888 vor Chr. verstorbenen Königs Sardanapal ausgegraben wurde und in roher Skulptur die Gestalt einer schreitenden Frau darstellt, wie sie das Kind auf der Schulter, in der einen Hand eine Flasche (vielleicht mit Milch, Honig oder flüssiger Butter gefüllt), in der anderen ein Stäbchen (wahrscheinlich zum Lecken für das Kind) hält. — Ganz ähnliche Tragweise, wie hier zur Darstellung kam, wird in den Städten Kleinasiens an verschiedenen Punkten noch gegenwärtig als ein gewöhnlicher Brauch von den Reisenden bemerkt. Die in dem vorderen Theile Kleinasiens liegende Stadt Damaskus zeigt auf ihren Strassen häufig solche Frauengestalten mit rittlings dem Nacken aufgesetztem Kind und mit einer Flasche oder einem Kruge in der Hand. Unter Anderen fand ich in einem vom Professor Carl Werner in Leipzig, einem bedeutenden Aquarellmaler, genau nach der Natur aufgenommenen Bilde einer Strasse von Damaskus als Staffage eine derartige Gruppe von Mutter und Knäblein.

Wir kennen Völker, bei welchen die Mutter das Kind fast niemals niederlegt, sondern fortwährend umherträgt. Vor Allen gehören hierhin die Australierinnen. Viele Indianerstämme Amerika's sind ihnen in dieser Hinsicht gleich: so lange bei den Warrau-Indianern in British-Guiana das Kind noch nicht laufen kann, ist es, wie R. Schomburgk bemerkte, gleichsam ein untrennbarer Theil des mütterlichen Körpers; wohin die Mutter geht, da wird das Kind, sei es auf dem Rücken, sei es auf den Armen, mitgeführt.

Dasselbe berichtete einst von den Indianern in Californien Jacob Bägert, der 1773 seine „Nachrichten von der amerikanischen Halbinsel Californien" herausgab: Sobald bei diesen Indianern das Kind das Licht des Tages erblickt, erhält es von da an kein anderes Lager, als den harten Boden, oder die Mutter legt es in die noch härtere Schale einer Schildkröte ohne alle Decken, und in dieser Schale trägt sie es überallhin mit sich umher. Um aber nicht der Freiheit ihrer Glieder beraubt zu sein, wenn sie auf das Feld geht, so giebt sie das Kind einer alten Frau, welche das Kind oft mehr als zehn Stunden ohne Pflege liegen lässt. Sobald das Kind einige Monate alt ist, setzt es die Mutter ganz nackend sperrbeinig auf ihre Schultern, indem seine Schenkel vorn an beiden Seiten herabhängen; so lernt das Kind schon reiten, bevor es auf seinen Beinen stehen kann. Ganz ähnliche Sitten herrschen bei manchen Völkern, die auf gleicher Culturstufe stehen, z. B. bei den Botokuden. Und bei den Eingeborenen Neuhollands wird der Säugling anfangs von der Mutter in einem Stück weicher Baumrinde einhergetragen, und sobald das Kind stark genug ist, setzt sie es auf ihre Schultern und legt die kleinen Beine um ihren Hals, wo der kleine Reiter genöthigt ist, die Haare der Mutter zu fassen, um nicht herabzufallen. Auch die Grönländerin trägt das Kind in Felle gehüllt überall mit herum, mag sie gehen oder sitzen wo sie will. Von den Frauen in Island sagt Niels Horrebow: Sie tragen ihre Kinder recht vorsichtig und fast gar zu viel auf den Armen.

Man erkennt sehr leicht die praktischen Gründe, durch welche sich die von besonderen Geschäften in Anspruch genommenen Frauen bestimmen lassen, einer gewissen Trageweise für gewöhnlich den Vorzug zu geben. Die australischen Frauen haben bei ihren Wanderungen oft beide Hände und Arme theils zum Tragen des Feuerbrandes und des Feuerholzes, theils zum Stützen auf einen Stab, zum Schleppen der Körbe u. s. w. nöthig. — Die malayischen Frauen tragen ihre Kinder gewöhnlich nicht auf dem Arme, sondern auf dem Rücken, mehr gegen die rechte Seite, und zwar in der sackartigen Höhlung eines vorn festgebundenen Tuches. Diese Sitte weist schon darauf hin, dass die Frauen bei dem Herumtragen der Kinder noch andere Arbeiten verrichten, bei welchen sie die Hände frei haben müssen.

Sowohl die Frauen der Eskimos, als auch diejenigen der Feuerländer (Pescheräs), von denen erst im Jahre 1881 ein kleiner Trupp im Berliner Zoologischen Garten zu sehen war, haben den Brauch, ihre Kinder auf den Rücken zu nehmen, um beide Arme und Hände frei zu behalten. Die Aehnlichkeit der Tragweise der Kinder bei den Eskimos und Feuerländern besteht jedoch nur darin, dass die Kinder auf dem Rücken von Fellen umhüllt stecken; die Art der Einpackung ist aber verschieden. Bei den Eskimofrauen finden wir ein ordentliches, mit Aermeln versehenes, vorn ganz geschlossenes Kleidungsstück, hinten ganz besonders erweitert zu einer Kapuze, welche zur Aufnahme des Kindes dient. Bei den Feuerländern hingegen ist es einfach der Fellmantel, unter welchen das Kind kriecht, indem es den Rücken der niederkauernden Mutter besteigt; so lange es freilich noch zu klein ist, um

selbstthätig diese Besteigung vornehmen zu können, wird es von Anderen an diesen Platz hineingesteckt. Dann umschlingt die Mutter den Fellmantel unter dem Körper des Kindes durch einen Riemen und knüpft schliesslich letzteren vorn über den Schultern zusammen, so dass dadurch zugleich der Mantel und das Kind getragen werden. Ohne das Kind tragen die Feuerländerinnen den Mantel, indem sie ihn durch denselben Riemen, der aber dann durch zwei Löcher geht, unter dem Halse zusammenhalten.

Dieselben Erscheinungen, doch unter anderen Trachten, treten uns in Asien entgegen. Die Ostjäkin schleppt nach den Mittheilungen von M. Alexandrow und Anderen, während ihrer Arbeit, die sie unausgesetzt leisten muss, das Neugeborene in Feuchtigkeit und Kälte in einem Korbe mit sich. Wir führen in dieser Hinsicht nur noch einige Beispiele an. Wenn in China die Frauen in den Flussböten (Sampans) meist stehend rudern und dabei ihr Jüngstes, den Säugling, auf dem Rücken festgebunden haben, um die Arme beim Rudern recht frei bewegen zu können, so ersparen sie gleichzeitig die Kosten für eine Wiege, denn während sie mit ihren mächtigen Rudern hin- und herarbeiten, entsteht eine gleichmässige wiegende Bewegung für das Kind. Dasselbe sah der Maler Hildebrandt in Siam, doch ruderte hier, wie die von ihm entworfene Skizze zeigt, die Mutter mit ihrem sich anklammernden Kinde auf dem Rücken, indem sie im kleinen Kahne nicht steht, sondern sich niederkauert.

Das Alter der Kinder macht in der Tragweise meist einen Unterschied insofern, als man die grösseren Kinder, die sich schon mit Armen und Beinen etwas anzuklammern im Stande sind, „Huckepack“ trägt, indem sie, die Aermchen auf die Schultern der Mutter legend, mit gespreizten Beinen am Rücken der Mutter hängen, welche sie mit einem oder beiden Armen nach hinten fassend unterstützt.

Unter allen genannten Völkerschaften gehen die Ureinwohner des australischen Continents und der Südsee-Inseln im allgemeinen am rohesten mit den jugendlichen Geschöpfen um; und wie sie wohl nächst mehreren südamerikanischen Völkern überhaupt am tiefsten in der Stufenleiter der Cultur stehen, so zeigt schon die Behandlung ihrer Sprösslinge, insbesondere die Art, dieselben zu transportiren, den grössten Mangel an Sorgfalt für die Nachkommenschaft. Im Innern Australiens tragen die Weiber ausser ihrem aus Känguruh-Fell bestehenden Mantel auf dem Rücken einen weiten, aus demselben Stoffe bestehenden Sack an einem über die Brust laufenden Riemen; in ihm liegt meist das jüngste Kind mit anderen tragbaren Gegenständen. Die Frauen der Port-Lincoln-Eingeborenen in Südaustralien tragen nach den Mittheilungen des Botanikers Wilhelmi ihre Kinder auf dem Rücken, indem sie die Zipfel des denselben bedeckenden und das Kind bergenden Oppossum-Felles auf der Brust fest zusammenbinden, während das Netz oder Binsengeflecht, welches sie stets umgehängt haben, um allerlei darin zu tragen, verhütet, dass das Kind unten herausfällt. Andere Stämme haben nur Binsengeflechte, in welchen sie ihre Kinder

tragen, während wieder andere dieselben auf der Schulter reiten lassen. Nach Collins wird bei den Eingeborenen Neuhollands das Kind von der Mutter in einem Stück weicher Baumrinde herumgetragen, und sobald es stark genug ist, setzt sie es auf ihre Schultern und legt die kleinen Beine um ihren Hals, wo es bald genöthigt wird, die Haare der Mutter zu fassen, um nicht herabzufallen. Es ist charakteristisch, dass grössere Kinder in Vandiemens-Land und auch im Innern Australiens fast überall auf den Schultern reitend getragen werden. Die Frauen gelten hier überhaupt als Lastthiere, und bei ihrem unsteten Wanderleben halten sie es für bequem, ihren kleinen Schlingel über den Nacken reiten zu lassen.

Auf den Inseln des Stillen Ocean kommt dieser Gebrauch schon weniger vor; vielleicht deshalb, weil hier das Klima meist bessere Subsistenzmittel bietet und minder weite Wanderstrecken zurückzulegen sind, als durch das australische Steppenland. Die eingeborenen Frauen auf den Fidschi-Inseln tragen ihre Kinder auf den Rücken gebunden und haben in solcher Weise freie Hände zur Verrichtung der häuslichen Geschäfte. Auf den Carolinen-Inseln tragen die Mütter die noch kleinen Kinder an der Brust; die grösseren sitzen rittlings auf der Hüfte der Mutter oder des Vaters.[1]) Auf der Insel Vanikoro (Südsee) hockt das Kind einfach auf dem Rücken der Mutter. Charakteristisch ist das Bild einer Frau von der Insel Tanna (Neue Hebriden), wie sie ihr Kind auf dem Rücken hat; dasselbe findet sich in dem grossen Reisewerke Cook's vom Jahre 1777. Auf den Admiralitäts-Inseln, nordöstlich von Neu-Guinea (im Archipel von Neubritannia) werden die kleinen Kinder entweder auf dem Rücken oder auf den Hüften sitzend getragen.[2]) Bei den Alfuren auf Ceram (Niederländisch-Indien) versehen alte Männer, die nicht mehr auf's Feld oder in den Busch gehen, das Amt der Kinderwärterinnen; sie tragen die Kinder meist auf dem Rücken in Tüchern oder Binden von Baumbast.[3])

Für das Elend, in welchem die australischen Wilden leben, und unter welchem namentlich die Weiber und ihre Sprösslinge zu leiden und zu dulden haben, giebt ohne Zweifel die Thatsache ein beredtes Zeugniss ab, dass hier gar oft das eigene Mutterherz seinem innigsten Gefühle entfremdet wird, indem die Mutter selbst gar nicht selten ihr Neugeborenes tödtet oder aussetzt, damit dasselbe vor den Widerwärtigkeiten des Lebens bewahrt werde, und weil sie selbst kaum genug hat, ihr eigenes Leben zu fristen. Wie wenig gilt hier ein Kindesleben! Und doch fühlt die fort und fort mit der Noth kämpfende Mutter in dem Falle, dass man das Kind überhaupt behalten will, die schwere Verpflichtung, ihren Säugling als eine ihr von der Natur auferlegte Bürde fort und fort mit sich umherzuschleppen, wie ein Geräth, das zum transportablen Hausstand gehört. In ähnlicher Lage befinden sich die

1) v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten 1858, S. 2, 3.
2) Franz Birgham, Globus 1877, No. 13. S. 202.
3) Capitain Schulze, Zeitschrift für Ethnologie 1877, Bericht der Berliner Anthropologischen Gesellschaft S. 121.

Weiber vieler Indianervölker Südamerika's. Auch hier stehen meist die weiblichen Ehegatten in unbedingter Abhängigkeit von ihren Männern; sie sind gleichsam die Lastthiere derselben; und auch unter ihnen kommt die Unnatur der Kindestödtung oder der Aussetzung als Folge des tieferniedrigten Zustandes der Mutter nicht selten vor. Der brasilianische Ureinwohner verkauft auch, wie v. Martius und andere Beobachter mittheilen, seine Kinder. Dieser traurige Zug in der Sittengeschichte der Völker ist ein schlimmer Beleg dafür, dass das der Ehe analoge Bündniss unter diesen Wilden zur Sorge für Kinder überhaupt nicht zu verpflichten scheint. Nicht selten erliegen ihre unmündigen Kinder dem Hungertode oder sterben aus anderen Ursachen unmenschlicher Vernachlässigung. Und wie überhaupt diese Indianermütter eine besondere Sorgfalt für die körperliche Pflege und Erziehung ihrer Kleinen zu verwenden nicht im Stande sind, so benehmen sie sich auch ebenso urwüchsig wie die Australierinnen hinsichtlich der Fortschaffung des armen Wesens, das ihnen die Natur gleichsam als nicht willkommene Last auf die Schultern gelegt hat. So ziehen die Indianermütter durch die Urwälder mit ihren Kindern, die auf ihren Schultern reiten oder dem Rücken aufgebunden sind, den hin- und herstreifenden Männern nach. Denn gleichwie das Wild über die Grenzen eines Reiches in das andere wechselt, haben sich die Indianer nie auf einem umgrenzten Gebiet aufgehalten.

Gehen die Wanderungen der Indianertrupps nach weiteren Gegenden hin, so steigert sich auch die Mühe des Kindertragens für die Frau. So sagt Nicolas Saënz in der Zeitschrift für Ethnologie (1876): „Die Indianerfrauen im Territorium von San Martin (Vereinigte Staaten von Columbia) in Südamerika werden auf Reisen mit den Vorräthen und den Kindern belastet. Sehr oft trägt die Frau sogar zwei Kinder, eins, gewöhnlich das zweitjüngste, oben auf ihrer Ladung von Vorräthen und das andere am Halse hängend; letzteres ist das kleinere und liegt, fast immerfort säugend, an der Brust."

Es sind unter den Urvölkern gewisse einfache Hülfsmittel gebräuchlich, um das Tragen der Kinder zu erleichtern. Die Noth macht erfinderisch; die mechanischen Vorrichtungen, auf die man dabei verfiel, sind freilich wenig komplicirt, doch erfüllen sie zumeist den Zweck, das Gewicht des Kindes vortheilhaft auf Körpertheile zu vertheilen, welche nicht gar zu leicht ermüden. Um einige Beispiele vorzuführen, brauchen wir nur auf eine Anzahl südamerikanischer Volksstämme zu blicken. Beim südamerikanischen Indianerstamme Guajajàra in der Provinz Maranhaz an dem Flusse Pindaré sah Wallis, dass die Kinder, so lange sie Säuglinge sind, von den Müttern in einem Tuche oder einem breiten Bande getragen werden, das nach Art einer Schärpe umgehängt wird; in dieser Lage werden die Kinder jederzeit, selbst bei häuslichen Beschäftigungen, zum Säugen zugelassen. Sonst werden alle Lasten auf dem Kopfe getragen, frei oder in einem Korbe, den ein breites Stirnband auf dem Nacken hält. Die Lengua- und Tobafrauen in Paraguay schlagen (nach Demersay) um

ihren Oberkörper eine aus Rinde geflochtene Matte, setzen das Kind hinten hinein, unterstützen es von unten her mit einer Hand, während hauptsächlich die vordere Seite der Brust die Last des Kindes zu tragen hat. Ueber diese Sitte der Indianerfrauen am Paranafluss berichtet Lieutenant Domingo Patino[1]) folgendes: „Les femmes portent leurs enfants enveloppés dans le chiripa; elles les portent par derrière, pour ne pas être gênées et avoir le libre usage de leurs bras. Pour ceux qui commencent à avoir un certain poid il est nécessaire, que le chiripa soit soutenu par une bande de la même étoffe, qui traverse les épaules et y trouve un point d'appui pour soutenir le poids." Die Chiripa, welche dort alle Indianer tragen, ist ein Stück grob gewebten Stoffes, welches sie rings um die untere Partie des Körpers winden.

Die Sitte, den Säugling, der fünf Jahre lang von der Mutter gesäugt wird, mittels Achselbänder auf dem Rücken zu tragen, ist nach v. Martius[2]) allen brasilianischen Indianern gemeinschaftlich. Die Gês tragen die Kinder auf dem Rücken in gekreuzten Achselbändern, die von Palmblättern geflochten und manchmal mit Fäden verziert sind, an denen die perlartigen Samen des Titirica-Grases (Scleria) hängen. Diese Schlinge heisst hier, wie das Hemd der Indianer von Moxos und Chiquitos „Tipoia."

Auch auf den Andamanen, einer Inselgruppe in den ostindischen Gewässern, werden von den Sepoys die Kinder auf dem Rücken in Schlingen getragen, die man aus der innern Rinde der Bäume macht. Auf den nördlichen Hebriden werden die Kinder von den Weibern in hübsch geflochtenen Binden auf dem Rücken getragen (nach Bougainville); dasselbe gilt von den südlichen Hebriden (nach Forster), sowie von Neukaledonien und, wie Keyts berichtet, von Neu-Guinea. Am östlichen Theile der Südküste von Neu-Guinea, gegenüber der Yule-Insel am Papua-Golf, tragen beim Gehen die Mütter ihre kleinen Kinder in einer Art Netztasche auf dem Rücken oder lassen diese unter Aufsicht eines alten Weibes oder eines Mädchens in dieser Netztasche hängend in der Hütte. Um das Kind einzuschläfern, bringt man das Netz in schwingende Bewegung, wodurch auch Fliegen und Mosquitos abgewehrt werden.[3]) Bei den Pauhins oder Fans im äquatorialen Afrika wird das Kind von der Mutter in einem mit Kaurimuscheln verzierten Gehänge getragen.[4]) In der Pariser Industrie-Ausstellung 1867 sah ich das Model einer Hindufrau, deren Kind auf der linken Hüfte ritt mit Unterstützung durch eine Art Bandage, welche sie über der rechten Schulter trug.

Die Patagonierin hingegen hängt ihr Kind über ihren Rücken. Der Engländer Capitain Musters, der sich lange unter den Patagoniern aufhielt, bemerkt, dass die Frauen derselben bei weiten Reisen zu Pferde sitzen und

---

1) Im Bullet. de la Société de géographie. 1868. S. 137.
2) Zur Ethnographie Amerika's. S. 289.
3) L. M. Dr. Albertis, Die Colonisationsfähigkeit, in Petermann's Mittheilungen. 1865. Heft VII, S. 276.
4) Abbild. im Globus. 1866. IX. S. 226.

auch dann noch die Säuglinge auf ihren Rücken hängen. So schrieb mir auch Professor Mantegazza aus Italien nach eigener früherer Wahrnehmung, dass manche Indianerinnen Amerika's ihre Kinder zu Pferde in ihrem Sacke tragen, selbst wenn dieselben zwei bis drei Jahr alt sind. Bei den Crih-Indianern im Norden Amerika's steckt die Mutter ihr Kind nach Franklin's Beobachtung in einen Beutel, den sie auf Reisen über die Schulter hängt; im Winter aber wird dieser gut mit Moos gepolsterte Beutel mit seinem Inhalte in der Hütte aufgehängt.

In den altamerikanischen Culturstaaten war das Aufbinden der Kinder auf dem Rücken mittels eines über die Schultern hängenden Zeugstücks, in welchem das Kind gleichsam sass, ebenfalls Sitte. Wenigstens bezeugen dies Vasengemälde, die aus dem altperuanischen Chimu-Reich herrühren und sich im Berliner ethnographischen Museum befinden. Offenbar stellte man auf diesen Vasen[1]) humoristische Volksscenen dar, die gewissermaassen als Carricaturen aufzufassen sind, doch ohne Zweifel die Sitten des Volks typisch zur Anschauung bringen. Auch hier hockt ziemlich regelmässig das Kind auf dem Rücken der Mutter in einer Art Schlinge.

Unter den brasilianischen Indianervölkern giebt es Stämme, deren Weiber ihre Kinder gleichfalls in einem gepolsterten Sacke tragen, welchen sie aber, wie Prinz Max von Neuwied und Andere sahen, an einem Stirnbande festhalten; ganz ähnlich ist die Methode bei den Mexikanern. An Markttagen sieht man die Mexikanerinnen vom Lande mit grossen Marktkörben zur Stadt strömen, sie schleppen dabei ihre Kinder mit sich: Die Mutter trägt dann ausser ihrer Last den in ein „Roboso" (eine Binde aus geringem und festem Gewebe) eingewickelten „Ninio," indem derselbe an der Seite des Korbes herabhängt. So beschreibt das Gesehene der mit der französischen Expedition nach Mexiko gesendete Militärarzt A. Buez. In Quito (Ecuador) sah der Maler Charton Frauen, die zwei kolossale Wassergefässe mittelst Stirn- und Brustriemen auf ihrem Rücken trugen und zwischen den Gefässen ihr Bübchen im Nacken hocken liessen. Dieses Stirnband als Tragmittel für das Kind scheint in Südamerika sehr verbreitet zu sein. Eine Coroadofrau, die ihr Kind an solchem Stirnbande auf ihrem Rücken trägt, bildete Thomas P. Bigg-Wither in seinem zu London 1878 erschienenen Buche „Pioneering in South Brazil" (II. S. 257) ab. Namentlich die Botokudinnen, sowie die Weiber der Krens und anderer benachbarter Stämme tragen die Säuglinge mittels einer Stirnbinde. Letztere scheint auch eine symbolische Bedeutung zu gewinnen. Bei den Krens vertauscht die Jungfrau, die als Schmuck ein straffes Band unter den Knieen trägt, dasselbe bei der Verehelichung mit einer Stirnbinde; dies ist, wie von Martius vermuthet, vielleicht das Symbol der Mütterlichkeit. — Hierhin gehört auch die Art, wie die Aïnos, jenes eigenthümliche Volk in Japan, die Kinder zu tragen pflegen: Ein breites Band, das die Aïno-Weiber um die Stirn legen, hält die ganze Last des in

1) Bastian in der Zeitschrift für Ethnologie. 1877. Bd. 9. S. 149. Taf. V.

einem Netze auf ihrem Rüken hängenden Kindes.[1]) In Gebirgsgegenden greifen die Leute vorzugsweise gern dann, wenn sie Lasten über Höhen schleppen müssen, zu dem Hülfsmittel, eine Art von Gestell mit der Last auf den Rücken zu hängen und mit einer Stirnbinde in Verbindung zu setzen. Eine Art Sacksattel, aus Rohr hergestellt, ist im nordwestlichen Südamerika auf Bergtouren das Hülfsmittel, mit welchem selbst Frauen Waaren über die Pässe schaffen. Nicht selten kann man sehen, wie sie auf der Rückkehr vom Markte in Kartago ihre Kinder in dieser Silleta oder Sillemano, dem Tragkorbe, nach Hause schaffen. Die Silleta wird mittels Achselbändern aus der Rinde der Cecropia und eines über die Stirn gelegten Tragriemens getragen (Edouard André). Und fern von diesen Gegenden finden wir eine ähnliche Sitte bei den Korjäkinnen in Westasien, die an einem Stirnriemen den warmen Fellsack mit dem Kinde wie jene auf dem Rücken tragen.

Während hier die Last des Kindeskörpers mittels eines Stirnbandes der Tragkraft der starken Nackenmuskeln übergeben wird, finden wir anderwärts den Brauch, durch Leibbinden die Last dem Rücken zu übergeben. So tragen z. B. auf Madagaskar die Malgaschenweiber dergleichen Leibbinden, welche ganz breit, wie ein kurzer Rock bis auf die Knie herunterhängen. Die Kinder werden mit dieser Binde auf dem Rücken festgebunden, so dass sie dabei die Beine um den Leib der Mutter schlagen; obgleich sie in dieser Lage mit halbem Leib aus der Binde heraushängen und den Rücken zu brechen scheinen, so kleben sie doch, wie Benjowsky sagt, fest wie junge Affen an ihren Müttern. Eine deutlichere Vorstellung von dieser Tragweise erhält man durch die Abbildung einer Betsimasaraka-Mutter auf Madagaskar, die man in dem Reisewerke von Ellis[2]) findet.

Die Fischerweiber, die auf den Flüssen in China umherrudern, und von welchen wir schon oben sprachen, tragen ihre Kinder mit Hülfe eines um den Leib geschlungenen Riemens auf dem Rücken, und sie rudern ihr Boot, ohne sehr durch die Last behindert zu sein. Die auch sonst in China ganz gebräuchliche Art, die Kinder auf dem Rücken zu tragen, ist sehr praktisch; der Säugling sitzt sicher in einem viereckigen Stück Zeug, das an den vier Ecken mit Bändern versehen, oberhalb der Hüften und über den Schultern auf der Brust festgebunden ist, während die Mutter durch ihn nicht an der Arbeit behindert ist. Von den Chinesinnen, sagt Dr. Kuntze,[3]) werden die Kinder auch auf dem Rücken getragen, aber nicht so allgemein, wie in Japan, und nicht im Kleid selbst, sondern in einer Bandage, aus der die Füsse seitlich heraushängen.

Bei anderen Völker, z. B. in Neugranada, hüllen sich die Weiber in ein mantelähnliches Kleid und benutzen dasselbe zum Tragen des Kindes auf dem Rücken, indem dasselbe hinten im Ueberwurf hockt, welchen die Frau vorn festhält.

---

1) Isabella L. Bird, Globus. 1881. Bd. 39. S. 218.
2) Ellis, Three visits of Madagascar. London 1858. S. 137.
3) Dr. Kuntze, „Um die Erde." Leipzig 1881. S. 176.

In Japan hockt das Kind zumeist auch auf dem Rücken, und sitzt nur bisweilen auf den Armen der Mutter; nicht selten übernimmt dies Geschäft auch wohl der Mann: „Nichts sieht man auf den Strassen Japans häufiger, als hochgewachsene Väter mit kleinen nackten Kindern auf dem Arme, die sie äusserst sorgsam warten und hüten.“ Diese kurze Mittheilung Alcock's wird in ausführlicher Weise durch die Beobachtungen des Arztes Dr. Wernich ergänzt, welcher mehrere Jahre in Japan prakticirte: „Als Mütter sind die Japanerinnen unermüdlich um die Kleinen besorgt und von einer instinctiven rührenden Liebe. Wie eine Fortsetzung des intrauterinen Gemeinlebens erscheint schon das fortwährende Herumtragen des Kindes auf dem Rücken im eigenen Gewande der Mutter, so dass man unter zwanzig ihre Hausarbeit verrichtenden Frauen gewiss fünfzehn sieht, welche in der gemeinschaftlichen Schlafrockschale ihr Kleines mit herumschleppen, das so wie ein Parasit auf der Mutter lebt. Werden der Nachkommen mehrere, so trägt einer den andern auf dem Rücken (Umbo), so dass bei der Jugend des Trägers man oft zweifelhaft sein könnte, welcher Kopf ihm und welcher dem jüngeren Brüderchen oder Schwesterchen angehört.“

Dieses Hocken des Kindes auf dem Rücken im umgeschlagenen Tuche oder in einem Mantel aus Fellen, oder im weiten Gewande, ist namentlich bei vielen Völkern Afrika's heimisch. Man findet es ganz allgemein bei den Congo-Negern in Westafrika, bei den Kaffern, den Hottentotten, Gonaqua und Wasaramo in Südafrika, bei den Schangalla, Schuwa, Agow und Abessiniern in Ostafrika, sowie bei fast allen Volksstämmen Centralafrika's. Doch sind Unterschiede in der Art und Weise zu bemerken, wie man das Tuch um die Schultern oder unter den Achselhöhlen hindurchsteckt und wie das Kind dabei mit dem Kopfe oder auch mit den Händchen sichtbar wird. Bekanntlich wird bei mehreren der hier genannten afrikanischen Völker das Kind in dieser Stellung gesäugt. Diese afrikanische Sitte, dem Kinde über die Schulter oder unter der Achselhöhle zwischen Oberarm und Thorax die Brust darzureichen, ist nur durch die nach und nach eintretende ausserordentliche Verlängerung der Frauenbrust möglich. Die schon von Natur eintretende Verlängerung wird durch diesen allgemeinen Gebrauch wohl noch befördert. Selbst dann, wenn die reisende Hottentottenfrau auf dem Reitochsen sitzt, behält sie ihr Kind auf dem Rücken.

So verrichtet die Kaffernfrau ihre Arbeit mit dem auf den Rücken gebundenen Kinde, dem sie von Zeit zu Zeit, wenn es schreit, um es zu beruhigen, die Brust durch den Arm hindurch reicht. Die Kaffernfrau trägt ihr Kind auf dem Rücken in einem Behälter, das durchaus praktisch eingerichtet ist und in welchem der Säugling sich recht wohl befindet. Die Wiege, aus welcher das Köpfchen herausguckt,[1]) ist reichlich eine Elle lang, hinlänglich breit und aus Antilopenhaut verfertigt; sie kann oben zusammengezogen werden, damit das Kleine nicht herausfalle. Die Haarseite ist in-

1) Chr. Stech im Daheim 1879. No. 24, S. 383. Abbildung in Wood's nat. hist. of man. und Globus XX. 149.

wendig, das Ganze ungemein nett und sorgfältig zusammengenäht. Vermittelst der vier langen Lederstreifen befestigt die Mutter das Gehäuse auf ihrem Rücken. Der ganze Vordertheil ist mit Glasperlen völlig bedeckt, die in Reihen aufgenäht worden. Dem unter der Achselhöhle hervorlugenden Säugling kann die Mutter jederzeit ihre Brust darreichen.

Wenn bei den Basutos nach einigen Monaten das Kind anfangen soll, den Nacken steifer zu halten, nimmt die Mutter einen weichen Riemen oder sonst ein Band, wickelt dasselbe lose um den Hals des Kleinen und stützt also den Kopf des Kindes, damit er nicht geradezu auf dem Rumpfe herumgedreht werde. Denn ein kleines Basutokind muss sich viel Geschüttel und Stossen gefallen lassen, da sein Platz der Rücken seiner Mutter oder irgend eines anderen weiblichen Trägers ist.

Von den Betschuanenfrauen werden die neugeborenen Kinder in einer Art Sack oder Faltung des Fellmantels (Kaross) eingehüllt getragen; die Mutter reicht ihnen unter dem Arm durch oder über die Schulter hin die Brust, und sehr bald lernt das Kleine sich selbst etwas zu helfen durch Anklammern an die Mutter, was (nach Fritsch) einen sehr affenartigen Eindruck macht. Aehnlich ist es bei den Ama-Xosa.

Sobald bei den Gonaqua (Hottentotten) ein Kind geboren ist, wird es schon auf den Rücken der Mutter gesetzt; von da an verlässt es diesen Platz nicht, bis es alt genug ist, um sich selbst auf den Beinen halten zu können. Le Vaillant beschreibt dieses Tragen in folgender Weise: Die Mutter befestigt ihre süsse Bürde vermittels einer Art von Schürze, welche das Kind gegen den Körper der Mutter hält; eine zweite Schürze, die mit einigen Riemen versehen unter dem Gesäss des Kindes sich befindet, hält das Kind und verhindert, dass es herabrutscht. Beide Schürzen, welche meist aus Thierhäuten bestehen, gleichen den Jagdtaschen der Jäger in Europa; sie werden von den Hottentotten zuweilen mit Glasperlen verziert, und dies ist Alles, was das Wickelzeug ausmacht. Weder bei der Arbeit noch beim Tanze wird das kleine Kind, von dem man nichts als den Kopf sieht, vom Rücken entfernt.

Die Frauen der Nama-Hottentotten pflegen ihre Kinder in einem Lammfelle auf dem Rücken zu tragen, welches nach Namaart mit Fett weich gegerbt ist und an dem beim Abschlachten die Haut der Beine gelassen ist, welche man als Bänder gebraucht. Die Hauttheile der Hinterbeine nemlich werden um den Unterleib geschlungen, eine zweite Person hält das Kind an den Rücken und die Mutter zieht dann das Fellchen darüber, indem das eine Vorderbein über die rechte Schulter gezogen, das andere unter die linke Achsel durch mit dem ersten auf der Brust zusammengeknüpft wird. Diese Hängematte ist für die ersten Monate die Wiege. Nicht einmal, wenn das Kind durch Schreien seinen Durst ankündigt und gestillt zu werden wünscht, nimmt die Mutter es vom Rücken in den Arm, sondern reicht ihre schon mehr schlauch- als halbkugelförmige Brust unter der Achsel oder über die Schulter weg dem Saugrüssel des Kindes. Diese Säugemethode ist ganz

allgemein; sie heisst „aba," d. h. ein Kind auf dem Rücken tragend säugen; das Tragfellchen selbst heisst „aba-khob." Man sollte fast glauben, der zusammengebundene Riemen auf der Brust müsse für die Mutter schädlich durch die Last des Kindes sein. Allein man bedenke, dass das Kind so zu sagen auf einem Fettpolster, dem Hintertheile (genannt aredi) der Mutter ruht, und also die Last des Kindes diesem zur grösseren Hälfte anheimfällt. Die umfangreichen Backen des Gesässes sind eine Raceneigenthümlichkeit der Hottentotten und Buschmannweiber (die sogenannte Steatopygie); und auf diese hervorragenden Theile wird dann auch das etwas älter gewordene Kind, sobald es sich aufrecht halten kann, gestellt, wobei es die Händchen auf die Schultern der Mutter stützt; Le Vaillant lieferte die Abbildung einer Houzouanafrau, die ihr Kind in dieser landesüblichen Weise transportirt.

Er berichtet hierüber Folgendes: „Wenn sie Wanderungen machen und ein Kind haben, das noch zu klein ist, um mitgehen zu können, so setzen sie es auf ihr Gesäss. Ich habe eine so laufen sehen ihr dreijähriges Kind stand hinten aufrecht und hielt sich wie ein Jockei auf einem Cabriolet."[1]) Hierzu ist zu bemerken, dass Le Vaillant unter „Houzouana" offenbar die Betschuanen oder Buschmänner versteht; er sagt: „Ich möchte die Houzouana's beinahe für den Stamm aller der Nationen halten, die jetzt in dem südlichsten Afrika leben, so dass folglich auch sämmtliche Hottentotten auf der Ost- und Westseite Abkömmlinge von ihnen sind." Wir glauben in seiner Beschreibung ihrer Erscheinung das Betschuanen-Volk zu erkennen.

Wenn bei den Makalaka in Südafrika 4—5 Tage nach der Geburt die Mutter wieder so weit genesen ist, dass sie fähig ist, ihren gewöhnlichen Geschäften nachzugehen, so wird ihr das Kind in einem Fell auf den Rücken gebunden, wo es in halb sitzender, halb liegender Stellung Arme und Beine aus den Oeffnungen streckt und gar bald sich daran gewöhnt. Welcher Art auch die Arbeit sein mag, welche die Mutter in, um oder fern von der Hütte zu verrichten hat, das Kind bleibt auf dem Rücken, weder Kälte noch Regen veranlasst zu einer Aenderung (Mauch).

Die Frauen der Waschimba in Ostafrika tragen als Lendentuch eine Art doppelten faltigen Unterrock, im Uebrigen sind sie völlig unbekleidet; wenn sie Mütter werden, fügen sie dieser Tracht noch einen Streifen Baumwollenzeug bei, den sie schräg über Brust und Rücken gehend und über eine Schulter gelegt tragen; in diesem Zeugstreifen werden die kleinen Kinder während ihrer ersten Lebensmonate getragen, bis sie im Stande sind, sich auf den eigenen Füssen aufrecht zu erhalten.[2])

Das Tragen auf dem Rücken scheint für den Continent Afrika's ziemlich allgemein zu sein. So trägt auch in Abessinien die Mutter ihr kleines Kind,

1) Le Vaillant's Neue Reise in das Innere von Afrika während der Jahre 1783 bis 1785. Berlin 1790. Seite 211.

2) Nach dem Französischen des Achille Raffray: „Aus allen Welttheilen" 1879. 10. Heft S. 296.

wie Dr. H. Blanc in einer französischen Zeitschrift 1874 angiebt, immer auf dem Rücken, wo es mittels eines Stückes Leder festgehalten wird, das die Frau um Taille und Brust geschlungen hat. Sie reicht ihrem Kinde die verlängerte Brust zur Säugung über ihre Schultern hinweg, und das Kind trinkt, während die Mutter ihre harte Arbeit vollbringt. Rohlfs berichtet, dass auch in Marokko die ganz jungen Kinder circa zwei Jahre auf dem Rücken ihrer Mutter bleiben. Bei den Zeltbewohnern in Marokko befindet sich der Säugling, mit Ausnahme der Augenblicke, wo ihm die Brust gereicht wird, Tags über in einer Falte des Haiks (grosses Umschlagetuch) auf dem Rücken der Mutter in reitender Stellung; das hat zur Folge, dass die meisten Marokkaner, Männer wie Weiber, Säbelbeine haben. In Dâr-Fur, einem Nillande, trägt nach R. Hartmann die Mutter 2 bis 3 Monate nach der Niederkunft ihr Kind in ihrer Tób auf dem Rücken; das ist das sogenannte Qôqô-Tragen.

Und wie die Kabylin der Wüste ihr Kind meist rückwärts trägt, so kommt auch das Nomadenweib mit ihrem über die Schulter schauenden Kindlein nach Tunis, wo Rebatel und Tirant ein schönes Bildniss von solcher Frau aufnahmen,[1]) während Freiherr von Maltzan in seiner „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis" die Skizze einer tunesischen Bettlerin giebt, welcher ebenfalls das Kind auf dem Rücken hängt.

Wenden wir uns zu den eigentlichen Negervölkern, so finden wir auch bei ihnen fast überall das Rückentragen heimisch. Offenbar giebt auch hier die Veranlassung zu dieser Sitte die Absicht, die Arme und Hände für die Arbeit möglichst frei zu haben.

In Afrika müssen die Weiber so Vielerlei mit ihren Händen besorgen, insbesondere die Nahrungsmittel bereiten u. s. w., dass sie ihren Säugling, um ihn nur bei sich behalten zu können, auf den Rücken binden. Zu Hisinene in Centralafrika fand Cameron, dass die Frauen bei der Mehlbereitung durch Stampfen des Kaffernkorns oft kleine Kinder auf dem Rücken gebunden haben; auch in Kisandschi unweit der Westküste sah er die Weiber bei Herstellung der Mahlzeit in gleicher Weise mit den Kindern verbunden. Er zeichnete eine solche Mutter, und dieses Bildniss stimmt ganz auffallend mit einem Bilde überein, welches Gustav Fritsch aus Südafrika mitbrachte und eine die Nahrung bereitende Ama-Xosa, d. h. Kafferfrau, darstellt. In gleicher Aehnlichkeit zeigt sich ferner, wie hinsichtlich des Kindertragens die Weiber des halbcivilisirten Kafferstammes der Ama-Fingu nach G. Fritsch sich benehmen, und wie sich die Negerinnen auf dem Marsche nach Lupanda in Ussambi in Centralafrika bezüglich ihrer Kinder und sonstigen Bürden verhalten. Vergleichen wir die interessanten Werke von Fritsch „Die Eingeborenen Südafrika's," S. 89, und Cameron's „Quer durch Afrika" II., S. 130 und 222, mit einander, so stellen sich wirkliche Analogien heraus. In gleicher Weise trägt man das Kind bei den Schua am Tschad-See (König-

1) Globus 1876. No. 8, S. 115.

reich Bornu), von welchen Wood in seiner „Natural History of Man," I. S. 703 eine Abbildung „Frau mit Kind" giebt. — Von der Tragweise bei den Ovambo oder Ovaherero in Südafrika liefert Wood (in demselben Werke I. S. 354) eine Abbildung; das Kind ist hier bei der Arbeit des Getreidestossens gleichfalls hinten aufgebunden; auch das Buschmann-Weib hat in Wood's Abbildung (I. S. 272) ihr Kindchen hinten im mantelähnlichen Kleide; letzteres ist jedoch über die eine Schulter zusammengeknüpft.

Die Negervölker Centralafrika's haben, wie mir Dr. H. Barth kurz vor seinem Tode brieflich mittheilte, die Sitte, dass die Mütter ihre Kinder stets auf dem Rücken vermittels des Gewandes aufgebunden tragen. Diese Angabe stimmt völlig mit den Beobachtungen neuerer Reisenden überein. Die Monbuttufrauen in Innerafrika gehen fast völlig nackt, nur wenn sie ausgehen, tragen sie einen fusslangen und spannenbreiten Streifen aus grobem Gewebe über den Arm geschlagen, den sie beim Niedersitzen quer über den Schooss legen und der zugleich dazu dient, ihre Kinder auf dem Rücken zu befestigen. G. Schweinfurth, der dies berichtet,[1]) fand weiterhin, dass die Bongofrauen sich einer einfachen rohen Thierhaut bedienen, um in derselben das Kindchen Huckepack zu tragen und beim Rauchen der Tabackspfeife u. s. w. ihre Hände frei benutzen zu können. Er zeichnete eine solche Bongofrau mit ihrem Kinde[2]). Als Young zur Aufsuchung Livingstone's das westliche Gebiet des Nyassa-See's durchzog, gelangte er zum Volk der Babongo, wo der König Marenga einen grossen Hofstaat von Frauen hält; auch hier verharren die Kinder auf dem Rücken ihrer das Getreide stampfenden Mütter. Dasselbe findet am Schire bei den Mangandscha-Frauen statt, wenn sie bei Feldarbeit sind, wie Livingstone bei seiner Zambesi-Expedition fand. Zu Segu am oberen Niger haben die Weiber, während sie Hirse stampfen, nach Mages' Bericht ebenfalls ihr Kind hinten aufgebunden. Beim Stamme der Kitsch, d. h. den Eingeborenen um Adaël im äquatorialen Afrika, westlich vom weissen Nil, tragen die Mütter ihre Kleinen auf dem Rücken in einer kahnförmig geschnittenen Haut, deren Zipfel vor der Kehle zusammengebunden werden; eine Art Pilgerkragen von Leder wird über die Achsel geworfen, damit er als Schirm und Dachtraufe den Säugling im Lederkahne vor dem Regen wie vor der Sonne schütze (Petherick). Die Negerfrauen zu Dâkar tragen ihre kleinen Kinder stets bei sich, indem sie dieselben sich derartig auf dem Rücken befestigen, dass die Beinchen der Kleinen um die Hüften der Mutter geschlungen sind. Dabei ist allein der Kopf des Kindes sichtbar, während der Körper desselben ganz durch das Tragetuch, dessen Enden vorn zu einem Knoten geschützt sind, bedeckt wird. Ganz kleine Kinder, d. h. Säuglinge, werden in gleicher Art umgekehrt auf der Brust aufgebunden, so dass das Kind je nach Belieben hier gleich seine Nahrung zur Hand hat. Die Mütter verrichten mit diesen Anhängseln alle Beschäftigungen, ohne den armen Würmern eine weitere besondere Beachtung zu

1) Zeitschr. f. Ethnol. 1873, S. 17.
2) Globus 1875. Nr. 7. S. 98.

schenken. Trotzdem hört man, wie Oscar Cannstatt wahrgenommen hat, die Kleinen nur wenig schreien, sie befinden sich vielmehr in der anscheinend so unbequemen Situation ganz wohl und munter. Die Frau zu Mensa in den Bogosländern (Ostafrika) weist ihrem Säugling anfangs den Platz auf dem Rücken an und lässt ihn späterhin auch auf ihrer Schulter reiten.

Längs der Westküste Afrika's ist ganz Aehnliches gebräuchlich. Bei den Negerfrauen zu Akkra an der Goldküste trägt, wie Dr. A. Buchholz berichtet, eine Eigenthümlichkeit ihrer Tracht sehr wenig zur Verschönerung bei; diese Tracht erinnert an die noch vor wenig Jahren bei uns in Mode gewesenen hinten aufgebauschten Kleider der Damen, freilich in etwas übertriebenem Maasse. Sie binden nämlich hinten unter ihre Kleider eine Art Kissen auf, welches gleichzeitig zum Sitzkissen für den kleinen Sprössling dient, mit dem fast jede Frau, der man begegnet, gesegnet ist. Ein solches, auf dem Rücken der Mutter hockendes, nur mit dem Kopfe aus dem Tuche, in das es eingeschlagen ist, hervorsehendes Kind bietet einen äusserst possierlichen Anblick dar. Die Weiber der Ashantee um Cap Coast Castle schleppen ihre Säuglinge überall mit auf dem unteren Theile des Rückens, in ein Tuch eingebunden, das sie um ihre Hüften geschlungen und vorn zusammengebunden haben. Auch von der Sierra-Leone-Küste bei den Timnis- (Timmanis-) Negern wird das Kind, sobald es etwas grösser geworden ist, von der Mutter auf dem Rücken getragen, wobei sie alle Arbeit verrichtet. Die Frauen der Kru-Neger an der Pfefferküste kann man jeden Abend mit grossen Wassertöpfen oder mächtigen schweren Holzbündeln auf dem Kopfe und vielleicht noch einem schlafenden Kinde auf dem Rücken ihren Hütten zuwandern sehen (Lighton Wilson).

Die Kimbunda der Loangoküste trägt, nach Pechuel-Loesche's Bericht,[1]) ihren Säuling in ein Tuch eingebunden auf dem Rücken, das erwachsene Kind auch zeitweilig rittlings auf den Hüften, es mit einem Arme unterstützend. Selbst der Vater führt mit Stolz seine Nachkommen auf diese Art vor, und trägt oft schon ziemlich grosse Bengels mit Zärtlichkeit umher; auch ältere Geschwister befördern jüngere in gleicher Weise. Aeltere Mädchen werden nicht in dieser Weise vom Vater getragen, vielleicht weil man es idecent findet. Im Norden von Loango, in der Landschaft Yumba, deren Bevölkerung ein Gemisch verschiedener Stämme darstellt, sah Dr. Pechuel-Loesche Kinder auch auf der Hüfte reiten, unterstützt von einem über die Schulter der Mutter geschlungenen Tragbande. Doch werden bei den Bajombe-Negern im Innern von der Westküste Afrika's, welche Dr. Güssfeldt von Loango aus besuchte, die Kinder, so lange sie noch nicht gehen können, von ihren Müttern rittlings auf einer Hüfte getragen; seltener als in anderen Theilen von Afrika kommt es hier vor, dass die Kinder rittlings auf beiden Hüften umhergetragen werden. Nach seinen Beobachtungen bei den Negervölkern am Senegal sagt J. Murion d'Arcenant:

1) „Indiscretes aus Loango." (Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 17). Abbildung in: „Die Loango-Expedition." II. S. 42.

„A peine le nouveau-né ouvre-t-il les yeux, qu'il est placé à cheval sur le dos de la mère, qui le soutient par des morceaux d'étoffe qu'elle attache sur sa poitrine; puis, l'enfant ainsi ficelé, elle se livre à toutes les occupations, même les plus pénibles, sans le moindre embarras."

Nachdem das Neugeborene bei den Woloff-Negern gewaschen worden, wird es nackt à cheval auf die Gruppe seiner Mutter placirt, indem man es an ihr befestigt mit Hülfe eines Schurzes, mit dem sie umhüllt ist; dieser geht dem Kinde bis an das Hinterhaupt, der Mutter nach oben bis an den Busen, und so beladen nimmt sie ihre täglichen Beschäftigungen wieder im Innern der Hütte auf.[1]

An den Küsten von Loanda und von Angola überhaupt werden Säuglinge nach Bericht des Dr. Max Buchner mittels eines Tuches auf dem Rücken festgebunden, und zwar so, dass sie die Hüfte der Mutter rittlings mit den Beinchen umfassen müssen, während der Kopf ohne Stütze bleibt und es ihm frei steht, beim Schlafen nach vorn oder nach hinten überzufallen. In Angola verrichtet die arbeitende Negermutter die meiste Arbeit mit dem Kinde auf dem Rücken und erfüllt manchmal auch, wie Pogge sah,[2] die mütterlichen Pflichten während der Arbeit. Natürlich gilt dies aber nicht als Regel, da alle Mütter wohl nicht die natürlichen Vorzüge besitzen, sich mit dem Säugling von der Seite aus in Verbindung zu setzen. Bei den Kioko-Negern, welche P. Pogge von der Westküste Afrika's aus besuchte, bedienen sich die meisten Frauen zum Tragen der Kinder eines Riemens, welchen sie ähnlich dem, an welchen unsere Tambours ihre Trommel tragen, umgürten; in diesen Riemen wird das Kind hineingesetzt und hält sich am Leibe der Mutter fest.[3]

Ganz auffallend ist, wie schnell sich die Kleinen an die mannigfachen, für ihre eigene Körperhaltung bisweilen recht unbequeme Tragweise gewöhnen, so dass sie sich auch, wenn sie in der einmal gewohnten Lage sich befinden, nicht enthalten, sich dem sanften Schlafe hinzugeben, trotz Rütteln und Schütteln. Aus seinen Beobachtungen schreibt Hermann Soyaux:[4] „Eben sahen wir ein Negerweib, ihr Kind in ein grosses Stück Zeug gebunden rittlings auf der Hüfte tragend, dort emsig bei der Arbeit. Sie lockert mit der kleinen Hacke den Boden, jätet das wuchernde Unkraut, pflückt die langen Bohnenschoten und bricht die Stengel der reifenden Maiskolben ein. Ohne aufzusehen arbeitet sie unermüdlich, nur bisweilen sich den Schweiss aus dem braunen Antlitz wischend, während das Kind auf dem Rücken, obgleich sein kleines, schon dicht behaartes Köpfchen bei jeder ihrer Bewegungen hin- und herwackelt, sich nicht im süssen Schlummer stören lässt."

Allein bei recht vielen Völkern Afrika's ist statt des Rückentragens die

1) Dr. de Rochebrune, Rev. d'Anthrop. 1881. IV. 2. S. 282.
2) Paul Pogge, Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's; Im Reiche des Muata Jamwo. 7. Heft. Berlin 1880. S. 5.
3) Derselbe. S. 46.
4) H. Soyaux, Aus West-Afrika. 1873—1876. 2 Thle. Leipzig 1879.

Sitte beliebt, dass die Mutter ihr Kind, um dasselbe fortwährend im Auge zu haben, und um ihm schnell die Brust reichen zu können, auf einer ihrer Hüften reiten lässt. Dies ist beispielsweise der Fall bei den Kafferfrauen, die nicht blos den kleinen Säugling in solcher Weise bei sich haben, wie Wood nach einer Photographie darstellte, sondern auch nach Fritsch ihr schon grösser gewordenes, dem Tragbeutel längst entwachsenes Kind auf einer von beiden Seiten reitend aufsitzen lassen. Die Frauen der Niam-Niam in Centralafrika tragen ihre Kleinen, wie die Italiener Antinori und Piaggia berichten, an ihrer Hüfte mittels eines Gurtes. So nehmen auch im Sudan die Weiber ihre Kinder weder auf die Arme, noch auf den Rücken, sondern auf die Hüfte, auf welcher das kleine Wesen so reitet, dass ein Bein über dem Unterleibe, das andere über dem Rücken der Mutter herabhängt. Mit dem einem ihrer Arme unterstützt die Mutter das Kind in dieser Stellung; letzteres schlingt dabei seine eigenen Aermchen um den Leib der Trägerin, welche nunmehr wenigstens einen ihrer Arme frei zur Arbeit hat. Auch hält sich nach Brehm's Bericht das Kind an einer Brust der Mutter fest, so dass sich dieses Organ in Folge der steten Zerrung bedeutend verlängert. Die Hüften sind bei den Frauen im Sudahn sehr ausgebildet und vorstehend. — Bis nach Oberägypten herrscht ein ähnlicher Brauch, wie aus einer Zeichnung Klunzinger's hervorgeht, der in seinen „Bildern aus Oberägypten etc."[1]) eine Frau darstellt, die mit der Rechten ein Gefäss auf dem Kopfe, mit der Linken das auf der Hüfte reitende Kind unterstützt.

Die Kalunda-Weiber im westlichen Afrika sah Pogge ihre Kinder nicht wie die benachbarten Minungo und Kioko mittels eines Riemens tragen; auch bedienen sie sich hierzu nicht des Flechtkorbs, der auf ihrem Rücken hängt; vielmehr klammert sich das nackte Kind affenartig um den Leib der Mutter, so dass es auf deren Hüfte einen Stützpunkt findet, und die Mutter pflegt es dann mit einem Arm festzuhalten. — Schon das kleine Mädchen trägt ihr jüngeres Brüderchen oder Schwesterchen bei den Woloffen à cheval auf den Hüften, sogar auch bisweilen ein Kindchen aus der Nachbarschaft in gleicher Art; so reitet denn auch ihr eigenes Kind auf der Hüfte, wenn sie selbst Mutter geworden ist. Diese Gewohnheit kann nicht ohne Folgen auf die Haltung und Entwicklung des Körpers bleiben, wie namentlich A. T. de Rochebrune[2]) hervorhebt.

Bei den Bayaka- wie bei den Bakunya-Negern werden die Kinder von den Müttern vielfach mittels eines bandelierartigen Riemens getragen, der von der einen Schulter zur anderen Hüfte geht. Das Kind sitzt auf dem breiten Riemen und umklammert die Hüfte der Mutter mit den Beinchen.[3])

Bei den Bewohnern der westlich von Afrika gelegenen kanarischen Inseln trägt die Mutter ihr Kind auf der linken Hüfte, auf welcher es gleichsam reitend hockt, indem ihm, wie im Sudan und in Oberägypten der um-

1) 1877. S. 53.
2) Revue d'Anthropologie. IV. 1881. S. 268.
3) Die Loango-Expedition etc. Leipzig 1879.

fangende Arm der Mutter zur Lehne dient. Mac Gregor, welcher dies meldet, meint, dass dieser Gebrauch sich wahrscheinlich von der afrikanischen Küste herschreibt. Allein es ist kaum nöthig anzunehmen, dass die Sitte auf diese Weise importirt wurde; denn sie hat sich auf vielen anderen Inseln, z. B. bei den Eingeborenen von Cayenne gewiss selbständig entwickelt; und ebenso unabhängig besteht derselbe Brauch in Indien. Unter allen hier genannten Völkern kann derselbe als Folge der besonderen Lebensweise der Weiber aufgekommen sein, weil jedes Volk das wählt und thut, was ihm bequem und passend scheint, und weil es sehr leicht ist, eine solche Trageweise selbständig zu erfinden. In ganz Indien hat das Kindertragen auf der Hüfte gewiss von früher Zeit her eine grosse Verbreitung, so dass die Sitte hier durch ihre Allgemeinheit fast als typisch erscheint. Sowohl in Bengalen, als auch im südlichen Indien, in Dekhan, tritt sie allen Beobachtern entgegen. Ein jetzt in Dresden lebender Stabsarzt sah in Ostindien die Kinder so auf einer Hüfte tragen, dass die Trägerinnen sich ganz schief halten mussten (nach Mittheilung des Dr. O. Schneider).

In Port of Spain auf Trinidad tragen die ostindischen Kuli-Frauen die Kinder seitwärts auf der rechten Hüfte.[1])

In Anam trägt man die Kinder auch auf der Hüfte seitlich, wie Dr. Kuntze[2]) berichtet.

Die malayische Bevölkerung der Insel Java scheint nicht minder das Tragen der reitenden Kinder auf einer Hüfte zu lieben. Wenigstens finde ich dies nicht blos auf einer dem Dr. R. Andree gehörenden Photographie, auf der eine Javanesin ihr Kind mittels eines Bandes oder einer Schlinge, dasselbe mit der Hand unterstützend, auf der linken Hüfte reiten lässt. Vielmehr zeigt dasselbe auch die photographische Aufnahme einer Kindergruppe, welche Dr. Pechuel-Loesche aus Djocjocarta von der Südküste Java's mitbrachte. Auf diesem Bilde hat ein junges Mädchen das kleine Kind in der Weise bei sich, dass sie ein um ihre Schulter geschlungenes Tuch als Unterstützungsmittel für ihre kleine Last benutzt. — Dergleichen Sitten wiederholen sich auf den polynesischen Inseln. So wird von den Negritos oder Etas, welche durch die Malayen in das Innere der Philippinen zurückgedrängt sind, berichtet,[3]) dass bei ihnen das neugeborene Kind von der Mutter meist auf der linken Hüfte getragen wird, wobei es eine Art Reitstellung einnimmt, doch wird dasselbe auch, sobald es sich festhalten kann, auf dem Rücken getragen.

Das Gebiet dieser Sitte erweitert sich bis nach Mittelamerika. Denn auf der Landenge von Darien ist sie völlig heimisch. Der französische Schiffslieutenant A. Reclus, welcher die Bräuche der dortigen Einwohner genauer kennen lernte und lebendig schildert, bemerkt über die Lebensweise der eingeborenen Weiber: „Sie haben nichts zu thun, als ein bischen zu

1) Dr. Kuntze, „Um die Erde." Leipzig 1881. S. 38.
2) Daselbst. S. 192.
3) Dr. A. Schadendorf, Zeitschr. f. Ethnologie. 1880. S. 235.

kochen, zu waschen und die Kinder zu besorgen. Letztere Arbeit drückt sie nicht sonderlich schwer: alle ihre Mutterpflichten bestehen darin, ihre Nachkommenschaft vier Jahre zu stillen, die Kleider der Mädchen zu waschen, gelegentlich die kleine Gesellschaft durchzuprügeln und die jüngsten auf der Hüfte herumzutragen."[1]) Sie wählen diese Tragweise offenbar, weil sie ihnen bequem ist.

Die Körbe, welche die Weiber der Luchazes, eines Negervolkes in Westafrika (östlich von den portugiesischen Besitzungen) an der Stirnbinde auf dem Rücken tragen, verhindern, dass bei ihnen jenes in Afrika sonst allgemein gebräuchliche Tragen der Kinder auf dem Rücken vorkommt; vielmehr müssen hier die Kinder an den Seiten der Mütter festgebunden werden. Man sieht also, welche Veranlassung hier die örtliche Sitte hat, welche von dem ringsum herrschenden Gebrauche abweicht.[2])

Die Indianer Nordamerika's dagegen weisen in ihrer grossen Mehrzahl dem Kinde seinen Platz auf dem Rücken der Mutter an. Allein dabei ist eine ganz charakteristische Thatsache bemerkenswerth: Sämmtliche Indianerinnen Nordamerika's tragen auf dem Rücken ihr Kind so, dass es Rücken an Rücken liegt, im Gegensatz zu anderen Völkern. In dieser Beziehung unterscheiden sie sich von den Frauen fast aller anderen Völker; das Tragen dos-à-dos ist gleichsam ihr Merkmal; sie sind durch dasselbe original. Sie benutzen hierbei vielfältig je nach der charakteristischen Sitte des Stammes einen Beutel oder Sack; zumeist ist aber das Kind mehr oder weniger fest mit einer weich ausgelegten Umhüllung umschnürt, die man gleichsam als Wiege benutzt, doch auch mit Tragbändern versieht zum Transport auf dem Rücken. Wenn man Amerika auf der Pacificbahn durchkreuzt, so sieht man in Nevada die Indianerin mit ihrem Kinde auf dem Rücken, die Hülle des Kindes ist an der vorderen Körperfläche desselben durch Schnüren fest verbunden, dazu ist der Kopf des Kleinen durch eine Art von Wetterdach aus Rinde vor den Unbilden der Witterung geschützt; so trägt dann die Mutter mittels Achselbändern, die über ihre Schultern verlaufen, ihren Sprössling auf dem Rücken einher. Manche Indianerstämme benutzen beim Tragen des Kindes nicht einen Beutel oder ein vorn am Kinde zusammengeschnürtes Stück Leder oder Pelz, sondern ein Brett, auf welches das Kind fest durch Umschnürung aufgebunden wird. Dann hängt es die Irokesin über die Schultern. Dies Brett ist, wenn es mit dem Kinde vom Rücken der Mutter herabgenommen wird, gleichzeitig die Wiege des Kindes und dient bei mehreren Stämmen ausserdem auch als Apparat zur grässlichen Zusammenschnürung des Kopfes; denn man sucht z. B. bei den Flachkopf-Indianern, den Chinook's (oder Tschinuk's) u. s. w. durch straffes Aufbinden und Zusammenquetschen des Schädels gegen das Brett letzterem eine längliche Form zu geben. — Ohne eine solche, den Schädel zusammendrückende Vorrichtung, doch zumeist mit einem Schutzdach für den Kopf versehen, ist das sich wie ein

1) Globus 1880. Band 38. S. 322.
2) Serpa Pinto, deutsch. Leipzig 1881. (Hirt & Sohn.) I. S. 237. Abbildung.

„Reff“ unserer Gebirgsbewohner darstellende Transportmittel für das Kind bei den californischen Indianern (nach Simonin). Dasselbe wird ähnlich wie die bei den Sioux gebräuchliche kapselähnliche Hülle oder Wiege des Säuglings auf der Wanderung mittels Stirnriemens auf dem Rücken getragen; dabei ist hier das Schutzdach unmittelbar vor den Augen des Kindes mit kleinen Spielereien behängt, mit welchen sich das Kind unterhalten kann. In der mannigfachsten Weise, doch immer gut eingehüllt und zumeist auf ein Brett gebunden, wird das Kind von den Dakotahs, den Pawnies und dem Nomadenvolk der Nascopies in Labrador getragen.

Dass die eigenthümliche Beschäftigungsweise, die besondere Arbeitsthätigkeit der Frauen bei einem Volke, deren Gewohnheiten auch hinsichtlich der Trageweise bestimmt, kann man recht wohl an einigen Völkerschaften Asiens erkennen. Die Frauen im südlichen Indien, in Dekhan, tragen Lasten, wie Früchte der Ernte, auf dem Kopfe nach Hause und halten dabei das Bündel mit der einen Hand, während sie das Kind, das in einem um den Oberkörper geschlungenen Gewandstück hockt und mit den herabhängenden Beinchen auf der mütterlichen Hüfte reitet, mittels der anderen Hand halten und tragen.

Ganz anders die Frauen der Beduinen in Arabien zwischen Aden und Makalla am nördlichen Gebirgsabhange, welche A. von Wrede unweit des kleinen Dorfes Wadiy Dahme die Heerden austreiben sah; sie tragen an einem Riemen einen Korb, der die Gestalt eines viertel Kugelabschnitts hat und mit Leder überzogen ist; beim Tragen ist die Oeffnung nach dem Körper zugewandt. Dieser Korb dient ihnen zum Fortschaffen ihres vollkommen nackten Säuglings und der jüngst geborenen Lämmer und Zickelchen, wenn diese zum Laufen noch zu schwach sind. Sonst tragen die Frauen der Beduinen in Arabien ihre Kinder nicht auf der Achsel, sondern sie setzen sie rittlings auf die Hüfte. Das auf der Wanderschaft begriffene Beduinenweib in Palästina schleppt das Kind auf dem Rücken in einem sackartigen Beutel, dessen Enden sie sich über ihren Kopf geschlungen hat.

Die asiatischen Nomadenvölker dagegen sind wahre Virtuosen im Transportiren der Kinder auf weiten Reisen; doch geschieht dies bei den verschiedenen Völkern in höchst sonderbaren Arten. Der nomadisirende Baschkire zu Pferde nimmt die Wiege, in welcher das Kind befestigt ist, in einem Tragriemen auf die Schulter; die Karagassen aber hängen das Kind in der Wiege beim Wandern an den Sattel des Pferdes, auf dem sie reiten. Die Kalmückin trägt ihr Kind beim Durchwandern weiter Strecken auf dem Rücken in einem Korbe von Lindenbast, der unten behufs der Reinlichkeit eine geräumige Oeffnung hat, und an dessen Seiten sich ebenfalls ein paar kleine Löcher befinden, durch welche das Kind frische Luft schöpfen und das Tageslicht erblicken kann. So lange sie aber in ihrer Kibitke bleibt, bindet sie ihren Säugling an ein Brett, welches der Reinlichkeit wegen mit einer Oeffnung versehen ist. So angebunden liegen die kleinen Wesen an der Erde und erinnern nur durch ihr seltenes Schreien ans menschliche

Dasein. Dies berichtet der Arzt H. Meyerson. Fängt dann ein Kind zu kriechen an, so wird es mit einem Strick an die Kibitke gebunden, so dass es zwar frei herumkriechen, aber nicht bis zum Feuer gelangen kann, das in der Mitte der Kibitke beständig brennt.

Fälschlich nennt man oft solche Kinder-Tragapparate der Nomaden Asiens „Wiegen." Denn sie dienen doch nur zur Aufnahme und Lagerung des Kindes, das man mit ihrer Hülfe leichter und bequemer transportiren kann. Die Ausstellung zu Paris 1878 brachte dergleichen Apparate zur Anschauung, so dass wir selbst mehrere derselben kennen lernten. — „Wiegen" der Ostjaken (Ontob genannt) aus Birkenrinde mit Rückenlehne brachte Finsch nach Bremen mit; es giebt bei diesem Volke theils niedrige. theils höhere Wiegen für kleine und grössere Kinder; sie sind Weiberarbeit. Der Wiegenboden wird mit zerbröckeltem verfaultem Weidenholz bedeckt, auf welcher Unterlage ein Einsatz von Birkenrinde ruht, der mit Rennthierhaar ausgepolstert ist; hierauf wird der in ein Rennthierpelzchen gekleidete Säugling mit Riemen eingeschnürt.

Wenn die Kurtinen, ein nomadisirender Volksstamm im russischen Gouvernement Eriwan, sich auf die Wanderschaft begeben, so werden die Kinder in Säcke gesteckt, welche die Mutter oft paarweise vor sich auf's Pferd hängt. Es sieht sehr merkwürdig aus, wenn so vor der Mutter am Halse des Pferdes jederseits ein Kindeskopf aus dem Sacke hervorschaut. Solche Säcke zur Aufbewahrung des Kindes sind so üblich, dass sie einen unumgänglichen Bestandtheil der Mitgift bilden. In Ermangelung solcher besonderen „Kindersäcke" bedenkt sich die Mutter nicht lange, nimmt ein Paar ihrer weiten Hosen, bindet dieselben unten zu, steckt oben je ein Kind in eine Hose und hängt das Paar dem Pferde über.[1])

Ein eigentliches „Tragbett" besitzen die Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk: eine kleine Bettstelle, welche meist, wenn auch fälschlich, als „Wiege" bezeichnet wird, ist aus Weidenruthen geflochten, ruht auf Füssen, hat nicht hohe Ränder und einen Stab für den Vorhang. Am Gestell ist das eigentliche, aus Dschabaga (zartem, weichem Filz von Kameelhaar) bereitete Bettchen befestigt derart, dass „Wiege" und Bettchen stets rein sind. Das Kind wird in die „Wiege" gelegt, in das weiche Kameelfilz eingeschlagen und dann mittels eines Bandes an das Bettgestell befestigt. Das gewindelte Kind ruht vollkommen frei und bequem und kann doch nicht aus der Wiege herausfallen. Die Mutter trägt die Wiege an der Stange, wie wir einen Korb am Henkel tragen. Auf dem Pferde stellt sie die Wiege bequem vor sich. Weil diese Vorrichtung, deren Form in mancher Hinsicht, insbesondere bezüglich der Stange zum Tragen, den Wiegenformen anderer asiatischer Völker ähnlich ist, so handlich ist, nehmen die Kirghizinnen nur äusserst selten die Kinder auf die Arme.[2])

Die Kamtschadalen schaffen das Kind in ihrer im Nacken hängenden

1) Nach Garril Oganisjanz im Kawkas 1879. No. 54 ff.
2) Globus 1881. Bd. 39. S. 110.

warmen Kapuze, die sie Kuklunka nennen, auf weiten Touren fort. — Ueber die Schulter der in sehr armseligen Verhältnissen lebenden Aïnos in Japan schaut fortwährend ein Bübchen oder Mädchen, das auf dem Rücken hockt. Abbildungen solcher kindertragender Aïno-Frauen findet man in der Zeitschr. für Ethnol. vom Jahre 1872 Tafel III. — Die Tschuktschenfrauen in der Behringstrasse tragen, wie Dr. Pechuel-Loesche beobachtet hat, die Kinder in der Kapuze, doch auch bei kurzen Ausgängen im Arme. Derselbe schrieb mir: „Ich sah bei den Küsten-Tschuktschen und Namollos die Mütter, wenn sie im Fahrzeug auf dem Meere sich befanden, ihre kleinen Kinder stets hinten in herabgelassener Kapuze tragen, so dass deren Kopf über die eine oder andere Schulter zu lugen vermochte: so sassen die Kinder im Pelzwerk warm und bequem, geschützt gegen Sprützwasser und Nässe."

Die im kalten Norden die arktischen Gegenden bewohnenden Völker leben in fortwährendem Kampfe mit dem rauhen Klima um die eigene und ihrer Angehörigen Existenz. Als Schutz gegen Frost und schlimme Witterung, die den zarten, der Wärme noch sehr bedürftigen Säuglingen so verderblich ist, bieten die Mütter den letzteren theils die eigene Körpertemperatur, theils die Pelzhülle, die sie gleichsam als Wohnung des Kindes auf ihrem Rücken haben. Die Eskimo stecken die Kinder entweder ganz nackt, wie Kane fand, oder nur roh in Felle gehüllt in den warmen kapuzenähnlichen Sack, der wie ein Beutel im Nacken hängt. So sah der Reisende Hall die Eskimokinder in Labrador und in Grönland bei der höchsten Winterkälte vergnügt aus der mit der Bekleidung der Mutter eng verbundenen Pelz- und Fellumhüllung herausschauen; und das Berliner Publicum fand Gelegenheit, mit dieser Sitte sich bekannt zu machen, als sich im Jahre 1878 eine Eskimofamilie im Zoologischen Garten zeigte. Doch sieht man die kleinen Eskimo in ihrer Heimath nicht immer in diesem Nackenbeutel hausen: sie stecken vielmehr bisweilen auch in den hohen, grossen und weiten Winterstiefeln an der Seite des Oberschenkels ihrer Mutter. In der That eine nur den Eskimo eigenthümliche Trageweise! Der Winterstiefel soll zu diesem Zweck oben mit Fischbeinreifen versehen sein, um für den Kindeskörper die gehörige Weite zu haben. Dabei ist er im Innern mit warmen und weichen Stoffen ausgepolstert.

Wir haben in Europa zwei nomadisirende Volksstämme; der eine derselben wohnt im hohen Norden, der andere durchwandert den ganzen Continent: die Lappen und die Zigeuner, die wohl beide aus Asien stammen; wenigstens wissen wir, dass die Lappen der in Asien heimischen finnischen Race angehören, während die Stammverwandtschaft der Zigeuner noch immer nicht ganz sichergestellt ist. Bei den Lappen, die zum Theil auf norwegischem, zum Theil auf russischem Gebiet wohnen, werden die Kinder bis zum zweiten Jahre in hölzernen Kasten bewahrt, und dann ebenso gekleidet, wie die Alten. Dieser mit Leder überzogene Kasten oder Holzklotz, Kont genannt, den man als „lappische Wiege" bezeichnet, ist sicher ein sehr alter Apparat. Denn ich fand ihn schon in dem bekannten Werke

von Joh. Scheffer über Lappland, welches 1675 erschien, auf S. 241 abgebildet, wo ihn mit dem darin geborgenen Kinde die Mutter das eine mal vorn in den Armen, das andere mal hinten auf dem Rücken an einem über die linke Schulter geschlagenen Tragband hält. In ganz derselben Weise zeigt sich das Bild der lappischen Mutter mit ihrem Kinde in dem werthvollen Prachtwerk „Description ethnographique des peuples de la Russie," welches im Jahre 1862 zu St. Petersburg zur Jubelfeier des russischen Reichs erschien, Wenn das Kind dem sonderbaren Gehäuse entwachsen ist, so tragen es die Lappenweiber bei ihrem nomadisirenden Leben noch nach Jahren mit sich auf dem Rücken umher. Hier hängt nun das Kind in einer Hängewiege, so dass es den Kopf auf der einen, die Füsse auf der anderen Seite hat. Die Malerin Emma Ekwall hat vor einigen Jahren (1875) eine solche Nomaden-Lappin mit ihrem Kinde in der Illustrirten Zeitung recht charakteristisch abgebildet. In jenem Kont ruht das Kind ungemein warm vor der Witterung geschützt. Der Missionär Lästadius, der in Lappland predigte, traf in Graträsk einen Mann, der sich nach Arvidsjaur begeben wollte, um ein Kind taufen zu lassen, das er in solchem Kont trug; es war sehr kalt und lag tiefer Schnee.

Die Zigeunerinnen, die ihre 1—2 Jahre alten Säuglinge für gewöhnlich seitwärts auf dem Arme oder auf der Hüfte reitend mit sich umhertragen, wie ich an vielen Orten sah, haben auf der Reise ein über beide Schultern geschlagenes, vorn am Halse zugeknüpftes und hinten auf dem Rücken eine sackartige Vertiefung bildendes Tuch gebunden, das als Tragbeutel für das Kind dient. So ziehen diese heimathlosen Weiber überall umher; und sie bleiben in dieser Beziehung immer dieselben, mag man sie in halbcivilisirtem Zustand auf deutschem Boden oder als Halbwilde in Slavonien, in der Walachei u. s. w. antreffen.

Es giebt noch in Europa ein Völkchen, bei dem ein nicht geringer Theil zur Sommer- und Winterzeit seinen Wohnsitz wechselt. Wir meinen die Schweizer Alpenbevölkerung, wo Sommerwirthschaft im Sommer auf den Bergen betrieben wird, doch noch vor Eintritt des Winters Personen, Vieh und Geräthe wieder thalwärts in das schützende Quartier heimkehren. Die Bergbewohner lieben es, schwere Gegenstände, die sie hinauf- oder herabtransportiren, auf dem Kopfe zu balanciren. Eine solche Trageweise wird denn auch mitunter dem Säugling dort zu Theil. Wenn die Sennerin im Schweizer Alpenthal Les Ormonts (zwischen den Kantonen Freiburg, Bern und Wallis) im Herbst, ihre Sennhütte mit allen ihren Habseligkeiten verlassend, herabzieht ins Thal, von ihren Heerden umgeben, so hat sie das gefüllte Reff auf ihrem Rücken, den Strickstrumpf fleissig arbeitend in den Händen und die Wiege mit dem Säugling balancirend auf dem Kopfe; denn namentlich diese Sennerinnen sind gewohnt, bei ihren Alpenwanderungen die Lasten auf dem Kopfe durch Berg und Thal zu schaffen.

Auch sieht man im Sabinergebirge bei Saracinesco unweit Subjaco die Frauen der sogenannten Ciociare (welche die Maler oft als Modelle be-

nutzen) ihren Säugling in einem Korbe auf dem Kopfe tragen, wie der Maler Pinelli im Jahre 1819 nach mehreren auf der Strasse einherschreitenden Modellen trefflich skizzirt hat.

Wir sind nunmehr auf europäischem Boden angelangt und können bei einem weiteren Blicke, den wir, wenn auch nur flüchtig, auf die Völker unseres Continents werfen, hinsichtlich der bei denselben gebräuchlichen Trageweisen des Kindes eine grosse Zahl derjenigen Formen wiederfinden, an welche sich verschiedene Völkerschaften anderer Erdtheile von jeher gewöhnt haben. Bei einer ziemlich rohen griechischen Bevölkerung, bei den Mainoten, trägt die Mutter ihr Kind in einem Hammelfell mit sich umher, das sie bei der Feldarbeit an einen Baum, bei häuslichen Arbeiten an einen Nagel hängt. Die serbische Bäuerin trägt nach Professor Valenta's Bericht das Kind in einer wollenen Tasche am Rücken, den Spaten oder die Hacke in der Hand und noch an der Tragstange das Essen dem vom Hause weit weg arbeitenden Manne nach. Auf den Strassen Wiens sah ich ziemlich häufig Frauen des Landvolks aus der Umgegend, deren Säugling in einem vorn auf der Brust zusammengeknoteten Tuche auf dem Rücken hing. In Rom und manchen anderen Gegenden Italiens hält die Wärterin den dicht gefetschten und gewickelten Säugling zumeist auf dem linken Arm wie ein Packet mit dem Gesicht abwärts, im Unterschiede gegen die Art, wie man Kinder bei uns in Deutschland trägt: mit dem Gesicht der Wärterin zugekehrt.

In Tirol halten Frauen gar nicht selten ähnlich wie in Italien das Kind quer vor sich mit dem Gesicht nach abwärts. Wenn in der Schweiz (Kanton Appenzell) das Wickelkind zur Taufe getragen wird, so geschieht das in ähnlicher Form, wie bei uns in Deutschland zumeist, auf beiden Armen, d. h. in Betten eingehüllt und mit einem grossen, gestickten Tuche überdeckt. Während die wendische Bäuerin in einem Umschlagetuche, das sie über die Schulter einerseits und um die Hüfte andererseits geschlungen hat, das Kind vor ihrer Brust haltend trägt, ist in Thüringen, speciell Henneberg, eine eigenthümliche Art, die Kinder zu tragen, sehr beliebt; sie ist für das Gedeihen derselben höchst unzuträglich, gewährt aber den Frauen den freien Gebrauch des rechten Arms. Die Kinder werden nämlich in einem sogenannten Kindermantel, den die Wärterin über ihre linke Schulter trägt, und der ihr, nach unten bis an die Schenkel reichend, unter der rechten Achsel nach vorn gezogen wird, auf dem linken Arme sitzend getragen, indem der Kindermantel über die Beine des Kleinen so fest zusammengeschlagen wird, dass das Kind vollständig in der Bewegung seiner Beine behindert wird. Das fortwährende Tragen des Kindes auf nur Einer Seite gefährdet das Kind, sich an eine schiefe, gekrümmte Haltung zu gewöhnen. — In der Gegend von Göttingen schlägt man ein grosses viereckiges Tuch zusammen, dass es drei Ecken bildet; dasselbe hängt die Mutter über ihre Schultern und setzt das Kind hinten zwischen Rücken und Tuch, dessen vorn über die Brust kreuzweise laufende Zipfel wiederum rechts und links nach hinten ge-

führt und auf dem Rücken in der Gegend der Taille zusammengeknüpft werden.

Dagegen hält bei der keltischen Bevölkerung von Wales die kymrisch sprechende Mutter ihren Säugling, der ziemlich einfach eingehüllt ist, mit ihren beiden Armen umfangen.

Im Norden Europa's treten uns wieder mehrere verschiedene Trageweisen entgegen, bei welchen das Kind mehr oder weniger gut eingepackt den Einflüssen rauher Witterung bis auf das Köpfchen oder das Gesicht entzogen ist. Die Russin, selbst mit einem weiten, vorn offenen Pelzrock bekleidet, steckt das wohleingehüllte Kind vorn an ihren Busen, indem sie den einen Theil des Pelzrocks um das Kind herumschlägt, wobei dem letzteren einerseits der Gürtel des Rockes, andererseits der rechte Arm der Mutter als aufrecht tragende Stütze dient. — In jenen nordischen Gegenden Schwedens, in welchen hohe, kahle Gebirge mit weiten Wüsten und Schneefeldern, mit Sumpf- und Seeflächen, stellenweise mit grossen, düsteren Wäldern wechseln, wo ein, die Familien am häuslichen Herd zusammenhaltender, langer Winter und eine lange Nacht die Erde mit Kälte und Finsterniss bedecken, dann aber wieder ein kurzer Sommer die Bewohner volkreicher Thäler aus nahen und entfernten Ansiedelungen zu neuem Verkehr schnell zusammenruft, — in Norrland hängt dann, wenn das winterliche Dunkel gewichen ist, die Mutter das Kind auf ihrem Rücken querüber und kommt so zur Stadt, strickend oder die Tabakspfeife im Munde. Ihr Kind liegt eingebettet in einen den Körper bis zum Hals und einen Arm umschliessenden Pelz, der an der Vorderseite des Kindes durch Schnüre geschlossen ist; am Kopf und am Fussende dieser Pelzhülle ist ein Riemen oder festes Band befestigt, welches in der Weise über die eine Schulter der Mutter gehängt wird, dass das Köpfchen des Kindes sich in etwas höherer Lage befindet als die Füsse desselben. Diese Trageweise, welche in naturwahrer Aufnahme der Maler Knut Ekwall in der Illustrirten Zeitung (1874 No. 1628) darstellte, nähert sich schon jener der noch nördlicher wohnenden Lappen, über welche wir schon vorher sprachen. — Von Skandinavien aus wurde einst Island bevölkert; der dürftige Boden dieser Insel gewährt wenig Mittel zu eigenem Lebensunterhalt sowie zur Sorge für das zarte Kinderleben; nirgends ist auch die Kindersterblichkeit so gross wie dort. In ein Tuch eingeschlagen tragen dort die Mütter ihre Säuglinge, von welchen schon nach Jahresfrist theils durch schlechte Ernährung, theils durch Erkältung die Hälfte verloren geht, an der vorderen Seite der Brust, indem das sackartig das Kind umfassende Tuch über die Schulter geschlagen und vom Nacken getragen wird.

An das Tragen des Kindes knüpft sich so mancher Aberglaube, von dem wir nur Einiges erwähnen: das Kind darf in Thüringen nicht während der ersten Lebenswochen ausgetragen werden und dabei einschlafen, denn sonst sagt man, der Schlaf sei ihm ausgetragen.

Die Woloff-Negerin hütet sich ihr Kind während der ersten Lebens-



woche auszutragen, da die Woloffen meinen, dass das Kind, wenn es in dieser Zeit an die Luft aus der Hütte herauskommt, von Starrkrampf befallen werde, welcher die häufigste Ursache der Mortalität der kleinen Negerkinder ist.[1]) Dieser Glaube ist durch die Europäer dahin importirt.

---

3. Das Wiegen.

Jede Mutter, die ihr Kind in den Armen trägt und dabei ruhig und sanft auf- und abgeht, versetzt den Kindeskörper in eine Art wiegender Bewegung. In der That ist die beste Wiege jene, welche in ihrer leichten Bewegung dem sanften Wiegen des Mutterarms am nächsten kommt. Was versteht man nun aber unter „Wiege" und welches ist die beste Form derselben?

Im Allgemeinen kann man sagen, dass Wiege ein jeder zur Aufnahme und zur Bergung des Kindes dienender Apparat ist, der mehr oder weniger leicht in eine hin- und herschaukelnde Bewegung versetzt werden kann. Wir mussten uns über diese Begriffsbestimmung verständigen, weil wir wissen, dass oft auch als „Wiegen" solche Vorrichtungen bezeichnet werden, welche manche Völker lediglich als Transport- und Befestigungsmittel für ihre Kinder benutzen. Hier kommt es besonders darauf an, dass man das Schaukeln der Wiege als Beruhigungs- und Einschläferungsmittel benutzt.

Gegen dieses Kinderstubenmöbel als Einschläferungsmittel haben nun Aerzte und Kinderfreunde von jeher Manches eingewendet. So sagt unter Anderen Sanitätsrath Dr. Livius Fürst: „Vielfach ist noch die Wiege in Gebrauch, wenngleich erfreulicher Weise viel seltener als früher. Denn wenn wir uns vergegenwärtigen, dass zu den Hauptbedingungen eines guten Lagers ein gleichmässig ruhiger Stand desselben gehört, und dass durch die einförmig-schaukelnde Bewegung der Wiege, wenn sie auch von vielen Kindern ohne Schaden ertragen wird, dennoch nur eine künstliche Betäubung und Einschläferung bewirkt wird, so muss man sich entschieden gegen die Anwendung einer wiegenden Lagerstatt erklären. Der durch das Hin- und Herschwanken in einem bestimmten Tempo fortwährend veränderte Blutkreislauf, besonders in der Schädelhöhle, muss ähnlich wie die Einwirkung der Schaukel, des Wellenspiels auf der See u. s. w. einen leichten Taumel und Schwindel, bei längerem Bestehen aber einen Zustand von Betäubung herbeiführen, der zwar nach und nach in Schlaf übergeht, aber nicht in den durch natürliche Erschaffung von selbst eintretenden Schlafzustand, sondern in einen künstlich erzeugten, welcher dem durch narkotische Mittel herbeigeführten nahe steht. Ebensowenig, wie die Anwendung solcher Mittel statthaft ist, kann es die Anwendung der Wiege sein. Das Kind, welches niemals an eine solche gewöhnt wurde, sondern daran, beim Hineinlegen in ein festes

1) Dr. de Rochebrune. Rev. d'Anthrop. 1881. IV. S. 283.

Lager ohne künstliche Mittel einzuschlafen, ist unstreitig am glücklichsten daran, und ebenso ist es die Mutter, welche sich diese Zuchtruthe nicht erst aufgebunden hat."

Die Erscheinung, dass durch die gleichmässig andauernden Schwankungen der Wiege Schlaf herbeigeführt wird, gehört zu jener Reihe von Thatsachen, welche in letzter Zeit mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf sich zogen; wir meinen das künstliche oder willkürliche Einschläfern, den Hypnotismus. Durch langsames Zählen bis Hundert, durch Fixiren der Gedanken nach einer Richtung hin, durch unverwandtes Anschauen eines nahe vor die Augen gehaltenen Spiegels oder eines anderen glänzenden Gegenstandes ist es möglich, die geistige Thätigkeit des Gehirns soweit zum Erlöschen zu bringen, dass ein dem Schlafe ganz ähnlicher, wohl auch in diesen selbst übergehender Betäubungszustand entsteht, wie man ihn in ähnlicher Weise durch Opium, Chloralhydrat und andere narkotische Arzneien erzielen kann. Es ist also wahr, dass das gleichmässig schaukelnde Wiegen eigentlich als Betäubungsmittel auf die Gehirnnerven wirkt, und es ist bekannt, dass man mit solchen, die Nervenfunction herabsetzenden Einwirkungen äusserst vorsichtig sein muss. Aus der sich täglich wiederholenden Betäubung, der meist ein kurzdauernder schwindelartiger Zustand vorausgeht, kann man doch wohl einige Gefahr für die gesunde Ausbildung des Gehirns ableiten. Man ist sogar soweit gegangen, die Wiege die „Wiege des Blödsinns" zu nennen.

Hören wir jedoch auch Gegenstimmen, die nicht so weit in einem harten und verwerfenden Urtheil gehen! So sagt unter Anderen Dr. Ferd. Stamm in dem offiziellen Bericht über den bei der Wiener Ausstellung 1873 aufgestellten „Pavillon des kleinen Kindes," in dem sich eine grosse Zahl von Wiegen befanden: „Diese strengen Tadler haben dabei fehlerhaft gebaute und übelbehandelte Wiegen im Auge, die auf zwei ungleichen Bogen von kurzem Radius gestellten kleinen Wiegenkästen, welche bei der starken holpernden Bewegung das eingewickelte Kind so heftig hin- und herwerfen, dass man es wie den Odysseus bei der Fahrt zwischen der Skylla und Charybdis anbinden muss, und die auf einen Erwachsenen, wenn er dieser Folter ausgesetzt würde, die Wirkung einer Seereise im Sturm haben würden. In solchen Wiegen wird das Kind erst ermüdet und betäubt, ehe es einschläft, was gewiss nicht ohne Nachtheil ist. Allein eine gut gebaute Wiege mit sanfter Schwingung ahmt die Bewegung des Mutterarms nach und ist für das Kind ebensowenig schädlich wie dieser."

Dass sich passive Bewegungen, wie das Tragen auf dem Arm oder ein sanftes Wiegen sind, für das Kind ganz gut eignen, lässt sich unter Anderem wohl auch deshalb a priori annehmen, weil die Natur selbst dem Kinde im Mutterleibe ganz ähnliche passive Bewegungen gewährt, indem die Mutter alle ihre Bewegungen auf das im Fruchtwasser leicht schwingende Kind überträgt.

Man weiss jetzt, dass es äusserst schädlich ist, die kleinen Kinder lange Zeit hindurch in der Wiege auf dem Rücken liegen zu lassen; ja es soll

dies sogar ihre Sterblichkeit ausserordentlich fördern. Deshalb hat auch der Gesundheitsrath zu Paris, welchem die Regierung ein Gutachten über die Krippen (Crèches) abforderte, den Ausspruch gethan, dass in diesen zur Aufnahme und Pflege von Säuglingen bestimmten Anstalten niemals eine Wiegenfrau mehr als vier Säuglinge abwarten solle; denn sie würde dann die Kinder nicht häufig genug aufnehmen können.

Ein sanftes Wiegen haben auch zu allen Zeiten die Aerzte gestattet. Die naive Unterweisung in Rösslin's Hebammenbüchlein lautet:

„Ich wieg' mein Kindlein sänftiglich
Und wind's in Tüchlein fleissiglich;
Das Häuptlein soll auch höher liegen,
Dann der Leib. Dann sollst du's wiegen
Hin und her, doch sanft und leis;
Sing auch darzu ein' süsse Weis —"
u. s. w.

Allein es ist für uns wohl weniger die Frage, ob das Kind überhaupt gewiegt werden darf, als vielmehr, wann, wie oft und wie viel das Kind gelegt, getragen und gewiegt werden soll? Gewöhnlich verlässt man sich in dieser Beziehung auf die sogenannte Stimme der Natur, d. h. auf das Schreien des Kindes. Gerade deshalb aber sehen wir, dass man hinsichtlich des Tragens und Wiegens des Kindes öfter zu viel als zu wenig thut. In dem soeben erwähnten, von Lonicerus im Jahre 1561 herausgegebenen „Hebammenbüchlein" Rösslin's lese ich Seite 70: „Item, so das Kind gesauget ist, und man es schlaffen legt, so soll man es gemächlich wiegen, darumb, dass die Milch nicht hin und her fahre, und bewegt vnrein gebösert werde." Allein hierin liegt wohl ein geringerer Nachtheil als in der ungleichen Vertheilung des Blutes und der fast narkotischen Wirkung, welche überhaupt das heftige Schaukeln bei kleinen Kindern hervorbringen kann.

Aehnliche Beobachtungen wie Dr. Brenner-Schäffer in der Oberpfalz hat man auch anderwärts anzustellen Gelegenheit; in seiner „Darstellung der sanitätlichen Volkssitten der Oberpfalz" schreibt derselbe: „Schnuller und Wiege sind die Beruhigungsmittel des schreienden Kindes; das Schaukeln wird oft bis zum Umstürzen der Wiege gesteigert." Und aus Dalmatien berichtet Dr. Derblich: „Den Mangel an Bewegung der kindlichen Gliedmaassen mittels der Einzwängung in Windeln und Polster sucht man hier zu Lande durch das energische Wiegen und Schaukeln der Kinder zu ersetzen."

Eine grössere Sorgfalt für das Kind kann erst zu solchen rationellen diätetischen Grundsätzen führen, die vielleicht zuerst unter allen alten Schriftstellern von Galen ausgesprochen wurde. Dieser im Jahre 200 n. Chr. zu Rom verstorbene hochgeachtete praktische Arzt empfiehlt mässige Bewegung des Kindes in der Wiege, in den Hängematten oder auf den Armen als ein „schmerzstillendes Mittel," doch warnt er vor heftigen Bewegungen, und meint, dass sich die Kinder selbst am besten bewegen, wenn sie kriechen.

Meine eigene, auf vielfache Beobachtung gestützte Ueberzeugung über den Gebrauch der Wiege geht dahin, dass ich dieselbe in keiner Weise für

nöthig halte; dass sie allerdings bei richtiger Construction unter vorsichtiger Benutzung ein nicht schädliches Hülfsmittel bei der Kinderwartung ist, dass sie aber auch auf der andern Seite bei übler Anwendung, zu der man sich gar zu leicht verleiten lässt, nicht geringe Nachtheile hat. Am gegründetsten ist jedenfalls die Einwendung gegen den Gebrauch schaukelnder Wiegen, dass die Kinder durch dieselben verwöhnt werden. Viele schlafen erst ein, nachdem man sie längere Zeit schaukelte, und manche schlafen nur so lange, als sie geschaukelt werden.

Das Ziel der Bemühungen vieler Sachverständigen war es von jeher, dem kleinen Erdenbürger seine erste und beste Ruhestätte recht anheimelnd zu bereiten. Die Veränderungen, welche man mit der Wiege vornahm, lagen in dem Mittel ihrer nöthig erachteten Bewegung. Immerhin ist die Frage: „Gängel- oder Schwungwiege?" namentlich für die Ehemänner, welche zum ersten Male das Glück hatten, sich Vater nennen zu dürfen, eine schwierig zu lösende. Eine Universalwiege zu schaffen, die Alles leistet und ihren Zwecken in vollendeter Weise entspricht, war dem Erfindungsgeiste der Techniker bisher noch nicht gelungen. Wenn sich schon der Kinderarzt Göblis in Wien einst die Aufgabe gestellt hatte, durch ein von ihm erfundenes „Schaukelbett" den gerechten Anforderungen zu genügen, so konnte sich doch das von ihm angegebene Modell keineswegs einbürgern. Ebensowenig vermochte sich die im Jahre 1863 auf der Londoner Industrie-Ausstellung zuerst erschienene „Normann'sche Kinderwiege" in der Kinderstube zur Alleinherrschaft aufzuschwingen. Diese mit Himmelbett umgebene elegante Erscheinung schaukelte das Kind nicht von rechts nach links, sondern von Kopf zu Fuss und umgekehrt, indem die beiden Stützen, zwischen welchen die Wiege schwebte, zu beiden Seiten des Kindeslagers angebracht waren.

Die auf Kufen oder Wiegenläufen ruhenden Wiegen schaukelten nur dann sanft und geräuschlos, wenn die Kufen, welche als Wiegenfüsse dienen, Kreisbögen bilden, und wenn die Wiegen auf ebenem Boden stehen. In seinem „Bericht über den Pavillon des kleinen Kindes" von der Wiener Weltausstellung 1873 sagt Dr. Ferd. Stamm im Hinblick auf die hier angeführte Thatsache: „Die Hängewiegen verdienen daher den Vorzug. In der neueren Zeit macht man die Wiegengestelle aus runden Eisenstäben und hängt einen Wiegenkorb, der gut ausgepolstert ist, an die Tragstangen, welcher das Rohrgeflecht nachahmt. Man setzt die Tragstangen in einem Bogen über den Tragkorb fort und befestigt daran Vorhänge, welche an beiden Seiten über die Wiegen herabhängen. Diese Wiegen, broncirt und vergoldet, sind sehr schön, sie sind auch fest und schaukeln sanft."

Auf der Wiener Industrie-Ausstellung des Jahres 1873 (nicht nur im Pavillon des kleinen Kindes, sondern auch in den anderen Abtheilungen), sowie in der Pariser Ausstellung des Jahres 1878 traf man auf eine wahre Concurrenz verschieden gestalteter Wiegen. Man konnte an den hier vorgefundenen, zu einer Vergleichung auffordernden Wiegenformen erkennen, dass der Volksgeist — wenn er an die ursprüngliche Erfindung solcher



Gebrauchsgegenstände herantritt — stets sich zunächst auf die Erfüllung des praktischen Bedürfnisses beschränkt und sich dabei möglichst einfacher Mittel zu bedienen weiss, dass aber auch bei jeder Nation, bei jedem Volksstamme Modificationen dieses Kinderstubenmöbels zum Vorschein kommen, welche sich mit dem ganzen Sein und Leben des Volkes, mit seinen socialen Verhältnissen und seiner Geschmacksrichtung in völliger Uebereinstimmung befinden. Eine günstige Gelegenheit, die Wiegenformen vieler Völker kennen zu lernen, bot sich auf der anthropologischen Ausstellung zu Moskau im Jahre 1879 dar. Es befand sich dort eine Abtheilung, in welcher verschiedene, auf die physische Erziehung der Kinder sich beziehende Gegenstände zusammengestellt waren. Die Anregung dazu war von Dr. A. Pokrowski, Director eines Kinderkrankenhauses in Moskau ausgegangen. Unter Anderen waren aus allen Theilen des russischen Reiches auch Wiegen und Kinderbetten eingesendet worden, auf deren nähere Beschreibung wir hoffen. An der Verbreitung gewisser Wiegenformen wird sich wohl erkennen lassen, wie unter Umständen ein Volk von dem anderen die besondere Form adoptirte; doch ist man in bestimmten Fällen auch im Stande, zu entscheiden, wo ein Volk selbst die ursprünglich bei ihm aufgetretene Form bis heute beibehielt.

Interessant ist die Frage, wie weit dieses Einschläferungsmittel über die Erde verbreitet ist. Es giebt Völker, welche gar keine Wiegen kennen. Dies sind nicht nur die rohesten Wilden, sondern auch einzelne, schon vielfältig mit den Errungenschaften der Cultur vertraute Völker hielten sich fern davon, ein der Wiege irgend ähnliches Instrument zu adoptiren, z. B. die Isländer, die Korjäken und die Zigeuner, welche fast nur ausnahmsweise ihre Kinder in ein aufgehängtes Tuch niederlegen.

Ob die alten sanskritsprechenden Inder schon Wiegen in dem von uns gebrauchten Sinne besassen, ist mindestens zweifelhaft; mir scheint es sogar unwahrscheinlich zu sein. Ich ziehe diesen Schluss aus der Thatsache, dass bei den alten und neuen Völkern Europa's, die wir gewöhnlich als „indoeuropäische“ bezeichnen, und deren Sprachen sich aus dem gemeinschaftlichen Stamme des Sanskrit herleiten lassen, keineswegs eine auf gemeinsame Sprachwurzel hindeutende Bezeichnung für „Wiege“ vorhanden ist. Die alten Griechen hatten kein Wort, welches sprachlich eine Verwandtschaft mit „Wiege“ hat; die Italiener sprechen von einer cuna oder culla, die Franzosen von einer berceau, die Engländer nennen die Wiege cradle. Bei dieser Ungleichheit der Bezeichnung eines und desselben Gegenstandes unter den sonst sprachverwandten Völkerschaften darf man wohl annehmen: Die arischen Völker waren schon längst getrennt, als sie für die Kinder die Wiege annahmen; sie haben dieselbe wahrscheinlich nicht aus ihrer Urheimath in ihre Wohnsitze nach Europa mitgebracht.

Es giebt also ohne Zweifel einige Völkerschaften, welche das Geräth „die Wiege“ nicht besitzen. Allein „das Wiegen,“ wenn auch nicht immer mittels einer Wiege, kennen und üben doch fast alle Völker, mit Ausnahme jener, welche die Kinder fortwährend auf der Erde liegen lassen und welche

wir schon früher genannt haben. Die eigentlichen Urwiegen nämlich sind die Arme und der Rücken der Mutter, auf welchen ruhend das Kind durch schaukelnde Bewegung des Körpers in Schlaf gebracht wird. Grönländerinnen, Kamtschadalinnen, Tungusinnen sieht man oft das Kind, welches sich auf ihrem Rücken befindet, durch schaukelndes Hin- und Herbeugen ihres Oberkörpers einschläfern, indem sie ein Liedchen dazu summen. Das ist offenbar das natürlichste Wiegen, ebenso wie das Hin- und Herschwenken des auf den beiden Armen der Mutter oder Wärterin ruhenden Kindes.

Für manche Völker scheint das Legen des Kindes in die Wiege eine ganz besondere Bedeutung zu haben. Bei dem Acte der Namengebung unter den alten Mexikanern war die letzte aller Ceremonien, welche die Hebamme mit dem Kinde vornahm, dass sie dasselbe feierlich in die Wiege legte. Vor derselben mit dem Kinde unter Vorantritt von Fackelträgern angekommen, sprach sie ein Gebet zu Yoaltikitl, der Göttin der Wiege, empfahl das Kind ihrer Fürsorge und ihrem Schutze und wandte sich dann an die Wiege, die so angeredet wurde: „Du, Mutter des Kindes, nimm dieses Kleine gütig auf und sorge dafür, dass ihm nicht Wehe geschieht." Sie legte es nun hinein, während die Eltern ihrerseits zu Yoaltikitl beteten und dieselbe Bitte aussprachen. Diese Ceremonie hiess „Tlalcoculaquilo." Und wie die Mexikaner, so hatten auch die alten Römer eine besondere Göttin, unter deren Schutze die Wiegen standen; sie hiess Cunina.

Fragt man nun, welchen besonderen Apparat man als die eigentlich primitive Wiege zu betrachten habe, so antworten wir, dass es wahrscheinlich zwei einfache Instrumente sind, welche sich als die ursprünglichen Wiegen bezeichnen lassen. Das eine ist der unten runde Korb oder Holzkasten, welcher auf der Erde stehend, sich durch einen seitlichen Stoss in wiegende Bewegung setzen lässt; das andere ist die an Seilen schwebende Hängematte, welche in Form einer Schaukel leicht hin und her schwingt. Aus diesen Urformen sind gewiss alle Wiegenformen abzuleiten bis auf die modernsten Wiegen. Manche Völker besitzen nur die erste, andere nur die zweite Form, einige auch beide zugleich und neben einander. Die erstgenannte Form von Wiegen ist unter den rohesten Völkern nicht sehr gebräuchlich; im Gegentheil dürfte man deshalb die hängende Wiege als die thatsächlich primitivste auffassen, weil sie sich jedenfalls aus der Hängematte, dem Sacke, der Ledertasche entwickelte, in der die Frauen der Wilden die Kinder auf Reisen oder bei der Arbeit umhertragen. Auch ist, wie es scheint, ein wiegender, auf der Erde ruhender Korb bei sehr rohen Völkern weniger beliebt und gebräuchlich als die schaukelnde und hin und her schwingende Hängematte, weil sich letztere durch einen Stoss für längere Zeit in dauernde Bewegung versetzen lässt, während erstere einer oft wiederholten Nachhülfe der Mutter oder Kinderwärterin bedarf.

Wir sahen auch, dass die Kinder der rohesten Völker nur selten in einem Körbchen oder abgerundeten Kästchen liegen, dass sie vielmehr gern in Säcken oder Beutel getragen werden. Es liesse sich wohl anführen, dass

indianische Mütter in Californien, wie etwa hie und da in manchen anderen Ländern, das Kind in einer Schildkrötenschale tragen, die sich wohl nebenbei als Wiege benutzen lässt, dass ferner Frauen auf Gouahan, einer Insel im Stillen Meer, die Kinder in geflochtenen Körben aufbewahren,[1]) und dass schliesslich an den unwirthlichen Ufern des nordwestlichen Amerika, in Unalaschka, die Frauen ihre eng eingehüllten Kinder in Körbe einpacken, die man auch als Wiegen betrachten kann. Allein das sind immerhin nur Besonderheiten.

Vielmehr können wir sagen, dass alle wandernden, jagenden, den Wald oder die Steppe durchstreifenden Völkerschaften — und dies sind unstreitig die meisten der Urvölker — sich eines Sackes oder einer Tasche, andere wieder eines mit Bändern versehenen Brettes oder Kästchens zum Aufbewahren und Tragen sowohl, als auch insbesondere zum Schaukeln des Kindes bedienen, indem sie den Sack etc. gelegentlich von Nacken und Schultern herabnehmen und mit Stricken oder Riemen an Baumästen oder Querbalken aufhängen. Wir führten oben als bezeichnendes Beispiel die Nama-Hottentotten an.

So legen auch die Cariben und ferner die im nordwestlichen Südamerika hausenden Churoyés-Indianer (nach Edouard André),[2]) welche das Kind nackt tragen, dasselbe in eine an Baumäste geknüpfte Hängematte; die Assiniboins knüpfen nach vollendeter Wanderschaft die Ledertasche mit dem Kinde an einen Baum, wie die im Norden Amerikas wohnenden Krih-Indianer den das Kind enthaltenden Beutel.[3]) Nach Lery wird bei den brasilianischen Indianern das Kind vom Vater sogleich, nachdem es geboren, uneingewickelt in ein kleines baumwollenes Bett gelegt, welches in der Luft hängt, also in eine Hängewiege. Die Frauen der Schangallas[4]) in Afrika hängen ihr neugeborenes Kind alsbald nach der Entbindung an einen Baum, um es hierdurch vor den grossen Ameisen und den Schlangen zu schützen; hat es dann nach einigen Tagen mehr Kräfte bekommen, so trägt es die Mutter eingewickelt auf dem Rücken (nach J. Bruce). Dadurch wird angedeutet, warum viele wilden Völker ihre Kinder nicht auf die Erde, sondern in hängende Matten oder Beutel legen, — sie wollen es vor den auf der Erde kriechenden Thieren behüten; — sofort aber war auch hiermit die schaukelnde Hängewiege erfunden. — Die malayischen Frauen bedienen sich im Allgemeinen nur selten der Wiegen zum Einschläfern des Kindes; sie benutzen dazu kleine Hängematten, die an zwei entgegengesetzten Enden befestigt sind. Der „Tujan" der Dajaken auf Borneo ist eine beutelartige Hängematte, in welcher das Kind geschaukelt wird (Bericht rheinischer Missionäre). Auf der östlichen und westlichen Küste von Neu-Guinea, insbesondere auch auf der Yulei-Insel, giebt es eine Race, die nicht zu den Papuas gehört,

1) De Rienzi, Oceanien, deutsch. Bd. II. S. 87.

2) Globus XXXIV, 178.

3) Die Zeichnung einer „Hängematte zum Tragen der Kinder," die man auch aufhängen kann, wie sie die Roucouyennes gebrauchen, hat nach Dr. Crevaux Globus 1881. XL. S. 66 gebracht.

4) Dies ist eine unbestimmte Bezeichnung für die Völker in Nordabessinien.

nicht wolliges, sondern strafferes Haar als die Papuas hat; dort trägt die auf der Reise befindliche Mutter ihr Kind in einem Netzkorb und hängt es mit diesem an einen Baum oder irgendwo auf, wobei dann eine alte Frau oder ein Mädchen die Bewachung übernimmt oder es in schaukelnde Bewegung bringt, um das Kind in Schlaf zu wiegen (nach D'Albertis).

An dem Gebrauche dieser Urwiege halten Völker, die ihre Sitten fort und fort treu bewahren, mit grosser Beharrlichkeit fest. Namentlich scheint er bei den finnischen Völkerschaften ganz gewohnheitsgemäss aus alter Zeit her festzusitzen, soweit sie ihre ursprüngliche Lebensweise überhaupt noch beibehalten haben. Auf dem Boden Europa's wohnen drei finnische Stämme, die Finnen, die Esten und die Ungarn, die sich in merkwürdiger Weise bezüglich ihrer Kindespflege, auch insbesondere in Hinsicht auf die von ihnen benutzte Hängewiege für ihre im freien Felde verpflegten Kinder vollständig gleich verhalten. Die Berichterstatter melden hierüber Folgendes:

Die Kinderzucht der alten Finnen oder Fenni beschreibt Tacitus als sehr primitiv: „Sie versorgen ihre Kinder mit keinem Obdach gegen wilde Thiere und Stürme, als durch eine Bedeckung aus ineinander geflochtenen Zweigen.“ Procopius[1]) beschreibt ebenfalls diesen Volksstamm in Skandinavien, welches er Thule nannte, unter dem Namen Skrithiphini, womit er offenbar die Skritfinnas anderer Schriftsteller meint: „Sie säugen ihre Kinder nicht, sondern wenn die Mutter auf die Jagd geht, wickelt sie den neugeborenen Säugling in eine Haut, giebt ihm ein Stückchen Fett in den Mund und hängt ihn an einen Baum.“ — Hören wir nun sofort, wie Prof. J. Holst in Dorpat[2]) die von ihm beobachtete Kindspflege der Esten beschreibt: „Die Estin nimmt ihren Säugling stets mit auf das Feld und legt ihn hier entweder auf einen Rain zwischen den Feldern oder in einen Heuhaufen; oder er hängt in einem Tuche (statt der Wiege) an dem einen Ende einer Stange, die mit dem anderen Ende in einem Winkel von 45° in dem Acker festgemacht ist; das Amt der Wärterin übernehmen seine eigenen Bewegungen und der Wind. Im Hause ist die Wiege auf dieselbe Weise hergestellt, nur dass der wiegende Baum an der Decke befestigt ist und statt des Tuches ein Korb die Stelle der Wiege übernimmt.“ — Kaum unterscheidet sich hiervon das, was ich über den dritten finnischen Volksstamm las:[3]) „In Ungarn hängt die Mutter, während sie selbst sich bei der Feldarbeit mit Jäten beschäftigt, ihr Mann hinter dem Pfluge hergeht, den Säugling in einem grossen Betttuch auf, worin derselbe den ganzen Tag verbringt. Hier liegt das Kind wie in einer Hängematte; fängt das Kind darin an zu schreien, so versetzt man dem Betttuch einen Stoss, und es schwingt dann von einer Seite zur anderen, bis das unglückliche Wesen davon eingeschlafen ist. Oft hängen diese Kinder stundenlang der stärksten Sonnenhitze ausgesetzt, oft werden sie von Fliegen und Mücken gestochen und schreien erbärmlich,

1) Procop., Gotth. Corp. Byzant. Tom. I.
2) Holst, Beiträge zur Gynaekologie und Geburtskunde. Tüb. 1867. 2. Bd. S. 93.
3) Westermann's Illustrirte Monatsh. 1867. Dec. S. 295.

ohne dass sich Jemand um sie bekümmert. Wenn die Mutter vom Felde nach Hause geht, so trägt sie das Betttuch mit Gras oder Gemüse gefüllt, und manchmal sieht daraus ein Köpfchen oder Beinchen des Kindes hervor. Um durch den langsamen Gang der Kinder nicht aufgehalten zu werden, steckt die Mutter manchmal mehre derselben in das Betttuch; dabei zankt und schreit sie, um die sich im Betttuch schlagenden Kinder zur Ruhe zu bringen." Dies sind drei charakteristische Bilder aus finnischen Idyllen.

Ein anderer Bericht über die estnische Wiege spricht von zwei verschiedenen Formen: „Es giebt bei den Esten zwei verschiedene Arten von Wiegen: 1. Die Rumpelwiege: Ein länglich viereckiger Kasten ist auf zwei mondviertelförmigen Füssen befestigt, welche dem Untergestell eines Schaukelpferdes gleichen; die Bewegung ist eine ähnliche. Beim Wiegen stösst man leicht gegen den Fussboden, wodurch das Kind tüchtige Püffe erhält und „ermüdet" wird. 2. Die Schaukel- und Wippwiegen: Sie bestehen aus einem leichten Holzkasten oder einem Korbe, von dessen oberen Ecken Stricke ausgehen; die letzteren sind oben zusammengebunden und an die Spitze einer elastischen Stange — einer jungen schlanken Birke — gebunden; das Stammende ist irgendwo an der Zimmerdecke befestigt. Hat ein Zug an der Wiege gewirkt und dadurch die elastische Stange gekrümmt, so dauern die Schwankungen eine geraume Zeit fort. Gewöhnlich werden ältere Kinder oder alte Leute angehalten, die Wiege zu schaukeln. Diese Art Wiege wird häufig im Sommer im Freien an Baumästen oder anderen Gegenständen improvisirt, wobei die mütterliche Schürze die Wiege vorstellt. Man füttert meist die Wiegen mit Heu, mitunter mit Kurzstroh aus."[1])

Aehnliche Wippwiegen wie bei den Esten findet man auch bei den Letten, jenem Volksstamme, der einem besonderen Seitenzweige der slavischen Völker angehört und im westlichen Lievland und in Kurland wohnt. Auch die lettische Hängewiege besteht nicht in einem Tuche, sondern in einem an Stricken hängenden flachen Kästchen und wird mit vier an den Ecken desselben befestigten Stricken am Ende einer Stange aufgehängt, welche im Wohnraume aufgestellt ist und durch ihre Elasticität eine fortgesetzte schaukelnde Bewegung der einmal in Schwingungen versetzten Wiege sowohl seitwärts, als auch auf und nieder gestattet. (Dr. Obst und Dr. Pantenius.)

Die Hängematte als Kinderwiege scheint ferner im Volksgebrauch zu herrschen weit hin über Russland, Transkaukasien, Kleinasien bis Persien. Allein hier ist es nicht mehr die einfache Hängematte, die wir bei der Landbevölkerung finnisch-ungarischer Volksstämme vorfanden, sondern dieselbe vervollkommnet sich innerhalb dieses uns wiederum mit dem Orient verbindenden Gebietes insofern, als das Tuch, auf dem das Kind gelagert wird, durch zwei oder vier an gegenüber liegenden Seiten angebrachte Stäbe ausgebreitet erhalten wird. Es zeigt sich in den Hütten nach dieser Richtung hin schon an den Kinderwiegen ein merklicher Fortschritt. Die primitive Wiege

1) Nach Dr Kreuzwald's Angaben in dem Sitzungsberichte der Estnischen Gelehrten Gesellschaft in Dorpat 1879. (Globus, 1880. No. 16, S. 252.)

der russischen Bauern im Saratow'schen Gouvernement besteht, wie mir ein Freund beschrieb, aus einem von vier Stäben gebildeten Holzrahmen, über welchem grobe Leinwand schlaff ausgespannt ist; das Kind wird auf diese Leinwand gelagert; an den vier Ecken des Holzrahmens sind vier Stricke befestigt, deren anderes Ende man an die Decke knüpft, so dass eine Schaukel entsteht. Diese Schaukel erhält die Mutter mit ihrem Fusse dadurch in Bewegung, dass sie, während sie spinnend neben der Wiege sitzt und mittels eines Fadens die Schaukel mit ihrer grossen Zehe verbunden hat, den Fuss abwechselnd hebt und senkt, so dass der Apparat hin und her schwingt. Wenn das Kind seine Blase erleichtert, so läuft die Flüssigkeit sogleich durch die Leinwand ab direkt auf den Boden in der vertieften Mitte der Hütte, wo sich natürlich allmälig eine Pfütze bildet, in der die Enten plätschern. In Kaukasien, das nunmehr unter russischer Herrschaft steht, speziell in einem grossen Theil Georgiens oder Grusiens giebt es ebenfalls von jeher die Hängewiege.

Im russischen Gouvernement Eriwan wohnen namentlich in dem Kreise Scharuro-Daralagesk drei Volksstämme, die Armenier, Tataren und Kurdinen, die verschiedenen Völkerfamilien angehören, und auch bezüglich der Form, in welcher sie dem Kinde eine Pflege gewähren, sehr differente Gebräuche befolgen.[1]) Die Armenier, die zur indoeuropäischen Familie gehören, besitzen allerdings eine, später noch genauer zu besprechende Schaukelwiege; ausserdem aber wird vielfach — auf dem Felde, im Freien, der sogenannte „Tschoch" (armenisch) in Anwendung gebracht. Dieser Tschoch ist nichts anderes als eine improvisirte Hängematte, zu welcher ein Tuch, ein beliebiges Stück Zeug oder ein weites Gewand genommen wird; man befestigt aber nicht die Enden der Hängematte selbst an zwei Bäume oder eingesteckte Pfähle, sondern hängt sie mittels zweier langer Stricke auf. Zur besseren und bequemeren Lagerung der Kinder wird mitunter wohl eine kleine Matratze in die Hängematte gelegt. Das Kind liegt im Allgemeinen so bequemer als in der Wiege, deshalb pflegt man bei Erkrankungen häufig die Hängematte zu benutzen. — Bei den Tataren, einem mongolischen Volksstamm, ist keine Wiege im Gebrauch, sondern des Tags über liegen die Kinder in der Hängematte, welche auf Tatarisch „Nauni" heisst, und des Nachts im Bette der Mutter. — Die Kurdinen benutzen keine Wiegen und nur selten die Hängematte. Die Frau bindet sich das eingewickelte Kind mittels eines grossen Tuches auf den Rücken und geht so ihrer Tagesarbeit nach. Beim Nomadisiren werden die Kinder in Säcke gesteckt, von denen wir schon oben (beim Tragen des Kindes) gesprochen haben.

Zu Bagdad am Tigris hat man allerdings ein besonderes Wiegengestell, d. h. eine Wiege, welche zwischen zwei zweibeinigen Pfosten an einem beweglichen Verbindungsholze ziemlich nahe über dem Boden hängt; allein am

1) Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz im Kawkas, 1879, No. 54, 55, 58. Globus 1880. Bd. 38, S. 271. Ich behalte die Bezeichnung „Kurdinen" oder „Kurtinen" bei, weil ich nicht genau weiss, mit welchen Volksstämmen unserer Lehrbücher der Völkerkunde sie identisch sind.

Tage im Sommer und auf der Reise bereitet die Mutter ihrem Kinde gern eine Hängematte aus zwei parallelen Stricken, um die lose ein Tuch geschlagen wird; um die Stricke auseinander zu halten und gleichzeitig das Tuch, wenn das Kind darin ruht, festzuklemmen, dienen zwei Hölzer an den Enden. — Ferner schreibt mir Dr. Häntzsche (jetzt in Dresden, früher in Gilan), dass in Persien am kaspischen Meer unter den Eingeborenen noch neben der erst später von Aussen eingeführten Wiege eine primitive Wiege gebräuchlich ist; dieselbe ist zum Aufhängen und besteht in einer Art von Hängematte, einem baumwollenen Tuche, an dessen schmäleren Seiten (selten auch an den breiten) zwei rundliche Hölzer befestigt sind; an den vier Ecken befinden sich Stricke, die entweder zu zweien oder alle zu einem mit einander oben verknüpft sind. Manchmal werden alle vier Stricke unverknüpft an vier Bäumen aufgehängt, die allerdings in baumlosen, trockenen Gegenden Irans nicht immer so bei der Hand sind, wie namentlich im sumpfigen Urwalde Gilan's. Auch Dr. Polak, der längere Zeit Leibarzt des Schah's war, sagt in seinem trefflichen Werke über Persien, dass dort das Kind in eine Wiege (qewahreh) gelegt wird, zumeist jedoch in eine Hängematte, weil die Schwingungen der letzteren anhaltender sind und der Mutter längere Entfernung gestatten. Dr. Polak gab mir eine Zeichnung der in Persien als Kinderwiege gebräuchlichen Hängematte.

Eine solche Urwiege, d. h. die Hängematte, ist noch jetzt in manchen Gegenden Deutschlands heimisch; sie hat sich hier jedenfalls aus ältester Zeit erhalten. Aus dem Frankenwalde schreibt Dr. Flügel:[1]) „Die Hängematte ist im eigentlichen Waldbezirke des Frankenwaldes wohl gebräuchlicher, als die Wiege; in ersterer ist natürlich das Schaukeln des darin befindlichen Kindes viel stärker als in letzterer.“ In Niederbaiern ist nach Egger[2]) „eine Schwinge mit vier Stricken am Balken der Zimmerdecke festgehängt, die Schaukel, in welcher die Säuglinge gewiegt werden.“ In den Wohnungen der Leute im Riesengebirge hängt von der Decke herab eine Art Schaukel aus Tüchern und Betten, welche der jüngste Sprössling der Familie einnimmt.[3]) Auch in der Gegend von Bautzen in der Lausitz ist bei der wendischen Bevölkerung eine Art Hängematte sehr gebräuchlich; man sticht vier Stäbe so in die Erde, dass sich zwei allemal kreuzen, und bindet zwischen dieselben ein Tuch fest, so dass man das Kind in dieses ausgespannte Tuch wie in eine Hängematte legen kann. Im Siebenbürger Sachsenlande nimmt die Bäuerin ihren Säugling nach Ablauf des vierwöchentlichen Wochenbetts mit aufs Feld. An einer Querstange, die auf zwei sich kreuzenden zusammenlegbaren Beinpaaren ruht, ist eine kleine Hängematte befestigt (Schûk), die den Kleinen aufnimmt und von der Mutter so getragen wird, dass die kleine

1) Flügel, Volksmedicin etc. 1863. S. 53.
2) Dr. J. G. Egger, Topographie und Ethnographie von Niederbaiern. (IV. Jahresbericht des naturhist. Vereins in Passau.) 1861. S. 19.
3) A. Oborn, Wanderungen in Böhmen. Chemnitz 1879.

Last zur Seite herabhängt.[1]) Ueber denselben Gegenstand sagt Joh. Hillner[2]): „Die wahrscheinlich ursprünglich im siebenbürger Sachsenlande im Gebrauch befindliche Wiege ist höchst einfach; sie bestand wohl aus einem an seinen beiden Enden zusammengebundenen, an den Querbalken der Zimmerdecke mittelst Seile hängemattenartig befestigten Tuche, in welches das Kind gelegt und geschaukelt wurde. Solche Wiegen werden auch gegenwärtig noch bei armen Leuten, besonders bei Rumänen und Zigeunern angetroffen. Dieser Wiege ähnlich ist die sogenannte Schok, Flägschok (Rosenau); sie ist eine Art Hängematte, welche an ihren beiden Enden an je zwei oben durch ein rundes Querholz verbundenen, unten spitzen in die Erde hineingesteckten Kreuzstäben befestigt ist. Man bedient sich derselben meist, wenn die Mutter das Kind in die Arbeit auf das Feld mitnimmt.“ Dies ist der (auf S. 77 beschriebene) „Tschoch“ der Armenier.

Man sieht aus dem hier Angeführten, dass die Hängewiege oder auch nur eine besondere Form derselben keineswegs als etwas sei es slavischen, sei es germanischen oder einzelnen anderen Völkern Eigenthümliches ist. Um nun zu ermitteln, in wie weit ein slavisches Völkchen, das bis in unser Jahrhundert mit grösster Zähigkeit an seiner Sprache und seinen alterthümlichen Sitten festgehalten hat, die wendische Bevölkerung des Spreewaldes, sich noch immer der ursprünglichen Wiegenform bedient, wendete ich mich mit der Bitte um Auskunft an den gründlichen Kenner der im Spreewald herrschenden Bräuche, Herrn W. von Schulenburg. Von ihm erfuhr ich in dankenswerther Weise Folgendes: Zu Burg und anderen Gemeinden im Spreewalde (im engeren Sinne) hiess die Wiege, welche auf das Feld mitgenommen wurde, bombawa, „Bombaue“ (von bombas, hin- und herschaukeln). An dem Traggestell hing die trokawa, das (Gras-) Tuch, in dieser lag eine Mulde, und in der das Kind. Die bombawa ist seit etwa 40 Jahren in Burg nicht mehr gebräuchlich, dagegen noch auf den sogenannten Landdörfern. In Burg benutzt man jetzt Kinderwagen (städtische), die Viele im Kahn mit zur Arbeit nehmen. Eine ähnliche Wiege wie die bombawa fand v. Schulenburg in Dörfern südlich von Spremberg. Sie besteht aus vier Stäben, die durch eine waagerechte Querstange verbunden sind; an diesem Gestell hängt das Tuch, in dem das Kind liegt. Ferner ist die Hängewiege in Gebrauch in der Umgegend von Muskau (nicht in Muskau selbst); dort heisst sie humpale (humpaé, schaukeln); sie besteht aus einem Gestell von drei zugespitzten Stecken, an denen das Tuch, die plachta, hängt, in welcher das Kind liegt.

Die Matte oder das Tuch, an Seilen oder Bändern schwebend oder hängend, wird anderwärts in Form einer etwas dauerhafteren Hängewiege durch ein festeres Flechtwerk, ein Brett, ein flaches Kästchen u. s. w., durch einen wohl auch wärmenderen Apparat ersetzt, den man zum Einlegen und Hin- und Herschwingen des Kindes ebenfalls mittels zwei oder vier Stricken

1) Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Wien 1879. S. 31.
2) Schässburger Gymnasial-Programm 1877, S. 20.

an Bäume oder an die Decke der Hütte befestigt. Solche einfache Vorrichtungen sahen die Reisenden beispielsweise bei den Bewohnern der abgelegenen Südsee-Inseln. So wurde auf der Insel Timor, der östlichsten der kleinen Sunda-Inseln im ostindischen Archipel, das Kind schon in ein aufgehängtes flaches Holzkästchen gelegt.[1]) Eine ähnliche Form findet sich bei den Siamesen; der verstorbene Sir Rob. Schomburgk hat die Güte gehabt, mir eine genaue Beschreibung und Zeichnung dieser siamesischen Wiegenform mitzutheilen. Im nordwestlichen Südamerika wohnen in den Vereinigten Staaten von Neugranada die zur andoperuvianischen Race gehörenden Indianer in Yucuanquer, welche Edouard André 1875—1876 besuchte; diese, wahrscheinlich zum Stamm der Chiocha oder Musca gehörenden Völker haben in ihrem Rancho (Hütte) eine viereckige, aus Rohrstäben leicht zusammengesetzte Wiege.[2]) Auch die spanisch-amerikanische Wiege, die ich auf einem Gemälde („le Berceau“ von Pallière) vor einigen Jahren im Salon zu Paris abgebildet sah, ist ein geflochtenes viereckiges, flaches Kästchen, das an vier, in dessen Ecken befestigten, oben zusammengeknüpften Seilen hängt und sich unschwer mittels eines unten angebrachten Fadens hin und her schwingen lässt. Ein aus ringsum übereinander gelegten Rohrstäbchen bestehendes luftiges Gestell, das am Kopf- und am Fussende aufgehängt wird, bildet die Wiege der Eingeborenen Algeriens.[3])

Viele Indianer Amerika's zeichnen sich vor allen anderen Wilden durch die eigenthümliche Form ihrer Wiegen aus. Dieselben bestehen eigentlich aus nichts, als einem Brette,[4]) das über dem Kopfe des Kindes etwa einen Bügel hat, um theils Spielzeug daran aufzuhängen, theils auch um den Kopf mit einer Matte wie mit einem vor der Sonne und dem Regen schützenden Schirm bedecken zu können; anderemal aber besteht die Indianerwiege aus einem flach ausgehöhlten Holzklotz, der ebenfalls mit einem Schutzdach für Kopf und Gesicht des Säuglings, dann aber auch mit Tragband oder einem Lederriemen versehen ist, mittels dessen die Mutter die Wiege sammt eingebundenem Kind über dem Rücken zwischen den Schultern tragen oder auch im Zelte aufhängen kann. Dieser Form bedienen sich die meisten Indianer, z. B. die Navajo.[5]) Die Wiege der Mojave-Indianer, die gleichfalls im Territorium von Neumexiko, wie die Navajo wohnen, ist ebenso handlich zum Tragen, Aufhängen und Aufstellen eingerichtet.[6]) Bei noch anderen Stämmen wird die Wiege in Form einer kleinen Kiste aus ein paar Brettern hergestellt. In Longfellow's Märchen „Lied von Hiawatha“ wiegt die Mutter den Hiawatha:

1) De Rienzi, Oceanien. I. 47.
2) Globus 1880, No. 15, S. 230.
3) Abbildung nach C. Brun in „The Illustrated London News.“ 1872, 3. August.
4) Catlin, Letters and notes on the North Am. Indians. 4. edit. London 1844.
5) Abbildung nach Schoolkraft, Information, resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes. Philad. 1851. IV. S. 7.
6) Abbildung nach Dr. A. W. Bell in The Journal of the Ethnolog. Soc. of London. 1869. Vol. I. S. 244.

„Wiegt ihn in der Lindenwiege,
Weich in Bins' und Moos gebettet,
Wohl umhüllt mit Rennthiersehnen."

Diese Hiawatha-Sage spielt unter den Ojibway- und Dakotah-Indianern, und der Dichter hat bekanntlich die Indianersitten recht getreu geschildert.

Bei aller Einheit im Charakter der Indianer-Wiege herrscht hier doch auch wieder eine ziemliche Mannichfaltigkeit, indem manche Stämme gewiss ihre besonderen Eigenthümlichkeiten in der Wiegenform beibehalten. Die Volksstämme wohnen sehr entfernt von einander: die Mojave und Navajo im Norden und Westen Neumexiko's, nördlich von ihnen, nach dem Oregongebiete zu die Utah, während die von Catlin besuchten Flachkopf-Indianer (Tschinuk oder Chinook) noch weiter nordwestlich hausen.

Bei den Makah-Indianern, die im Washington-Territorium wohnen, erblickt man im Innern ihrer Hütte ein buntes hausbackenes Leben. In einer Ecke wiegt die Mutter ihr in der Wiege festgebundenes Kind. Diese Wiege hängt an Gurten von der Spitze einer beweglichen Pfoste herunter. Wenn die Mutter beim Korb- oder Mattenflechten beschäftigt ist, so befestigt sie den sonst durch die Hand gesteckten Wiegenzügel an die grosse Zehe und erzeugt jetzt mit dem Fusse das erforderliche Schaukeln.

Die Irokesen in Canada fertigen die Wiege aus zwei dünnen Brettern; sie ist 2½ Fuss lang, am Rande ausgeschnitzt, läuft unten enger zusammen und ist am Fussende abgerundet. Das gut eingehüllte Kind steht darin aufgerichtet und stützt sich mit den Füssen auf einen kleinen hölzernen Ansatz; an diesem sind auch die Riemen befestigt, mit welchen die Wiege getragen wird. Die Windeln, welche das Kind umhüllen, werden mit breiten, aus einer bemalten Haut gemachten Bändern zusammengebunden. Dann wird das Kind in die Wiege gestellt und mit breiten Lederriemen zugeschnürt, welche auf beiden Seiten der Wiege durch Löcher kreuzweis durchgezogen werden. Zum Schutze vor der Luft werden dem Kinde Tücher oberhalb des Kopfes über die Wiege gelegt; wenn es frische Luft schöpfen soll, so schlägt man diese Tücher zurück, oder lässt sie über einen querüber gespannten Reifen fallen, welcher an beiden Seiten des Kopfes an den Brettern festgemacht ist. An diesen Reifen hängt man zur Verzierung oder zum Spielwerk des Kindes kleine Schnuren und andere Kleinigkeiten. Zwei Riemen, welche oben an der Wiege unter dem Kopfe des Kindes, unten aber an dem hölzernen Ansatz festgemacht sind, dienen als Tragbänder für die Mutter, wenn diese die Wiege mit sich nehmen will, oder auch zum Aufhängen der Wiege an einen Baum, wenn die Mutter mit Arbeit beschäftigt ist; so aufgehängt wird das Kind vom Winde gewiegt und in Schlaf gebracht. Damit das Kind in der Wiege warm liegt, thut man ausser den Windeln eine Menge Kissen hinein, die mit Blättern von Schilf u. s. w. ausgestopft sind. Das Kind in der Wiege kann die Windeln nicht beschmutzen, denn zur Vorkehrung schlägt man ihm ein Stück Leder oder Leinwand um die Hüften und lässt dasselbe vorn heraushängen, so dass das Innere der Wiege nicht verunreinigt wird.

Die Indianerwiegen, welche Tikinagan genannt werden, dienen demnach dazu, um auf ihnen das Kind ganz fest zu binden, und es auf diese Weise theils ohne alle Gefahr auf den Boden legen, theils an einem Tragbande bald auf dem Rücken, bald an einem Aste, bald im Innern der Hütte aufhängen und nöthigenfalls bequem schaukeln zu können. Gar nicht selten wird die Wiege mit dem Kinde aufrecht hingestellt oder an einen Baum, an eine Wand u. s. w. angelehnt.

Das Sonderbarste ist aber, dass dieser Apparat auch zugleich zur Compression des Schädels dient überall dort in Nord-, Mittel- und Süd-Amerika, wo man der grausamen Sitte huldigt, die Schädel der Kleinen zu verunstalten. (Vgl. Band I. Seite 306 ff.) Am auffallendsten ist dieser sonderbare, zur beabsichtigten „Verschönerung" des Kindes geübte Brauch bei den Flachkopf-Indianern in Nordamerika heimisch.[1]) Doch auch in Südamerika kommt diese Benutzung der Kindeswiege zur Compression und Umgestaltung des Schädels bei mehreren Völkern vor. Sie war schon im weiten Gebiete des Inca-Reiches (Peru) seit unvordenklichen Zeiten im Schwange.

Viele Indianerstämme Südamerika's haben ganz besondere Wiegenformen, doch ebenfalls zum Tragen des Kindes eingerichtet. So lange in Guiana das Indianerkind noch sehr jung ist, wird es in eine kleine Hängematte gelagert; ist es dann ein wenig kräftiger, so bereitet man ihm eine Wiege von eigenthümlicher Art. Wood beschreibt dieselbe nach einem in seiner Sammlung befindlichen Exemplar.[2]) Sie ist aus einem hierzu sehr brauchbaren Rohr (itiritti) gefertigt, welches in dünne, einen zehntel Zoll breite Streifen gespalten und dann so geflochten ist, dass es eine Art von Korb darstellt, der oben und an dem einen Ende offen ist. Die Ecken sind durch einen aus biegsamem Holz bestehenden, fest eingebundenen Stab verstärkt. Die Wiege ist vermittels eines Strickwerks aus dauerhaften Bindfäden hergestellt. Die Oeffnung an der Vorderseite ist viel schmaler, als der Körper der Wiege, so dass das Kind sicher in derselben geborgen ist. Die Länge der Wiege, die Wood besitzt, beträgt genau zwanzig Zoll, die Breite am Rückentheil dreizehn Zoll, während diejenige der offenen Vorderseite nur sieben Zoll misst. Die Wiege ist fest, sehr elastisch und sehr leicht, — drei werthvolle Eigenschaften für dergleichen Gegenstände. Wenn die Mutter ihr Kind tragen will, so nimmt sie nur einen breiten, geflochtenen Gürtel, dessen beide Enden vereinigt werden, schlägt ihn über die am oberen Ende der Wiege befindliche Querstange und bringt dann den Gürtel quer über ihre eigene Stirn.

Es ist jedoch zweifelhaft, ob dieser, von Wood beschriebene Apparat lediglich als „Kinderwiege" zu betrachten ist. Denn in einem Museums-Berichte giebt der Reisende Sir Robert Schomburgk an, dass die Guiana-Völker Macusi, Wapisiana und Warrau-Indianer auf ihren Wanderungen einen Korb benutzen, der die nothwendigsten Dinge enthält, als Hängematte, Töpfe, Calebassen u. s. w. Dieser Korb wird nach Schomburgk auf dem Rücken

1) Paul Kane, Wanderings of an artist. S. 205.
2) Wood, The natural history of man. London 1875. I. S. 609.

getragen und mittels eines Tragebandes, das aus Blättern der Mauritius-Palme verfertigt ist, und welches, über die Stirn laufend, den Korb in seiner Lage hält. Freilich ist nicht ausgeschlossen, dass der Korb ja auch als Tragkorb für ein Kind dient.

Bei den Patagoniern (Tehuelchen) in Südamerika werden die Wiegen für die Kinder nach Musters' Angabe[1]) aus Streifen von Holzflechtwerk hergestellt; dasselbe ist mit Hautriemen durchflochten, mit einer Decke versehen, um Sonne und Regen abzuhalten, und der Gestalt nach so eingerichtet, dass die Wiege während des Marsches auf dem Sattelzeug hinter der auf dem Pferde sitzenden Mutter stehen kann. Sind die Eltern reich, so werden die Wiegen mit Glöckchen, mit Messing oder sogar mit Silberplatten geschmückt. Von den Araucanier-Indianern (Mapuchés) in Chile berichtet R. E. Smith Folgendes: „Die Bekleidung der Kinder ist einfach genug. So lange sie noch klein sind und noch nicht laufen können, werden sie fest mit Binden umwickelt und an Pflöcken aufgehängt, die in die Wände der Hütten eingeschlagen sind, oder sie werden in Körbe gelegt, welche vom Dache herabhängen, so dass sie mittelst eines Strickes in der Wiege hin- und hergeschwungen werden können. Die Kinder sind wahre Vorbilder guten Betragens, da sie nie schreien, und indem sie sich willig am Pflocke aufhängen lassen, geben sie kein Zeichen von Leben von sich, als etwa durch die Bewegung der Augen." Die Araucanier-Wiege wird, wie ich auf einem Bilde[2]) finde, von der Mutter an einem Stirnbande auf dem Rücken getragen.

Diesen Wiegen nicht unähnlich sind diejenigen der asiatischen Nomadenvölker, der Samojeden, Tungusen, Baschkiren, Kalmücken, Karagassen, Mongolen, Soongaren. Wir besprachen schon oben Seite 83 die Thatsache, dass die sogenannten „Wiegen" dieser Völker vielmehr Trag- als Wiegen-Apparate sind; sie können sowohl auf den weiten Zügen derselben getragen, als auch im Zelte auf den Boden gestellt, vielleicht auch hie und da aufgehängt werden. Die Wiege der Samojeden ist länglich und besteht aus Birkenrinde; das Kind liegt darin auf Moos oder faulem, weich geriebenem Holze. Die der Tungusen ist ebenfalls aus Baumrinde gemacht und bildet gleich einem Lehnstuhl einen stumpfen Winkel; sie hat an der Stelle, wo der Kopf liegt, einen Ausschnitt oder ein Loch. Die Wiege der Kalmücken und Mongolen hingegen besteht aus einem Holzkästchen in flacher Form mit einem Bügel; sie hat der Reinlichkeit wegen eine Oeffnung in der Gegend des Steisses. Auch sah man, dass Kalmücken und Mongolen unter den Steiss des Kindes eine löffelförmige Röhre legen, die den Unrath nach Aussen führt. Ganz ähnlich ist die Wiege bei den Soongaren und Karagassen; sie wird von letzteren beim Umherziehen an den Sattel gebunden. Bei den Orotschonen, einem Tungusenstamme in Sibiren, werden die Neugeborenen in Felle gewickelt und in ein geglättetes Stück Baumrinde gelegt; die Rän-

1) Musters, Unter den Patagoniern. Jena. S. 175.
2) Wood, The natural hist. of man. II. S. 545, 546.

der des Stücks werden um Kopf und Füsse geschlagen. Beim Wandern werden auch hier die Kinder in solcher Weise gut gepackt einem Rennthier angehängt.[1]) Die Baschkirenwiege ist wie ein Kahn gestaltet und aus Birkenrinde gefertigt, am Rande mit Weidengerten umflochten; reitet der Baschkire, so wird die Wiege über die Schulter gehängt und das Kind darin angebunden. Das neugeborene Kind der Ostjaken wird nach dem ersten Bade in Rennthierfelle eingewickelt und in die an Stricken befestigte, aus Birkenrinde zusammengenähte Wiege gelegt. Die Wiege der Ostjaken und Samojeden heisst ostjakisch „Ontob“ und ist aus Birkenrinde mit Rückenlehne. (S. 83.) Die Katsch oder Katschinzen, ein südsibirischer Volksstamm am Jenisei, besitzen nach Dr. v. Duhmberg sargförmige Wiegen mit einer Rinne am Boden zum Abfliessen des Harns; die Kinder werden halbnackt hineingelegt, nur in trockenes Moos gehüllt, mit dem die Wiege ausgefüttert ist.

Diesen asiatischen Horden sind die auch in ihrer Lebensweise auf gleiche Bedürfnisse angewiesenen Lappen ähnlich. Man erkennt dies unter Anderem an der Form ihrer Wiege. Dieselbe ist ein trogartig ausgehöhlter, mit Moos gepolsterter und mit Leder und Rennthierfell überzogener Holzklotz. Ueber dem Haupte des Kindes ist ein Schirm oder eine Decke von Leder angebracht, an welcher bisweilen einige, das Kind belustigende und klappernde Dinge, wie messingene Ringe hängen. In diese Wiege legen die Lappen ihr Kind, ohne es in Tücher einzuwickeln; an deren Stelle streuen sie nur etwas zartes Moos unter, und von den Seiten her verwahren und bedecken sie das Kind mit weichen Fellen. So wird schliesslich das Kind in der Wiege mit Riemen eingebunden, diese an die Decke gehängt und geschaukelt, bis das Kind schläft. Ohne Zweifel ist es historisch interessant, dass diese echt lappische Wiege, Kont, noch jetzt völlig in der uralten Form gebräuchlich ist. Im Allgemeinen scheinen jetzt zwei Formen von Wiegen in Lappland heimisch zu sein, von welchen die eine wohl die ältere[2]), die andere, aus Rennthierfellen bestehende, vielleicht die neuere, erst später eingeführte Wiege ist.[3]) Diese letztere, innen mit Fellen, aussen mit Leder überzogene Art das Kont, auch Jickum genannt, dient ferner zum Transport des darin in weichem stark behaartem Pelz gut eingehüllten jüngsten Sprösslings. Die Mütter schlagen einfach den Riemen des Jickum, an dem dasselbe sonst aufgehängt wird, über die eine Schulter, so dass das Kindchen quer über den Rücken liegt. So sieht man die Frauen nach den Städten wandern, z. B. nach Gefle, wenn dort Jahrmarkt ist, während sie ein Tabakspfeifchen im Munde und den Strickstrumpf in den Händen haben.

Wie es die alten Esten mit den Wiegen der Kinder hielten, und dass insbesondere die Wiege derselben wohl nicht allein in dem von uns be-

1) Nach dem Russischen im „Globus“ 1880. Nr. 14, S. 218.
2) Abbildung im „Globus“ 1863. Nr. 4, S. 70.
3) Abbildungen: Illustr. Zeitung 1874, Nr. 1629 und 1875, Nr. 1670, Originalzeichnung von K. und E. Ekwall.

sprochenen aufgehängten Tuche, sondern daneben auch in einem engen und festen Behältnisse bestand, kann man aus dem altestnischen Heldengedichte, der sogeannten „Kalew-Sage," ersehen. Von dem ausserordentlich kräftigen Kalew-Sohne, dem Helden des Epos, heisst es: „Der Neugeborene schreit Monate lang vom Morgen bis zum Abende, und als er endlich still wird, sprengt er selbst die Windeln und zertrümmert die Wiege."

In Norwegen trägt die Mutter ihr Kind, wie man 1867 auf der Industrie-Ausstellung zu Paris in sehr schönen, ethnographischen, lebensgrossen Modellen sah, ihr Kind auf dem Rücken in einem Lederbeutel, der mittels um die Schultern laufenden Gurten festgehalten wird, der aber auch als Wiege aufgehängt werden kann. In der schwedischen Landschaft Dalarne oder Daland trägt die Dalekarlierin oder Dalkulla ihr Kind an der Seite in einer aus Korbgeflecht hergestellten, viereckigen, rechts und links mit Bügeln versehenen Wiege.[1]) Es ist dies jener Volksstamm Schwedens, bei dem sich noch bis jetzt fast alle alten Gebräuche erhielten, und welchem unter Anderem das Runen-Alphabet geläufiger ist als das schwedische. Der hier als Wiege benutzte Korb kann durch einen Haken aufgehängt und sehr leicht hin und her geschwungen werden (J. Voges). In diesem Gebiete von Dalekarlien ist jedoch auch eine stehende Wiege von besonderer Beschaffenheit heimisch, die man in der Wiener Weltausstellung 1873 fand: an derselben sind die Bögen, auf der sie steht, gleichlaufend mit der Lage des Kindes, und beim Schaukeln heben sich abwechselnd der Kopf und die Füsse des Kindes.

Es hat sich nun in Kleinasien und bei kaukasischen Völkern aus den bisher besprochenen Formen eine etwas kunstvollere Hängewiege mit einem besonderen Gestell herausgebildet, an welchem der Wiegenkorb oder der Wiegenkasten mit Zapfen in Zapfenlagern aufgehängt ist. Zu Badgad am Tigris schwebt diese Wiege zwischen zwei zweibeinigen Pfosten an einem beweglichen Verbindungsholze ziemlich nahe über dem Boden. Ich selbst sah in ethnographischen Museen unter der Bezeichnung „Tscherkessische Wiege" einen ähnlichen Apparat. Auch hat man in zierlicher Gestaltung als „Wiege eines georgischen Fürsten" einen nach ähnlichem Prinzip gebauten Apparat mehrfach abgebildet.[2]) Allein nicht alle Völker Kaukasiens haben diese Form adoptirt. So zeigen unter Anderen die Osseten in Sitten und Gebräuchen gewisse Eigenheiten, die man bei den meisten kaukasischen Völkern nicht findet, die jedoch an die Sitten des niederdeutschen Volkes in Niedersachsen und Westfalen erinnern. Haxthausen bemerkt, dass auch ihre Wiegen für die kleinen Kinder von den kaukasischen abweichen und sich den europäischen Formen nähern.

Den Uebergang von der Hängewiege zur Kufenwiege scheint die Wiege eines untergegangenen amerikanischen schon halbcivilisirten Volkes zu machen, die Wiege der früheren Bewohner Peru's. Die etwas unklare Beschreibung der Form dieser Wiege, wie sie noch die Entdecker dieses Volkes vor-

1) Illustrirte Welt 1872. No. 2, S. 53.
2) „Daheim" 1868 No. 7.

fanden, und die wir in Folgendem wiedergeben, lässt nur die Vermuthung zu, dass hier schon Kufen das Hin- und Herschaukeln vermittelten. Bei Eröffnung des Todtenfeldes von Ancon in Peru fanden Reiss und Stübel[1]) allerdings Kinderwiegen, die sie auch abbildeten, doch entsprachen dieselben nicht der nachfolgenden, den Entdeckern Amerika's nacherzählten Beschreibung.

Die alten Peruaner im Inca-Reiche hielten ihre Kinder meist in Wiegen, welche eigentlich in einer Art von Bank mit vier Füssen bestand, deren einer etwas kürzer als die anderen war, damit man dieses Gestell hin und her wackeln konnte. Das an Stelle des Sitzbrettes der Bank angebrachte Bett, worauf die Kinder lagen, war eine Art von grobem, über einen Rahmen gespannten Netz, womit die Wiege auf beiden Seiten umwickelt wurde, damit das Kind nicht herausfallen konnte. Die Mutter nahm das Kind niemals, auch nicht einmal, wenn sie es stillen wollte, in die Arme, weil sie besorgte, es leicht zu verwöhnen, dass es nachher nicht in der Wiege bleiben wollte. Wenn sie es aber für gut fand, es herauszunehmen, so machte sie ein Loch in die Erde und stellte es bis an den halben Leib hinein, legte allerlei Lappenwerk um selbiges herum und gab ihm allerhand zu spielen; niemals aber wurde es auf den Arm genommen, wenn es auch des Inca Erbprinz gewesen wäre.[2]) Die Wiegen der gemeinen Leute im Inca-Reiche waren so eingerichtet, wie sie noch bei den meisten amerikanischen Indianern im Gebrauch sind. Sie bestanden aus einem Brett, auf welchem das Kind befestigt war, und wodurch die seltsame Verunstaltung des Schädels hervorgebracht wurde, die wir an den Todtenköpfen der Altamerikaner wahrnehmen.[3])

Die zweite Wiegenform, die man mehr als die oben besprochene Hängewiege bei den fortgeschrittenen Völkern im Gebrauch findet, ist die sogenannte Kufenwiege, die meist wie eine Bettlade gestaltet auf zwei die seitlichen Schwankungen vermittelnden Kufen oder Kreisbögen ruht. Zunächst treffen wir diesen Typus nicht blos bei uns, sondern auch im Orient. Die türkische Wiege, wie ich sie in einem Exemplar zu London im South Kensington-Museum sah, entspricht in ihrer äusseren Gestaltung vollständig dem Geschmack des Orientalen: Ein runder, walzenförmiger, aus dünnem Holz bestehender Körper, die Wiegenlade, in welcher das Kind lang ausgestreckt ruht, und die schön roth lackirt, innen mit weisser Seide tapezirt ist, ruht auf Kufen, die beiderseits sehr in die Höhe geschweift sind. Eine ganz eigenthümliche Kinderwiege war in der Wiener Ausstellung des Jahres 1873 in der Abtheilung der Türkei ausgestellt; wir wissen nicht, ob diese Form mehrfach in der Türkei vorkommt. Es war dies eine Bettstätte, welche aus einem Rahmen bestand, der statt der Gurten mit einem Netz festgespannter Riemen überzogen war. An der Seite dieser Bettstätte an dem Rahmen war

1) W. Reiss und A. Stübel, das Todtenfeld von Ancon in Peru. Berlin 1880.

2) Baumgarten, Allgem. Gesch. der Länder u. d. Völker von Amerika. II. S. 214. — Purchas (nach Acosta), Histoire des Yncas du Perou. L. IV. Ch. 11. — Abbildung in: Picard, Cérémonies et coutumes réligieuses des peuples idolâtres. Amsterdam 1723. S. 205.

3) G. Klemm, Allg. Culturgesch. V. S. 36.

der Wiegenkorb für das Kind aufgehängt. Nach Fr. W. Oppenheim, dem genauen Kenner hygieinischer Sitte der Türken, ist die Wiege der letzteren eine Art Mulde, oft auch ein Korbflecht, in dem das Kind nur mässig geschaukelt wird. Die bei den Bulgaren gebräuchliche Wiege hat ähnlich der türkischen eine über das Kind von Kopf bis zu Fuss laufende Stange zum Ueberhängen von Tüchern.

Eine Kufenwiege mit einer solchen Stange ist auch in Kleinasien heimisch.

Um genauer festzustellen, welche Wiegenform bei den Georgiern oder Grusiern im jetzigen Gouvernement Tiflis die volksgebräuchliche sei, erbat und erhielt ich von Dr. O. Schneider in Dresden eine Photographie, welche eine grusinische, im Museum zu Tiflis befindliche Wiege darstellt. Diese Form ist ganz charakteristisch. Sie wiederholt sich weiterhin, nur in etwas niedriger und verlängerter Gestalt, bei einem Volke, das im heutigen Syrien, mitten unter den ihnen feindlichen Drusen am waldigen Abhang des Libanon wohnt, bei der christlichen Secte der Maroniten. Der französische Reisende Lortet berichtet darüber Folgendes: „Von besonderen Volkssitten findet sich unter den heutigen Maroniten nur wenig Interessantes vor; eigenthümlich und bemerkenswerth ist die bei ihnen gebräuchliche Art der Kindespflege im ersten Lebensjahre, die an viele Versuche erinnert, die bei uns in Waisen- und Findelhäusern mit sehr zweifelhaftem Erfolge gemacht worden sind. Von dem Tage der Geburt an liegt der maronitische Säugling in der eigenartig aus Maulbeerholz construirten Wiege festgebunden; von einer Wartung auf dem Arme der Mutter ist keine Rede. Neben der Wiege kauernd, den Arm über ein zu diesem Zwecke angebrachtes Querholz gelegt, tränkt dieselbe das liegende Kind. Nur einmal in 24 Stunden wird es zum Wechseln der Windeln von seinem Lager aufgenommen. In der Zwischenzeit sorgen hölzerne Röhren, die durch den Boden der Wiege gehen, für verhältnissmässige Trockenheit des Bettes."[1]) Jenes Querholz ist ein Stab, der über dem Lager des Kindes vom Kopfende bis zum Fussende der Wiege angebracht ist; er dient auch dazu, dass man an ihm die ganze Wiege erfassen und mit dem Kinde forttragen kann.

Eine ganz ähnliche Wiegenform geht nun weiterhin durch viele Völker Asiens bis in die Dsungarei, dem Westland China's, denn in Kaschgar fand sie der Reisende Forsyth; und überall werden auch da die Vorrichtungen zum Abfluss der Unreinigkeiten angebracht. Auch an der in Ostturkestan gebräuchlichen Wiege ist nach L. Schlagintweit ein hölzernes, an ein Rohr angesetztes Uringefäss angebracht, für dessen Mündung die Kissen ausgeschnitten sind; dieses Gefäss führt den Urin ab und hält das Bett rein.

Der Boden des Kastens, welcher bei den Armeniern und Tataren des Kreises Nucha im Gouvernement Tiflis als Wiege dient, besteht aus drei oder vier Brettchen. Eins derselben in der Mitte der Wiege hat ein Loch.

1) „Globus" 1880. Bd. 38, Nr. 11, S. 164.

in welches ein cylindrisches thönernes Gefäss (eine Art „Nachtgeschirr") hineingeschoben wird. Die am Boden der Wiege befindliche weiche, aus Schafwolle hergestellte Matratze hat jenem Loch des Bodens entsprechend gleichfalls eine Oeffnung. Nun wird eine kurze, winklig gebogene, hölzerne, mit Wachs innen ausgegossene Röhre eingeführt, welche mit einem Ende an den Unterleib des Kindes sich anschmiegt, mit dem andern Ende in jenes Gefäss hineinragt. Durch diese sinnreiche Vorrichtung, welcher die Tataren eine grosse Aufmerksamkeit schenken, werden von dem Kinde viele schädliche Einflüsse fern gehalten, indem das Kind vor dem Nasswerden vollkommen gehütet wird. An den vier Ecken des Kastens werden Füsse angebracht, von denen je zwei auf Bogen ruhen, so dass die Wiege geschaukelt werden kann. Oben hat der Kasten am Kopf und an den Füssen je einen Bügel, welche durch ein Bindeholz verbunden sind. Hieran kann man bequem die Wiege fassen und hin- und hertragen; auch dienen der obere Bügel und das Bindeholz zur Befestigung einer leichten Decke oder eines Vorhanges.[1])

Die Beschreibung jener eigenthümlichen Vorrichtungen, welche man als „Wasserleitungen" bezeichnen kann, verdanke ich dem Dr. Oscar Schneider in Dresden. Es sind dies pfeifenartige Röhren, die man allgemein im Bazar von Baku kauft; die für Knaben bestimmten haben ein Kopfstück mit kreisrundem, die für Mädchen mit ovalem Durchschnitt. Die Oeffnung dieses aus Holz bestehenden (ausgebohrten), unseren Tabakspfeifen ähnlichen Instrumentes wird an die Genitalien angedrückt, bei den Knaben über dieselben gesteckt; die Röhre steckt man durch eine Oeffnung in der Wäsche, mit welcher das Kind fest umwickelt wird. Das so gewickelte kleine Wesen wird dann durch vier Stricke an die Decke gehängt. Der Urin läuft auf den ungedielten Boden. Man sorgt hiermit auf primitive Art für Abfluss dieser Absonderung und erspart das bei uns gebräuchliche wiederholte Wechseln der Windeln.

Auch die Armenier des Kreises Scharuro-Daralagesk im russischen Gouvernement Eriwan benutzen für das getaufte Kind eine vollständige Schaukelwiege: einen kleinen etwa 1 Meter langen, 0,35 Meter hohen und breiten Kasten, an dessen unterer Fläche statt der Füsse halbkreisförmige Bretter befestigt sind. Am Kopfe und Fussende der Wiege sind hölzerne Bügel angebracht, welche durch einen der Länge nach verlaufenden Stab verbunden sind. An diesem Stab kann die Wiege leicht hin- und hergetragen werden; an denselben hängt man auch allerlei Spielsachen, Muscheln, Knochen u. s. w. zur Beschäftigung für das in der Wiege liegende Kind. An diesen Stab stützt sich die Mutter, wenn sie dem Kinde die Brust reicht, wobei das Kind in der Wiege liegen bleibt. Am Boden der Wiege befindet sich eine weiche, mit Schafwolle gefüllte Matratze, welche mit einem Tuche bedeckt ist; beide haben in der Mitte eine Oeffnung, welche einer Oeffnung am Boden der Wiege entspricht, wie bereits oben beschrieben wurde. Sowohl unter den

1) Nach N. Stojanow in Nucha. „Globus" Bd. 38, Nr. 16, S. 254.

Kopf, als unter die Füsse werden besondere kleine Kissen gesteckt, worauf zwei Tücher, eines für die obere, das andere für die untere Hälfte des Bettes bestimmt, daraufgedeckt werden. Ist das Bettchen gemacht, so wird das Kind hineingelegt, das betreffende Rohr in Ordnung gebracht und das Kind mit den bereit liegenden Tüchern zugedeckt. Nun wird das Kind durch zwei Binden, welche quer, die eine über die Brust und den Bauch, die andere über die Beine geschlungen werden, an die Wiege befestigt, so dass es unbeweglich darin liegt, jedoch mit freien Armen und Füssen. Beim Stillen wird das Kind nicht aus seinen Banden befreit, sondern die Mutter kniet nieder und reicht ihm so ihre Brust; dabei ereignet es sich wohl, dass des Nachts die Mutter bei diesem Geschäft einschläft und mit ihrer Brust Mund und Nase des Kindes vollkommen verschliesst; beim Erwachen findet sie ihr Kind erstickt.[1])

Eine ähnliche Form der Kufenwiege fand Dr. med. Häntzsche (jetzt in Dresden) in Persien neben und ausser der oben beschriebenen primitiven Hängewiege. Allein diese Form, von welcher er mir eine Skizze schickte, ist nach seiner Ansicht nicht national in Persien, wo sie jetzt mehr und mehr Eingang findet. Sie ist von Holz, ähnlich der unsrigen; es befindet sich aber in der Mitte des Bodens, auf dem das Kind liegt, ein Loch mit einem daran gehängten Thongefäss zum Auffangen der Ausleerung des Kindes. Häntzsche vermuthet, dass diese Wiege aus dem Kaukasus von Grusiern oder Armeniern eingeführt wurde; in Rascht am kaspischen Meer wird sie von Armeniern gefertigt. Deshalb bezeichnete sie mir Häntzsche als „persische Wiege der Neuzeit, durch russische Armenier eingeführt."

Es fragt sich nun: Wo stammt die Kufenwiege her? Hatten schon die alten Griechen eine solche, und welcher Wiegenform haben sie sich überhaupt bedient? Bei archäologischen Schriftstellern fand ich hierüber folgende Angaben: „Die griechische Wiege hatte bald die Form eines Schildes, bald die einer Wanne (Callimach. Hymn. I.: *᾿Αδρήσεια λίκνῳ ἐνὶ χρυσείῳ*. Auch Homer's Hymn. in Mercur.), bald die eines Schiffchens; sie war bald bedeckt, bald offen. Bisweilen wurden die Kinder in beweglichen Bettstellen bald hierhin, bald dorthin geschafft. Doch gab es auch in Angeln hängende Wiegen, um die Kinder einzuschläfern." Mit dieser Angabe konnte ich mich nicht begnügen; denn dass beispielsweise die griechische Mythe als Wiege des Herkules einen Schild bezeichnet (Theokr. XXIV. 4), kann doch unmöglich als Beweis dienen für einen allgemeinen Gebrauch des Schildes als Wiege unter dem Volke der Griechen. Solche in Realencyclopädien gegebene Andeutungen bleiben meist ohne nähere Begründung. Anders äussern sich Guhl und Koner; nach deren Angabe benutzten die alten Griechen ausser der flachen Korbschwinge (*λίκνον*) eine Wiege, die den Vortheil darbot, dass sie vermittels ihrer Handhaben leicht transportirt und an Stricken aufgehängt in schaukelnde Bewegung gesetzt werden konnte; es ist dies die „schuh-

1) Nach Garril Oganisjanz im Kawkas 1879; „Globus" 1880. Bd. 38, S. 270.

förmige," aus Flechtwerk hergestellte, auf einem Vasengemälde abgebildete Wiege mit einem Knaben, in dem Guhl und Koner den an seinem Petasos kenntlichen kleinen Hermes zu finden meinen. Ich selbst bin nicht Archäolog, um diese Angaben würdigen zu können. Deshalb bat ich Herrn Professor Overbeck zu Leipzig, bekanntlich einen unserer bedeutendsten Archäologen, um Auskunft, namentlich auch bezüglich der bei Guhl und Koner gefundenen Angabe, dass die alten Griechen eine „schuhförmige," aus Flechtwerk hergestellte und mit Handhaben versehene Wiege hatten. Hierüber schrieb mir Overbeck, dem ich für seine Mittheilungen hiermit danke:

„Eine eigentliche Wiege in unserem Sinne, d. h. ein zum Schaukeln auf der Erde eingerichtetes Lager für die Kinder lässt sich erst aus einer von Proclus zu Hesiod 19 u. 7. 748 überlieferten Stelle des Plutarch nachweisen, wo die Wiege als *εὐκίνητον κλινίδιον* bezeichnet wird; obendrein bleibt hierbei noch der Zweifel, ob der letzte Satztheil, in welchem diese Worte stehen, nicht vielmehr ein Zusatz des Plutarch, als ein Theil des Citats aus Proclus ist. Aus älterer Zeit wird die *σκάφη* (Schaff, Mulde) als Kindeslager erwähnt, auch das *λίκνον* (sonst Getreideschwinge). Ob diese aber aufgehängt und so geschaukelt wurde, ist bei dem Mangel eines directen Zeugnisses fraglich. Die schuhförmige Wiege mit zwei Henkeln, in der das Kind Hermes auf einer Trinkschale des Museo Gregoriano im Vatican vorkommt, mit Panofka, der sie in der Archäologischen Zeitung von 1844, S. 324, zuerst nachgewiesen hat, und Andere, z. B. Guhl und Koner S. 214, als ein gewöhnliches Geräth allgemeinen Gebrauches zu bezeichnen, ist bedenklich."

Der Wiegenapparat der alten Römer wird bei Plautus[1]) und bei Bartholin[2]) besprochen; die Wiege mag wohl eine verschiedene Form gehabt haben (v. Siebold.) Nach Guhl und Koner besassen sie „hängende Wiegen," die man in Pendelschwingungen erhielt. Dass im alten Rom die Kinder gewiegt wurden, zeigt das Wort cunae, das nur im Plural gebraucht wurde; es sind hiermit, wie Einige meinen, die Wiegenläufe (die beiden Kufen) geschildert, so dass man annehmen dürfte, die Römer hätten eine auf der Erde rollende Wiege mit zwei Wiegenläufen gehabt. Uebrigens besassen die Römer jene Göttin Cunina, eine Wiegengöttin, von der Rosinus, sagt: „Cunis praefecta est, quas tuebatur et fascinum submovebat;" sie hatte also auch die Aufgabe, gleichzeitig das Kind vor Zaubereien zu schützen. Aus dem von Th. Bartholinus verfassten Werke über die Gebräuche der Alten im Wochenbett führe ich eine Stelle an: „Ad puerilium hoc cunarum genus, quae ad latera duci poterant, refero elegantissimam tabulam antiquissimi codicis manuscripti Geneseos, apud Lambeccium Comment. Biblioth. Caesar. Lib. III." Bartholinus bildet nun nach Lambeccius eine Darstellung ab, die sich mit dem Bilde einer recht primitiven Kufenwiege in jenem alten Manuscripte fand; da dasselbe ein sehr alter

1) Plautus, Trucul., V. 13. u. Amphitr., V. I. 52.
2) Bartholinus, Antiquit. veteris puerperii, Amstelod. 1676. S. 102.

römischer Codex war, so hält er die hier dargestellte Wiegenform für die ursprünglich altrömische. Die interessante Abbildung stellt dagegen offenbar die Kinderstube eines vornehmen Hauses im frühen Mittelalter dar; während die Wärterin, die man auch als „Wiegenfrau," (altrömisch Cunaria) bezeichnete, dem Kinde in der Wiege spielend eine Klapper vorhält, beschäftigt sich die Mutter mit Spinnen; und da sie dabei Spindel und Spinnwirtel benutzt, so ergiebt sich, dass das Bild zu einer Zeit entstand, in der man das Spinnrad noch nicht kannte

Die altrömische Wiege mag jedoch auch, wie Bartholinus nach den Aussprüchen älterer Autoren vermuthet, bald die Form eines runden Schildes (clypeus), bald die eines Siebes (cribrum), einer Getreideschwinge (vannus), oder eines Bootes (pavigiolum) gehabt haben. Weiteres ist jedoch nicht bekannt. Und wenn im Mai 1863 durch mehrere politische Zeitungen ein angeblicher Bericht aus Turin lief, dass man zu Pompeji bei den Ausgrabungen eine Kinderwiege gefunden habe, welche ganz nach dem in Europa gebräuchlichen Schaukelsystem konstruirt sei, so fehlt hierüber jede genauere Beschreibung, die auch Specialisten wie Overbeck nirgends zu Gesicht kam; wenn eine solche in Pompeji gefundene Wiege existirte, so müsste sie von Bronce sein.

Im Britischen Museum zu London befindet sich ein Terracottarelief auf welchem eine Wiege in der Gestalt einer flachen Getreideschwinge (*λίκνον*) mit dem kleinen Bacchus, von einem thyrfusschwingenden Satyr und einer fackelschwingenden Bacchantin getragen, dargestellt ist. In dem Werke „Denkmäler der alten Kunst" von Müller-Wieseler ist auf Taf. XXV. und 414 eine Reproduction dieses Bildes nach Combe, Ancient Terracottas in the Brit. Mus., pl. XXVI, fig. 44.

Offenbar hat namentlich die Kufenwiege schon in sehr früher Zeit in Europa und in Deutschland Eingang gefunden. Im 13. Jahrhundert waren in Deutschland Wiegen von Holz in einer Gestalt, die der heutigen sehr nahe steht, allgemein im Brauche. Auf Bildern des 14. und 15. Jahrhunderts sieht man das Kind von Hals bis Fuss in ein weisses Tuch gewickelt, das kreuzweise mit rothem Bande umwunden ist, in der Wiege liegen. Ueber diese sind kreuzweise Binden geschnürt, damit das Kind nicht herausfalle (K. Weinhold nach Engelhardt). Im Heidelberger Sachsenspiegel, welcher aus der Zeit vor 1220 datirt, befindet sich eine ebenso primitive wie charakteristische Zeichnung, in welcher die Mutter nackt im Bett liegt, während das in Binden eingeschnürte Kind in einer mit Wiegenläufen versehenen Wiege ruht.[1]) So kommen denn auch in alten Bibeln, z. B. in einer aus dem Jahre 1484, sowie in alten Hebammenbüchern (z. B. in dem von Jacob Rueff v. J. 1554, und in dem von Rösslin v. J. 1561) Wiegenformen vor, die vollständig derjenigen entsprechen, die noch heute bei unseren Landleuten allgemein üblich ist. In einem Kupferstiche, welcher das Titelblatt vom

1) Abbildung in Scheible's „Kloster."

„Hebammenbuche der Fraw Louyse Bourgeois“, übersetzt von Matthäi Merian (1644), ziert, steht die Wiege neben dem Bette der Mutter auf einem Podium erhöht. Noch heute finden wir dasselbe Modell in den meisten Bauernstuben von Mitteldeutschland, zuweilen als altes Erbstück, stark gebaut und bunt bemalt.

Es mag nun wohl diese Wiegenform jetzt im Allgemeinen die beliebteste sein, indem sie sich auch Tirol, wo sie zum Schutz des Kindes mit einem Drudenfuss bezeichnet wird, und Steiermark erobert hat. (Im Steierischen heisst Wiege „Heidl“ und eine kleine Wiege „Heiderl.“) Allein immerhin konnte sie in manchen Gegenden Deutschlands die „Schwinge“ und die Hängematte nicht verdrängen. So schaukelt man beispielsweise in Niederbaiern den Säugling in einer Schwinge, die mit vier Stricken am Balken der Zimmerdecke festgehängt ist; auch im Frankenwalde ist, wie schon oben erwähnt wurde, die Hängematte gebräuchlicher als die Wiege; schliesslich ist in der Gegend von Bautzen bei der wendischen Bevölkerung eine auf S. 79 beschriebene Art von Hängematte sehr beliebt. Es ist dies die alte sorbische Wiege, die sogenannte „Schwenk,“ die man auch noch im Vogtlande vereinzelt sieht. In Adorf und mehr noch auf den nahen Dörfern, sowie in Oelsnitz an der bayerischen Grenze, und bei Kirchenlamnitz wird sie an der Zimmerdecke aufgehängt. Das leichte hölzerne Gestell, an dem die Wenden der Lausitz die Hängematte aufhängen, heisst „Stah.“ (Dagegen benutzen die Slaven in Russland zum Auf hängen der Wiege den langen Arm eines Hebels, von dem sie mit Stricken befestigt frei in der Luft in der Mitte der Stube schwingt.) In der ethnographischen Abtheilung der Weltausstellung zu Paris 1878 befand sich eine Wiege aus Polen mit Kufen: dort herrscht also schon die auf Wiegenläufen stehende Wiege.

In manchen Gegenden Deutschlands, z. B. im Kreise Querfurt (nach Dr. Schraube), ist überhaupt das Wiegen der Kinder wenig Sitte; man findet sogar im Kreise Querfurt nur selten diese Form der Lagerstätte des Kindes; meist wird als solche ein grosser Waschkorb gebraucht, in welchen Betten gepackt sind.

Allein zumeist meinen die deutschen Mütter und Pflegerinnen ein heftiges und fortgesetztens Schaukeln als Beruhigungsmittel des Kindes nicht entbehren zu können, obgleich sich die Stimmen der Aerzte dagegen erhoben. Im Lechrain müssen Geschwister des Kindes, die selbst kaum fünf Jahre alt sind, neben der Wiege sitzen und dieselben „gautschen,“ bis der neue Sprössling in Schlaf fällt; es trifft sich hier oft, dass solche kleine Kinder den grössten Theil des Tages allein im Hause eingeschlossen sind (v. Leoprechting). Die Bergbewohner in Oberbaiern bedienen sich dabei einer eigenthümlichen Vorrichtung; sie setzen die Wiege dadurch in eine dauernde Bewegung, dass sie mittels eines Strickes die Kindeswiege mit dem Schwanze einer in der Hütte befindlichen Kuh in Verbindung bringen; wenn diese die Fliegen durch Wedeln des Schwanzes zu verscheuchen sucht, versetzt sie unwillkürlich die Wiege mit in Bewegung. Oder sie stellen mittels einer Stange und eines

Strickes die Wiege durch das Fenster hindurch mit einem Rade in Verbindung, das ein in der Nähe befindlicher Wasserfall treibt; sie benutzen somit die Triebkraft des Wassers zur Unterhaltung des Schaukelns. Dieser vielleicht sehr alte Gebrauch der Aelpler erinnert an eine Vorrichtung, die zu gleichen Zwecken einst ein berühmter Mann ersann. Der geniale Erfinder der Locomotive, George Stephenson, welcher anfangs in Killingsworth als unbekannter Bremser lebte, erwarb sich daselbst die Dankbarkeit sämmtlicher Frauen in seiner Nachbarschaft dafür, dass er die Wiegen der Kinder mit dem sogenannten Smoke-jack (dem Bratenwender, welcher vermittels Luftzugs im Rauchfang in Thätigkeit gesetzt wird) in Verbindung brachte, wodurch sie sich von selbst bewegte.

Das maasslose und unausgesetzte, das Kind mindestens verwöhnende Schaukeln ist nicht die einzige Schädlichkeit, die sich im Brauche des deutschen Volkes mit der Wiege verknüpft. Vielmehr bringt uns die Art und Weise, in der man hie und da das Kind in der Wiege bedeckt, einschnürt und am freien Gebrauche der Gliedmaassen behindert, manche Gefahren für Gesundheit und Leben des Kleinen mit sich. Eine lebendige und wie es scheint recht treue Schilderung der nach dieser Richtung hin in Württemberg herrschenden üblen Sitte lieferte vor einiger Zeit der Pfarrer Rüdiger, welcher im Hinblick auf die übergrosse Kindermortalität Württembergs ein Schriftchen: „Die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre" (Blaubeuren 1868, S. 14) herausgab. Die falsche Kindespflege beschuldigt er mit Recht als Hauptursache der hohen Sterblichkeitsziffer; und unter anderen schlimmeren Gewohnheiten (unzweckmässige Ernährung der Säuglinge u. s. w.) macht er uns mit einigen Thatsachen bekannt, die übrigens gewiss auch in ähnlicher Weise an anderen Orten Deutschlands vorkommen:

Das erste Mittel, welches man in Württemberg anwendet, um das Kind in Schlaf zu bringen, ist das Schaukeln (Wiegen), das man bei unruhigen Kindern Tag und Nacht fortsetzt, und zwar mit möglichster Schnelligkeit. In Württemberg ist noch in vielen Haushaltungen die sog. kleine Wiege vorhanden, welche kaum 1½ Fuss hoch ist und nur einen kleinen Spreuersack enthält, auf dem das Kind zu liegen kommt. Die Ueberdecke überragt den Rand der Seitenbretter, und das Kind würde beim Schaukeln leicht herausfallen, wenn keine Sicherheitsmaassregeln angebracht wären. Diese bestehen darin, dass dem Kleinen an beiden Händchen Fesseln von Leinwand angelegt werden, welche vermittels längerer Bänder an den unteren Pföstchen der Wiege befestigt werden. Hierdurch ist das Kind nicht im Stande, sich zu drehen, es muss in der Rückenlage verharren, und kann blos seine Füsse bewegen und gegen das Fussbrett unter die Decke herunterrutschen. Damit auch diese Bewegung und zugleich das sich Aufrichten und Bäumen des Kindes verhindert werde, dasselbe aber hübsch ordentlich unter der warmen Decke bleibe, wird diese mittels eines langen Bandes oder Gurtes über die Wiege im Zickzack festgebunden, zu welchem Zweck die Seitenbretter mit kleinen hölzernen Nägeln versehen sind. In diesem Bann, der auch in der

grösseren Wiege öfters angelegt wird, muss das Kind halbe Tage und länger in Schmutz und Nässe ausharren, bis man Zeit findet, es auf einige Augenblicke loszubinden, zu lüften und zu reinigen, was sehr oft nur auf die Weise geschieht, dass der untere Theil der Bettdecke losgemacht und über den Kopf des Kindes zurückgeschlagen wird, in welcher erstickenden Lage es ausharren muss, bis die Reinigung vollzogen oder ein trockener Lappen auf den durchnässten Spreuersack gelegt ist. Selbst zum Genusse der Speise und des Getränkes wird oft nicht losgefesselt, sondern in dieser fast alle Bewegung unmöglich machenden Lage empfängt das Kind seine Nahrung, sogar die Brust der Mutter, indem dieselbe vor die Wiege kniet und mit der Brust sich über das Kind beugt.

In der Oberpfalz muss das Kind Tag und Nacht in der Wiege ruhen; je mehr es schläft, desto braver ist es; damit es aber ja recht fest schlafe, wird es von der Mutter oder einem kleinen Kinde eifrig gewiegt, bis es, von der schaukelnden Bewegung betäubt, die Augen schliesst. Will es aber zum grossen Leidwesen der Mutter durchaus nicht ruhen, so wird es in ein Kissen eingebüschelt und herumgetragen, womöglich aber auch da in wiegender Bewegung erhalten. Die Sorge für das Kind bei Tag und Nacht ist ganz der Mutter überlassen, selbst während der Mahlzeit, wo das Kind in der Wiege zur Rechten der Mutter am Tische erscheint. Nachts steht die Wiege am Bette der Bäuerin, etwa um einen Schritt entfernt, und ein Stück Tuch geht davon zur Mutter hinauf, damit sie das Kind, wenn es unruhig wird, wiegen könne.

Im alemannischen Hause steht das zweischläfrige Bett in der Nebenstube, der sogenannten Ristkammer oder Nebetkammer. An der Diele darüber ist der Betthimmel angebracht, die „Hindozi," ein Schild, auf dem der Mond mit den Sternen abconterfeit ist. Vom Bette aus wird die nebenanstehende Wiege mittels eines Zugstrickes geschaukelt. Damit das Kind nicht behext oder von jäher Krankheit befallen werde, hängt an der Wiege ein Bündelchen mit neunerlei geweihten Kräutern und ein sogenannter Benedictus-Pfennig.

Bei den Siebenbürger Sachsen hat das Neugeborene neben der Mutter auf einem besonderen Bettchen oder in der Wiege seinen Platz. In Minarken (bei Bistritz im Sachsenland) wird das Kind bis zum Kirchgang der Mutter in eine kleine geflochtene (Weidengeflecht?) Wiege gelegt, die auf das Wochenbett gestellt wird. Die Wiege ist hier meist aus Tannenholz zusammengefügt, bunt bemalt und ein Erbstück aus alter Zeit.[1])

In den Sagen der Deutschen spielen goldene Wiegen eine grosse Rolle. An vielen Orten soll eine goldene Wiege in der Erde stecken: in Lauenburg, bei Bohnert an der Schlei, bei Pöggendorf, bei Wadekath, in der Stuenenburg, in der Isenburg, im Heiligengeistbusch bei Einbeck, in Schildthurn, auf dem Golm bei Baruth, im Weinberge bei Hitzacker, bei Immekath in der Altmark. Zu Schildthurn bei Landau an der Isar war in der Kirche

1) Johann Hillner im Gymnasial-Programm von Schässburg 1877. S. 20.

eine silberne Wiege, welche unfruchtbare Frauen in Hoffnung auf Kindersegen schaukelten. Seit der Klosteraufhebung ist sie durch eine versilberte hölzerne Wiege in der Sakristei ersetzt, die Kirche ist den drei Jungfrauen geweiht (Panzer). Die Wiege rührt demnach, wie Sepp[1]) meint, aus der Heidenzeit und gehört den drei Nornen an, welche über Geburt und Lebensschicksal entscheiden. Im Weinberg zu Hiddesacker (Hitzacker), das an den friesischen Riesen zu Carl's des Grossen Zeit in Braunschweig erinnert, hinterliessen die kleinen Leute oder Zwerge die goldene Wiege von ihrem Königskind. Jährlich kommt sie der Sage nach in der Johannisnacht von 12—1 Uhr zum Vorschein; wer sie holen will, darf nicht reden, wer dagegen fehlt, mag sich unter dem Galgen zurechtfinden (Bechstein). Auch cursirt noch das Kinderlied:

„Droben am Berge, da wehet der Wind,
Da sitzet Frau Holde und wieget ihr Kind."

An die Stelle ist Frau Maria als Kinderfrau getreten. Meist ist dabei in der Sage von einer versunkenen Burg, von weissen Frauen, einem Hunde, einer Sau, vom Glockengeläute aus der Tiefe, und vom Aufsteigen um Mittsommer die Rede, so dass offenbar, wie A. Kuhn[2]) zeigte, die goldene Wiege in den Anschauungen von der Unterwelt einst eine bedeutsame Rolle spielte. Kuhn weist dabei darauf hin, dass die deutsche Sage von der goldenen Wiege mit der griechischen Mythe vom Dionysos in der Wiege (*Διόνυσος λικνίτης*) in Verbindung steht, indem Dionysos in die Unterwelt hinabsteigt, wiedergeboren wird und als Neugeborener im *λίκνον*, d. h. der Getreideschwinge, liegt.[3]) Daher gebrauchten die alten Griechen die Getreideschwinge, das Symbol des Demetersegens, als Wiege, oder sie gaben den Wiegen eine solche Gestalt, wie es beim Kallimachus vom Jupiter heisst,[4]) dass ihn Adrastea in goldener Wiege in Schlummer bringe. Auch in der deutschen Sage kommt statt der goldenen Wiege der Zwerge und weissen Frauen mehrmals eine Wanne oder Mulde vor.

In ganz Deutschland gilt der abergläubische Spruch: „Man soll keine Wiege in Bewegung setzen, wenn der Säugling nicht darin liegt, weil derselbe sonst unruhig wird." Man hütet sich, die leere Wiege zu schaukeln, „um es dem Kinde nicht anzuthun" und ihm nicht die Ruhe zu rauben. Man stellt sich also eine sympathetische Beziehung und Wirkung des nicht zum eigentlichen Zweck ausgeführten Bewegens der Wiege vor, die unnöthige Handlung erhält die mystische Bedeutung einer schädlichen. Das Schaukeln der leeren Wiege ist ebenso wie im schottischen Aberglauben auch im chinesischen den Kindern verderblich.[5])

An die Wiege knüpft sich im Siebenbürger Sachsenland folgender Aberglaube: Wird sie gereinigt, so muss stets etwas Stroh unter dem Kopfkissen

1) Altbayerischer Sagenschatz. München 1876. S. 48 u. 691.
2) A. Kuhn, Westfälische Sagen. Leipzig 1859. S. 301. — Grimm, Mythologie 511.
3) Preller, Griech. Mythol. I. 427, 432, 442.
4) Hymn. in Jov. 48.
5) F. Liebrecht, „Zur Volkskunde." S. 361.

in derselben zurückbleiben, damit man dem Kinde den Schlaf nicht mitnehme. Sie wird überhaupt nicht eher in Gebrauch genommen, bevor sie nicht mit Kümmel, Wachholderbeeren und Weihrauch geräuchert worden ist.[1]) — Die Wiege, in welcher das Kind gelegen, darf nicht verkauft werden, sonst giebt man das Glück aus dem Hause; so äussert sich die Volksstimme in Schlesien und Brandenburg.

Unter den Mongolen pflegt die Freundin, welche der Frau bei der Geburt beisteht, dem neugeborenen Kinde eine Wiege und ein Wickelband zu spenden (von Baliut).

Die Wiege bleibt in der Vorstellung eines Volkes dem Kinde noch nach dem Tode. Die Peruaner, die in alter Zeit sich bis zu einem Grade der Halbcultur aufgeschwungen hatten, begruben ihre Kinder bisweilen in der Kindeswiege. Wenigstens fanden Reiss und Stübel[2]) eine Kindesleiche im Grabe, wobei eine wirkliche Wiege als Sarg desselben verwandt war. Die Pietät wollte hiermit dem kleinen Verstorbenen auch fortgesetzt seine trauliche Lagerstätte gewähren.

---

4. Das Sitzen.

Ungefähr im vierten Monate seines Lebens gelangt das Kind zu einer solchen Beherrschung des Körpers, zu einer solchen Kraft seiner Rumpfmuskeln, dass es aufrecht sitzen kann. Es deutet um diese Zeit sein Bestreben, sich aufzurichten, von selbst an. Und wenn man ihm dann auf die rechte Weise das Aufsitzen erleichtert, so läuft man nicht Gefahr, dass das Rückgrat durch schiefe oder zusammengedrückte Haltung verkrümme.

Nunmehr beginnt die Mutter das Kind auf dem Arme bisweilen aus der liegenden in eine sitzende Stellung zu bringen; sie richtet ihm aber auch die Polster im Bettchen in Form einer Rückenlehne ein, oder sie übergiebt es einem Kindersessel, so dass es in demselben allseitig angelehnt und gestützt sitze. Dieser Kindersessel, auf dem von da an das Kind sehr viel Zeit verbringt, wird wiederum zu einem für das gesunde Wachsthum sehr wichtigen Geräth. Das Kind muss hier schon frühzeitig „sitzen lernen,“ um gerade und gesunde Gliedmaassen, im weiten Brustkorbe eine gut entwickelte Lunge und im Rückgrat die normale Form zu bekommen. Nur über einzelne Völkerschaften erhielten wir nähere Berichte, wie sie sich bezüglich des Bestrebens verhalten, ihre Kinder zum Sitzen anzuleiten. Unter Anderem erfahren wir, dass die kleinsten Kinder der Esten frühzeitig sitzen lernen. Nur in den ersten Wochen ihres Lebens werden sie in horizontaler Lage auf den Armen getragen, oder auf dem Schoosse gehalten. Später werden sie in sitzender Stellung getragen oder irgendwo auf dem Erdboden hingesetzt und durch Kissen und Polster unterstützt.

---

1) Joh. Hillner im Schässburger Gymnas.-Progr. 1877. S. 20.
2) Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ancon in Peru. Berlin, A. Asher & Co.

Dadurch, dass man sich bemüht, das Kind zu frühzeitig an das Sitzen zu gewöhnen, werden recht nachtheilige Fehler begangen. Es ist eine Eitelkeit mancher Mütter, dem noch zu zarten Kinde die aufrecht sitzende Stellung zu geben, um nur triumphirend sagen zu können: „Wie weit ist mein Kind anderen gleichaltrigen voraus!“ Ich kann mich nicht enthalten, des bekannten Kinderarztes Prof. Hennig (in seiner Schrift: „Mutter und Kind“. Leipzig, 1873. S. 174.) treffende Bemerkungen hier wörtlich anzuführen: „Die ersten Anzeichen, welche ein Kind thut, dass es sich aufrichten will, weil es dies kann, sind Bemühungen, den Kopf zu erheben. Trägt man ein Kind zu dieser Zeit schon aufrecht, steckt man es in das „Tragkleid,“ weil vielleicht zufällig die dazu ausersehene Zeit abgelaufen ist, so straft sich diese Hast nur zu oft durch Schiefhalten des Kopfes oder durch krummen Rücken. Man erkennt sofort, ob das Kind zu zeitig aufrecht-sitzend getragen wird, daran, dass es den Kopf hin und her schwanken und auf eine Seite fallen lässt. Gewöhnlich erstarkt ein gesundes Kind zum Sitzen nach dem ersten Vierteljahre.“

Bei einem sehr grossen Theile der Völker unserer Erde ist der Kindersessel ein völlig unbekanntes Ding. Dies gilt nicht blos von den meisten rohen Völkerschaften, sondern namentlich auch von den Orientalen, bei denen alle Welt auf niedrigen Polstern sitzt, oder mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen hockt. Da lernt das Kind lediglich das Hocken, wie die Alten. Hinsichtlich des Hockens und Sitzens hat man bei einzelnen Naturvölkern besondere Gewohnheiten beobachtet. Beispielsweise sieht man bei den Motu, einem Volksstamme auf Neu-Guinea, die Männer, wenn sie sich ausruhen, gewöhnlich in hockender Stellung. Mit der vollen Fussfläche auf dem Boden sitzen sie auf ihren Fersen. Diese Stellung lieben sie am meisten. Die Frauen und Kinder dagegen sitzen gewöhnlich an der Erde und stossen ihre Beine vor sich aus. Von einem Möbel, auf das man sich setzt, ist also auch hier keine Rede. Das Hocken als gewohnheitsgemässe Ruhestellung lernt sich dann von selbst. Wie die Papuas und Malayen, so lieben auch die Negritos auf den Philippinen-Inseln nach Mundt-Lauff's Bericht das Niederhocken; sie können stundenlang (sich auf den Zehenballen wiegend und mit dem Gesässe auf den Fersen ruhend) in dieser Stellung verharren, ohne zu ermüden; die Negritokinder lernen das Niederhocken früher, als das Gehen.

In Europa jedoch war von alter Zeit her der Kindersessel ein nothwendiges Stück im Inventar der Kinderstube. Vielleicht aus mittelalterlicher Zeit erhielt sich hie und da ein zu diesem Gebrauch dienendes Möbel. So ist noch heute in Holland ein Kinderstuhl heimisch, dessen Form gewiss sehr alt ist; ich fand ihn beispielsweise auf einem in der Berliner Nationalgalerie (No. 213) befindlichen Bilde des Kindermalers de Loose. Dieser Maler bringt die jetzige Ausrüstung des Kinderzimmers in seiner Heimath zur Anschauung; und ebenso schildert Metzu, der im Jahre 1658 starb, mit grosser Treue seine Zeit; daher ist es ganz interessant, dass ein in der alten Pinakothek zu München befindliches Bild Metzu's ein dem modernen Stühlchen

ganz ähnliches darstellt. Hiermit ist denn wiederum gezeigt, wie conservativ der Volksgebrauch in den Angelegenheiten ist, die vorzugsweise von den Frauen beherrscht werden. Allein auch auf diesem Gebiete kommt die Mode, wenn auch in schwacher Wirkung und mit langsamem Schritte den Geschmack verändernd zur Geltung. Denn wenn wir in den beiden Bildern den nationalen Typus des holländischen Kinderstuhls, obgleich mehr als zwei Jahrhunderte dazwischen liegen, wiedererkennen, so hat doch in äusserlichen Kleinigkeiten ein Wechsel stattgefunden; hier fanden die maassgebenden Kreise der Frauenwelt oder die gewerbliche Industrie zu bessern. Doch könnte wohl auch die abweichende Form in den verschiedenen Bevölkerungsschichten Hollands sich noch immer von der Grossmutter auf die Enkelin forterben.

Die Aufgaben, welche ein richtig gebauter Kindersessel zu erfüllen hat, werden wohl von dem jetzt allgemein eingeführten „Kinderstuhl" mit abnehmbarem Spiel- und Speisetischchen in genügendem Maasse erreicht. Die Füsse müssen aufruhen können, damit sie durch Herabhängen nicht ermüden und damit nicht in den Beinen der Blutlauf behindert werde. Der Sessel muss hoch genug sein, damit er an den Tisch der erwachsenen Personen angeschoben, den Kindern den Ausblick auf denselben gestatte. Die Tischplatte aber, welche man am Stuhl vor der Brust des Kindes anbringt, damit letzteres auf demselben bequem spiele, muss eine gerade Haltung des Körpers gestatten, und darf insbesondere nicht so niedrig sein, dass das Kind sich zu bücken und den Rücken zu krümmen genöthigt ist. Ist dagegen diese kleine Tischplatte zu hoch, so wird das Kind veranlasst, die Gegenstände zu nahe an die Augen zu bringen, und es wird hiermit in die Gefahr gebracht, kurzsichtig zu werden.

Der Erfindungsgeist der neuen Zeit sieht sich fort und fort veranlasst, technische Veränderungen an den Geräthen der Kinderstube anzubringen, die weniger den Kindern selbst, als vielmehr den Angehörigen und Pflegerinnen derselben zur Erleichterung und Hülfe dienen sollen. Wir möchten es nicht unterlassen, auf die jüngsten Erscheinungen in dieser Hinsicht aufmerksam zu machen, die sich schon durch Empfehlung ein gewisses Publicum erworben haben. Unter Anderem kam jetzt unter der Bezeichnung „Krimmel's combinirter fahrbarer Kinderstuhl-Tisch-Bett und -Wiege" ein in Deutschland und mehreren anderen Staaten patentirter Apparat in Aufnahme, der eine Vereinigung sämmtlicher Kindermöbel in einem Stücke darstellt. Dieses neue Kindermöbel ist zunächst ein hoher Kinderstuhl mit Spieltisch, der sofort mit leichter Mühe in einen kompletten Kinderwagen verwandelt werden kann, um das Kind sammt Bett bequem hineinzulegen, der aber auch in einen zweisitzigen Fahrstuhl für zwei Kinder, sowie in eine Wiege umzuwandeln ist. Man will hiermit die jetzt übliche, doch immerhin umständliche Einstellung des gewöhnlichen Kinderwagens in das Zimmer vermeiden, dabei aber auch einen in jeder Haushaltung nöthigen hohen Kinderstuhl, sowie ein Tischchen mit Bank zugleich in einem und demselben Apparat herstellen. Der von

derselben Firma (Richard Furcht in Leipzig, Steckner-Passage) verbreitete „Automatische Kinderstuhl“ wurde von dem Orthopäden Dr. med. Schildbach in Leipzig als zweckentsprechend empfohlen. Der ganze, mit einem Spieltischchen versehene Stuhl ruht auf vier mit Gummi überzogenen, nach allen Seiten drehbaren Rädchen, so dass das Kind in dem Stuhle nach allen Richtungen hin im Zimmer gehen oder denselben nach Belieben lenken kann, nur nicht rückwärts, was durch eine Sperrvorrichtung absichtlich verhindert ist.“

Man entdeckte bei verschiedenen Völkern Apparate im Gebrauch, welche den Kindern das Sitzen erleichtern sollen und gleichzeitig zur fortwährenden Beherbergung des Kindes dienen. So giebt es im nordwestlichen Amerika eigenthümliche Kinderstühle, über welche verschiedene Reisende insofern grosse Verwunderung äusserten, als durch dieselben die Kinder genöthigt werden, dauernd in einer sitzenden Stellung zu verharren. In einer früheren Beschreibung einer Reise an der amerikanischen Küste unter den Indianern zu Norfolksund, Queen-Charlottens-Eiland, Cooks-Fluss u. s. w.[1]) finde ich angegeben: „Man könnte glauben, diese Völker liessen ihre Kinder in der Jugend Freiheit für die Glieder. Im Gegentheil werden drei Stück Baumrinde an einander befestigt, so dass sie eine Art von Stuhl bilden. In diesen Stuhl nun werden die Kinder, nachdem sie in Pelze gewickelt worden, gesetzt und so festgebunden, dass sie ihre Positur sogar durch Sträuben nicht ändern können. Der Stuhl ist so eingerichtet, dass, wenn eine Mutter ihr Kind füttern oder ihm die Brust geben will, sie dasselbe aus seinen Fesseln nicht befreien darf.“ In den Dörfern am Fluss Jukon in Alaska sah auch der Reisende Whymper[2]) kleine Stühle von Birkenrinde für kleine Kinder. „Der Stuhl,“ sagt er, „hat ein Stück Holz, welches den Zweck hat, das Krummwerden der kleinen Glieder zu verhüten. Das Kind sitzt bequem auf einer Lage Moos und wird häufig von der Mutter in einem solchen Stuhl auf dem Rücken getragen.“ Whymper setzt mit Humor hinzu: „Meine Skizze ist allen europäischen Müttern ehrfurchtsvoll gewidmet; und vielleicht findet sich auch ein unternehmender Kinderfreund und Stuhlmacher, dem die Idee willkommen ist.“

Auch in China setzt man die Kinder gern auf kleine Stühle, die jedoch ringsum von einem aus Bambusstäben zusammengesetzten Gestell umgeben sind und dem Kinde freiere Bewegung mit den Armen, doch nicht das Aufstehen gestatten, indem sie durch eine vor der Brust niedergeschlagene Klappe daran verhindert werden. Auch behängt man diese Stühle mit Spielzeug für das Kind. Das Leipziger Museum für Völkerkunde besitzt dergleichen Kinderstühle; sie werden mit dem Kinde in einen Apparat eingesetzt, der ebenfalls aus Bambus angefertigt ist, und das Kind ringsum umgiebt. Einen Kinderfahrstuhl aus China findet man gleichfalls in diesem Museum; derselbe steht auf Rollen, und das in ihm sitzende Kind kann sich auf der

1) Dixon und Portlock's Reise um die Welt. Deutsch v. Forster. S. 213.
2) Whymper, „Alaska,“ Deutsche Ausgabe. S. 225.

vor ihm befindlichen Klappe, die ihm als Tisch dient, mit Spielen beschäftigen; auch sind vor diesem Tischchen mehrere auf einem Stabe aufgereihte Ringe angebracht, die das Kind spielend und klappernd hin- und herbewegen kann.

Sobald das Kind beginnen soll, beim Arbeiten, Schreiben u. s. w. am Tische zu sitzen, so drohen Gefahren durch ein fehlerhaftes Sitzen, indem sich das Kleine einestheils zu sehr vorbeugt und dadurch kurzsichtig wird, auch die Brust zusammendrückt, anderntheils sich schief setzt, wodurch der Rücken einseitig verkrümmt wird. Um dies zu verhüten, müssen die Angehörigen darauf sehen, dass der Stuhl, auf dem das Kind sitzt, nicht zu entfernt und nicht zu nahe am Tisch steht. Damit auch weiterhin das Kind in Abwesenheit der aufsichtführenden Angehörigen zu einer richtigen Haltung genöthigt werde, kann man den Schreber'schen Geradehalter anwenden.[1]) Dies ist ein eisernes, an der Tischkante anzuschraubendes Gestell, welches aus einem senkrechten Stabe mit einem Querstabe besteht; mittels einer Stellschraube kann man letztere je nach der Grösse des Kindes höher oder niedriger stellen. Dieser Querstab, der leicht an der Brust anliegt, verhindert das Vorhalten des Oberkörpers und Kopfes, das Andrücken der Brust an die Tischkante und jeden Versuch des Schiefsitzens.

Einzelne Völker betrachten das erste Aufsitzen des Kindes als einen besonders feierlich zu behandelnden Act, als eine hochwichtige Angelegenheit für sein Leben und seine Zukunft. Wenn in Java das Kind den 7. und 8. Monat erreicht hat, so begibt sich der Vater desselben mit seinem Sprössling an einen geweihten Platz, wo berühmte Personen, die ein hohes Alter erreicht haben, begraben liegen. Daselbst setzt man das Kind zum ersten Male auf die Erde, während es bis dahin beständig getragen wurde oder auf erhöhtem Lager sich befand.

5. Das Gehen.

Ganz von selbst erlernt das Kind das Gehen. Lässt man das kleine Wesen zu der Zeit, in der es seine Muskelkraft erwachen fühlt, auf der Erde oder im Bettchen liegen, so beginnt es sich von Zeit zu Zeit zwar anfangs noch mühsam, doch mit allmälig zunehmender Energie aufzurichten, das Köpfchen zu erheben und, auf die Händchen gestützt, die Versuche zum Sitzen zu machen, welche ihm nach und nach in immer vollkommenerem Grade gelingen. Dann folgen die Bestrebungen nach Ortsveränderung; nächstliegende Gegenstände sucht das Kind zu ergreifen; und wenn dieselben sich ausserhalb des Bereiches befinden, so rutscht und kriecht es auf allen Vieren zu ihnen hin. Das Knien und Rutschen ist der nothwendige Uebergang zum Gehen. Im Allgemeinen fällt in europäischen Familien der erste Versuch

1) Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit von Dr. Schreber, Leipzig 1858, S. 203. (Der Apparat ist zu haben bei Mechanicus Joh. Reichel in Leipzig, Peterstrasse.)

des sich aufrecht an festen Gegenständen haltenden Kindes, frei zu stehen, zu traben, zu gehen, in das 4. bis 7. Vierteljahr seines Lebens.[1])

Im Benehmen der kleinen Kinder bei diesem Uebergange sind ganz besondere Racen-Unterschiede wahrgenommen worden. Die Kinder der Araber, sowie einiger Völker Afrika's zeigen eine ganz andere Manier, sich rutschend fortzubewegen, als sämmtliche Kinder europäischer Völker. In dieser Beziehung äusserte der gut beobachtende Livingstone („Letzte Reise in Centralafrika," deutsch, S. 159): „Manyuema-Kinder kriechen nicht gleich europäischen Kindern auf ihren Knien, sondern beginnen ihre Gehversuche damit, dass sie einen Fuss vorwärts setzen und ein Knie gebrauchen. Gewöhnlich benutzt ein Manyuema-Kind beide Füsse und beide Hände zum Gehen, aber niemals beide Knie. Ein Araber-Kind macht es ebenso, es kriecht niemals, sondern bewegt sich auf beiden Füssen fort und hilft mit den Händen nach." So kriechen nur Einzelne bei uns. Es wäre wohl die Aufgabe der Anthropologie, genauer nachzuforschen, wodurch solche Unterschiede bedingt sind, durch den spezifischen Körperbau, oder durch die angeborene geistige Anlage. Bei manchen Naturvölkern scheint das Kind früher als bei uns laufen zu lernen. So berichtet Dr. Gräffe, der für Godeffroy die Samoa-Inseln erforschte, dass dort die Kinder schon mit dem 9. und 10. Monate ohne grosse Nachhülfe der Mutter laufen, während diese sie noch Jahre lang säugt.

In der Kunst des Kriechens findet wohl nirgends eine besondere Unterweisung statt. Wie fast überall, so bleibt auch bei den Esten nach ausdrücklichem Berichte eines Beobachters dem Geschick und Instinkt des jugendlichen Wesens überlassen, wie dasselbe die Locomotion des Körpers vornimmt, ob durch Kriechen oder durch Rutschen.

Sobald das kriechende und rutschende Kind gelernt hat, sich an erreichbaren feststehenden Gegenständen anzuhalten, beginnt es, den Körper dadurch aufzurichten, dass es denselben mittels der Arme an diesen Gegenständen hinaufzieht. Hat es in aufrechter Stellung einen Stützpunkt zum Anlehnen des Körpers gefunden, so bleibt es nicht blos stehen, sondern es wagt auch die Beinchen als die eigentlichen Stützen des Körpers zu gebrauchen und schrittweise, sich fort und fort an den Wänden oder Möbeln weiter klammernd, den Schwerpunkt des Körpers bald dem einen, bald dem andern Fusse zu übergeben. Weiterhin hört mit der wachsenden Stärke der Muskeln das Schwanken des Körpers in der aufrechten Stellung auf; der Tritt wird fester, und bald gelingen die zuerst misslungenen Versuche, frei zu stehen und schliesslich selbst zu gehen.

„Bevor überhaupt irgend ein Gehversuch mit dem Kinde vorgenommen wird," sagt Schreber,[2]) „muss der Zeitpunkt abgewartet werden, wo es durch immer und immer wiederholte entsprechende Geberden und Bewegungen ganz entschieden zu erkennen giebt, dass es die dazu nöthige Festigkeit

1) W. Preyer, Die Seele des Kindes. Leipzig 1882. S. 170.
2) Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit etc. Leipzig 1858. S. 84.

und Kraft besitzt. Durch jeden vorzeitigen Gehversuch riskirt man sowohl Verbiegungen der Rückgrats- oder der Fussknochen, welche die der Körperlast entsprechende Festigkeit noch nicht besitzen, als auch übermässige Ausdehnung der Bänder sämmtlicher Rücken- und Fussgelenke und somit Verunstaltung der Gelenkverbindungen, weil die zum Schutze der Gelenke beitragenden Muskeln der erforderlichen Kraft ebenfalls noch ermangeln." Um beim Gehenlernen dem Kinde das nöthige Selbstvertrauen zu verschaffen, stellt man es einigemale angelehnt in die Ecke des Zimmers, hält ihm einige Schritte davon die ausgebreiteten Arme entgegen, auf die es dann mit triumphirender Freude losgehen wird. Bedarf es dann noch einige Zeit der Unterstützung durch Führung an einer Hand, so muss stets dabei eine gleichmässige Abwechselung zwischen rechts und links beobachtet werden; bei Unterlassung des Wechsels droht Ungleichheit in der Entwicklung der beiden Körperseiten."

In allen englischen Häusern wohlhabender Eltern liegen warme weiche Teppiche auf dem Fussboden. Das Kind sitzt und rutscht und läuft später auch blossfüssig auf solchen Teppichen, ohne sich zu verkühlen, und fällt, ohne sich wehe zu thun. Soll das kriechende und laufende Kind davor bewahrt werden, dem Ofen oder anderen Möbeln zu nahe zu kommen, so umgiebt man seinen Spielplatz mit einer Hürde.

Man setze, so lehren jetzt die Aerzte, das Kind, das sich im Laufen üben soll, auf den Fussboden; dort ist es sicher. Nur sei dieses Uebungsplätzchen rein und mit einem dicken Tuche bedeckt, damit beim Fallen das Kleine eine weiche Unterlage hat. Auch umgebe man diesen Platz mit der von Gölis[2]) empfohlenen viereckigen Hürde, die auf der inneren Seite gefüttert oder tapezirt ist, oder mit einem kindeshohen Rahmen, über den ein netzartiges Geflecht gespannt ist. Verwerflich ist jedoch der einst in Paris erfundene und von Mauthner in Wien[3]) befürwortete sog. Kinderspringer (sautoir des enfants, baby jumper), ein von der Decke herabhängender Apparat, in dem das Kind schwebt. Die Vorrichtung besteht aus einem Holzreif, der mit einer starken elastischen Schnur durch vier Bänder verbunden ist. An diese Schnur wird der Reif mittels eines im Plafond eingeschraubten Hakens so aufgehängt, dass man ihn höher oder niedriger stellen kann. Von dem Reif gehen vier Bänder zu einem Corset herab, das dem Kinde angezogen wird, wobei man zu beachten hat, dass dieses mit den Fussspitzen den Boden berühren könne. Durch das Gewicht des Körpers und durch die Elasticität der Schnur entstehen kleine Schwingungen, die sich das Kind gern gefallen lässt. Es fängt dann an zu hüpfen, sich bald links, bald rechts zu drehen und das schellende Spielzeug in der Hand zu schütteln. Neuerlich kam in einigen Städten dieser unnöthige Kinderspringer wieder in Aufnahme.

---

1) Hartmann, die Nigritier. Berlin 1877. Taf. 30.
2) Vorschläge zur Verbesserung der Kinder-Erziehung. Wien. S. 75.
3) „Kinderdiätetik." 3. Aufl. Wien 1857. S. 199.

Die Erfindungskraft der Völker ersann manche Hülfsmittel, welche den Uebergang des Kindes vom Liegen und Kriechen zum Stehen und Gehen erleichtern und beschleunigen sollten. Gängelbänder, die um des Kindes Achseln oder Brust gewunden und von den Müttern gehalten, zum Aufrechthalten des Kindes dienten, Laufkörbe, d. h. auf Rädern gestellte Körbe, auf deren Rand sich das Kind mit Achseln und Brust stützt, und ähnliche Vorrichtungen sind in unsern Gegenden seit sehr alter Zeit für solche Zwecke im Gebrauch gewesen. Man sieht sie schon auf Bildern, die aus dem Mittelalter stammen und einen Einblick in das Leben der damaligen deutschen Kinderstube gewähren. Der Gehkorb oder Gängelwagen ist beispielsweise in „Petrarchae Trostspiegel," gedruckt zu Frankfurt 1572, in Holzschnitten abgebildet, welche — wie Scheible in seinem „Kloster" anführt — schon aus dem Jahre 1520 herrühren, und unter anderem eine Kinderstube darstellen; hier zeigt sich ein nacktes Kind im Gehkorbe, der auf vier Rollen läuft und mit dem Trichter dem Kinde unter die Achseln reicht. In Veit Conrad Schwarzen's „Bilderbuch" aus dem 16. Jahrhundert erhält man die Darstellung der Kindespflege jener Zeit; im Jahre 1543 erscheint der Autor etwas über ein Jahr alt, im Lauf- oder „Gängelwagen," an dem er gehen lernt und den auch Scheible (Kloster VI, 2. S. 738) abbildet.

Solche Geräthe wurden wohl ziemlich allgemein benutzt, nachdem man das Kind aus der Wiege genommen und eine Zeit lang im Kinderwagen umhergefahren hatte. Allein die moderne Gesundheitspflege verwirft dergleichen Apparate, da sie zu leicht Verkrümmungen, Athmungsstörungen und andere Leiden veranlassen.

Im Gehkorb, sagt Dr. Mauthner ganz richtig, muss das Kind bei jedem Schritte die Brust an den oberen Rand der Oeffnung anstemmen und mit vorgelegtem Oberkörper gehen, wie Jemand, der eine Last vor sich herschiebt. Das Kind bekommt dadurch eine unsichere Stellung, fällt um so leichter und lernt um so später gehen. Der Gehstuhl, ein Gestelle, das aus vier von oben nach unten auseinanderlaufenden Füssen auf Rollen besteht, hat dieselben Nachtheile, und wegen seiner leichten Beweglichkeit geschieht es nicht selten, dass das Kind mit demselben umfällt. Das Leitband, das Gehmieder und der Fallhut sind ebenfalls nutzlos; denn in den beiden ersteren gewöhnt sich das Kind, Kopf und Oberkörper beim Gehen nach vorne zu halten. Es fällt daher nieder, sobald man es loslässt. Auch soll man ein Kind, das zu gehen anfängt, nicht hinten am Kleide führen, weil die Haltung des Körpers dadurch unnatürlich wird; führt man es an einem Händchen, so muss man sich hüten, es bei einem Fehltritte schnell und plötzlich zu heben, weil dadurch leicht ein Gelenk zu sehr gedehnt, wohl auch verrenkt wird. Der Fallhut, der schon im Mittelalter vielfach im Gebrauch war und hier und da als „Türkenbund" bezeichnet wird, soll den Kopf beim Fallen schützen; allein schon der Kinderarzt Gölis in Wien erklärte diesen Kopfpanzer für schädlich, weil er den Kopf zu sehr erhitzt und auch eine Beule weniger schadet.

Die Verbreitung der Hülfsmittel, die dem Kinde das Laufenlernen erleichtern sollen, ist keine geringe. Die alterthümlichen Gehkörbe und Gehstühle kommen noch immer in manchen Ländern Europa's vor; insbesondere sind sie in Rom heimisch. Sobald die Kinder der Esten anfangen, sich aufzurichten, kommt eine verderbliche Methode in Anwendung, das Stehen in einem besonderen, wie Referent sagt, „schwer zu beschreibenden" Apparat, welcher das Kind festhalten und vor dem Fall schützen soll; hierdurch werden gewöhnlich krumme Beine und Abnormitäten der Wirbelsäule erzeugt.[1])

In jener Abtheilung der Moskauer, im Jahre 1879 stattgefundenen anthropologischen Ausstellung, welche der Pflege und Wartung des Kindes bestimmt war, sah man eine Anzahl von Vorrichtungen, welche bei russischen Völkern das Kind bei seinen Gehversuchen unterstützen sollen, z. B. einen Hohlcylinder, einen einfachen ausgehöhlten Baumstamm oder Klotz, der dem Kinde bis an die Schulter reicht.[2])

Vorzugsweise bedienen sich besonderer Einrichtungen mehrere Völker Asiens. In China fanden die Engländer in den Dörfern um Shanghai bienenkorbähnliche Cylinder, in welche man die Kinder hineinstellt, so dass sie bis unter die Schultern umschlossen sind und ihre Arme frei haben. Die Ostjaken und Samojeden besitzen Vorrichtungen aus Holz, um den Kindern das Laufenlernen zu erleichtern; in den „Deutschen geographischen Blättern" von Bremen (1877) fand ich ein Verzeichniss der Hausgeräthe, welche unter diesen Völkern Dr. Finsch bei seiner Reise nach Sibirien gesammelt hat; und hierbei war auch der erwähnte Apparat mit aufgeführt. Jetzt ist der Apparat, welcher dem Bremer Museum übergeben worden war, nicht mehr in demselben vorhanden; er soll angeblich zerbrochen sein. Doch hatte mein Freund und College Dr. Lorent in Bremen die dankenswerthe Freundlichkeit, mir auf meinen Wunsch Beschreibung und Zeichnung dieses interessanten Apparates zu liefern, wie derselbe s. Z. in der Finsch'schen Sammlung zu sehen war. Der Apparat stellte sich als ein Gestell oder ein auf Räder gestellter Holzrahmen von ziemlich roher Arbeit dar; die Räder, auf welchen er vorwärts und rückwärts geschoben werden konnte, bestanden aus abgesägten und durchbohrten, scheibenförmigen Abschnitten von Baumstämmen; es war dies so zu sagen ein Schiebewagen, den das Kind schiebt, indem es an ihm sich aufrecht erhält.

Das Interessante dabei ist die Thatsache, dass ganz ähnliche Hülfsmittel zum Laufenlernen über einen grossen Theil von Asien verbreitet sind. Denn Sir Forsyth brachte von seiner Gesandtschaftsreise nach Kaschgar (Turan, im Chanat Chokand) u. A. eine Photographie Chapman's mit, welche zeigt, dass auch in Jangi-Hissar ähnliche Apparate existiren: ein Holzrahmen, der unten rechts und links Rollen hat und gerade so hoch ist, dass das Kind stehend sich mit den ausgestreckten Armen auf denselben stützen kann, ist vorn mit einem bis auf den Boden reichenden Stab versehen. der ihn als

1) Globus 1880, S. 282.
2) Archiv f. Anthropologie. 1879. XI. S. 259.

Stütze in aufgerichteter Stellung erhält und es ermöglicht, dass das Kind, wenn es vorwärts schreitet, den ganzen Apparat vor sich herschieben kann.

Die Armenier und Tataren des Kreises Nucha im Gouvernement Tiflis schenken den Bemühungen der Kinder, das Gehen zu erlernen, gar keine Aufmerksamkeit; man überlässt sie sich selbst; jedoch bei wohlhabenden Leuten bemüht man sich, dem Kinde zu helfen und seine Geh- und Stehversuche durch allerlei Mittel zu unterstützen. Besonders erwähnenswerth ist ein Apparat, „Tscheran“ genannt; ein dreieckiger, auf Rädern laufender Rahmen, in welchen das Kind hineingestellt wird (nach R. Stojanow). Im sechsten Lebensmonate werden bei den im Gouvernement Eriwan (Kaukasien) lebenden drei Volksstämmen, den Armeniern, Tataren und Kurdinen die Versuche gemacht, das Kind sitzen zu lassen; im 7. bis 8. Lebensmonate lässt man die Kinder kriechen und im 10. bis 12. Monate lehrt man sie gehen. Man benutzt dazu hier und da eine besondere Vorrichtung, welche auf Armenisch „Tschrik“ oder „Tschor“ genannt wird. Ein viereckiger senkrecht stehender Rahmen wird mit seinem untern Rand auf zwei Räder gesetzt; von der Mitte der durch beide Räder gehenden Achse läuft ein unpaarer Stab aus, an welchem ein drittes Rad befestigt ist; mitunter ist dieser unpaare Stab und der obere Rand des Rahmens durch ein besonderes Stäbchen verbunden. Das Kind, welches mit seinen Händchen den oberen Rand des Rahmens hält, schiebt den Rahmen vor sich her und folgt dann selbst nach. Dies ist offenbar derselbe Apparat, welchen Forsyth in Jangi-Hissar gebräuchlich fand. Bei den Armeniern des Kreises Kasasch (Gouvernement Jelisawetpol) giebt es noch eine Art Tschor. An einem etwa 35 Centimeter hohen hölzernen unbeweglich in der Erde steckenden Pfosten lässt man einen horizontal liegenden, gleichfalls 35 Centimeter langen Stab sich drehen. Das Kind, welches diesen horizontalen Stab erfasst, kann sich nun mit ihm um den senkrechten Pfosten herumdrehen.[1]) Man sieht also, dass bei allen diesen Völkern das Bestreben vorhanden ist, den Kindern, sobald dieselben Lust zur activen Ortsveränderung zeigen, das Schreiten zunächst zu erleichtern und sie vor dem Umfallen zu schützen, so lange ihnen noch die Fähigkeit fehlt, den aufgerichteten Körper selbständig in Balance zu erhalten. Die hierzu dienenden Vorkehrungen sind die Erzeugnisse eines primitiven Erfindungsgeistes. Während die Culturvölker Europa's die noch im Mittelalter bei ihnen allgemein beliebten Gehapparate nunmehr nach und nach verwerfen, stehen mehrere halb civilisirte Völker Asiens in dieser Beziehung noch auf demselben Standpunkte, wie wir im Mittelalter; dagegen empfanden die Naturvölker Amerika's und Afrika's kein Bedürfniss, dergleichen Vorrichtungen für ihre Kinder anzuschaffen.

Hervorheben wollen wir schliesslich, dass diese besprochenen Vorrichtungen minderen Schaden anrichten, als manche üblen Gewohnheiten unserer Kleinkinderwärterinnen. Das einseitige Führen des Kindes, welches

1) Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz im Kawkas 1879; Globus 1880. Bd. 38. S. 271.

man beim Gehenlernen an den Händchen leitet, hat bekanntlich sehr leicht eine dauernde Schiefhaltung desselben zur Folge. An diesen Nachtheil muss man die Pflegerinnen recht oft erinnern. Auch das Halten und Aufheben des im Gehen fallenden Kindes an einem Arme kann eine recht schlimme Wirkung auf dessen noch wenig fest entwickelte Gelenke äussern. Da solche Rücksichten oft vernachlässigt werden, und da auch bisweilen die Väter mit ihren heraufwachsenden Kleinen sehr unzweckmässige Kräftigungsversuche und Kunststückchen veranstalten, so ist gewiss dankenswerth anzuerkennen, dass in dieser Hinsicht ein erfahrener Arzt, Dr. Schildbach,[1]) für Eltern und Erzieher eine kurze und bündige Anleitung zur körperlichen Ausbildung in den ersten Lebensjahren schrieb, wobei er nicht blos die Uebungen, die man mit dem Kinde vornehmen soll, genau bespricht und im Bilde darstellt, sondern auch auf die vielfachen Arten der falschen Behandlung des Kindes beim Heben aufmerksam macht.

Wie das erste Aufsitzen des Kindes bei einigen Völkern als ein festliches Ereigniss gilt (s. S. 120), so begrüssen andere Völker die ersten Schritte in festlicher Weise.

Sobald bei den Kirghizen im Gebiet Semipalatinsk das Kind anfängt zu laufen, so findet bei reichen Leuten ein Fest statt: Man bindet dem Kinde die Füsschen mit einer wollenen Schnur zusammen und stellt eine Schüssel mit irgend einer Speise vor dem Kinde auf; dann löst eine der angesehenen Frauen des Auls mit einem Messer diese Fessel und wirft sie aus der Jurte heraus; sie erhält dafür ein Geschenk, ein Stück Zeug. Dann werden alle Gäste mit Fleisch bewirthet — ein Gebet wird verlesen und man bringt dem Kinde seine Glückwünsche dar — Gesundheit, Reichthum und langes Leben.[2])

Neunzehntes Kapitel.

Das Einschläfern.

Nichts Besseres kann man dem Kinde wünschen, als einen Schlaf, der ungestört verläuft, und den der Volksmund als einen „süssen" oder „sanften" bezeichnet. Die Natur stattete das Kind noch mit geringer Receptionsfähigkeit aus; auch hat man behauptet, dass es ihm in der ersten Zeit an Gehörfähigkeit mangelt.[3]) Von anderer Seite wird dies nun zwar bestritten,[4]) und es scheint ausser Zweifel zu sein, dass der neugeborene Mensch wenigstens von starken Schalleindrücken eine Empfindung hat. Allein im Beginne

1) C. H. Schildbach's Kinderstuben-Gymnastik. Leipzig 1880 Veit & Comp.
2) Globus 1881. Bd. 39. S. 111.
3) Prof. Preyer, Die Seele des Kindes. Leipzig 1882. S. 48.
4) Dr. Moldenhauer, Zur Physiologie des Gehörorgans Neugeborener. In: Beiträge zur Geburtshülfe, Gynäkologie und Pädiatrik. Leipzig 1881. S. 199.

ist die Wahrnehmung von Schall und Ton noch schwach; das schlafende Neugeborene erwacht nicht von leichtem Geräusch. Nach und nach findet man, dass stärkere Schalleindrücke des Kindes Schlaf verscheuchen. Und wie die Stille und Ruhe schlafffördernd sind, so ist dies auch die Abwesenheit grellen Lichtes.

Manche Eltern verwöhnen das Kind, indem es z. B. die Mutter neben sich in's Bett legt und sich über dasselbe zum „Stillen" hinabbeugt, bis das Kind an der Brust einschläft; oder indem das Schaukeln der Wiege es gleichsam betäubt. Schlimmer sind die Opiate, die man noch häufig dem Kinde darreicht, oder spirituöse Getränke. Sind Säuglinge so unruhig, dass sie nicht einschlafen oder bald wieder erwachen, so muss die Ursache aufgesucht werden. Bald handelt es sich um drückende Kleidungsstücke, um ein zu warmes Bett, um ein zu warmes Schlafzimmer, bald hat das Kind Kolikschmerzen, Blähbeschwerden, oder war nicht völlig gesättigt in's Bett gelegt.[1]) Hier muss, wie sich von selbst versteht, die Ursache aufgesucht und beseitigt werden.

Allein die Neigung des Volkes, verborgene Einwirkungen böser Zauberkräfte anzunehmen, macht sich auch hier geltend; man greift zu abergläubischem Gegenzauber.

---

1. Der Kindesschlaf und der Aberglaube.

In Deutschland sucht man die Quelle der Schlaflosigkeit in wunderbaren Dingen: Ein Kinderwagen darf nicht hin- und hergeschoben, die leere Wiege nicht geschaukelt werden, sonst nimmt man dem Kinde die Ruhe (Thüringen); trägt man das Kind in's Freie, und schläft es dabei ein, so ist sein Schlaf „ausgetragen" (Böhmen). Wenn dagegen das Kind im Schlaf lächelt (was oft bei Darmkolik vorkommt), so soll man es nicht wecken, denn es sieht seinen Schutzengel, der mit ihm spielt; so heisst es an vielen Orten Deutschlands.

Dem unruhigen Kinde sucht man vielfach den Schlaf durch sympathetische Mittel zu erzeugen. Kann das Kind nicht schlafen, so ist ihm, wie es in Böhmen heisst „die Ruhe genommen," was meist von Bezauberung herrührt; dann trocknet man das Schläfenbein eines Fisches, pulvert es und giebt es dem Kinde in Wasser; oder man hackt mit einer Hacke auf den Hackklotz und legt sie dann in die Wiege. In Baiern legt man ihm den Schweinstallriegel unter. Im Vogtland kehrt die Mutter die Stube „im Kreuz" aus, so dass das Kehricht in der Mitte der Stube liegt, dann legt sie es dem Kinde unter den Kopf. Eine Beschwörung nimmt auf eigene Weise die böhmische Mutter vor; sie kriecht auf allen Vieren in der Stube herum und spricht beständig: „Ich suche den Schlaf dir, lieber N. N.," bis das Kind einschläft.

1) Uffelmann, Handb. der privaten und öffentl. Hygieine des Kindes. Leipzig 1881. S. 322.

2. Wiegen- und Schlummerlieder.

Eine wahrhaft sympathetische Wirkung liegt dagegen in dem Reize, mit welchem die Wärterin durch ihren Gesang die Psyche des Pfleglings zu beschäftigen und zu beruhigen sucht.

Die Volks-Poesie aller Völker ist reich an Gesängen, deren Text und deren Melodien die zärtlichen Mütter selbst dichteten und componirten. Die Liebe zu ihren Kleinen war ihnen die natürliche Lehrmeisterin in dieser einfachen Kunst. Die Urgrossmutter hat solche Lieder erfunden, und wenn sie dann hundertmal das Enkelmädchen in den Schlaf gelullt hatte, so benutzte dann noch nach später Zeit auch wiederum das zum Mütterchen herangereifte Kind dieselben Lieder zur Beruhigung ihres eigenen Sprösslings. Denn die junge Frau weiss ja doch aus frühester Erfahrung, wie sehr ihr des kosenden Liedes Wort und Ton beim sanften Einschlafen behagten. Das alles klingt so herzlich und innig; leicht erfundene Reime und ruhig dahinschreitender Rhythmus geben dem Schlummerlied etwas höchst Trauliches. Der Geist des Kindes soll durch die fort und fort an das Ohr schlagende Harmonie beschwichtigt und durch den seiner Fassungskraft angepassten Inhalt des Liedes abgelenkt werden von jedem unbehaglichen Gefühl.

Das gleichmässige Tempo, das den meisten Schlummerliedern eigen ist, das monotone Geräusch der hundert mal wiederholten Melodie, die mehr gesummt, als gesungen wird, wirkt in ähnlicher Weise auf die Seele des Kindes, wie das einschläfernde Verfahren, welches wir bei uns selbst anwenden durch leises und langsames Zählen, durch die Vorstellung, dass wir auf ein wogendes Kornfeld blicken u. s. w.[1]) Aber die summende Melodie, die wir schon im zartesten Alter so oft gehört haben, begleitet uns durch das ganze Leben, und die Worte, welche unsere Wärterin fort und fort trällerte, bis wir in der Wiege die Augen schlossen, bleiben unserem Herzen eingeprägt.

Die Wiegenlieder haben dreierlei Zwecke: entweder sollen sie dienen, die Kinder einzuschläfern oder sie zu besänftigen, wenn sie weinen, oder endlich sie zu erheitern und munter zu erhalten, wenn sie eben bei guter Laune sind. Zum ersten Behufe dienen in der Regel Gesänge, die gar keinen direkten Bezug auf das Kind selbst haben, sondern mehr durch ihren monotonen, aber dabei doch melodiösen Rhythmus die gewünschte Wirkung hervorbringen sollen. Zuweilen sind jedoch diese Lieder voll tiefen Gemüthes, anmuthiger Bilder und zarter Gedanken, welche die Besorgniss der Mütter um das Wohl ihrer Kleinen oder deren Ermüdung vom langen auf den Armenhalten, sowie auch ihre Hoffnungen für die Zukunft des Säuglings, dass nehmlich derselbe glücklich, reich und angesehen werden möge, ausdrücken. Unter dem ge-

1) Wie wesentlich für die Musik, demnach auch hiefür, Tact und Rhythmus, d. h. also die Wiederholung gleichmässiger Theile ist, hat Simmel in Lazarus' und Steinthal's Zeitschrift für Völkerpsychologie 1881. XIII. 3. Heft dargethan.

meinen Volke spiegeln sich dann darin die, grösstentheils auf den Müttern lastenden Sorgen um die Aufziehung der Kinder, wie mitunter der Unmuth darüber, dass die Ehemänner indessen bei Spiel und Wein im Wirthshause sitzen. Mehr wie alles Andere streben indess die Mütter die Hervorlockung jenes unvergleichlichen Lächelns auf den Lippen ihrer Kleinen an, welches der erste Blitzstrahl des erwachenden Verstandes ist. Darum haben sie auch eine Unzahl Scherzlieder erdacht.[1])

Das Alles hat gewiss einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Bildung des Herzens. In dieser Beziehung sagt H. Mejer, welcher dergleichen Liedchen in Ostfriesland aufsammelte, recht gut: „Was man bis in's späteste Alter behält, was nur der geringsten Anregung bedarf, um wieder in voller Klarheit vor die Seele zu treten, das ist gewiss nicht der geringste Factor in unserer Entwickelungsgeschichte gewesen.“ Auch meinte schon Grimm: „Sagen, Märchen, Lieder u. s. w. sind ein unerschöpfliches Gut, das dem Menschen von Heimaths wegen als ein guter Engel beigegeben ist, der ihn, wenn er in's Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet.“ — So ist denn auch das Thema, das die als Wiegen- und Schlummerlieder gesungenen Gedichtchen behandeln, gar nicht gleichgültig. Da heisst es z. B.: Draussen weiden Schafe, der Wolf verfolgt sie, Du aber, mein Kind, kannst ruhig sein, Dir thut Niemand Böses, drum schlafe u. s. w.

Die Thierwelt spielt in den französischen Wiegenliedern keine geringere Rolle als in den deutschen; die Mütter und Wärterinnen wissen recht wohl, wenn sie ihre Liedlein dem Verständniss des Kleinen anpassen wollen, dass es vor allen gewisse Thiere sind, an denen das Auge jedes Kindes mit Wohlgefallen hängt, und die man ihm nun auch durch eine Erwähnung beim Einträllern spielend seinem geistigen Auge vorführen muss, damit es unter den ihm wohlgefälligen Bildern einem süssen Traum anheimfällt. Schäfchen, Gänse, Schmetterlinge finden hier vor Allen Erwähnung. Ein französisches Schlummerlied lautet:

Ah! Ah! papillon, marie-toi!
— Hélas! mon maitre, je n'ai pas de quoi.
— Là, dans ma bergerie, j'ai cent moutons,
Ça s'ra pour faire la noce du papillon.

So passiren manchmal die sämmtlichen Thiere der Nachbarschaft Revue und werden zu einander in reizende oder komische Beziehung gebracht. Da kommt der Fuchs, der Wolf, der Hund vor, und jedes übernimmt seine Rolle; im französischen Wiegenlied findet der Reiher seine Stelle:

Ah! Ah! que dit le héron?
— J'ai les ailes et le cou long,
J'irai à la rivière pêche le poisson,
Ça s'ra pour faire la noce du papillon . . .

Hierzu sagt Theuriet ganz richtig: „A chaque apparition d'un nouveau personnage, la scène change et une nouvelle perspective s'ouvre à l'esprit

1) Prof. Francesco Corazzini, I componimenti minori della letteratura popolare italiana nei principali, o saggio di letteratura dialettale comparata. Benevento 1877.

de l'enfant, jusqu'à ce que, charmé, il glisse doucement de la rêverie dans le rêve, et du rêve dans le bon sommeil profond de l'enfance."

Manche Schlummerlieder, mit welchen die fromme Mutter ihr Kind zum sanften Schlaf einsingt, schliessen sich in vieler Beziehung den Segenssprüchen an. Denn sie befiehlt in mehreren solchen Liedern ausdrücklich dem Schutze der guten Götter ihr Wiegenkind, sobald es einschläft.

„Das Kind wird nicht heiter, nicht musikalisch, kann nicht den Schlaf finden, dem man nicht an der Wiege singt." An diesen in der Schweiz heimischen Spruch knüpft Rochholz[1]) eine warme Lobrede auf die Wiegenliedchen. Sie waren bei den Griechen ebenso gewöhnlich, wie bei uns, und hiessen bei ihnen Baukalemata.[2]) Als Alkmene ihre Zwillinge in das Bett gelegt hatte, so streichelt sie ihnen noch um's Haar und singt ihnen ein Wiegenlied, das Theokrit abgelauscht hat:

„Schlafet nun ein und erwachet mir wieder,
Friedlich schlaft bis zum folgenden Morgen,
Herzensseelchen, Brüderpärchen, meine kleinen Kinderlein!"

Fischer[3]) spricht das hübsche Motto über alles Ammenlied aus:

„Wo Honig ist, da samlen sich die fliegen,
Wo kinder sind, da singt man um die wiegen."

Auch erinnert Rochholz daran, was einer unserer besten Lyriker, Rückert, über seine eigene Jugend berichtet:

„Ich war ein böses Kind und schlief nie ungesungen;
Doch schlief ich ein geschwind, sobald ein Lied erklungen,
Das meine Mutter sang gelind.
Und also bin ich noch, ein Schlaflied muss mir klingen;
Nur dieses lernt' ich noch, es selber mir zu singen,
Seit ich der Mutter wuchs zu hoch.

Und was mir tief und hoch nun mancherlei erklungen,
Ist nur ein Nachhall doch von dem, was sie gesungen;
Die Mutter singt in Schlaf mich noch."

Ein schönes „Kinderlied auf die Weihnachten vom Kindelein Jesu" hat Dr. Martin Luther gedichtet. In der vierzehnten Strophe lautet dasselbe:

„Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei,
Das rechte Susaninne schon
Mit Herzenslust den süssen Ton."

Das Wort „Susaninne" kommt in der spielenden Sprache der Mütter und Wärterinnen und in den sogenannten „Kindelwiegenliedern" vor, die seit alter Zeit am Weihnachtsfeste in manchen Gegenden Deutschlands unter Umhertragen des Christkindleins vom Volke gesungen wurden. Ninne-Nanne nennt man im Italienischen die Wiegenlieder.[4]) Für diese Bezeichnung sucht Dr. Badke[5]) nach einer Erklärung: Mit nonna, nonno oder nanna be-

1) Rochholz, Alemann. Kinderlied und Kinderspiel in der Schweiz. 1857. S. 299.
2) Athenaeus XIV. 10. S. 618.
3) Podagrammisch Trostbüchlein 1577.
4) Corazzini, I componimenti etc. Benevent. 1877.
5) Dr. Otto Badke, Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. Breslau u. Leipzig 1879. S. 150.

zeichnet man den Schlaf der Kinder, und die Mutter oder Amme ruft dem kleinen Schreihals in der Wiege zu: fa nó nó. Vielleicht entstand das Wort aus einer Corruption von sonno (Schlaf) oder suonno (dialektisch), mit dem viele dieser kleinen Lieder in Italien anfangen:

Suonno, suonno, e suonno suonno dico,
Quanto ti faccio te lo benedico.

Vielleicht ist das Wort Susaninne, das in Luther's Weihnachts-Wiegenlied und auch sonst bei uns vorkommt, aus Italien importirt. In der Schweiz kommt dagegen die Form „Nuni-nuni-soli" vor.

Einfache Gesänge zum Einlullen der Kinder besitzen fast alle Naturvölker. Es würde eine recht dankbare Aufgabe sein, wenn man einmal diesen ungemein liebenswürdigen Theil der ursprünglichen Volkspoesie aufsammeln und zusammenstellen wollte. Ich selbst kann nur von den Schlummerliedern einzelner Urvölker berichten. So kenne ich beispielsweise das in der Indianer-Poesie vorkommende Kinderliedchen:[1])

„Feuerfliege, Feuerfliege, leuchte mir zu Bette,
Komm, komm, kleiner Leuchtwurm.
Du bist mein Licht, leuchte mir auf meinem Weg."

Ein Schlummerlied der Sioux nach Domenech lautet in der freien Uebersetzung:[2])

„Schwank' hin, schwank her, du nette Wiege,
Roll' hin, roll' her, du luftige Schwebe;
Schlaf, mein Kindlein, schlaf, schlaf ein,
Es wacht bei dir die Mutter dein.
Sie ist es, die dich immer wiegt,
Schlaf, schlaf, Kindlein, schlaf.

Ach, Liebling, du bist ja der Mutter Freude,
Schlaf, schlaf, mein Kindlein, schlaf ein.
Du zarte Wiege, schwank' hin und her,
Wiege mein Kindchen nahe bei mir.
Doch, süsser Liebling du, weine nicht,
Denn deine Mutter wacht über dich.

Roll' hin, roll' her, du luftige Schwebe,
Sanft wiege das schlafende Knäblein;
Die Mutter bewacht ihn ganz nahe daneben,
Damit er niemals sei allein.
Wiege in der Luft, du nette Kote (d. i. Kästchen, Wiege),
Wiege, wiege, süsses, kleines Kind."

Und ebenso, wie in Australien die Mutter das Schreien des Kindes durch Gesang stillt,[3]) so singt auch die Maori-Frau auf Neuseeland ihren Säugling mit hübschen, herzigen Schlafliedern ein.[4]) Die Hottentotten-Mutter aber pflegt ihr Schoosskind durch improvisirte Lobgesänge anzusingen, deren Inhalt ungefähr folgender ist:

„Du Sohn einer helläugigen Mutter,
Du weitsichtiger,
Wie wirst Du einst ‚Spur schneiden' (d. h. das Wild aufspüren),
Du, der Du starke Arme und Beine hast,
Du starkgliedriger,
Wie wirst Du sicher schiessen,
Die Herero berauben
Und Deiner Mutter ihr fettes Vieh zum Essen bringen —
Du Kind eines starkschenkligen Vaters,

1) Die Indianer Nordamerika's. Eine Studie von Theodor Waitz. Leipzig 1865. S. 178.
2) J. Greenwood, Curiosity of savage life. London 1863. S. 17.
3) Gerland-Waitz, Anthrop. d. Naturw. VI. 782.
4) Dieffenbach, New-Zealand and its native population etc. London 1841. 2. 27.

Wie wirst Du einst starke Ochsen zwischen Deinen Schenkeln bändigen,
Du, der Du einen kräftigen Penis hast,
Wie wirst Du kräftige und viele Kinder zeugen!"

Hierbei pflegt die Mutter die besungenen Theile zu streicheln und zu küssen, die Geschlechtstheile jedoch betastet sie nur und küsst die eigenen Finger, welche diese Theile berührt haben.[1])

Ein hübsches Wiegenlied der Finnländer theilt Castrén[2]) mit:

Älä itke hyvä lapsi!	Weine nicht, o gutes Kindchen!
Kun Kilia kirkkon tekeevi,	Da Kilia die Kirche bauet,
Nalli nauloja takoovi —	Da die Nägel Nalli schmiedet —
Munkalainen muuraa.	Maurer ist ein Fremdling.

Wiegenlieder der Araber findet man in: H. H. Jessup's (Missionärs in Syrien) „The women of the Arabs;" edit. by C. S. Robinson and J. Riley; London 1874; in diesem Buche giebt es „a children's chapter," enthaltend arabische nursery rhymes.

Bei weiteren Vergleichungen zeigt sich gewiss, dass die Dichtkunst in der Volks-Poesie der verschiedensten Völker häufig bei gleichen Aufgaben ganz ähnliche Stoffe wählt, und dass die Schlummerlieder aller Völkerschaften in Form und Inhalt einen auffallend übereinstimmenden Charakter haben. „Wiegenlieder," sagt Fr. W. Oppenheim,[3]) „kennt man in der Türkei ebenso wie in Europa."

Alle Völker Europa's besitzen ihre nationalen Wiegenlieder, die wohl meist aus sehr früher Zeit stammen, überall jedoch auch provinzielle Unterschiede zeigen; denn die erfinderische Phantasie der Mütter ersann immer Neues hinzu. In England singt man als Wiegenlied „the old nursery rhyme:"

„shoho, lullaby, go to sleep baby."

Auch französische Wiegenlieder giebt es in grosser Mannigfaltigkeit.[4]) In Frankreich lullt die Amme den Säugling mit dem üblichen „Do, do, do l'enfant" ein.

Die Wiegefrau (Berceuse) heisst in Lothringen Endormeuse. Von ihren Liedchen sagt André Theuriet:[5]) Ces berceuses ont toutes une mélodie câline et attendrie; les paroles n'y brillent pas par la logique, mais elles sont ingénieusement appropriées à l'intelligence naissante de l'enfant. Les phrases sans rime ni raison sont composées de mots lumineux et sonores, destinés à agir sur la fraîche imagination du bambin:

---

1) Theoph. Hahn, Globus XII. 278.

2) Castrén, Kl. Schr., herausg. v. Schiefner. S. 242.

3) „Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankh. in der europ. und asiat. Türkei." Hamburg 1833. S. 47.

4) Jedenfalls finden sich solche in dem mir nicht zugänglichen Buche: Jérome Bujeaud, Chants et Chansons populaires des provinces de l'ouest, Poitou, Saintonge, Aunis et Angoumais. Niort. 1866. Vielleicht auch Einiges in: De Puymaigre, Chants populaires rec. dans le pays Messin. Metz et Paris 1865. Eine Anzahl „Berceuses" brachte Ph. Kuhff, Les enfantines du „bon pays de France." Paris 1878. — Englische Wiegenlieder finden sich wohl in: J. B. Ker, An essay on the archaeology of our popular phrases and nursery rhymes. London 1835. — Halliwell, Nursery rhymes and popular rhymes; holländische in J. van Vloten: Nederlandsche Baker- en Kinder-rijmen; derde, veel vermeerde Druk. Leiden 1874.

5) Revue des deux mondes. 1877. Mai. p. 49.

Petite fille de Paris,
Prête-moi tes souliers gris
Pour aller en Paradis,
Nous irons un à un
Au chemin des saints,
Deux à deux
Dans le chemin des cieux . . .

Eine kleine Reihe französischer Wiegenlieder lautet in Uebersetzung:[1])

„Schlaf, mein Kindlein, schlaf,
Schläfst du gleich, so bist du brav!"

„Schlaf jetzt, schlaf,
Klaus, mein Brüderlein,
Schlaf jetzt, schlaf,
Kriegst auch Kuchen fein;
Kuchen kriegt Papa
Und auch die Mama
Und ein Körbchen voll
Ich bekommen soll."
(Poitou, Angoumais und andere Bezirke.)

„Papa, der sagt's, dass gleich du schläfst,
Mama, die sagt's, dass gleich du schläfst,
Papa, Mama, die wollen's so,
Drum, Kindlein, schlaf!"

„Schlaf, mein Herzenssohn, du schönster auf der Welt,
Sollst auch Hauptmann sein, ein grosser Kriegesheld.
Von Gold trägst du ein Kleid,
Ein Schwert, zum Kampf bereit,
Bist herrlich anzuschau'n
Den Mädchen und den Frau'n,
Wenn sie in ihrer Pracht
Zum Schlosse dich gebracht.
Und kommt herbei das Jahr,
So führst du zum Altar
Die Allerschönste gar."
(Kuhff'sche Sammlung.)

In italienischen Volksliedern wird hie und da der Schlaf (sonno) noch nach antiker Anschauung als Gott angerufen:

„Suonno, suonno chi vai e vieni da lo monte
Co' 'na palluccia d'oro e dàlli 'n fronte;"

oder

„Suonno, suonno, vieni ca ti canto
Come a la messa de tutti li santi."

„Suonno, suonno, vieni ca t'aspetto
Come Maria aspellava San Giuseppe."

„Suonno, suonno, vieni ca 'mo viene
Vene 'na varca carrica te bene."
(Nach Civellino.)

In Sicilien findet sich diese directe Anrufung des personificirten Schlafes auch, aber daneben tritt hier das „Schlaf, Kindlein, schlaf" des deutschen Volksliedes in den Vordergrund.

„Suonnu, sunnuzzu, chi va' firiannu?
Li picciriddi vaju addurmintannu.
Suonnu veni di luntanu,
Annumiscitila, Sammastianu."
(Noto.)

1) Frankreichs Kinderwelt in Lied und Spiel, übertragen von Otto Kamp. Wiesbaden 1878.

„E a-la-vò, li galeri junceru
E sunnu junti ddocu a lu Molu."
(Palermo.)

„E a-la-vò sunnuzzu viniti
E a me figghiu m'addurmisciti."
(Marsala).

Die venetianischen Wiegenlieder beginnen in wieder etwas verschiedener Variation gewöhnlich mit dem Ausdruck: fame la nana, z. B.

„Fame la nana e ni-na-na de longo
Sera i to oceti e fame un sono longo.

E nina, nana, e ni-nana, ni-nano
A meza note sona stu campano."
(Nach Bernoni.)

In den italienischen Wiegenliedern findet Badke[1]) manchmal noch einen poetischen Nachklang aus einer schöneren Zeit; er möchte dieselben als „das letzte am Horizont verschwindende Wetterleuchten eines vorübergegangenen Gewitters" ansehen. Hier mischen sich Erinnerungen an den Vater mit Gebeten an die Madonna und die Heiligen, hier äussert sich die eigene Freude der Mutter in zarten Liebkosungen; in Venedig singt man:

„Schlaf, mein Kindchen, und schlafe lange,
Schliesse die Aeuglein und schlafe lange,
Schlafe, ja schlafe die ganze Nacht,
Bis dir zur Freude der Morgen lacht.
Gott gebe Glück dir und gebe Vergnügen,
Die dich gebar, hält Wacht an der Wiegen.
An der Wiege steht sie und singt und wiegt,
Bis mein Kindchen in süssem Schlummer liegt.
Und muss ich, mein Herzchen, von dir gehen,
Wird Gott zur Wacht an der Wiege stehen."

In unseren deutschen Gauen haben sich gewisse Reime fast überall eingebürgert; sie sind ohne Zweifel sehr alt, wurden jedoch hie und da variirt. Die gebräuchlichsten sind wohl die in verschiedenen Mundarten etwas veränderten Verse:

„Schlafe, Kindchen, schlafe,
Draussen stehn zwei Schafe,
Ein buntes und ein weisses,
Wenn das Kind nicht schlafen will,
Kommt das bunte und beisst es."

„Schlafe, Kindchen, schlafe,
Draussen stehn die Schafe
Mit den weissen Füssen,
Geben Milch, so süsse;
Süsse Milch und Weizenbrot
Machet mir mein Kindchen roth."
(Preussen.)

„Schlap, Kindke, schlap,
Bute stahn de Schap,
Bute steit da bunte Bock,
Bringt dem Kind e nüe Rock."
(Plattdeutsch).

„Schlof, mei Büaberl, schlof,
Auf'n Ofn obn sein d'Schof,
Die schworze und die weiss'n,
De thaten's Büaberl beissen."
(Steierisch Oberland.)

Es lag nahe, anzunehmen, dass im deutschen Alterthum ein Schlummerlied beliebt war, das diesen Varianten vielleicht als Urtext zu Grunde lag. Daher erregte die Auffindung eines althochdeutschen Schlummerliedes durch Georg Zappert in Wien, über welches Jacob Grimm[2]) und Franz Pfeiffer[3]) schrieben, grosses Interesse. Auf einem Pergamentstreifen, der

1) Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. Breslau und Leipzig 1879. S. 150.
2) J. Grimm, Ueber die Göttin Tanfana. Vortrag in der Berliner Akademie. 10. März 1859.
3) Fr. Pfeiffer, Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. II. Wien 1866.

dem Rücken eines Handschriftenbandes eingeklebt war, befand sich das Lied, von dem sofort Pfeiffer, einer unserer bedeutendsten Germanisten, der Wiener Akademie als höchst werthvollen Fund Mittheilung machte, und Grimm sagt von der Entdeckung ausdrücklich: „Es ist der werthvollste Fund, der gemacht werden konnte.“ In neuhochdeutscher Uebersetzung lautet dieses Schlummerlied:

„Docke, schlaf, schlummre! Das Weinen sogleich lasse!
Triwa (Göttin Treua) wehrt kräftig dem Wolfe, dem würgenden.
Schlaf bis zum Morgen, des Mannes Lieblingssöhnchen,
Ostra (Göttin) stellt (hin) dem Kinde Honigeier süsse,
Hera (Göttin) bricht dem Kinde Blumen, blaue, rothe,
Zanfana (Göttin) sendet morgen fette, kleine Lämmer
Und der einäugige Herr (Wuotan) vielleicht bald (dir) harte Speere.“

Dies Schlummerlied war, wie Grimm hervorhob, namentlich deshalb höchst interessant, weil in ihm eine Göttin Zanfana erwähnt wird, welche schon von Tacitus unter dem Namen Tanfana als Göttin der Germanen bezeichnet wurde. Allein nicht nur Wilh. Müller,[1]) sondern auch Grohmann,[2]) sowie C. Hofmann und Jaffé[3]) hielten dies Lied für unecht und untergeschoben. —

Wir wenden uns zu dem frischen, munteren Singsang, wie er jetzt in Ost und West, in Nord und Süd unseres deutschen Vaterlands so recht traulich von den Lippen der Mütter und Wärterinnen erklingt. In der Literatur findet sich gewiss noch so manches Schöne zerstreut,[4]) doch lässt sich mein kleines Material schon ganz gut zu Vergleichungen benutzen; nur bedaure ich, dass man nicht immer die Noten dazu hat, denn auf die Melodie kommt doch auch nicht wenig an.

In Oesterreichisch-Schlesien hat man folgende Kinderlieder, deren Melodien A. Peter in Noten brachte:

„Haid'l-dumm-dänne
Haast maine Hänne?
Wann ich äne Hänne haa,
Muss ich aa an Haan haan.
Kickrickii schrait mai Haan
Haid'l-dumm-dänne,
Haast maine Hänne.“

„Ich saach amol d'r aala Zickzick aas Aett'r,
Ich dochte, 's wäärn Muume ood'r a Fätt'r;
's waar käne Muume, 's war kä Fätt'r,
's waar d'r aala Zickzick ür Aettr.“

(Prof. A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. 1. Bd. Troppau 1865.)

Im Vogtlande singt die Mutter:

„Hei Puppeia (Eia popeia)[5]) was raschelt im Stroh?
Die jungen Gänsle laufen barfuss und haben keine Schuh;
Der Schuster hat Leder und keine Leisten dazu,
Drum laufen die Gänsle barfuss und haben keine Schuh.“

1) Göttinger gelehrte Anzeigen 1860, Stück 21 und 22.
2) Virgil Grohmann, Ueber die Echtheit des althochdeutschen Schlummerliedes. Prag 1861.
3) Sitzungsbericht der baierischen Akademie der Wissenschaften zu München. 1866. Heft I. S. 103.
4) Beispielsweise H. Frischbier, Preussische Volksreime und Volksspiele. Berlin 1867. S. 1.
5) Das in den deutschen Wiegenliedern so oft vorkommende Heia popeia oder puppeia sucht J. A. F. Köhler zu deuten. Er fragt, ob heia vielleicht von dem slavischen hajatih = schlafen ab-

In der Gegend von Reichenbach im Vogtland wird gesungen:

„1 2 3 4 5 6 sieben,
Muss ich an dem Schiebbock schieben,
Muss ich singen: Husch, husch, husch,
Kleiner Würgel, halt' die Gusch!"

„Ich ging einmal nach Engelland,
Begegnete mir ein Elephant;
Elephant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
Kuh mir Milch gab,
Milch ich der Mutter gab,
Mutter mir 'nen Dreier gab,
Dreier ich dem Bäcker gab,
Bäcker mir ein Brödchen gab,
Brödchen ich dem Fleischer gab,
Fleischer mir ein Würstchen gab.
Würstel ich dem Hunde gab,
Hundel mir Pfötchen gab,
Pfötchen ich der Magd gab,
Magd mir einen Klitsch gab."

„Liebe Mutter, 's wird Winter,
Mach's Stübchen schön warm,
Komm, setz' dich hinter'n Ofen
Und nimm mich in'n Arm."

(J. A. E. Köhler, Volksbrauch etc im Vogtlande. 1867. 331.)

Im Fränkisch-Hennebergischen:

„Amen, Amen, Amen,
Die Geiss, die geht in Samen,
In Samen geht die Geiss;
Die Suppe, die war heiss;
Heiss war die Suppe,
Die Kuh kriegt den Schnuppe,
En Schnuppe kriegt die Kuh;
Aus Leder macht man Schuh;
Schuh macht man aus Leder,
Die Gänse haben viel Feder,
Viel Feder haben die Gänse,
Die Füchse haben lange Schwänze,
Lange Schwänze haben die Füchse,
Der Edelmann hat eine Kutsche,
Wo er drein fahren kann.
Eine Katze und eine Maus,
Da war die Geschichte aus."
(Wasungen.)

„Annele,
Wannele,
Besser, dich, Annele,
Plomsöck."

„Bim Bam,
Der Pfaff ist krank,
Hot kä Stückle Brud in Schrank,
Hot dess Haus voll kleine Kinder
Und kä Stöckle Holz im Winter."
(Meiningen.)

„Da kümmt die Krippel-Krappelmaus,
Bu will se naus?
In der Mariele ihr Hühnerhäusle."
(Meiningen.)

„Eia, bobeia,
Boss rappelt im Struu,
Gänsle gän barwes on honn kä Schuu,
Schuster hat Lader, kä Leistle dezu;
Boss könne die arme Gänsle dezu?"

„Eia bobeia.
Schlaf lieber wie du,
Willst du's nicht glauben, sieh mer mal zu,
Sieh mer mal zu wie schläfrig ich bin,
Zum Schlafen, zum Schlafen steht mir mein Sinn."

„Fräle, Fräle, reine,
Siebe Kennerle dreine,
Boss esse me gern?
Boss trenke me gern?
Brod und Wein,
Plätzle drein,
Schuck, schuck, schuck!"
(Ostheim.)

„Ich will dir was erzählen
Von der Mummerelen,
Diese hatt' ein' schönen Garten,
Hier ein' Garten, dort ein' Garten,
Und das war ein Wundergarten.
In dem Garten stand ein Baum,
Hier ein Baum, dort ein Baum,
Und das war ein Wunderbaum.
Auf dem Baum war ein Nest,
Hier ein Nest, dort ein Nest,
Und das war ein Wundernest.
In dem Nest lag ein Ei,
Hier ein Ei, dort ein Ei,
Und das war ein Wunderei.
Aus dem Ei kroch ein Vogel,
Hier ein Vogel, dort ein Vogel,
Und das war ein Wundervogel."

„An dem Baum stand ein Bett,
Hier ein Bett, dort ein Bett,
Und das war ein Wunderbett.
In dem Bett lag eine Nonne,
Hier eine Nonne, dort eine Nonne,
Und das war eine Wundernonne.
Bei dem Bett stand ein Tisch,

---

zuleiten ist? Puppeia ist nach seiner Meinung das dem Reime nachgebildete pupe, ein Schmeichelwort für kleine Kinder; dabei verweist er auf das Lausitzer Magazin, 42. Bd. S. 315.

Hier ein Tisch, dort ein Tisch,
Und das war ein Wundertisch.
Auf dem Tisch lag ein Buch,
Hier ein Buch, dort ein Buch,
Und das war ein Wunderbuch.
In dem Buche stand geschrieben:
Die Kinder sollen ihre Eltern lieben."
(Meiningen.)

„Ich rüür on rüür en Brei
On tu en Bröckle Butter nei.
Schlag' ein!"

„Schockele, schockele Weide,
Herrle fährt noch Kreide,
Fährt nach Römhild in die Stadt,
Kauft sich e Weckle on iss sich sott,
Legt e Stöckle henner die Thür,
Kömmt der Wolf on fresst's herfür;
Steigt der Wolf den Baum nauf,
Quärzt der Baum, knärzt der Baum,
Gucke drei Pôr Docke raus,
Die eine spinnt Seide,
Die andere dreht Weide,
Die dritte steigt den Himmel nauf,
Lässt e besle Sonne raus,
Lässt e besle nei,
Dass den Hannjörgle sä Himmle trocke sei."

„Sole, sole, sole,
Da dobe kommt dess Mole (Männchen);
Da dobe kommt der Krippelkrapp,
Will de Kindle gleich dertapp."

„Wickwerwick, mein Mann ist krank,
Wickwerwick, was fehlt ihm denn?
Wickwerwick, ein Gläschen Wein,
Wickwerwick, das kann nicht sein.
Wickwerwick, den Doctor holen,
Wickwerwick, das Loch besohlen."

(Balt. Spiess, Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen. Wien 1869. 71.)

Im Meininger Oberlande:

„Eia bobeia schlouf liwer wie duu
Un wilstes niiet gelëeeb, se gukmer nar zu."

„Heia beia wiighenschtruua
Schlöft mei Kinla, bin ich frua."

„Schlouf, mei bezzerla, schlouf,
Dei daada hütt die schouf,
Dei mamma hütt die Lemmerk üü,
Schlöft mei bezzerla bis zerfrüü."

„Schlouf, büüwla, schlout,
Dei fatter is a schouf,
Dei Mutter is a meerkatz,
Duu bist a kleener draakbatz."

(A. Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg. Weimar 1858. S. 95.)

Die Nornen kommen nach Sepp als tanzende (?) Nonnen im deutschen Wiegenlied vor. Zu Aschaffenburg singt man noch den Kindern folgenden Nonnengesang: [1])

„Heia Popeia! Die Nünnercher
Bringen dem Kindchen Blümercher,
Un die schöne Rosmarin
Soll mei Kindchen schlöfern ein."

Ob wirklich hierbei die Nornen und nicht die Nonnen gemeint sind, möchte ich nicht entscheiden.

In der Schweiz sind folgende Wiegenlieder beliebt:

„Schlof no, mis Ditti, no bisch du im Ei,
Wachset dir d'Flügel, so flattresch du frei."

„Es fahrt e Wind durch d'Linde
und de Muetter singt de Chinde
vo zweu liebi Schofe,
bis dass si alli schlofe,
es Lämmli und es Böckli,
bringet dem Büebi es Röckli,
es Böckli und es Lämmeli
bringet dem Maidschi Milchmämmeli.
zwei schwarze und zwei wisse,
sie went das Büebli bisse.
zwei wisse und zwei schwarze,
sie chömmet's cho gê chratze.
wehr, wehr, Hirteli, wehr,
ass sie s'Büebli nit verzere!
s'Böckeli und Lämmeli
bisset s'Büebi is Hömmeli.
s'Lämmli und es Widderli
stosset s'Büebi is Füdeli.
bisset's doch au nit so hårt,
s'lit jo nummen im Federbett,
bisset's doch au nit so stark,
s'lit jo nummen am Sprüersack."

„Soli-soli will i der singe
Oepfel und Birli will der bringe
Oepfeli, Birli, Nespeli taig,
ass mis Maideli z'esse heig.
Oepfeli, Birli, Chraspeleteig (d. i. mürbgebackenes Brod)
Schlof mis Maideli, wie me de leit."

1) Sepp, Altbayerischer Sagenschatz. München 1876. S. 488.

„Buttiheie, Wiegli, stoss,
über's Johr ist's Büebli gross,
über's Johr cha s'Büebli laufe,
ûf dem Märt go Hüpli chaufe." (Hüpli = Hohlhippen, Zürcher Oblatkuchen.)

„Es regelet, es schneielet,
es goht e chüele Wind,
es früren alle Stüdeli
und alle arme Chind."

„S'macht euser Muetter Chumber
ass eusere so viel sind.
mer went au flîssig bete
und chlini Mümpfeli esse
denn gent mer brave Chind."

„Ich will di, denk i, zum Fegfü'r hole,
wil di d'Lût doch niene dole (dulden, leiden)
helf der Gott in Himmel ne!"

„Nuni-nuni-soli:
dass dich der Liebgott hole!
ûf em goldige Schlitte
wem-mer z'Himmel rîte.
sitzt es Mueterli vorne zue,
sitzt es Vaterli hinten ûe;
bringt es liebe Mütterli,
fahre mer im Schlitteli,
fahre mer in Reihe,
butti-butti-heie."

„Säme-säme-pumperlipum,
eusi Chuchifrau goht um.
sie wieget's Chind und wickelt's Chind,
sie haut ehm er's a Bohligrind (Kopf).
flügt es Vögeli über's Dach,
jetzen isch mî's Liedli gmacht.
flügt a Vögeli über's Hûs,
jetzem isch mîs Lidli ûs.
Vögeli grînt,
Sterneli schînt,
s'Bäumeli chracht, s'Eickerli lacht:
i weüsch der guet Nacht.
s'Liedli ist gsunge,
der Chrützer ist g'gunge,
und gist mer du zwee
so sing' der no meh."

(E. L. Rochholz, Alemann. Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857. 301.)

Die Tirolerin hat folgende Schlafliedlein:

„Hei popeia,
Mei riglata Kue,
Wer wird dir denn futtern,
Wenn i heirathen thue?
Heirath nar hin, heirath nar her!
Kimmt schon an and'rer Futtrar mehr!"

„Heia popeia
Mein grosskopfetes Kind,
Wenn du nicht schlafst,
Schlag ich dir auf'n Grind."

„Jetzt geh'n wir geh'n schlafen,
Sagt der Wolf zu den Schafen.
Ei wohl wir legen uns nieder,
Sagt der grosse weisse Widder."

„Schlaf nu, schlaf nu, schlafe,
s'kummen a Kutte Schafe,
A Büsch'l weiss, a Büsch'l schwarz,
Schlaf nu, schlaf nu, mei lustiger Schatz."

„Schlaf nu, schlaf und schweige,
I kauf dir a goldige Geige,
I kauf dir an goldenen Fiedelbogen,
Schlaf nu, moi Büb'l: s'ist all's erlogen."

„Schlaf, Büble, schlaf,
Die Mutter giebt Acht,
Dass die Trud dich nit drückt,
Und der Alb nicht erstickt,
Schlaf, — Holde kumm,
Alb, dreh dich um."

„Schlaf nu, schlaf nu stille,
Der Putz ist auf der Dille,
Willst du nit stille sein,
Wird er bald runten sein."

Endlich summt man in Tirol einzuschläfernden Kindern im Tone knurrender Katzen vor:

„Wir zwei, wir drei
Gehen auf's Wiesheu,
Moosheu, Moosheu,
Wiesheu."

(J. V. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des tyroler Volkes. 2. Auflage. S. 232.)

Im steirischen Oberlande trällert die Mutter beim Wiegen das einfache Lied:

„Heidl, nutz Heidl
Greane Stäudl
Rothe Bedl dron
s'Büaberl schlaft schon."
(„Nutz Heidl" heisst „Gut Wiegen.")

„Schlof mei Büaberl, schlof,
Dei Voder is a Grof,
Dei Muader is a Fee,
De führt dich üban See;
De setzt dich auf a hohes Ross,
Und führt dich in a Kinigschloss,
Selm host a guldas Tischl glei
Und a Bettl ah dabei.
Schlof mei Büaberl, schlof,
Dei Voder is a Grof!"

„Biga boga Hobathurn
Zechni Kina sein geburn;
Liegt da Fisch
Auf'n Tisch,
Kimmt de Kotz,
Frisst'n Fisch,
Kimmt da Weba mit da Toschn
Geit da Kotz a hrave Floschn,
Sogt die Kotz: Miaun!
Wo muass i mei Häuserl hinbaun;
Baut ihr Häuserl in Kerschbaum auffi,
Da Kerschbaum hebt on in's brina,
s'Katzerl hebt on in's springa."

(Rosegger, Sittenbilder aus d. steier. Oberlande. Graz 1870. S. 24.)

In Ostfriesland singt die Mutter ihr Kindlein mit folgenden Wiegenliedern in Schlummer:

„Tot, Tot, soggt d'Goos,
Kumm, kumm, soggt d'Gant,
Laat uns na Fock sien Schüür to gaan
Dar heff wi noch wat Hafer stan etc."

„Ho, ho, si, so!
Wat nüsselt in't Stroh?
Dat sünt te Totgööskes,
De hebben gien Schoh etc."
(Sundermann)

„Süse mien Lamm, süse mien Lamm,
Mama wull kieken, of Papa kam.
Papa was so wiet weglopen,
Wull (wollte) sien Puppi'n kooktje kopen.
Süse mien Lamm, süse mien Lamm,
Mama wul kieken, ob Papa kam."

„Süse mien Kindje slaap!
Dien Vater haalt'n old Schaap,
Dien Moder melkt d'old swartbunt koo,
Kindje do (thu, mache) du dien Ogen to."

„Süse — nanne — pope!
Dat Kind liggt in de Grope (Stallrinne),
Vader un Moder sünt wiet van Hus,
Wie können hör neet beropen,
Dien Vader is in Engeland
Haalt dat Kind 'n Ledeband (Gängelband),
'n Ledeband mit Knopen,
Dar kan dat Kind mit lopen;
'n Ledeband mit Ringen,
Dar kan dat Kind mit springen;
'n Ledeband mit Kranzen,
Dar kan dat Kind mit danzen."

„Düdei Kindje slap,
Dien Vader haalt'n Schaap
Mit twee witte Föte,
De gifft de Melk so söte,
Noch söter as twee Fiegen,
Un noch wil't Kindje neet swiegen.
Hör, hör, hör un su, su, su,
Un doo dien Oanges too.
Dien Vader plant de Bometjes
Dien Moder melkt de Koo."

„Ho, si, so, wat is't moj Wehr,
't Sünntje schient under de Wulken dor,
Un 't re-gent;
Lüttje Kinder worden groot,
Un groten bliefen Zegen."

„Süse mien Kind, ik weege (wiege) di,
Dat du kritst (weinst), dat jammert mi.
Deit di dann dien Bukje sehr?
Dann wil ik di weegen mehr."

„Sü! Sü! Mien söte Kind!
Dien Vader gaf mi 'n golden Ring.
'n golden Ring heb ik kum dahn
So rund und blank as Sün un Maan (Mond)."

„Sü! Sü! Noch 't Kindje waakt?
Een Engelke het dat maakt.
Dee nam ut Sün — un Maneschien
Dat Gold so week un warm un fien."

„Sü! Sü! Slaap in, mien Kind!
Wat Sün un Maan gift, wast un wint.
Dan kumt dat Grasje ut de Grund
Un 't Bloomke ok, so sot un bunt."

(Hermann Meier, Ostfriesland in Bildern und Skizzen etc. Leer 1868. S. 205.)

In Westfalen singt man bei Neuenkirchen-Damme plattdeutsch:

„Als ick na ne Junfer was, was ick so fin,
So fin, as man ne gnädig Frölen mag sin.
Da was ick so wacker un so fin, als derto
Nu sitt ick bi de Weigen un singe ei ei,
Eia, eia popeia, ei eia popei."

„Wenn up de Märkten nix was to daun,
Dann konn ick up'n Awend mit den Spinnrad utgaun,
Dat sang sick, dat spann sick vor Lust un Pleseer,
Dann seggen de Jungens: Bist doch en wacker Deerrn.
Nu sitt ick bi de Weigen un singe ei, ei,
Ei, eia popeia, ei eia popei."

„As ick na ne Junfer, da was at mi pass,
Da ging de Viole, nu geht de Brummbass.
O wär ick doch ewig ne Junfer blewen,
Un hadd' mi nich up dat Frien begewen.
Nu sitt ick bi de Weigen un singe ei ei,
Ei, eia popeia, ei, eia popei."
(H. Hartmann, Bilder aus Westfalen und Osnabrück. 1871. S. 209.)

Bei den Siebenbürger Sachsen sammelte man folgende Lieder:

„Schlüef, Tren'o, schlüef!
Der Vôter hât' de Schüef;
De Motter hât de Lämmcher,
Se broin't der och zwei däck Mämcher."
(Kirchberg.)

(„Schlaf, o Katherina, schlafe!
Der Vater hütet die Schafe;
Die Mutter hütet die Lämmlein,
Sie bringt dir auch zwei dicke Brüste.")

„Suso, Suso, Siegeltschen!
Der Vôter schesst e Viegeltschen,
E schesst et en dem grane Wold;
Suso, Suso, schlüef nor bald."
(Kirchberg.)

(„O Suschen, Suschen, Goldkind!
Der Vater schiesst ein Vögelchen,
Er schiesst es in dem grünen Wald;
O Suschen, Suschen, schlafe nur bald.")

‚Schlief, ieneg Maidschen, schlief!
Der Vueter hait de Schief.
Den' Kûl mát viele Pferden,
En hiescher vun gebêrden,
Die friegt am dech am Stállen
Und wird dech froien wállen.

(„Schlafe, liebliches Mädchen, schlafe!
Der Vater hütet die Schafe;
Dein Geliebter mit vielen Pferden,
Ein hübscher von Geberden,
Der fragt um dich im Stillen
Und wird dich freien wollen!

Schlief, ieneg Maidschen, schlief!
Der Vuoter hait de Schief.
Den' Kûl huet harresch Stuven,
Die sollst dâ wunnen ûwen,
Die sollst dâ dech verteiren
Det gonz Hous die regeiren.

Schlaf, liebliches Mädchen, schlafe!
Der Vater hütet die Schafe,
Dein Geliebter hat herrische Zimmer,
Da sollst du wohnen oben,
Da sollst du dann verkehren;
Das ganze Haus dort regieren.

Schlief, ieneg Maidschen, schlief!
Der Vuoter hait de schief;
Ech wáll dech waeschen, kömmen,
Dech fluchten und afrömmen,
Dat dâ de Loiden âllen
Am Muort sollst wûlgefallen!"
(Zeiden.)

Schlafe, liebliches Mädchen, schlafe!
Der Vater hütet die Schafe.
Ich will dich waschen, kämmen,
Dein Haar flechten und dich putzen,
Dass du den Leuten allen
Im Markt sollst wohlgefallen!")

(Joh. Hillner, Schässburger Gymnasial-Programm 1877. S. 46.)

„Si, si sigelchen,
Der Truĕwe flécht e Wigelchen,
Har nédde stägen de Nonnen,
Se hatten e Kaenjd gefongen,
Se schmiessent en de Bâch,
Dat et alles zebrâch."

„Schlôf, Hanzi, schlôf,
De Vigel sanjen aem Hôf,
De Katze spaennen af 'em Hiĕrt,
Te banst mer tausend Gaelde wiert,
Schlôf, Hanzi, schlôf."

„Hájo, Hájo
Kit der Májo
Nit de Mierzken aen de Sack,
Drîd en aen de Biĕrebansch,
Frässt en wan en Haselnaess."

„Susi, susi, sigeltchen,
Der Vôter schuss e Vigeltchen
E schuss et aen dem graene Wâld,
Susi, Kaendchen, schlôf nor bald."

(Im Winter:)
„Wol flaegen de Wûlken,
Wol sausst der Wajint,
Wol staewen de Floken,
Aemeraenk.
Schlôf nor, schlôf nor,
Me gûldig Kaijnt."

(Fr. Fr. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauerleben in Siebenbürgen. Wien 1879. S. 34.)

Eine grosse Zahl der in vielen Gegenden Preussens gebräuchlichen Wiegenlieder findet man in H. Frischbier's „Preussische Volksreime und Volksspiele" (Berlin 1867, S. 1—27), auf welche ich nur verweise, da eine specielle Aufsammlung grösseren Materials nicht in unserer Absicht liegt. Bei der grossen Mannigfaltigkeit der Varianten empfehle ich dieses Buch zu genauerem Vergleich. Eine Reihe interessanter Wiegenlieder findet sich auch in dem Buche: Kinderlieder, Anhang zum Wunderhorn. Heidelberg 1808. S. 59 ff.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Ernährung des Kindes.

Von den Frauen werden gar häufig grobe Fehler darin begangen, dass die Einen ihre Kinder durchaus säugen wollen, ohne dazu befähigt zu sein, oder dass sie auch ihre Kinder viel zu lange Zeit an der Brust ernähren; dass aber die Anderen sich dem Säugungsgeschäft entziehen, trotzdem dass sie sich recht wohl für dasselbe eignen. Zu letzterer Klasse gehören besonders viele vornehme, in grösseren Städten Europa's wohnende Frauen, während zu jener Klasse mehr die Frauen aus den bei uns die Landwirthschaft betreibenden Ständen und die Weiber der Urvölker zählen. Bei vielen Fabrikarbeiterinnen verbietet sich wegen Mangel an Nahrungsstoff das Stillen von selbst. Dagegen macht sich auch in manchen, später näher zu bezeichnenden Gegenden Deutschlands die Sitte bemerklich, dass es selbst beim Landvolk für wenig „anständig" gilt, wenn die Mutter selbst ihr Kind an der Brust ernährt.

Ein besonderer Grund dafür, dass zu einem grossen Theile viele Frauen das Stillen möglichst lange fortsetzen, liegt ausser in der Einfachheit und Billigkeit dieser Ernährungsweise auch noch in dem Umstande, dass die Frauen während des Säugens den Coïtus ausüben können und minder Gefahr laufen, zu concipiren. Dieser Grund scheint in Deutschland hie und da eine Rolle zu spielen; dagegen ist bei den Urvölkern nur die Bequemlichkeit, die Gewohnheit und auch die Fähigkeit, Jahre lang ohne Nachtheil stillen zu können, maassgebend. Unter den Urvölkern ist überdies der Coïtus so lange nicht erlaubt, als die Frau ihr Kind säugt; es ist demnach schon durch

die Sitte, an der streng festgehalten wird, die Möglichkeit einer Conception ausgeschlossen. Ein anderer Grund des langdauernden Säugens liegt in der hie und da unter den Frauen verbreiteten Meinung, hierdurch gänzliche Unfruchtbarkeit herbeiführen zu können. Individuen, welche sich zu diesem Glauben bekannten und auch versicherten, den erwünschten Zweck erreicht zu haben, fand Prof. Dr. Ferd. Weber zu Lemberg[1]) im Landvolke Galiziens, und er selbst ist der Ansicht, dass die geringe Anzahl von Kindern, die man beim galizischen Landvolke findet, mit dieser Erfahrung im Einklange steht; es tritt nach seiner Beobachtung durch fortgesetztes Säugen frühzeitige Atrophie des Uterus ein.

Ein weiteres Vorurtheil herrscht insofern, als man aus nichtigen Gründen verabsäumt, das Neugeborene zeitig genug an die Brust zu legen, und dass man auch selbst bei Urvölkern vorzieht, in den ersten Tagen dem Säugling eine ihm nicht naturgemäss zukommende Nahrung zu reichen. Das Ammenwesen und Alles, was mit der Ernährung des Kindes in der frühesten Altersperiode zusammenhängt, ist ebenso charakteristisch in ethnographischer und culturhistorischer Hinsicht, wie es interessant ist in hygieinischer Beziehung, denn die physischen Folgen der auf diesem Gebiete herrschenden Sitten müssen sich bald bei jedem Volke bemerklich machen.

Es ist kein geringer Irrthum, wenn J. J. Rousseau in seiner berühmten Schrift über Erziehung behauptet: „Alles ist gut so, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, und Alles entartet unter den Händen des Menschen.“ Wenn diese Ansicht auf Wahrheit beruhte, so müsste man bei den Urvölkern, die wohl zunächst „aus den Händen des Schöpfers hervorgehen,“ in allen Punkten des Erziehungs- und Verpflegungswesens die „gute,“ d. h. richtige und zweckentsprechende Methode finden, dagegen bei den Kulturvölkern die Kennzeichen der Entartung auch in der Ernährungsweise des Kindes wahrnehmen. Allein die diätetische Behandlung des Neugeborenen ist keineswegs bei allen Urvölkern musterhaft; viele derselben weichen vielmehr in der Darreichung der Säuglingskost ausserordentlich von dem ab, was die einfachste Ueberlegung als naturgemäss erkennen lässt. Die Wahl, die Bereitung u. s. w. der Nahrung, die das neugeborene Kind bedarf, ist offenbar bei vielen Völkern, die man mit mehr oder weniger Recht als „Naturvölker“ bezeichnet, nach Form, Menge und Substanz den Anforderungen der vernünftigen Gesundheitspflege nicht entsprechend.

---

1. Die Mutterbrust.

Das Stillen, so heisst es in Ammon's bekanntem Buche „Die ersten Mutterpflichten,“ muss jede junge Mutter erst lernen. Es ist auch wahr, dass dazu ein eigener Vortheil gehört, der sich schwer beschreiben, aber

1) Wiener Medicinalhalle 1864. Nr. 37 und 38.

durch Uebung leicht erlernen lässt. Mit grösster Leichtigkeit findet sich die junge Frau bei den Urvölkern in diese ihr zusagende Beschäftigung. Nachdem sie dem Kinde unter Schmerzen das Leben gegeben, sieht sie mit befriedigten Gefühlen, dass alsbald ihr Kind unter kräftigem Saugen die nöthige Nahrung von ihr annimmt. Dabei hat sie keineswegs mit jenen körperlichen Fehlern und Mängeln zu kämpfen, welche bei civilisirten Völkern durch zahlreiche Unsitten, wie Schnürbrust, oder durch erworbene Schwächlichkeit, Blutarmuth u. s. w. den Eintritt der Milch oder das Erfassen der vielleicht verkümmerten Brustwarzen hindern.

Sobald ein Volk sich einigermaassen über den ursprünglichen Zustand der Rohheit zu einem wenn auch geringen Grad der Civilisation erhoben hat, macht sich bei ihm eine durch Sitte und Gewohnheit, sowie durch traditionelles Herkommen beeinflusste Regelung vieler diätetischer Handlungen, vor Allem im Ernährungswesen des Säuglings, bemerklich. Weiterhin nehmen sich bei solchen Völkern, die sich auf eine höhere Culturstufe geschwungen haben, die Aerzte auch dieses Zweiges der Kinderhygieine an.

Die Aerzte aus Griechenland, welche in Rom prakticirten, wie Soranus aus Ephesus und Moschion, schrieben in ihren geburtshülflichen Lehrbüchern ein besonderes Verfahren bezüglich der Kinderdiätetik vor. Soranus sagt: „Das zur Ruhe gebrachte Kind soll sich selbst überlassen und von jeder Speise und jedem Trank zwei, meist drei Tage hindurch fern gehalten werden, wenn es nicht selbst eher darnach verlangt, da es noch mit mütterlicher Nahrung angefüllt ist.“ Soranus verwirft den zu seiner Zeit herrschenden Gebrauch, den Kindern zunächst die schwer verdauliche Butter, den Leibbeschwerden verursachenden *ἀβρότανος* mit Butter, den zu scharfen *κάρδαμος* und die, eine Entzündung herbeiführende, schwer zu verschluckenden Gerstengraupen zu geben, vielmehr gestattet er mässig gekochten Honig, da der rohe oder übermässig gekochte Blähungen verursache. Man bestreiche sanft den Mund des Säuglings mit dem Finger und tröpfle laues Honigwasser hinein, wodurch der Appetit angeregt, der Speisekanal schlüpfrig und der ganze Darmtractus für die sogenannte Nahrung zugänglicher gemacht werde; diese sei aber nichts Anderes als Milch. In den ersten vier Tagen empfiehlt Soranus die Milch einer fremden Frau, nicht die Muttermilch, da diese noch unzuträglich, dick und käsig sei; dann aber reiche die Frau, wenn sie gesund ist und Nahrung hat, die Brust dar, und nur im Nothfall nehme man eine Amme.

Galen sagt: „Ihrer Natur gemäss sind die Kinder aufzuziehen, in Süsswasserbädern zu baden und mit der Speise und dem Getränke zu ernähren, das von möglichst feuchter Natur ist. Auf diese Weise hat die Natur selbst für die Kinder gesorgt und die Muttermilch zur Nahrung vorbereitet.“

Weit verständiger, als Soranus, war der Gegner desselben, Demosthenes, der in einem Buche den Müttern den Rath gab, dem Kinde sofort die Brust darzureichen. „Freilich erst,“ sagt Dr. Biedert,[1]) „nach mehr

1) Dr. Ph. Biedert, Die Kinderernährung im Säuglingsalter. Stuttgart 1880. S. 145.

als 1500 Jahren fing dessen bessere Ansicht an, allmählich siegreich sich durchzukämpfen, nachdem so lange (von 200 n. Chr. bis 1800) kalte blödsinnige Pedanten die widersinnige Vorschrift aufrecht erhielten, dass das Kind in den ersten 4—14 Tagen von seiner Mutter nicht ernährt werden dürfe, und nachdem so lange die, allein hierdurch bewirkte Abnahme des Neugeborenen an Körpergewicht in den ersten Tagen fälschlich für ein Naturgesetz gegolten." Die hier erwähnte Abnahme des Körpergewichts Neugeborener hat jedoch, wie wir dagegen einwerfen, nicht seit jener Zeit als „Naturgesetz" gegolten. Vielmehr wurde die Thatsache, dass der Körper nach der Geburt bei den meisten in gewohnter Weise ernährten Kindern eine vorübergehende Gewichtsabnahme erleidet, zuerst von Burdach (1830) und namentlich von Chaussier wahrgenommen, dann auch von Haake, Winckel, Gregory und Anderen bestätigt. Sie beträgt durchschnittlich 7 Procent des Körpergewichts. Allein richtig ist, dass durch rechtzeitige Ernährung des Kindes mit der ihm zusagenden Muttermilch diese Gewichtsabnahme bei vielen Kindern vollständig umgangen werden kann.[1]) Demnach ist allerdings die noch herrschende Gewohnheit nicht zu billigen, dem Neugeborenen die Brust der Mutter längere Zeit vorzuenthalten.

Allein nicht blos bei sehr vielen Völkern Europa's herrscht als allgemeiner Volksgebrauch die Sitte, dem Kinde erst mehrere Tage nach der Geburt die Brust der Mutter darzureichen. Vielmehr ist konstatirt, dass auch bei zahlreichen Völkerschaften Asiens dem Kinde während der ersten Tage aus Vorurtheil die Mutterbrust gar nicht gewährt wird. So wird das Kind an die Brust der Mutter gelegt und gesäugt bei den Persern erst am dritten Tage (Polak), bei den Kalmücken und Mongolen, sowie bei den persischen Unterthanen an der Küste des kaspischen Meeres ebenfalls am dritten Tage. Während der drei ersten Lebenstage bekommt das Neugeborene bei den Kalmücken in Astrachan, wie Meyerson berichtet, einen gekochten Schafschwanz zu saugen und etwas Kalmücken-Thee zum Getränk. In Südindien wird das Kind bis zum dritten Tage nicht gesäugt, sondern bis dahin nur mit gekochtem Honig gefüttert; doch vom dritten Tage an wird die Mutter angehalten, ihr Kind zu säugen; wenn sie dies nicht zu thun im Stande ist, so wird das Kind mit Ziegen-, Kuh- oder Eselsmilch ernährt (Shortt). In Japan legt man das Kind erst drei Tage nach der Geburt an die Brust und lässt es während dieser Zeit mit Rhabarbar laxiren.[2]) Dem neugeborenen Kinde legen die Gebirgs-Aïnos in Japan einige Hirsekörner, die Küsten-Aïnos ein Stück gesalzenen Fisches in den Mund; nach altem, strengbefolgtem Brauche aber darf das Kind, gleichviel zu welcher Tageszeit es geboren wird, keine eigentliche Nahrung erhalten, bevor es nicht eine Nacht überlebt hat.[3]) — Auch in anderen Erd-

1) Ritter von Rittershain, Statist. u. pädiatr. Mittheilungen aus der Prager Findelanstalt. Prag 1878.
2) Petersburger medic. Zeitschr. 1862. III. 1. 2.
3) Isabella L. Bird, Globus 1881. Bd. 39. Nr. 14. S. 218.

theilen zögert man ähnlich lange mit dem Anlegen des Säuglings; z. B. legen die Negerinnen in Old-Calabar das Kind während der ersten 2—3 Tage nicht an die Mutterbrust.[1]) Während der ersten Lebenstage wird auch bei den Loango-Negern das Kind nicht an die Brust gelegt. Man giebt dort der Muttermilch der ersten Tage, dem sogen. Colostrum, einen anderen Namen, „tsida fuenna," als der Milch der späteren Tage: „tschiali." (Pechuel-Loesche.) Auf den Schiffer-Inseln muss eine Priesterin die Milch der Mutter erst für nicht giftig erklären, bevor das Kind an die Brust gelegt wird; deshalb muss das Kind oft drei Tage lang Cocos- oder Zuckerrohrsaft erhalten, bis die Priesterin die Milch für gesund hält. Es ist demnach keineswegs eine nur von Pedanten, wie Biedert sagt, aufrecht erhaltene Vorschrift, dem Säugling anfangs die Brust vorzuenthalten, sondern eine recht weit verbreitete Volkssitte, die auch, wie wir sehen werden, in Oceanien und anderwärts herrscht.

Dagegen kommt bei vielen Völkern das Neugeborene bald an die Brust, z. B. legen in Alaska die Indianerinnen ihr Kind sogleich nach der Geburt und nach der Abwaschung mit Pferdeharn an (Lincoln nach Dall). Bei uns in Deutschland ist es Sitte des Volkes, der Wöchnerin einige Zeit der Ruhe zu gönnen; so legt man in der baierischen Oberpfalz den Säugling nicht immer gleich an die Mutterbrust; in grösseren Orten gibt die Hebamme wohl auch erst ein reinigendes Säftchen, auf dem platten Lande werden aber weniger Umstände gemacht (Dr. Brenner-Schäffer). In Königsberg erfolgt das Anlegen des Kindes, wenn die Geburt in der Nacht stattfand, erst am folgenden Morgen (Prof. Hildebrandt); dasselbe ist nach meiner Beobachtung auch in Sachsen Brauch. Man legte im Saterlande (Oldenburg) das Kind ehemals nur erst nach der Taufe an die Brust der Mutter und gab ihm bis dahin Zuckerwasser; und bei den Masuren heisst es: Vor der Taufe soll die Mutter ihr Kind nicht stillen, damit es gedeihe.

Wir schickten die vorstehenden Bemerkungen der nun folgenden Uebersicht der verschiedenartigen Gewohnheiten der Völker beim Stillen voraus. Dabei tritt ungemein viel Charakteristisches in culturhistorischer Hinsicht zu Tage. Unter Anderem geschieht das Säugen bei den verschiedensten Völkern in den mannichfachsten Formen und Stellungen: Sitzend, wobei das Kind in den Armen oder auf dem Schoosse ruht, schreitend und gehend, wobei das Kind vorn in einem Tragbeutel ruht, oder in einer Weise auf dem Rücken getragen wird, dass ihm die Brust unter der Achselhöhle hinweg oder über die Schulter hin gereicht wird (Hottentotten etc.). Auf den Fidschi-Inseln legt sich die Mutter zu diesem Geschäft auf die Erde und stellt eine Gruppe dar, wie eine „säugende Löwin."[2]) „Die Haltung beim Säugen unter den Negern der Loango-Küste ist die bei uns übliche," d. h. die Mutter sitzt und hält das auf ihrem Schoosse ruhende Kind an die Brust, oder sie liegt und der Säugling ruht neben ihr — „selbst die Finger

1) Hewan, Edinb. med. Journ. 1864. Sept.
2) Buchner, Reise durch den Stillen Ocean. S. 269.

der Mutter werden in der bekannten Weise verwendet; die Mutter soll aber zuweilen über den Säugling sich legen, um ihm das Trinken bequemer zu zu machen, thut dies jedoch wahrscheinlich nur des Nachts."[1]) — Bei verschiedenen Völkern Asiens, z. B. den Grusiern, bei Armeniern, Tataren und bis nach Kaschgar hat die Kinderwiege oben längs über das Lager des Kindes hin einen Stab, auf den sich die Mutter hinablehnt und stützt, um ihrem Kinde die Brust zu reichen. Wenn die Mutter dabei einschläft, so erstickt bisweilen das Kind. Wie häufig überhaupt Erstickung des Kindes durch Lagerung neben die Mutter vorkommt, besprachen wir oben S. 67.

Bei den untergegangenen halbcivilisirten Völkern Amerika's finden wir eine sich in bestimmten Maassregeln aussprechende Sorgfalt in der Art und Weise, mit welcher die Mütter sich beim Säugungsgeschäft benahmen. Bei den alten Peruanern im Inka-Reiche stillten die Frauen stets selbst. Wenn eine Mutter ihrem Kinde die Brust reichen wollte, so legte sie sich auf dasselbe; dies geschah nicht häufiger als dreimal täglich, nemlich Morgens, Mittags und Abends; ausser dieser Zeit bekam das Kind niemals die Brust, es mochte schreien so viel es wollte, bis es allmälig zu dieser Ordnung gewöhnt wurde. Diese Sitte beobachteten die Frauen im ganzen Inka-Reiche; als Grund derselben führten sie an, dass die Kinder bei überhäuftem Stillen bleich und zum Brechen gereizt, bei zunehmendem Alter aber unersättlich würden. So vornehm auch eine Dame sein mochte, so vertraute sie ihr Kind doch niemals einer Amme an, ausser wenn sie durch Krankheit am Selbststillen verhindert wurde. Während der ganzen Säugungsperiode enthielt sie sich auch von ihrem Manne, weil, wie sie meinte, die Muttermilch verdorben und die Kinder schwindsüchtig und ungesund würden. Hatte eine Mutter hinlänglich Milch für ihr Kind, so bekam es vor der Entwöhnung nichts zu essen noch zu trinken. Denn sie glaubten, dass andere mit der Muttermilch zugleich gereichte Nahrungsmittel der Gesundheit der Kinder nachtheilig würden. Sobald ein Kind sich allein aufrecht halten konnte, musste es die Mutterbrust auf den Knieen liegend erfassen, so gut es konnte, ohne dass die Mutter es jemals auf den Schooss genommen hätte; wollte es die andere Brust, so wurde ihm dieselbe vorgehalten, und es musste selbst darnach fassen, ohne in die Arme genommen zu werden.[2])

Die Frauen der untergegangenen Azteken in Mexiko stillten stets selbst; nur wenn eine Mutter durch Krankheit genöthigt war, dem Kinde eine Amme zu geben, so wurde diese mit der grössten Sorgfalt ausgewählt.[3])

Nach diesem Blick auf die amerikanischen Völker der Vorzeit mustern wir die Sitten der den Norden desselben Continents bewohnenden Indianer. Von ihnen sagt Lafitau, der unter den Irokesen Missionär war: „Die Weiber hüten sich sehr, ihren Kindern Ammen zu geben; denn sie würden glauben, die Eigenschaften einer Mutter zu verlieren. Sie gerathen daher in

1) Dr. Pechuel-Loesche: Zeitschr. für Ethnol. 1878. S. 31.
2) Baumgarten, Allg. Gesch. der Länder u. Völker v. Amerika. II. S. 214.
3) Klemm, Allgem. Culturgesch. V. 36.

grosse Verwunderung, wenn sie hören, dass es Völker giebt, die ihre Kinder durch fremde Frauen stillen lassen. Wenn es sich aber zuträgt, dass die Mutter eines Säuglings stirbt, so trifft man bei diesem Nothfall allemal in der Famile Säugammen an; und was am wunderbarsten dabei scheint, dass alte Grossmütter, die bereits die Jahre der Fruchtbarkeit zurückgelegt, sich noch wieder Milch erwecken und Mutterstelle vertreten." [1]) Von den Indianer-Frauen in Canada hob Gabriel Sagard Theodat (im J. 1632) rühmend hervor, dass sie sämmtlich selbst stillen. Aehnliche Zeugnisse über andere Indianerstämme giebt es hundertfach.

Manche Indianerstämme pflegen dem Kinde die Brust nicht allein zu geben: Bei den Roucouyenne-Indianern am Yary-Fluss in Südamerika erhält das Kind neben der Mutterbrust zuweilen einen Trank aus sehr reifen gekochten Bananen, welche mit der Hand in warmes Wasser ausgedrückt werden. [2])

Unter den brasilianischen Indianern besteht die Nahrung des Kindes nebst der Muttermilch in gekautem Mehl. [3]) Keine Mutter leidet, dass ihr Kind von einer anderen Frau gesäugt wird; sie würde es für schmachvoll halten, ihren Säugling einem anderen Weibe zum Stillen zu geben, sie müsste denn durch die dringendste Noth dazu gezwungen werden. [4]) — Auch die Caraiben-Weiber stillen ihre Kinder stets selbst; sobald die Kinder nur ein wenig Kraft bekommen, geben sie ihnen auch Pataten, Bananen und andere Früchte zu essen. [5]) — Wenn bei den Indianerinnen in Paraguay eine ihr Kind säugende Mutter stirbt, so regnet es Gesuche der anderen Indianerinnen, welche Milch haben, dass man ihnen das mutterlose Kind gross zu ziehen geben soll; diejenige, welcher das Gesuch gewährt wird, sorgt für das Kind, wie für das eigene (nach Jesuit Juan de Escandon). — Die Frauen in Jalapa (Mexiko) stillen ebenfalls ihre Kinder immer selbst und widmen ihnen grosse Sorgfalt. [6])

Wenn auf den Canarischen Inseln die Mutter im Wochenbette stirbt, so wird das Kind von Ziegen oder Schafen grossgesäugt, unter deren Euter man es hält. [7]) In der Regel muss die Mutter ihr Kind stets selbst nähren, denn es von einer Amme säugen zu lassen, würde bei der Syphilis und den vielen Hautkrankheiten, die unter den niederen Klassen herrschen, zu gefährlich sein; das Kind wird nur einer alten Wärterin übergeben, welche Ama genannt wird. [8])

Wenden wir uns zu den oceanischen Insel-Völkern, so finden wir hier die mannichfachsten Gebräuche beim Säugen der Kinder. Während unter den Maoris auf Neuseeland (Melanesiern) bei den Geburten eine

1) Baumgarten, Allg. Gesch. der Länder u. Völker v. Amerika. I. S. 272.
2) Crevaux im Globus 1881. XL. S. 70.
3) Lery in: Allg. Hist. d. Reisen zu Wasser und zu Lande. XVI. S. 259.
4) Baumgarten, l. c. II. 409.
5) Baumgarten, l. c. II. 858.
6) Nouv. ann. des voyages. 1863. Jan. 48.
7) Francis Coleman Mac-Gregor S. 91.
8) Daselbst S. 93.

Hebamme nicht hilft, ist eine solche bei dem Anlegen des Kindes an die Brust der Mutter behülflich und übt dieses Geschäft mit Geschick aus. Dr. Tuke[1]) sagt: „The early placing of the child to the breast is always insisted on by the Maori midwives, their experience here coinciding with our own." — Auf den Fidschi oder Viti-Inseln wird das neugeborene Kind während der drei ersten Tage nicht von der Mutter, sondern von einem anderen Weibe gesäugt oder mit dem Safte von Zuckerrohr ernährt.[2]) Auf Kandavu, einer Viti-Insel, besuchte Dr. M. Buchner den Häuptling; während der Unterredung bemächtigte sich die Frau des Häuptlings, ohne von Buchner Notiz zu nehmen, ihres Säuglings, um ihm seine Nahrung zu reichen, aber erst, nachdem sie die Hände an einem Feuerbrand gewärmt und die Brüste gerieben hatte. Der Säugling hatte eine Kindsmagd. Eigenthümlich ist die Stellung, in welcher dort das Geschäft des Stillens besorgt wird. Die Mutter lag da wie eine säugende Löwin; schliesslich kam eine andere vornehme Dame zu Besuch mit ihrem Säugling; auch sie warf sich nieder und spielte ebenfalls die säugende Löwin.[3])

Bei den Bewohnern des Samoa-Archipels (Polynesiern) besteht die erste Nahrung des Kindes bis zum dritten Tage im Safte der Kokosnuss, den man, wie Turner berichtet, aus dem Kokosnuss-Fleisch ausdrückt, oder wie Andere angeben,[4]) im Safte der gekauten Kokosnuss, welcher dem Kinde durch einen Lappen in den Mund geträufelt wird. Frauen, welche dafür gut bezahlt werden, untersuchen unterdess die Milch der Mutter mit Wasser und zwei heissen Steinen; nur dann, wenn die Milch frei von allen gerinnenden Bestandtheilen befunden wurde, wird das Kind an die Brust genommen. Die Entwöhnung geschah auf den Samoa-Inseln meist im vierten Monat, wenn nicht der Vater sein Kind dem Familiengotte weihte; dann hiess es „Gottes Banane," weil es so dick wurde, wie eine Banane; denn das frühe Entwöhnen tödtet dort viele Kinder, wie bei uns, oder lässt es abmagern, während längeres Säugen das Kind kräftiger macht.

Auch bei den Mikronesiern spielt die Kokos-Milch als Nahrung des Säuglings eine Rolle. Auf dem Carolinen-Archipel nimmt die Mutter schon früh, während das Kind noch an der Brust trinkt, Wasser und Kokosmilch in den Mund und spritzt es in den Mund des Kindes; bald darauf gibt sie ihm auf gleiche Weise eine Art gelben Pisang, den sie zuvor kaut. Doch erhalten die Kinder nie regelmässige Nahrung; und dies besonders ist ihrer Entwicklung schädlich.[5])

So lange auf den im indischen Meere liegenden maldivischen Inseln die Mutter lebt, muss sie ihr Kind selbst stillen; man erlaubt nicht einmal der vornehmsten Frau, sich dieser Mutterpflicht zu entziehen; selbst wenn die

1) Edinb. med. Journ. 1864. Nr. 104. S. 726.
2) Williams und Calvert, Fiji and the Fijians.
3) M. Buchner, Reise durch den Stillen Ocean. S. 268 und 269.
4) Novara-Reise, anthropol. Theil. III. 40.
5) Mertens, Recueil des actes de la séance publ. de l'Acad. de St. Pétersb. 1829. 129.

Mutter stirbt, wird keine Amme gehalten, sondern man füttert das Kind mit Reis, Kokosmilch und Zucker.[1]) Die Mangkassaren und Bugis auf Celebes entwöhnen die Kinder mit einem Jahre; sie fürchten überhaupt, dem Kinde zu viel Zärtlichkeit zukommen zu lassen und es zu verweichlichen.[2])

Eine Reihe Hamitischer Völker in Ost-Afrika befolgt bei der ersten Ernährung des Kindes sonderbare Gewohnheiten, indem sie demselben neben der Muttermilch Etwas einflössen. — Unter den Somali erhält das neugeborene Kind als erste Nahrung Butter mit etwas Myrrhen; dann erst legt es die Mutter an die Brust (Haggenmacher). Die erste Nahrung des Neugeborenen in Abessinien besteht in frischer Butter; die Brüste der Frauen sind in den ersten Tagen nach der Geburt so angefüllt, dass es dem Kinde ganz unmöglich ist, dieselben zu nehmen. Während dieser ganzen Zeit erhält dasselbe nur Butter und auch selbst von da an, wo es die Brust nehmen kann, bekommt es immer noch täglich etwas Butter. Die Kinder scheinen sich dabei wohl zu befinden (Dr. H. Blanc). Sobald das Kind abgenabelt ist, so beten bei den Szuaheli (Mohamedanern) die Leute, und das Kind wird am Munde mit Kuhmilch und Mandiano (gelber Schminke) beschmiert, darauf an die Brust gelegt (Dr. Kersten).

Auch über mehrere Völker Mittelafrika's erhielten wir Berichte. Die Kinder in Makukira werden bis zum 2. oder 3. Jahre gesäugt; Cameron sah eines, das abwechselnd an der natürlichen Quelle und an einem Pombé-Rohre schlürfte (Pombé ist das geistige Getränk der Eingebornen, das man mittelst Schilfrohr saugt), so dass man hier buchstäblich sagen kann, sie saugen den Geschmack an Pombé mit der Muttermilch ein.[3])

Säuglinge bekommen ausser der Muttermilch bei den Wakikuyu und Masai (Ostafrika) vom zweiten Tage an etwas frische Butter in den Mund gestrichen; bei den Wakikuyu ausserdem vom zehnten Tage an gekaute süsse Bananen, welche mit dem Speichel der Mutter vermischt sind. Die Wakamba geben ihren Kleinen bald nach der Geburt Mehlbrei als Zukost, die Somali, welche wir schon oben erwähnten, flössen ihnen bis sie 6 Monat alt sind, täglich etwas Myrrhensaft ein.[4])

In Südafrika interessiren uns zunächst die Hottentotten, deren Weibern, wie Dr. Roser dem Dr. C. Scherzer berichtete, es nicht an Milch fehlt. Bekanntlich geben die Hottentottenfrauen dem Kinde die Brust, ohne dasselbe von seinem Platz auf ihrem Rücken zu entfernen; sie drehen den Säugling nur etwas zur Seite. Mütter, die bereits ein gewisses Alter erreicht haben, oder die mehrere Kinder geboren haben, reichen auch wohl ihrem auf dem Rücken hockenden Kinde die Brust unter dem Arme, oder auch über die Schulter, so dass das Kind sich nicht im Geringsten aus seiner Lage zu verrücken braucht.[5]) So lange eine Hottentottin ihr Kind säugt,

1) v. Rienzi, Oceanien, deutsch. I. 245.
2) L. L. Finke, Versuch einer med. prakt. Geogr. I. Leipz. 1792. S. 688.
3) Cameron, Quer durch Afrika. I. S. 236.
4) Hildebrandt in Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 396.
5) Le Vaillant, Reise in das Innere von Afrika. Frankf. a. M. 2. Th. S. 39.

darf es der Vater nicht berühren, d. i. vier Monate lang nach der Geburt (Damberger). — Während des Säugens kräftigt sich die Hottentottenfrau durch fleissiges Rauchen und pflegt auch zeitweilig das Kleine, wenn es unruhig wird, von dem köstlichen Kraute essen zu lassen.[1] — Eine Kafferfrau legt ein Kind einer andern Mutter niemals an ihre Brust.

Bei den Betschuanas in Südafrika sah Livingstone, dass in mehreren Fällen die Grossmutter es auf sich nahm, ein Enkelkind zu säugen. Eine Frau hatte wenigstens vor 15 Jahren zum letztenmale ein Kind gesäugt; aber sie legte ein Enkelkind an die Brust und war im Stande, das Kind vollständig zu säugen. Wenn eine Grossmutter von 40 Jahren oder darunter (denn diese Weiber welken frühzeitig) bei einem kleinen Kinde zu Hause gelassen wird, so legt sie dieses Kind an ihre welke Brust und säugt es. Manchmal saugt das Kind an seiner Mutter und Grossmutter.

Unter den Basuto (Betschuanen) ist es Sitte, das Kind erst am dritten Tage an die Brust der Mutter zu legen. Inzwischen aber ist die erste Nahrung, die das Kind erhält, dünner Kafferhirsemehlbrei, der ihm trotz Schreiens und Krümmens eingestopft wird. Dadurch ist das Kind zum Kafferkornbeisser geweiht. Dann folgt erst das Säugegeschäft (Missionär Endemann). Ergötzlich ist folgende Beschreibung der Fütterung: Das neugeborene Kind erhält als erste Nahrung aus einem bereitstehenden Topfe einen aus Kafferkornmehl bereiteten Brei, mit dem es förmlich gestopft wird. Die alte Grossmutter öffnet mit der einen Hand den Mund des Kindes und füllt ihn aus der anderen mit Brei. Dieses Verfahren kostet nicht wenigen Kindern das Leben, aber es gilt für unumgänglich. Andererseits schläft das durch diese Behandlung satt und müde gemachte Kind bald ein.[2] Ein anderer Bericht lautet: Unter den Basuto nehmen sofort nach der Geburt das Kind die helfenden alten Frauen in Empfang und füttern es die ersten drei Tage mit dünnem Brei. Dies geschieht in der Weise, dass man das Kind in den Schooss setzt, in die vor den Mund gehaltene linke Hand den Brei schüttet und mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten denselben in den Mund stopft, wie man etwa mit einer Schaufel etwas hineinschaufelt. Von Zeit zu Zeit wird der Leib des Kindes glatt gestrichen und weiter gestopft, trotz alles Schreiens des armen Wurmes, bis der Leib ganz prall steht. Nach drei Tagen erst bringen sie das Kind zur Mutter und sagen: „Lasst uns die Brüste der Mutter durch Medicin reinigen, denn die Brüste haben Schmerz, damit der Schmerz herausgehe.“ Und so werden die Brüste geritzt und mit der Selare (Medicin), d. h. mit vorher gestampften Wurzeln, die für diese Krankheit gut sind, eingerieben; nachher erst darf das Kind angelegt werden. Grützner (ein Missionär, der dies berichtet) sagt, dass in Folge solcher Schädigung der Kinder unter den Eingeborenen ein weit grösserer Procentsatz derselben stirbt, als unter den Weissen.[3]

1) Novara-Reise, anthropol. Th. III. 118.
2) Chr. Stech im „Daheim“ 1879. 24. S. 382.
3) Zeitschr. f. Ethnol. 1877. III. Verhandl. S. 77.

Die Makalaka in Südafrika füttern ihre Kinder ähnlich wie die Vögel ihre Jungen.[1]) Schon am ersten Tage nach der Geburt wird feiner Kleister aus Reismehl oder in dessen Ermangelung aus gewöhnlichem Hirsenmehl bereitet, um den Neuling zu stopfen. Es ist gewöhnlich die Grossmutter, die sich dieses Fütterungsprozesses für die ersten Tage annimmt, sie legt sich das Kind in den Schoss, das bereits mit Fett gesalbte Köpfchen etwas erhöht in die linke Armbeuge, und nun beginnt das schauderhaft mit anzusehende Geschäft gewaltsamer Fütterung. Der stopfende Finger dringt bis hinter den Gaumen, die übergrosse Quantität der zähflüssigen Masse fliesst an den Seiten herab und bedeckt Nase- und Mundgegend in gefahrdrohender Weise. Zur weiteren Nachhülfe wird der gequälten, öfters fast erstickenden Kreatur eine Bewegung mittels der Beine ertheilt, wie man sie etwa einem Sacke giebt, wenn sich die verschiedenen Gegenstände ihrer Schwere nach legen sollen. Der noch schwache Magen des armen, hilflosen Wesens wird zu solcher Ausdehnung angeschwellt, dass dem Zuschauer ordentlich bange wird, sein Bersten müsse nächstens erfolgen. Das Kind hat sich unter der Tortur müde geschrien und ist eingeschlafen, es liegt wie todt da. Nun wird es hübsch mit beiden Händen an den Seiten des Kopfes erfasst und das schmierige Gesichtchen abgeleckt. Wenn die Zähne gekommen, so erhält das Kind ausser Kleister und Muttermilch auch Käfer, Raupen, Heuschrecken, Pilze u. s. w.

Schon nach dem ersten Bade giebt man dem Neugeborenen bei den Negern in Old-Calabar in den Mund den ausgepressten Saft der Frucht von einer Art Amomum und hierauf etwas laues Wasser; während der ersten 2—3 Tage wird es nicht an die Brust gelegt, sondern nur mit Wasser ernährt; Wasser scheint ihnen überhaupt ein vorzügliches Nahrungsmittel für das Kind in der ersten Lebensperiode zu sein. Die Brust der Mutter strotzt von Milch, die nicht selten abtropft, und das Kind ist kräftig genug zum Saugen; dennoch wird ihm jeden Tag eine reichliche Menge Wasser eingeflösst. Dies wird in jeder Minute wiederholt, während das Kind schluckst oder sich windet. Man giebt ihm das Wasser, um, wie sie sagen, den Unterleib auszudehnen, um ihn fähiger zu machen für die Aufnahme der Milch, und um das Wachsthum zu beschleunigen. Sollte eine Mutter einmal für wenige Stunden abwesend sein, so sucht man während dieser Zeit das Kind zu beruhigen durch Anfüllen seines Magens mit dieser wohlfeilen Flüssigkeit. Bei solcher Ueberfüllung der Kinder mit kaltem Wasser ist es wichtig, dass unter denselben Anschwellungen der Milz sehr häufig sind, fast noch häufiger im Kindes- als im späteren Alter.[2])

Neben der Brust reichen den säugenden Kindern die Woloff-Negerinnen auch noch andere Kost dar; Dr. de Rochebrune[3]) sagt: „La nourriture de l'enfant n'est pas exclusivement lactée, le sanglé et le couscous entrent une large part dans son alimentation au préjudice de sa santé."

---

1) C. Mauch, in Petermann's Mittheil. Ergänzungsheft Nr. 37. 1874. S. 38.
2) A. Hewan, Edinb. med. Journ. 1864. Sept. S. 224.
3) Rev. d'Anthrop. 1881. IV. 2. S. 290.

Obgleich bei den Arabern der Sahara in Algerien jede Frau ihr Kind selbst und lange stillt, reicht auch ebenso oft die erste beste Dienerin ihm die Brust oder ein eben anwesender Besuch. Emma von Rose, die dort reiste, kannte eine alte runzlige Negerin, Sklavin des Kaids von Biskara, die ihr letztes Kind vor länger als dreissig Jahren geboren; sie war Amme des Kaid gewesen und fuhr noch immer fort, die seiner Kinder zu sein; sie hatte nie aufgehört, zu stillen, und noch immer Ueberfluss an Milch. Als Emma von Rose ihr Bedenken äusserte, meinte die Frau des Kaid: „Milch sei Milch, einen Unterschied kenne sie nicht.“ Es war indess ein widriger Anblick, den rosigen Mund des Kleinen an der welken Brust hängen zu sehen.

Wollen in Fezzan die Kinder an die Mutterbrust nicht vorangehen, so werden, ausser etwaiger Schwangerschaft der Mutter, übernatürliche Gründe zur Erklärung herbeigezogen, und folglich auch ebenso unnatürliche Mittel angewendet. Man wäscht die Kinder in Wasser, das aus sieben Brunnen genommen ist, und in das man Fenchel, Hantit u. drgl. Substanzen gethan hat. Hilft das nicht, so wird die Mutter als schwanger angesehen und man wartet ruhig auf die etwaige Geburt des neuen Kindes. Tritt dieselbe ein, so legt man das erste Kind, wenn dasselbe noch am Leben, in die Schüssel, welche die ganze Zugabe des Neugeborenen enthält, und ist von seiner sicheren Heilung überzeugt.[1])

Auf Massaua, einer Insel an der Ostküste Afrika's im rothen Meer, legt die Mutter ihr Kind sogleich an die Brust, nachdem dasselbe etwas Butter bekommen, die in jenen heissen Gegenden immer flüssig ist. Wenn das Kind die Mutterbrust nicht erhalten kann, so legt man es einer anderen Frau an die Brust; aber die Mutter verliert dann die Achtung ihres Mannes, und oft kommt es vor, dass sie verstossen wird, während die Amme dann ihre Stelle einnimmt (Brehm).

Man ersieht schon aus dem Berichteten: Ueberall werden Fehler gemacht, bald auf die eine, bald auf die andere Weise; Afrika steht hinter Polynesien keineswegs zurück. Einen weit anderen Charakter trägt die Ernährungsweise der Kleinen in Asien. Doch spielt auch hier, wie bei allen Orientalien, die flüssige Butter eine Rolle.

Die Bewohner Bannus im östlichen Afghanistan geben dem Kinde täglich neben der Muttermilch Ghi, geschmolzene Butter, das Köstlichste, was die Afghanen kennen; sie soll die Verdauung fördern.[2]) — Gesäugt wird das Neugeborene bei den Nayer's in Malabar, einer dravidischen Sudra-Kaste, während drei Tage von einer Verwandten, vom 3. Tage an von der Mutter. Ist eine Amme nöthig, so wählt man hierzu womöglich eine Verwandte.[3]) Sofort nach der Geburt wird dem Kinde noch vor der Muttermilch bei der Pulayer-Sklaven-Kaste in Malabar Wasser der Kokosnuss eingegeben. Wenn bei den Vedas, einer südindischen Sklavenkaste, die Muttermilch nicht

1) Nachtigal, Sahara und Sudan. Berlin 1879. I. S. 154.
2) Gerland nach Thorburn; Globus 1877. S. 331.
3) Jagor in den Berichten der Berliner Anthropol. Gesellsch. 1878.

ausreicht, so stirbt in der Regel das Kind, da keine andere Frau es säugen darf. In seltenen Fällen gelingt es, das Kind mit Muttermilch aufzufüttern. Das Kind der Kanikar's, eines merkwürdigen Zwergvolkes in Südindien, wird sofort nach dem ersten Baden von der Mutter an die Brust gelegt.[1])

Die alten Inder scheinen ihre Frauen nicht zum Selbststillen angehalten zu haben; denn ihr Arzt Susruta lehrt ausdrücklich, dass gleich nach dem Feste der Namenbeilegung am 10. Tage dem Kinde eine Amme gegeben werde,[2]) und dass man es in den ersten Lebenstagen mit Honig und geklärter Butter ernähren soll.

Nachdem das Kind mit Salz bestreut und gebadet worden ist, fährt man bei den Armeniern im Gouv. Eriwan mit der mit gepulvertem Kochsalz oder Zucker bestreuten Spitze des rechten Zeigefingers dem Kinde in den Mund und drückt die Zunge nach oben — damit das Kind die Mutterbrust gut nehme. Bei den Tataren und Kurtinen geschieht dies unmittelbar vor dem Einflössen der ersten Nahrung, bei den Kurtinen wird der einzuführende Finger mit einer Salbe aus Butter und Zucker bestrichen, bei den Tataren wird der Finger ganz rein eingeführt.[3])

In Peking erfolgt die Ernährung der Neugeborenen nach Morache's Angabe zumeist durch die Mutter; in den Familien der Vornehmen werden auch wohl Ammen engagirt; künstliche Ernährung kommt selten vor. Schon in sehr früher Zeit kommen in China Ammen vor. Nach Angabe des Dr. J. H. Plath[4]) hat der Sohn des Grossbeamten (Ta-fu) eine Amme, Sse-mu, die Nährmutter genannt, die das Kind nährt; die Frau des Sse (Thürstehers) stillt ihr Kind selbst.[5]) In China werden, wie Dr. C. Scherzer berichtet, viele Frauen wieder schwanger, selbst wenn sie noch säugen. „Es ist Thatsache," heisst es im Reisewerke der Novara, „dass die chinesischen Frauen nicht allein ihre Kinder mehrere Jahre lang stillen, sondern sich auch in einem beständigen Milchzustande zu erhalten suchen, um das Deficit zu decken, welches bei der unzureichenden Menge von Kuhmilch zwischen dem Marktbedarf und dem wirklichen Vorrath an Thiermilch entsteht. Ein Chinese, der neben seiner legitimen Frau manchmal noch 5—6 Kebsweiber besitzt, kann eine förmliche Meierei anlegen. Da die Seefahrer, in einen Hafen angekommen, gemeiniglich leidenschaftlich gern Milch trinken, so erstaunten wir nicht wenig, von einem Arzte zu Hongkong zu erfahren, aus welcher Quelle die von uns reichlich genossene Milch wahrscheinlich geflossen war." Von einem eigenthümlichen Verfahren, welches die chinesischen Weiber auf Java beim Säugen ihrer Kinder anwenden, spricht Ch. F. Walbaum[6]): „Ehe sie das Kind anlegen, nehmen sie von einem kleinen Fasse einen Reifen,

1) Jagor in den Berichten der Berliner Anthropol. Gesellsch. 1879. S. 168.
2) Vullers, Altindische Geburtshülfe. Giessen 1846. S. 253.
3) Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz im Kawkas 1879. Nr. 54.
4) Plath, Ueber die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen. München 1863. S. 33.
5) Cibot, Mém. Tom. XIII. S. 324.
6) Petersb. med. Zeitschr. III. 862. 1. 2.

oder in Ermangelung desselben starkes Baumbast, und zwängen damit die Brüste in die Höhe fest zusammen, damit sich die Milch, während sie die Kinder trinken lassen, nicht wiederum verlaufen möge." Ueberhaupt scheinen die Chinesinnen besonders gut Ammendienste zu verrichten; die malayischen Edlen und Vornehmen auf Borneo geben ihren Kindern Ammen, welche gewöhnlich aus den Frauen der chinesischen Bergleute gewählt werden (Spencer St. John).

In Japan wird, wie von Siebold sagt, das Kind meist von der Mutter oder einer Amme gestillt. Dagegen schreibt ein russischer Arzt[1] aus Hakodade: „Ammen sollen nicht gehalten werden, selbst nicht bei den reichsten Aristokraten." Auch Kämpfer sagt: „Es giebt in Japan wenig Mütter, die ihre Kinder nicht selbst säugen."

In Persien wird das Kind niemals künstlich ernährt; die Mutter, die in der Regel in ihren kleinen Brüsten hinreichende und gute Milch hat, stillt ihr Kind gewöhnlich selbst (Polak). Nach religiösem Gesetze ist die Perserin nicht verpflichtet, ihr Kind selbst zu stillen (siehe später die Stelle aus dem Koran), wenn eine Amme zu haben ist, in welchem Falle der Vater eine Amme miethen muss; die Mutter dagegen kann, wenn sie selbst stillt, das Ammenlohn beanspruchen (Häntzsche). Nur in Ausnahmefällen, sagt Polak (Persien S. 195), nimmt man eine Amme („Dajeh" genannt). Als Ammen liebt man Nomadenweiber vom Lande; diese kommen auch zur grossen Stadt und verkaufen die Milch, die sie sich auf öffentlichem Markte abmelken lassen, becherweise zur Nahrung für schwache Greise (Polak). Nur in ganz seltenen Fällen, wenn die Mutter erkrankt und sich in der Eile keine Brust zum Säugen findet, wird das Kind einige Tage mit Kuh- und Ziegenmilch ernährt. Dagegen wird in der persischen Provinz Gilan nach Häntzsche das Kind in den ersten drei Tagen nach der Geburt nicht an die Mutterbrust gelegt; während dieser Zeit wird die Milch der Mutter abgenommen, und das Kind muss sich mit etwas Zuckerwasser begnügen oder hungern und dursten.

Wie die alten Juden in Palästina nur ausnahmsweise Säugammen hatten, so stillen jetzt in Palästina fast alle Mütter und nehmen nur ganz selten eine Amme. Im Allgemeinen ist dort die Milchabsonderung reichlich (Dr. Titus Tobler).

Die jüdischen Mütter, die unter uns leben, ernähren ihre Kinder meist selbst, sobald sie überhaupt denselben ihre Brust zu geben im Stande sind. Daher mag es bei der auch im Allgemeinen zärtlichen Sorgfalt für ihre Kleinen kommen, dass die Kindersterblichkeit der Juden überhaupt eine verhältnissmässig geringe ist (z. B. in Frankfurt a. M., Breslau, Fürth). Wer das zähe Festhalten dieser Nation am Ueberkommenen, ihren Familiensinn und ihre fast ängstliche Sorgfalt gegenüber gesundheitlicher Schädigung kennt, wird sich die Sache leicht erklären. Die Frauen der Juden leben noch heute wie

1) Bibl. der neuesten Reisebeschreib. 5. Bd. Nürnberg 1782.

die Weiber in althebräischer Zeit; nur selten wird man eine jüdische Frau auf dem Felde, in der Fabrik u. s. w., vielmehr meist in ihrer Häuslichkeit beschäftigt finden. Die Mutter widmet sich lediglich — und sie hat auch Zeit dazu — der Pflege ihres Kindes, und nur ausnahmsweise verweigert sie dem Säugling ihre Brust. Sie hängt mit aller Liebe an ihrem Kinde — ein Vorbild für manche christliche Mutter! Und in dieser Beziehung macht Wohlhabenheit und Armuth keinen Unterschied.

Bei den Buräten wird das Neugeborene von der Mutter gesäugt, mit Kuh- oder Schafmilch getränkt; nach Durchbruch der Zähne, oft auch früher, werden die Kinder mit zerkautem Fleisch, Schwarzbrod und allem anderen Vorhandenen gefüttert.[1])

Wenn bei den Tscherkessen einem Fürsten ein Kind geboren wird, so vertraut man dasselbe einer Amme an. Zuweilen sind aber auch alle säugenden Mütter des Stammes die Säugammen des Fürstenkindes, welches daher aus einem Dorfe in das andere getragen und noch bis zum Entwöhnen von den verschiedenen Müttern gestillt wird.

Der reiche Mongole pflegt nach von Báliut seinen Säugling einem Armen, gewöhnlich seinem Untergebenen zur Erziehung zu übergeben, wobei er ihm zugleich eine gute Kuh schenkt. Die Unbemittelten erziehen ihre Kinder selbst und diese werden bis zum dritten, ja sogar bis zum vierten Jahre gesäugt. Zum Säugen bedient man sich eines Ochsenhorns.[2])

Bei den Soongaren, einem Kalmückenstamme, halten die Vornehmsten ihren Kindern eine Amme. Bei dem Nomadenvolke der Karagassen im südlichen Sibirien säugen die Mütter ihre Kinder so lange, bis diese im zweiten Jahre die Brust von selbst verschmähen.[3])

In der Türkei nehmen die Vornehmen in grösseren Städten gewöhnlich eine Amme zu ihrem Kinde. Deshalb beeilen sich die jungen Frauen in der Provinz einige Tage nach ihrer Niederkunft, ihr Kind zu verlassen, indem sie dasselbe der Familie übergeben, um alsbald in der Stadt Ammendienst zu suchen. In einen solchen Dienst eingetreten, bekommt die Bäuerin eine ihr ganz neue Kost; sie nascht von Allem, was in der Küche der vornehmen Familie vorkommt, und ist sehr unmässig (Eram S. 65). In der kleinasiatischen Türkei hingegen, insbesondere in Isaurien, kennt man Ammen nicht; wenn die Mutter stirbt, gibt man dem Kinde Ziegenmilch.[4]) Die Sitte, Ammen zu nehmen, scheint früher unter den vornehmen Türken weniger heimisch gewesen zu sein; denn noch im Jahre 1833 fand Oppenheim das Selbststillen der Mütter allgemeiner gebräuchlich; er sagt: „In der Regel ist jede Mutter in der Türkei im Stande, ihr Kind selbst zu stillen, da weder eine Schnürbrust die Brüste und Brustwarzen zerdrückt, noch eine übertriebene Verzärtelung und Schwäche sie dazu untauglich macht. Ausserdem haben

1) Kaschin in Mosk. medic. Zeit. 1862.
2) Prschewalski, Mongolei. S. 506.
3) Zeitschr. für allgem. Erdkunde 1860. VIII. 404.
4) E. Sperling: Zeitschr. f. allg. Erdk. 1864. XVI. S. 28.

die Weiber im Morgenlande glücklicher Weise noch nicht gelernt, dass sich ihren heiligsten Pflichten zu entziehen und die kostbarsten Pfänder ihrer ehelichen Liebe lohnsüchtigen Miethlingen anzuvertrauen, ein Mittel wäre, ihre Reize länger zu erhalten und die zauberischen Vergnügungen der Gesellschaft länger zu geniessen." — Wenn durch irgend eine ungewöhnliche Veranlassung eine Frau ihre Milch verliert und sich genöthigt sieht, eine Amme anzunehmen, so nimmt sie diese in das Haus und lässt sie mit eben der Achtung und Aufmerksamkeit behandeln, als man ihr selbst erzeigt. Sie sei Mohamedanerin, Christin oder Jüdin, so hängt es von der zweiten Mutter ab, von nun an immer bei dem Säugling zu bleiben, ihre mütterliche Sorgfalt für ihn fortzusetzen, und Zeitlebens von ihm und seinen Verwandten die lebhaftesten Beweise der Dankbarkeit zu empfangen. Den einzigen Luxus, den sich die reichen Frauen erlauben, um nicht ihre wohlbeleibte Gestalt beim Nähren zu verlieren, ist, dass sie für die Nacht eine Säugamme für das Kind nehmen, während sie es am Tage selbst an die Brust legen. Der Koran gebietet, dass die Mutter den Kindern zwei volle Jahre die Brust reichen soll, wenn diese so lange säugen wollen (Sure 2 u. 46). Es ist aber der Mutter erlaubt, ihren Säugling mit Bewilligung des Mannes früher zu entwöhnen.

Bei den Armeniern im russischen Gouvernement Eriwan erhält das Kind 3—4 Stunden nach der Geburt schon die Brust, doch nicht die der eigenen Mutter, sondern einer anderen Frau, erst nach drei Tagen beginnt die Mutter das eigene Kind zu stillen.[1]) Es soll bei den Armeniern des Kuban-Districts in Kaukasien, den Armawiren, vorkommen, dass eine Grossmutter, eine vielleicht bald 50jährige Frau, das Neugeborene zu sich nimmt, und um der Tochter Ruhe zu schaffen, dem Kinde die Brust reicht, und dass dann wirklich sich Milchsecretion einstellt, so dass die Grossmutter ihre Enkel stillen kann.[2])

Bei den heutigen Griechen ist die Benutzung einer Amme sehr verbreitet unter den Vornehmen, denn die Damen wollen hier die Schönheit ihres Busens und ihre Gesundheit erhalten; die Amme bleibt dann meist im Hause, wird gleichsam in der Familie als Mitglied eingeweiht und heisst Paramana.

In Dalmatien lässt sich keine Mutter, auch nicht die an Tuberculose leidende, abhalten, ihr Kind selbst zu säugen, weil man dort im Volke die Ansicht hegt, dass eine kränkliche Mutter sich selbst durch das Stillen von manchen Krankheiten befreien kann. Dagegen glauben die dalmatinischen Weiber, dass durch den Eintritt der Menstruation oder der Schwangerschaft ihre Milch verderbe und giftig werde; sie entwöhnen in diesem Falle das Kind sogleich. Mütter und Ammen reichen dem Säuglinge beim geringsten Gewinsel desselben die Brust, in der Meinung, dass das Kind Hunger habe (Dr. W. Derblich).

Auf Sicilien beraubten sich, wie einst Houel[3]) erzählte, die Frauen

1) Garril Oganisjanz im Kawkas 1879. Nr. 55.
2) Kawkas 1879. Nr. 62.
3) Houel, Kleine Reise, Lectüre u. s. w. 5. Bd. 1788.

der einen Brust und standen fest in der Meinung, dass die Milch einer Brust besser sei, als zweier. Houel sagt: „Diese Weiber geben keinen Gründen Gehör, welche man gegen ihre Verstümmelung vorbringt, und noch weniger können sie durch die nachtheiligen Folgen gewitzigt werden, welche sie oft davon empfinden.“ Jedenfalls besteht diese sogenannte „Verstümmelung“ lediglich in einem „Nichtgebrauch der Brust;“ doch scheint diese ganze Angabe sehr zweifelhaft zu sein.

In Russland ist es mit der Hygieine der Neugeborenen sehr übel bestellt. Man vernachlässigt in St. Petersburg nicht blos unter den ärmeren Volksschichten, sondern auch in den bemittelteren Klassen der Gesellschaft die naturgemässe Pflege des Säuglings in hohem Grade. Die dort herrschende volksthümliche Methode der Ernährungsweise des Kindes beschreibt Dr. Reimer[1]): „Nachdem das neugeborene Kind in der Badestube mit zu heissem Wasser förmlich abgebrüht worden ist, wird es nach Hause gebracht; man legt es auf den Ofen und noch sind keine 24 Stunden vergangen, so steckt auch schon im Munde des Neugeborenen der obligate dicke Zulp, der aus schwarzem, von der Mutter selbst vorher gekautem, in irgend einen schmutzigen Lappen gewickeltem Brote besteht. Sehr bald entwickelt sich unter dieser Säure eine lebhafte Schwämmchenbildung auf der Mundschleimhaut, die von der Umgebung als eine nothwendige Uebergangsperiode betrachtet wird; es heisst: „das Kind blüht!“ und ehe man es an die Brust legt, muss diese Blütheperiode ruhig abgewartet werden. Schreit das Kind dabei, so wird es nicht als Ausdruck des Schmerzes, sondern höchstens als Hunger aufgefasst und es bekommt dann einen Brei aus gedörrtem Hafermehl oder auch nur reines Wasser eingeflösst. Ist das Kind über der „Blütheperiode“ nicht zu Grunde gegangen, dann wird es an die Brust gelegt, aber wenn es entweder wegen noch wunder Mundschleimhaut oder auch wegen zu grosser Körperschwäche nicht im Stande ist, die, nur zu oft ganz unvorbereitete Brustwarze zu fassen, dann reisst der Mutter die Geduld und wieder bekommt das Kind den Zulp oder das Horn in den Mund gesteckt. Das Horn ist gewöhnlich ein Kuhhorn, an dessen spitzem Ende eine Kuhzitze angebunden ist, die höchstens zweimal monatlich gewechselt wird. In das offene Ende wird die Milch einfach hineingegossen (gewöhnlich entrahmte Milch), und man kann sich von deren Schmackhaftigkeit eine Vorstellung machen, wenn sie bei der in der Wohnung herrschenden Hitze säuert, die Zitze in Verwesung geräth und Schmeissfliegen und Schaben hineindringen. Schreit das Kind sehr viel, so wird es noch als Hunger gedeutet und man stopft ihm förmlich den Mund mit der dicken Hafermehlgrütze. Die Folgen liegen auf der Hand, und da kann es wohl Wunder nehmen, dass die Neugeborenen bei uns zu Lande stets eine so hohe Mortalitätsziffer (circa 12 pro Mille) geben; oder dass sie, falls ihr Organismus allen einströmenden Schädlichkeiten widerstanden hat, am Schlusse des ersten Lebensjahres zum Krüppel gestempelt sind.“

1) St. Petersburger medicin. Wochenschrift 1878. 15. (27.) December. Nr. 50. S. 411.

Insbesondere im Gouvernement Samara schätzen die niederen und mittleren Klassen das Stillen nicht sonderlich hoch, und es wird das Horn (d. i. die Trinkflasche des Kindes) zur Vermittelung der Ernährung bei weitem am häufigsten gebraucht. Die höheren Klassen stillen auch nicht selbst, sondern brauchen Ammen. Auf die Kinder hat die künstliche Ernährung natürlich den nachtheiligsten Einfluss.[1]) Die Russinnen in Astrachan stillen im Allgemeinen ihre Kinder selbst, gewöhnen ihre Kinder aber schon in den ersten Tagen auch an andere Nahrung, um nicht dadurch in ihren häuslichen Geschäften gestört zu sein. Auf den Zulp sich verlassend reichen sie ihnen nur selten die Brust (Meyerson). Die Russinnen in Sibirien bedienen sich zum Säugen ihrer Kinder des „Hörnchens," Roschok, das sie alle Augenblicke mit Milch, später auch mit flüssiger Speise füllen (Prschewalski).

Die Estin bringt das Neugeborene möglichst bald an die Brust. Findet noch keine Milchabsonderung statt, so giebt man dem Kinde ein mit gekautem Brot und Zucker gefülltes Lutsch- oder Saugbeutelchen (Zulp oder Zülp genannt); bei „kultivirten" wird dem kleinen Weltbürger sofort Chamillenthee eingeflösst. Bei hinreichendem Milchreichthum der Mutter wird dem Kinde in erster Zeit keine anderweitige Nahrung gereicht, bald aber — in der Regel schon im dritten Monat — gewöhnt man es an andere Nahrung, aus Furcht, dass das Kleine diese Kunst später nicht mehr erlerne.[2]) In Ermangelung der Muttermilch dienen daselbst als Surrogat Kuh- oder Ziegenmilch, ferner Mehlbrei oder Buchweizengrütze. Die Estinnen auf dem Lande sind mit den seltensten Ausnahmen im Stande, ihre Kinder selbst zu säugen (Prof. Holst in Dorpat). — Die Finnen in Nordrussland halten es für schädlich, wenn die Mutter an allen drei Fastnachtstagen ihren Säugling stillt, weil er dadurch schielend wird und so böse Augen bekommt, dass durch seinen Blick alles verdirbt.[3])

Nirgends in der Welt ist das Ernähren des Kindes durch eine Amme so sehr zur allgemeinen Sitte geworden, wie in Paris: fast jede Mutter gibt dort ihr Kind entweder einer Säugamme auf das Land, oder nimmt eine solche in das Haus. In der Rue de Provence in Paris giebt es ein Bureau des nourrices, wo man zu jeder Stunde eine Amme bekommen kann, wo man sich aber auch eine „Mittelsperson" (Intermédiaire) zuweisen lassen kann, welche es über sich nimmt, von Zeit zu Zeit Nachricht von dem der Säugamme auf dem Lande übergebenen Kinde zu überbringen. Diese Personen nennt man auch Meneurs oder Meneuses; ihr Geschäft besteht darin, 5—6 Säugammen auf einmal nach Paris und wieder zurück auf ihr Dorf zu führen; das Zeugniss solcher Leute über das Befinden des Kindes ist ein ganz unzuverlässiges, denn ihre Industrie weist sie lediglich auf gute Trinkgelder an. Die Ammen, welche die Pariserinnen in ihr Haus nehmen, und die man Nourrices sur lieu nennt, werden meist aus dem Departement de

---

1) Dr. J. Ucke, Das Klima und die Krankh. d. Stadt Samara. Berlin. S. 260.
2) Globus 1880. Nr. 16. S. 252. Nach Dr. Kreuzwald.
3) Dr. Krebel, Volksmedicin versch. Volksstämme Russlands. 1858. S. 17.

Nièvre in Burgund und aus der Normandie bezogen; ihr Handwerk hat buchstäblich einige Gemeinden zu Grunde gerichtet; denn während die Weiber nach Paris gingen, um Geld zu verdienen, faulenzten die Männer zu Hause und lebten von dem Verdienste ihrer Weiber; so geriethen die Familien in das Elend. Das Elsass bildete von je unter den französischen Departements eine rühmliche Ausnahme, wie Stöber und Tourdes versichern, denn es ist dort allgemeine Regel, selbst zu stillen; kann die Mutter dies nicht, so nimmt man eine Amme in's Haus und giebt nicht das Kind auf das Land.

In den Sklavenstaaten Amerika's wurden den Kindern in guten Familien gewöhnlich Sklavinnen als Säugammen gegeben; diese Negerinnen, die sonst harte Arbeit verrichten, mussten von da an ihre Lebensweise völlig ändern; sie bekamen gute und reichliche Kost, alle Arbeit wurde ihnen genommen etc.[1])

Merkwürdig ist die ausserordentliche Verschiedenheit der Volksanschauung über die Kinder-Ernährung in den einzelnen Ländern und Landestheilen Europa's. Als schroffen Gegensatz zu Frankreich, wo das Selbststillen der Mütter überhaupt sehr wenig beliebt zu sein scheint, führen wir Schweden an, ein Land, das sich durch eine sehr geringe Kindersterblichkeit auszeichnet, und wo auch die Kinder-Ernährung eine im Allgemeinen sehr angemessene zu sein scheint. Nach Mittheilungen Berg's[2]) erfahren wir, dass dort fast alle Mütter, selbst die der reicheren Klassen, ihre Kinder stillen, und nur bei absoluter Unmöglichkeit sich durch eine Amme ersetzen lassen, und dass die Stillung der Säuglinge bis zum Alter von zwei und selbst drei Jahren keine Seltenheit ist. Höchst charakteristisch für die Auffassung der ganzen Frage in Schweden ist die weitere Mittheilung Berg's, dass in einigen Distrikten des bothnischen Busens sich im vorigen Jahrhunderte der Gebrauch der Ludel (Zulp) eingeschlichen hatte, dass man aber sofort die ausserordentliche Zunahme der Sterblichkeit der Neugeborenen in den betreffenden Bezirken bemerkte, und dass zur Beseitigung des Uebels ein königliches Edikt correctionelle Bestrafung der Mütter anordnete, von welchen nachgewiesen werden konnte, dass sie ihre Kinder durch Entziehung der Brust hatten zu Grunde gehen lassen.

Ganz ähnlich lauten die Nachrichten aus Norwegen und Dänemark. In Irland soll nach einer Mittheilung von Dr. Burke trotz der ungünstigen allgemeinen wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse die Sterblichkeit der Kinder ausserordentlich gering, dafür aber die künstliche Ernährung der Kinder fast ganz unbekannt sein.[3])

Das Nichtgestilltwerden ist eine wesentliche Ursache der Sterblichkeit im Kindesalter, wie namentlich Dr. Fickert in Frankenhausen statistisch nachwies. In den Städten Frankenstein und Zschopau (Königr. Sachsen,

1) Bajon, Nachr. zur Gesch. von Cayenne. Erfurt 1781.

2) Dr. Vacher, „La mortalité des nourrissons en divers pays de l'Europe": Gaz. médic. de Paris 1870. S. 110.

3) Dr. G. Mayr, Die Sterblichkeit der Kinder während des ersten Lebensjahres in Süddeutschland, insbesondere in Baiern. Zeitschr. des kön. baierischen statist. Bureau's. 2. Jahrg. 1870. S. 245.

ersteres mit 9848 Einw., letzteres mit 7892 Einw.) stellte er in den Jahren 1874 und 1875 statistische Forschungen an. Die Mortalitätsziffer der Kinder jener beiden Städte in dem Zeitraume eines Jahres betrug 39,9 pCt. der Geborenen. Von den gestorbenen Kindern wurden nur 15,5 pCt. bis zu ihrem Tode 55,3 pCt. hingegen gar nicht gestillt. Berechnet man den Zeitraum, innerhalb dessen die noch übrigen Kinder gestillt wurden, so ergiebt sich ein nur sehr geringer. Fickert hebt als Ergebniss seiner Zahlen von Neuem hervor, wie wichtig es für die Verminderung der Kindersterblichkeit sei, dass jede Mutter, wenn irgend möglich, sich der Arbeit des Stillens unterziehe.

Da die Ernährungsweise der Säuglinge demnach ein so wichtiger Faktor für die Kindersterblichkeit ist, so kommt in den Ziffern, welche die Länder Europa's hinsichtlich der Höhe der Kindermortalität aufweisen, gleichsam die grössere oder geringere Zweckmässigkeit der in jedem Lande heimischen Gewohnheiten hinsichtlich der Kindespflege, namentlich der Kinder-Diät zum Ausdruck; und in dieser Beziehung spielt gewiss das Selbststillen der Mütter eine Hauptrolle. So ordnen sich denn merkwürdigerweise die Länder Europa's nach den Berechnungen des Director Becker[1]) gemäss der Sterblichkeits-Coefficienten der frühesten Altersklassen in folgender Reihe:

a) Länder mit geringer Kindersterblichkeit: Schleswig-Holstein mit Lauenburg; Oldenburg; Dänemark; Schweden; England und Wales.

b) Länder mit mittlerer Kindersterblichkeit: Westphalen und Jahdegebiet; Belgien; Frankreich; Mecklenburg-Schwerin; Rheinland; Niederlande.

c) Länder mit hoher Kindersterblichkeit: Preussischer Staat; Preussische Ostprovinzen; Baden; Baiern; Oestreich; deutsch-slavische Länder.

In den nördlichsten Staaten scheint demnach die beste Kindespflege zu herrschen, in einem Länderstriche, der Frankreich, Belgien, Niederland und Norddeutschland umfasst, eine minder gute, und in Preussen mit Süddeutschland und Oestreich die schlechtere. Klimatische Verhältnisse sind hierbei gewiss nicht allein oder vorwiegend maassgebend.

Es war ursprünglich eine schöne Volkssitte der Deutchen, dass jede Mutter ihr Kind an der eigenen Brust ernähren musste. Zum grössten Nachtheil hat sich dies gar sehr geändert; wir müssen annehmen, dass die in manchen Gegenden Deutschlands erschreckend zunehmende Sterblichkeit der Kinder von der steigenden Abneigung der Mütter gegen das Selbststillen abhängt. Wir können auf diese Schattenseite unserer socialen Zustände nicht dringend genug aufmerksam machen. Zunächst fordern wir zu einem Vergleich des älteren und des neueren Brauches auf, wodurch die eingetretene Wendung zum verderblichen Verhältniss recht entschieden und grell zu Tage tritt.

Unsere Vorfahren, die Germanen, hatten keine Ammen, sondern alle

1) Zeitschr. des k. preuss. statist. Bureau's. 1869. S. 137.

Mütter stillten ihre Kinder selbst. Tacitus führt in seiner „Germania" diese Gewohnheit seinen Zeitgenossen in Rom als nachahmenswerthes Beispiel vor. Er sagt: Sua quemque mater uberibus alit, nec ancillis ac nutricibus delegantur,[1]) d. h. jede deutsche Mutter ernährt ihr Kind an ihrer Brust und überlässt es nicht Mägden und Ammen.

Von jeher hatte man in Deutschland recht treffliche Sprüchwörter in Bezug auf das Säugen der Kinder. Unsere Altvordern haben gewiss mehr als wir heutzutage auf die Lehren gegeben, welche in diesen Sprüchwörtern enthalten sind. So heisst es im Sprüchwort: „Was die Mütter gebären, sollen sie selbst ernähren." — „Welche sich nicht selbst schämt, eines Kindes Mutter zu werden, die soll sich auch nicht schämen, des Kindes Amme zu werden." — „Eine Mutter, die ihrem Kinde den Brunnen der natürlichen Nahrung verstopft, die soll man zu den wilden Thieren weisen, dass sie von ihnen das natürliche Recht lernt." — „Auf der Mutter Schooss werden die Kinder gross." — „Der Ammen Schutz ist nur Untreu, Vortheil und Eigennutz." — „Die Kinder kommen ihnen nicht von Herzen, so kommen sie ihnen auch nicht darein." — „Muttertreu ist täglich neu, Pflegerlieb ist falsch und trüb."[2])

Die Mutter muss im Glauben des deutschen Volkes ihr Kind auch noch nach ihrem Tode ernähren. In dieser Hinsicht führten wir schon im ersten Bande Seite 105 ff. gewisse Bräuche an, welche vollkommen im Sinne der prähistorischen Unsterblichkeitslehre erschienen, indem man einer im Wochenbett Verstorbenen mehrere zur Kindespflege dienende Gegenstände in das Grab mitgiebt. Neuerlich hat Dr. A. Voss über einen Zug dieser Volkssitte berichtet[3]): In dem Dorf Lückendorf bei Oybin im Königreich Sachsen werden noch heute den im Kindbett gestorbenen Wöchnerinnen (den Sechswöchnerinnen) alle die Pflege des Säuglings betreffenden Gegenstände in den Sarg gelegt; die ersteren derselben müssen schon gebraucht sein: ein irdenes Töpfchen, ein irdener kleiner Tiegel, ein Blechlöffel, ein Quirl, Gries, eine Windel, Nähnadel, Zwirn, ein Kinderhemdchen, ein blechernes Kännchen, eine Scheere, ein Kamm, ein Mandelbrett, Mandelkeule, ein Fingerhut. Mehre dieser Geräthe erhält die Leiche in natura, andere nur in Modell. In die rechte Hand, resp. in den rechten Handschuh bekommt sie 12 Pfennige, weil sie den ersten Kirchgang nicht halten kann, mithin nicht opfern konnte.

Bei einigen germanischen Stämmen verlor sich die sonst allgemeine Sitte des Selbst-Stillens vielleicht zunächst in Folge äusserer ungünstiger Verhältnisse. Aus einer der frühesten Quellen über das Leben der germanischen Völker im Norden[4]) erfahren wir, dass die Kinder in Island ge-

1) Cornelii Taciti, Lib. de moribus Germaniae. §. 20.

2) Florilegium politicum, d. i. Polit. Blumengarten, darin auserlesene Sentenzen, Lehren und Sprichwörter etc. Durch Chr. Lehmann. Frankfurt 1639. — Wilh. Körte, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. 2. Aufl. Leipzig 1861.

3) Zeitschr. f. Ethnol. 1881. XIII. Bericht der Berliner Anthrop. Gesellsch. S. 104.

4) Olafsen und Povelsen, Reise I. 178; Ynglinga etc.

wöhnlich frühzeitig entwöhnt wurden. Man gab dann Thiermilch, die man aus dem spitzen Ende eines Horns saugen liess. Noch heute ist auf Island die Neigung zum Selbststillen sehr gering, doch auch die Kindersterblichkeit ungemein gross.

Zu jenen Zeiten, als Rösslin sein berühmtes Hebammenbuch, den „Rosengarten" (1512) schrieb, mussten in Deutschland allerdings die Mütter in der Regel ihre Kinder selbst säugen. Allein „im Behinderungsfalle" wurden auch Ammen genommen, — und leider mögen dann unter der Leitung gewissenloser Hebammen dergleichen Fälle nach und nach immer häufiger geworden sein. Zunächst werden als Behinderungsgründe wie noch jetzt gewisse Umstände, z. B. Krankheit, schlechte Milch u. s. w. gegolten haben; dann aber fand man in der Befreiung vom Stillen eine anziehende Bequemlichkeit für die Mutter.

Die culturhistorischen Zustände der Zeiten Rösslin's waren nur die Uebergänge aus früheren, für das gewohnheitsgemässe Selbststillen der Mütter günstigeren Perioden zur Jetztzeit, in der einer überaus grossen Anzahl deutscher Mütter das Gefühl der Verpflichtung zur Ernährung des Kindes an der eigenen Brust ganz abhanden gekommen ist. Im Gegensatz zu den Frauen der alten Germanen unterlassen jetzt in Deutschland nicht blos vornehme Damen, sondern auch die Weiber der arbeitenden Klassen ausserordentlich häufig das Säugen ihrer Kinder. Diese Nichtbeachtung der heiligsten Mutterpflichten, die sich zunächst wohl an Höfen und in Palästen schon früh eingeschlichen hatte, findet sich nunmehr ebensowohl in Fabrikdistrikten, wie auch in Gegenden, wo lediglich Ackerbau und Viehzucht getrieben wird. In Sachsen hat, wie ich schon in einer früheren Arbeit nachwies,[1]) das Fabrikwesen (Textil-Industrie etc.) veranlasst, dass viele Kinder die Mutterbrust entbehren, dass aber auch gerade in jenen Gegenden, wo viel Weberei u. s. w. getrieben wird, und die Frauen unter Vernachlässigung ihrer Kinder viel mit fabrikmässiger Arbeit beschäftigt werden, die Kindersterblichkeit eine ungemein hohe ist.

Fast noch grösser als im Königreich Sachsen ist die Kindersterblichkeit in Baiern und Württemberg, insbesondere in mehreren Distrikten dieser Staaten. Das Königreich Baiern giebt uns ein bedeutsames Beispiel für den grossen Einfluss der Ernährungsweise auf die Kindersterblichkeit. In der Pfalz und in Oberfranken, sowie in den nördlichen Theilen von Mittelfranken bekommen die Kinder fast immer die Milch der Mutterbrust, und hier ist auch die Kindersterblichkeit niedrig. Da aber, wo die höchste Sterblichkeit sich nachweisen lässt, werden die Kinder fast ausschliesslich mit Grütze,

1) Archiv für wissenschaftl. Heilk. VI. 117. 1861. Ich habe die Thatsache constatirt, dass in gebirgigen, durchschnittlich höher gelegenen Gegenden des Königreichs Sachsen eine grössere Kindersterblichkeit herrscht, als in der Ebene. Diese Erscheinung hat, wie ich zeigte, ihren Grund in der durch die verschiedene Arbeitsthätigkeit (in Fabriken und Landwirthschaft) bedingten Gewohnheit der Mütter, ihre Kinder mehr oder weniger gut zu verpflegen, insbesondere ihnen die Brust zu gewähren oder zu entziehen. Auch sind Intelligenz und Wohlstand maassgebend. Obgleich ich wiederholt diese Erklärung abgab, schieben mir Pfeiffer, Uffelmann und Andere die von mir bekämpfte Ansicht unter, dass das Klima der Gebirgsgegend die Ursache erhöhte Kindersterblichkeit sei.

Milch, Gerstenwein und Cichorienkaffee aufgefüttert. Ueber die Ursachen der baierischen Kindermortalität sagt Dr. C. Majer[1]): „In erster Linie steht hier die grosse Unterlassungssünde, welche in der Nichtstillung der Kinder durch ihre Mutter liegt. Besonders in den Städten ist die künstliche Auffütterung die vorherrschende Ernährungsweise der Kinder; auf dem Lande wird zwar die Mehrzahl der Kinder an der Mutterbrust genährt; aber häufig wird nebenbei schon in den ersten Tagen Mehlbrei gegeben, der zudem meist schon am Morgen für den Tag gekocht ist. Uebrigens gestalten sich diese Verhältnisse in den einzelnen Regierungsbezirken verschieden. So wird namentlich aus Oberfranken und der Pfalz berichtet, dass die Nahrung der Kinder fast ausschliesslich die Brust der Mutter sei. Es kommt dort bei allen Ständen, in den Städten wie auf dem Lande, nur selten und grösstentheils wegen krankhafter Hindernisse vor, dass die Mutter ihr Kind nicht stillt. Dagegen sind schwere Klagen über die fehlerhafte Ernährungsweise der kleinen Kinder, wie sie in den südlichen Provinzen Baierns, besonders in Oberbaiern und Schwaben, gehandhabt wird, zu erheben. Eine stillende Mutter bildet hier geradezu die Ausnahme. Alles Zureden, alle Vorstellungen wegen Verderblichkeit des Mehlbreifütterns in den ersten Lebenswochen, des Zuckerwassers zum Getränke, der hässlichen Schnuller, bei deren Anfertigung das Brod vorher gekaut und mit Zucker versetzt wird, sind erfolglos. Selbst die Kuhmilch wird vielen Kindern in manchen Gegenden Schwabens aus Geiz, um dieselbe zur Käsebereitung verkaufen zu können, entzogen.“

Zum Säugen nimmt sich die Frau in Bayern auf dem Lande nur sehr selten Zeit, doch darf nicht geleugnet werden, dass an dieser groben Vernachlässigung oft auch die Hebammen Schuld tragen, welche es an gehöriger Belehrung und Ermahnung fehlen lassen und dem alten Schlendrian huldigen. In Baiern sind seit Anfang des Jahres 1876 die Hebammen angewiesen, in einem Formulare den Grund anzugeben, warum eine Wöchnerin ihr Kind nicht säugt. Dadurch werden die Hebammen mehr aufgefordert, belehrend und ermahnend zu wirken und den Wöchnerinnen den hohen Werth der Ernährung des Kindes an der Mutterbrust gehörig vor Augen zu führen. Nach Angaben des Dr. Fuchs zu Nordlstadt[2]) ist es in seiner Privatpraxis der fortwährenden Mühewaltung der Hebammen zu danken, dass „das Säugegeschäft seit einiger Zeit wieder ein wenig geübt wird. Allein um zu diesem kärglichen Resultate zu gelangen, bedurfte es der gründlichsten Beweise und der schlagendsten Vergleiche mit der natürlichen Ernährung der jungen Kälber und Schweine. Letzteres, in drastischer Weise dargestellt, gab die Entscheidung.“

Von allen Provinzen Deutschlands haben Oberbaiern und Schwaben die höchste Kindersterblichkeit, nemlich 41 und 42 Procent aller Lebend-

1) Journal für Kinderkrankheiten. 1871. S. 153. Vgl. G. Mayr's treffliche Arbeit „Ueber Kindersterblichkeit in Süddeutschland“ in: Zeitschr. des kön. bayrischen statist. Bureau. II. Jahrg. 1870. Nr. 4. S. 205.

2) Bayr. ärztl. Intell.-Blatt. 1876. 41. S. 428.

geborenen, während die übrigen Provinzen des Königreichs Baiern 25—36 Procent aufweisen. So scheint es denn auch wichtig, aus Special-Berichten die dort in der Verpflegung der Kinder herrschenden Methoden genauer kennen zu lernen, um zu erkennen, wie viel Jammer und Elend den Kindern Indolenz, Thorheit und Unsitte bereiten. Beispielsweise wird aus Oberbaiern geschrieben [1]: „Der Hauptgrund der abnorm grossen Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren der Kinder liegt wohl in ungeeigneter Ernährung der zarten Wesen. Die grosse Mehrzal der Neugeborenen muss die geeignetste Nahrung, die Muttermilch, entbehren und wird dafür mit Mehlbrei gefüttert. In München wird ungefähr die Hälfte der Säuglinge mit Mutter- und Ammenmilch ernährt, auf dem Lande aber wird weitaus den meisten Kindern die Nahrung vorenthalten, auf die ihnen die Natur ein Anrecht gegeben hat, die ihnen die einträglichste wäre. Die Arbeiterfamilien, besonders die Landleute, gewinnen meist mit schwerer Mühe, mit vielem Schweiss ihr Brod; es hat für sie die Arbeit, der Erwerb einen Werth, der den Mittelpunkt ihrer Lebensaufgabe bildet und andere menschliche Empfindungen häufig in den Hintergrund drängt: die Mutter verleugnet das natürliche Gefühl, welches sie auffordert, ihrem Säuglinge die Brust zu reichen, um nicht durch Säugen in ihrer Arbeit gehindert zu sein.“ — Im Bezirksamt Schongau in Oberbaiern ist nach Dr. Kruger [2]) die Ernährung der Neugeborenen höchst selten die natürliche durch die Mutterbrust, und wenn diese gereicht wird, geschieht es nur auf etliche Wochen, und dazu in Verbindung mit Muss und Schnuller. Das Säugungsorgan, die Brust und hauptsächlich die Brustwarzen, sind in Folge der unzweckmässigen, die Brust beengenden Kleidung der heranwachsenden Mädchen und des fortgesetzten Nichtgebrauchs von Generation zu Generation meist in einem verkümmerten Zustande und missbildet, zu dem ihnen von der Natur angewiesenen Ernährungsacte der menschlichen Leibesfrüchte gar nicht mehr brauchbar. Würde das Selbststillen der Neugeborenen durch die gemeinsamen und unermüdlichen Bestrebungen der dazu berufenen Personen sich allmälig wieder mehr Eingang verschaffen, so müssten vor Allem die Brüste der Mädchen bereits und insbesondere die der jungen Frauen vor und während der Schwangerschaft eine vorbereitende Pflege, geleitet von kundiger Hand, erhalten. Der dort prakticirende Dr. Kruger betrachtet es als eine der schönsten, doch sehr schwierig zu lösenden Aufgaben der Gesundheitslehre, die dort eingewurzelten Missbräuche zu beseitigen, die einen grossen Theil der Ursachen für die ungeheure Kindersterblichkeit Oberbaierns bilden.

Im oberbairischen Bezirk Freising ernähren die Eltern der Landgemeinden ihre kleinen Kinder in der Regel durch Aufpäppelung mit „Kinder-Muss;“ kaum 10 Procent der Kinder erhalten ihre natürliche Nahrung. Der Mehl-, Gries- und Semmelbrei, der neben dem Schnuller gereicht wird, wird oft stundenlang aufbewahrt und vor der Darreichung von der Pflegerin in

---

1) J. Wolfsteiner in „Bavaria, Landes- u. Volkskunde des Königr. Baiern.“ 1. Bd. 1. Abth. München 1860. S. 455.

2) Bayr. ärztl. Intell.-Blatt 1874. S. 45.

deren Munde auf seine Temperatur erprobt. Das hierzu benutzte Mehl wird nicht selten staubig und feucht, ja moderig getroffen.[1]

Ueber Oberschwaben lautet das Urtheil eines Fachmannes:[2] „Ursache der grossen Kindersterblichkeit in Oberschwaben ist die unzweckmässige, naturwidrige Auffütterung der Kinder, da fast in dieser ganzen Provinz die Sitte herrscht, den Neugeborenen die Muttermilch zu versagen. Wo die alten Hebammen, welche die Haupturheberinnen dieser mörderischen Kinderernährung sind, den Wahn hergenommen haben, dass die Weiber, welche ihre Kinder selbst stillen, an der Schwindsucht zu Grunde gehen und vor der Zeit „de lack" lassen, d. h. hässlich werden, ist mir unbekannt; eine weitere Ursache der Kindersterblichkeit ist die grosse Vernachlässigung der Pflege der weiblichen Brust; unsere Landleute verkümmern dieses Organ durch enge Kleider, Mieder u. s. w. . . . schliesslich ist nur ein elendes Bruchstück von einer Brustwarze vorhanden. Nun füttert der Unverstand die Kinder von der ersten Stunde an gleich mit Mehlbrei etc."

Nächst Baiern ist **Württemberg** das Land, in welchem eine aussergewöhnlich hohe, fast die höchste Kindersterblichkeit herrscht, denn während das ganze Land im Durchschnitt 36 Procent der Lebendgeborenen im ersten Lebensjahre verliert, gehen in demselben Alter im Donaukreis 42 Procent zu Grunde.

In Württemberg, wo nach statistischen Angaben in mehreren Bezirken nur 41 Procent der Kinder natürliche Nahrung erhalten, weil die Mütter ihren gewöhnlichen Geschäften so bald als möglich nachgehen wollen, ohne durch das Kind gehindert zu sein, können in den meisten Fällen die Mütter entweder nicht stillen, oder sie glauben es nicht zu können. Das Säugen des Kindes wird als eine einer anständigen Frau unwürdige Funktion angesehen, „die nur einer Zigeunerin und Kesslerin zukomme;" eine Mutter wird als übertrieben oder faul verschrieen, wenn sie sich entschliesst und Zeit nimmt, ihrem Kinde die Brust zu reichen, und darum macht sie es am Ende lieber, wie die anderen, und lässt es bleiben. Die überwiegende Mehrzahl der Kinder erhält den üblichen Mehlbrei; derselbe wird wenigstens auf einen Tag vorräthig gekocht und vor der 2—3maligen Reichung allemal erwärmt. So wird er zu einer dicken, oftmals sauren Masse, mit der man das Kind, nicht einmal zu regelmässig eingehaltener Zeit, verstopft, es mag wollen oder nicht. — Als Getränke wird den Kindern Verschiedenes gereicht, meist Kuhmilch, sodann Wasser und Zuckerwasser, selten Anisthee, Gerstenkaffee, Eichelkaffee. — Die Kuhmilch, die man dem Kinde reicht, wird in der Regel nicht mit Wasser verdünnt, meist nicht einmal erwärmt, sondern kalt gereicht, und zwar ohne Abscheiden des Rahms; auch wird die Nahrung der Kuh nicht berücksichtigt. Oefters ist das Zuckerwasser, das man dem Kinde giebt, so alt und durch das Eintauchen des Schlozers trüb und sauer geworden, dass diese Aufmerksamkeit dem Kinde schlecht bekommt. Sehr häufig aber

1) Dr. Carl Mayer, Bayr. ärztl. Intell.-Blatt 1876. 26. 269.
2) M. R. Buck, Medicin. Volksglauben aus Schwaben etc. Ravensb. 1865. S. 10.

bekommen die Kinder gewöhnliches Brunnenwasser, und zwar kalt, denn es herrscht der Glaube, dass Wasserkinder die gesundesten werden.[1])

In Württemberg schreibt man gewöhnlich das Schreien des Kindes zunächst dem Hunger zu, daher wird das Kind überfüttert, statt Maass und Ziel in der Ernährung desselben einzuhalten. Will das nicht helfen, so müssen Schlozer, Schaukeln, Herumtragen und andere Beruhigungsmittel herhalten, wozu noch da und dort das Einschütten von Wein oder Branntwein, oder des sogen. „Klepperles-Thee's" (eine Opium enthaltende Abkochnng von Mohnköpfen) kommt und zum Unfug noch Vergiftung fügt.[2])

Die Kinder ernährt man in manchen Gegenden der Schweiz sehr schlecht, z. B. im Kanton Zürich. Da die Frauen selbst sehr hart arbeiten, so füttern sie dieselben mit einem Mehlbrei oder Kleister, „Pappe" nennen sie diese primitive Nahrung mit demselben Wort, welches sie für Kleister gebrauchen. Auch geben sie den Kindern frühzeitig Kaffee und Wein.[3])

Im siebenbürger Sachsenlande ist meist die Wöchnerin unermüdlich darauf bedacht, das Kind an ihren Brüsten sorgsam zu nähren. Eine stillende Wöchnerin darf im siebenbürger Sachsenlande nicht spinnen, weil die Brüste darunter leiden würden und ihr Kind nach dem Volksglauben hierdurch Schwindel bekommt (Joh. Hillner).

Erfahrungen aus andern Ländern bestätigen den Einfluss des Stillens und Nichtstillens auf die Kindersterblichkeit. Auf Island, wo die Kindersterblichkeit ungemein gross ist, ist die Hauptregel, dass die Mütter nicht ihre Kinder säugen, während dies auf den Faröern, wo wir eine sehr geringe Sterblichkeit finden, der Fall ist. In den scandinavischen Ländern geben die Mütter auch gewöhnlich die Muttermilch, und dieser Vorzug wiegt die nach anderen Richtungen auftretenden Mängel z. B. bezüglich der Reinlichkeit auf. Dieses wirkt als Hauptursache auch dahin, dass die Sterblichkeit der Kinder verhältnissmässig klein ist.[4])

Wir betrachten die Kindersterblichkeit, über deren statistische Erscheinungen wir uns hier nicht weiter verbreiten, mit Wappäus, Hoffmann, Roscher und Anderen als ein Moment zur Beurtheilung des allgemeinen Culturzustandes der Bevölkerung. Denn man muss die Kindersterblichkeit als Folge durchschnittlich unzweckmässiger Verpflegung, insbesondere schlechter Ernährung der Kinderwelt betrachten; das Können und Erkennen des Besseren und Richtigen ist namentlich von dem herrschenden Wohlstand und der Intelligenz der Bevölkerung abhängig, wobei man auch die Beschäftigungsweise (nach Engel), sogar das Glaubensbekenntniss (nach Wolfhügel) mit in Anschlag bringen muss.[5])

1) Rüdiger, Sterblichk. d. Kinder im 1. Lebensj. 1868. S. 10–12.

2) Württemb. medic. Corresp.-Blatt. 1868. Beilage zu Nr. 3.

3) Paul Wislicenus: Sonntagsblatt, gegründet von O. Ruppius. Berlin 1877. Nr. 9. S. 102.

4) Harald Westergaard, Die Lehre von der Mortalität und Morbilität. Jena 1881. S. 169.

5) Es starben in München, in Schwaben u. s. w. von 100 Lebendgeborenen verhältnissmässig viele (41) katholische, weniger (27–28) protestantische und noch weniger (15–16) jüdische Kinder im ersten Jahre. Hier ist nicht die Kirche oder Religion von directem Einfluss, sondern der culturelle Bildungszustand, welcher die Herzen, den guten Willen und den Verstand der Mütter beherrscht.

2. Dauer des Säugens.

Aus den Ergebnissen der an Naturvölkern angestellten Beobachtungen lässt sich keineswegs ein sogenanntes „Naturgesetz" über die „normale" oder „mittlere" Säugungszeit construiren. Nur so viel steht fest, dass unter günstigen Verhältnissen die kräftigen Mütter wilder und halbwilder Völker ihren Kindern eine nach unseren Begriffen ungemein lange Zeit die Milch ihrer Brust als fast ausschliessliche Nahrung darreichen können, ohne dass sie selbst oder ihre Sprösslinge dadurch besonderen Schaden erleiden. Allerdings beobachtet man auch vielfach, dass wilde Mütter durch ein mehrere Jahre lang dauerndes Säugen frühzeitig welken und altern. Allein immerhin sind die Leistungen der Frauen nach den hier anzuführenden Erscheinungen recht erheblich.

Einer ganz besonderen Leistungsfähigkeit erfreuen sich in dieser Hinsicht die Weiber der eingeborenen Volksstämme Südamerika's. Bei manchen derselben, z. B. den Makusis, wird nach von Martius das Säugungsgeschäft fortgesetzt, so lange es dem Kinde eben zusagt. Dieser Zeitraum ist nun ziemlich different, indem er beispeilsweise bei den Indianerinnen von Maynas (Ecuador) $^1/_2$ — 1 Jahr (nach Fr. Xaver Veigl), bei den Abiponern in Paraguay bis in das 3. Jahr (nach Dobrizhofer), bei vielen Indianerinnen Brasiliens aber bis in das 5. Lebensjahr des Säuglings reicht (nach von Spix und von Martius). Die Patagonierinnen pflegen nach A. Guinard ihre Kinder bis zum 3. Jahr zu stillen; in Corrientes säugen die Weiber nach Rengger oft bis in das 4. Jahr, um innerhalb dieser Periode nicht wieder schwanger zu werden.

Die Indianer-Frauen in Britisch-Guyana gewähren den Kindern sogar mehr als andere, indem beispielsweise von den Arawaken-Weibern [1]) berichtet wird, dass sie selbst ihre Kinder so lange, d. h. mehrere Jahre fortstillen, bis das nächste Kind da ist, dass dann aber die Grossmutter, wenn eine vorhanden ist, das Geschäft noch einige Zeit übernimmt. Appun [2]) sah öfters Kinder neben ihrer Mutter und Grossmutter stehen, die beider Milchvorrath in Anspruch nahmen. Diese Frauen suchen sich stets dadurch ihre Milch-Secretion zu erhalten, dass sie ausser ihren Kindern auch jungen Affen und anderen jungen Säugethieren, selbst kleinen Wildschweinen (Peccaris) die Brüste reichen. Aus eigener Anschauung erzählt auch Sir Rob. Schomburgk [3]) über die Warrau-Indianer in Britisch-Guyana höchst Ergötzliches: „Eigenthümlich ist es, dass die Kinder gewöhnlich erst im 3. oder 4. Jahre ganz entwöhnt werden, so dass oft das ältere ruhig vor der Mutter steht und die gewohnte Nahrung zu sich nimmt, während ein jüngeres auf dem

1) Quandt, Nachricht v. Surinam und seinen Einwohnern. Görlitz 1807.
2) Appun, „Das Ausland" 1871. S. 125.
3) Schomburgk, Reisen in Brit. Guyana. I. S. 166.

Arme der Mutter an der zweiten Brust trinkt. Am lächerlichsten jedoch sah es aus, wenn ein so strammer Bursche, den man eben noch in dem äussersten Gipfel einer Carica Papaya bemerkte, plötzlich mit den Früchten dieses Baumes beladen herabstieg und zur Mutter eilte, um seinen Durst zu stillen. Noch höher aber steigerte sich unser Erstaunen, als wir auch vierfüssige Milchbrüder und Milchschwestern unter den Säuglingen bemerkten, denen die Mutter ebenso bereitwillig, mit gleicher Zärtlichkeit in Blick und Miene die andere Brust reichte, wenn vielleicht das eigene Kind aus der einen schon seine Nahrung sog. Meist waren es junge Affen, Beutelratten, Pakas, Acuchis und dergleichen.“ Ganz Aehnliches fand Schomburgk[1]) bei den Makusis und Arekunas; unter Anderem sah er, wie ein junges, vor wenig Tagen erst eingefangenes Reh sich schon ganz an seine neue Mutter, eine junge Indianerin, gewöhnt hatte, denn diese brauchte nur niederzuknieen und zu rufen, so kam es und nahm die Brust. — Aus Südamerika ist schliesslich noch zu erwähnen, dass bei den alten Peruanern im Inka-Reiche das Säugen zwei Jahre dauerte.

Die nordamerikanischen Indianerinnen pflegen gleichfalls sehr lange, oft 6—7 Jahre lang zu säugen (de Charlevoix), gewöhnlich aber drei Jahre lang. Die ehemals in Pennsylvanien wohnenden Indianerinnen nährten ihre Kinder nach Heckewelder 2, manchmal auch 4 Jahre lang. Die Schwarzfuss-Indianer lassen nach Maximilian, Prinz zu Neuwied, noch grosse Kinder an den Brüsten saugen. Die Kinder der Oregon- und Californien-Indianer werden oft erst im 5. Jahre, die der Dacotah- und Sioux-Indianer nach 1 - 1½ Jahren entwöhnt.[2]) Nach anderen Angaben dauert das Säugen der nordamerikanischen Indianer 4—5, ja in einem Falle währte es 12 Jahre lang. Pater Lafitau sah bei den Irokesen Kinder von 3—4 Jahren, die nebst den nach ihnen geborenen Geschwistern noch die Mutterbrust bekamen. Die Kinder der Chippeway-Indianer sehen nach Capitän Butler aus wie Fettrollen und beschäftigen sich beständig mit dem Essen von Musethier- oder Elennfleisch, wenn sie nicht gerade am mütterlichen Busen saugen; sie setzen dies gewöhnlich bis in die späte Kindheit fort. Diesen zahlreichen Zeugnissen gegenüber behauptet der wenig zuverlässige Abbé Domenech: „Dans la plupart des tribus le temps de l'allaitemont n'est guère plus prolongé que chez les nations civilisées.“ Nur bei den im hohen Norden Amerika's, in Alaska wohnenden Thlinket oder Thlinkiten setzt sich die Periode des Säugens nach Dall nicht sehr lange fort; innerhalb der ersten 5—6 Monate wird hier stets gesäugt, und wenn das Kind ein Jahr alt ist, entwöhnt, von da an wird es mit Speck von Seethieren aufgezogen. Die Wilden in Canada hingegen stillen ihre Kinder 4, 5, oft auch 6—7 Jahre lang.

Bei den Negern Afrika's währt nach Angabe vieler Reisenden das Stillen 3—4 Jahre. Nach Dr. H. Barth's mir zugegangener brieflicher Mittheilung darf es in Centralafrika im Durchschnitt wohl zu 2 Jahr lang

1) Schomburgk, Reisen in Brit. Guyana. II. S. 239, 289, 315.
2) Schoolkraft, III. 212. 240.

anzunehmen sein. Mungo Park[1]) sagt von den Mandingo-Negerinnen: „Sie säugen ihre Kinder so lange, bis diese allein gehen können; drei Jahre lang die Brust zu geben, ist nicht ungewöhnlich.“ Bei den Negerinnen in Old-Calabar dauert das Säugen bis zu einigen Monaten in die nächste Schwangerschaft hinein; dies findet nicht immer 2—3 Jahre nach der letzten Schwangerschaft statt; der Ehemann nehmlich pflegt nicht vor 18 Monaten bis 2 Jahren mit seiner Frau den Beischlaf auszuüben; bisweilen, wenn keine neue Schwangerschaft eintritt, darf das Kind so lange saugen, als es die Sache eben fortsetzen will (Hewan). An der Sierra-Leone-Küste säugt die Negerin ihr Kind so lange, bis dasselbe gehen und eine Kürbisschaale mit Wasser tragen kann (J. Mathews); ein anderer Beobachter (Winterbottom) sagt: „gemeiniglich 2 Jahre oder so lange, bis das Kind der Mutter eine Kürbisflasche voll Wasser bringen kann.“ Die Guinea-Negerin stillt 3— 4 Jahre lang (H. C. Monrad). Im Königreich Loango dauert das Säugen gewöhnlich bis in's dritte Jahr, und die säugende Mutter bleibt so lange von aller Arbeit frei und lebt nicht mit ihrem Manne zusammen (Winwood Reade). Von Anderen wird die Länge der Säugungs-Periode bei den Loango-Negern durchschnittlich auf 12—14 Monate angegeben, doch ist ihre Dauer schwankend, da einige das Kind entwöhnen, wenn es die ersten Zähne hat, andere, wenn es sprechen lernt, manche noch länger säugen. Keine Mutter in Loango vertraut ihr Kind der Sorge Anderer an (Pechuel-Loesche).

In Südafrika trinkt das Kind der Makalaka an der Mutterbrust bis in's dritte Jahr (K. Mauch), das Kind der Maravis 4—5 Jahre (W. Peters), das Hottentotten-Kind 1½—2 Jahre, das Kind der Basutos (Kaffirn) 3—4 Jahre lang (L. Holländer). „Die Kinder der Basutos werden erst spät entwöhnt, meist erst im dritten, frühestens im zweiten Jahre.“[2])

Die Säugzeit währt bei den Waswaheli in Ostafrika 1—2 Jahre, bei den übrigen Ost-Afrikanern ebenfalls lange, gewöhnlich so lange, als die Mutter noch Milch hat. Die Waswaheli-Frauen säugen selbst dann noch, wenn sie wieder schwanger sind; solcher Säugling heisst bei ihnen „Patcha ja n'ye“ d. h. äusserlicher Zwilling.[3]) — Die Wakimbu- und Wanyamwezu-Frauen in Unyamweze am Ujiji-See im Innern von Ostafrika säugen die Kinder bis an's Ende des 2. Jahres (Burton und Speke); in den Nilländern währt das Säugen, wie in muselmännischen Ländern überhaupt, etwa 2 Jahre (R. Hartmann); auf Massaua, Insel im rothen Meer, dauert das Säugen durchschnittlich ein Jahr, zwischen ½—2 Jahr (Brehm); bei den Aegypterinnen durchschnittlich 2 Jahre (R. Hartmann). In Abessinien werden die Kinder meist zwei Jahre, bisweilen auch drei Jahre lang gestillt (Dr. H. Blanc).

In Nordafrika, z. B. in Marokko, werden die Kinder mindestens 2

1) Mungo Park, Reisen im Innern von Afrika. Aus dem Engl. Berlin 1799. S. 237.

2) Stech in „Daheim“ 1879. 24. S. 383; nach Missionär Endemann dauert dort das Stillen bis zu 2, ja 3 Jahren.

3) Hildebrandt in der Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 396.

Jahre lang gesäugt; und so entkräftet sich, wie ein Bericht sagt,[1] „das weibliche Geschlecht durch zu langes Säugen der Kinder." Die Frauen der Kabylen stillen die Kinder mehrere, 3—4 Jahre, bis ein neues ankommt (Dr. Leclerc).[2] Die Frauen auf den canarischen Inseln säugen 2, oft auch 3 Jahre lang (Francis Coleman Mac Gregor).

Von den Polynesiern lauten die Nachrichten nicht viel anders. Die Austral-Negerinnen auf Neu-Caledonien pflegen ihre Kinder nach F. Knoblauch 3 Jahre, nach Bourgarel 3—5 Jahre, nach Victor von Rochas 4 oder 5 Jahre lang zu säugen; nach Ansicht des zuletzt genannten französischen Arztes endet deshalb die Jugend dieser Frauen schon sehr früh und ist auch ihre Fruchtbarkeit sehr beschränkt. Auf Neuseeland säugen die Maori-Weiber die Kinder ebenfalls sehr lange; man sah dort Knaben von 6 Jahren abwechselnd einen Zug aus der Tabakspfeife und aus der Brust der Mutter thun; wird das Stillen plötzlich unterbrochen, so entsteht ein Unwohlsein, denn die Brustdrüse hat sich an die Milchausscheidung gewöhnt und ist für den Körper nöthig geworden; auch stillt man so lange, um nicht alsbald wieder zu concipiren; nach Dr. Tuke[3] stillen dort Weiber, die noch nie geboren haben(?). Auf den Fidschi-Inseln gilt es nach Seemann für eine Ehrensache und für vornehm, die Kinder recht lange an der Brust zu nähren. Auf dem Carolinen-Archipel entwöhnen die eingeborenen Frauen sehr spät; es giebt sogar Mütter, die bis zum 10. Jahre säugen, wie die Völker, die in der Behrings-Strasse wohnen (Dr. K. H. Mertens). Mehrere Jahre hindurch säugt auf den Samoa-Inseln unter den Eingeborenen die Mutter ihr Kind, daneben spuckt sie ihm gekauten Taro oder Kokosnuss in den Mund.[4] Bei den Malayen des Samoa-Archipels dauert, wie die Mitglieder der Novara-Reise berichteten, die Säugungsperiode je nach Umständen 4 Monate bis 2 Jahre; auf der Insel Rook (oder Ruk), östlich von Neu-Guinea, dauert sie nach Missionär Paul Reina über 2 Jahre; auf den Samoa-Inseln oft bis in das 6. Jahr; hier stillte eine Mutter sogar drei aufeinander folgende Kinder zu gleicher Zeit. Bei den Etas, den in's Innnere der Philippinen zurückgedrängten Negritos, stillt die Mutter das Kind circa zwei Jahre lang.[5]

Die Sitte, junge Thiere an der Brust zu säugen, wird oft als „polynesisch" bezeichnet, da sie in der That auf den Inseln des Stillen Oceans, d. h. auf den Gesellschaftsinseln nach G. Forster, in Hawaii nach J. Remy, auf Neuseeland nach Hochstetter u. s. w. ebenso wie in Australien ganz häufig vorkommt; es sind hier vorzugsweise Hunde und junge Schweine, welche mit Frauenmilch ernährt werden.[6] In Südamerika herrscht, wie wir schon anführten, ähnlicher Brauch bei den Indianerinnen. —

1) „Das Ausland" 1872. Nr. 44. S. 1053.
2) Dr. L. Leclerc, Une mission médic. etc. Paris 1864.
3) Edinb. med. Journ. 1864. S. 725.
4) Dr. E. Gräffe in Journal des Museum Godeffroy. Heft XIV.
5) Schadenberg, Zeitschr. f. Ethnol. 1880. S. 135.
6) Vergl. des Verf.'s Aufsatz: „Die ethnographischen Merkmale der Frauenbrust, — nebst einem

In Australien wird das Säugen der Kinder bei den Eingeborenen 2—3 Jahre, nach Eugen Delessert sogar 4—5 Jahre lang fortgesetzt. Die Weiber in Neuholland säugen ihre Kinder 2, 4 ja 6 Jahre (Salvado, Grey etc.).

Unter den Völkern des hohen Nordens ist die Säugungsperiode ziemlich different. In Kamtschatka dauert sie 3—4 Jahre, in Lappland nach Scheffer 2—4 Jahre, bei den Grönländerinnen oft bis in's 3. oder 4. Jahre, dagegen bei den Frauen der Koloschen im Westen Nordamerika's nur 10 bis 30 Wochen.

Nach eigner Beobachtung Emil Bessels'[1]) werden von den Inuit-(Eskimo-) Weibern des Smith-Sundes die Kinder nicht nur 7 Jahre lang in der Kapuze auf dem Rücken getragen, sondern auch ebenso lange gesäugt; eine Inuit-Frau theilte mit, dass es in King Williams Land durchaus nicht zu den Seltenheiten gehöre, dass ein 14- oder 15jähriger Junge, der eben von der Jagd nach Hause zurückkehrt, die Brust seiner Mutter nimmt, um zu trinken.

Aehnliche Gewohnheiten herrschen bei den nomadischen Völkern Asiens. Die Ostjäkin stillt sehr lange, oft fünf Jahre.[2]) Die Weiber der Tungusen säugen sehr lange, nach J. W. Georgi meist bis zum Eintritt einer neuen Schwangerschaft; die Kalmückinnen nach Krebel 4—5 Jahre, die Kalmückinnen in Astrachan nach H. Meyerson 2—3 Jahre lang. Die Frauen der Tschuden (Wessen) am Flusse Ojat, eines finnischen Volksstammes, stillen die Kinder zwei Jahre (M. N. Mainow). Die Frauen des Samojeden-Stammes Youarak (oder Ulek) säugen ihre Kinder bis in das 5.—6. Jahr, und zwar, wie es heisst:[3]) „um ihnen Kraft zu geben“. Die Frauen der Tataren in Astrachan stillen aus blosser Furcht vor der Geburt bis fast zu Ende des 3. Jahres, damit sie nicht so bald schwanger werden, was ihnen aber nicht immer hilft (Meyerson). Unter den Mongolen säugen die Unvermögenden ihre Kinder selbst bis zum dritten oder vierten Jahre. Die Reichen pflegen sehr häufig die Kinder ihren Untergebenen behufs Erziehung zu übergeben, wobei sie denselben zugleich eine gute Melkkuh schenken, mit deren Milch sie das Kind mittels eines Ochsenhorns tränken.[4]) Im Allgemeinen geben die Armenier und Tataren des Kreises Nucha, Gouvernement Tiflis, den Kindern sehr lange die Muttermilch, 1—3 Jahr; daneben erhalten aber Kinder von 7—9 Monaten schon andere Nahrung (nach R. Stojanow in Nucha).

Das Kind des südindischen Zwergvolkes Kanikar wird 3—5 Jahre lang gesäugt, erhält aber schon nach 3 Monaten den „ersten Reis“, bekommt allmälig auch andere Speisen und pflegt vom siebenten Jahre an mit der

---

Anhang: Das Säugen von jungen Thieren an der Frauenbrust.“ Archiv für Anthropol. 1872. V. Bd. S. 215 ff.

1) Archiv f. Anthrop. VIII. 1875. S. 113.

2) M. Alexandrow in „Sammlung hist.-statist. Mittheilungen über Sibirien.“ I. 1875.

3) Description éthnogr. des peuples de la Russie. Petersb. 1862.

4) Gabriel von Baliut, Globus 1875. 14. S. 222.

Familie zu essen.[1]) Das Kind wird bei der Militärkaste der Nayer in Malabar meist 2 Jahre lang gesäugt (Jagor).

In China werden nach Scherzer die Kinder meist 2—3, doch auch 10 Jahre lang gesäugt, sind jedoch dabei sehr kränklich wegen der ausschliesslich vegetabilischen Kost der Mütter. In Japan säugt man gewöhnlich 3, sogar 5 Jahre lang;[2]) als eine höchst verderbliche Sitte bezeichnet Dr. Schmid[3]) das Verfahren der Japanesinnen, den Kindern so lange die Brust zu geben, bis die Milchsecretion vollständig aufhört, nicht selten also 3—4 Jahre lang; dieser Missbrauch resultirt aus dem Umstande, dass Thiermilch daselbst gar nicht genossen wird, und hat nach Schmid ohne Zweifel die frühzeitig eintretende Decrepidität der Frauen zur Folge. — Japanesische Mütter haben in der Regel reichlich Nahrung für ihre Kinder und säugen sie, bis dieselben 2 bis 5 Jahre alt sind und sich von selbst entwöhnen. Wie das Lamm in der Herde verlässt ein solcher kleiner Springer plötzlich seine Gespielen, um zur nahen Mutter zu eilen und stehend oder knieend einige kräftige Züge aus der Brust zu thun, die ihm nie verweigert werden. Es mag dieses lange Stillen zum Theil darin begründet sein, dass eine andere geeignete Kindesnahrung in Form thierischer Milch fehlt.[4]) — Ebenso stillen die Frauen in Siam bis ins 3. Jahr, von wo an die Kinder Reis und Bananen erhalten.[5]) Nach mündlichen Mittheilungen Sir Robert Schomburgk's erhält in Siam das Kind die Brust bis häufig in das 4. Jahr; der 3—4jährige Junge steht an der Brust und geht, wenn er diese ausgesogen hat, an die andere. In Ostindien, zu Madras, wird, wie C. C. Best im Jahre 1788 berichtete, das Kind oft erst im 3. oder 4. Jahre von der Mutter entwöhnt. Bei den Parsen werden nach Du Perron die Knaben 17, die Mädchen 16 Monate lang von der Mutter gesäugt. — Die Frauen in Persien stillen nach Dr. Polak[6]) 2 Jahre lang. Ist in Persien das Kind schwächlich oder sind die Eltern sehr besorgt und wegen des Gedeihens ängstlich, so geschieht es sogar, dass es erst zu Ende des dritten Jahres entwöhnt wird. Polak sah nicht selten Kinder an der Mutterbrust, welche zu gleicher Zeit ein tüchtiges Stück Melone in der Hand hielten und abwechselnd Milch oder Melone genossen. Schon der alte persische Arzt Avicenna, welcher 1036 starb, empfahl ein zweijähriges Säugen. Nach Jac. Morier säugen die persischen Mütter ihre Kinder männlichen Geschlechts 2 Jahre und 2 Monate lang, die weiblichen aber nur 2 Jahre lang; das religiöse Gesetz bestimmt den Termin des Säugens von 11 Monaten bis zu 2 Jahren (Mondrechnung). Nach Dr. Häntzsche behält die Mutter in der persischen Provinz Gilan ihr Kind nur 1 Jahr lang an der Brust. — Zu Damaskus in Syrien werden die Kinder 2—3 Jahre lang gestillt, häufig noch länger als drei

1) Jagor in: Bericht der Berliner Anthrop. Gesellsch. 1879. S. 78.
2) Petersb. medic. Zeitschr. 1862. III. 1. 2.
3) Schmid, Notes from Japan. New-York Medic. Record: July 1. Sept. 15. 1869.
4) „Das Ausland" 1881. Nr. 9. S. 166.
5) Grehan in: Annales des voyages. Dec. 1869. T. 278.
6) Polak, Persien I. S. 195.

Jahre.[1]) — Bei den Armeniern des Kuban-Districts in Kaukasien, den Armawiren, werden die Kinder sehr lange gestillt, 5—7 Jahre bis zu einer neuen Schwangerschaft. Man zeigte dem Berichterstatter[2]) einen Knaben von 6—7 Jahren, welcher schon die Schule besuchte, aber trotzdem noch an der Mutterbrust trank. Die Kinder der Armenier und Tataren im Gouvernement Eriwan werden ein oder zwei Jahre lang gestillt und dann ganz allmälig entwöhnt. Um das zu erreichen schmieren die Mütter Kuhmist, Theer oder einen Aufguss von bitteren Kräutern auf die Brust. In der Türkei währt das Säugen gewöhnlich bis in das 3. Jahr; Dr. Eram[3]) sagt, dass dort das Kind nicht selten $2\frac{1}{2}$ Jahre lang an der Amme genährt wird, bis dieselbe die Bisse nicht mehr ertragen kann. Der Islam setzt im Koran[4]) fest, dass die geschiedenen Frauen ihre Kinder 2 volle Jahre säugen, und Mohamed sagt selbst an dieser Stelle, dass hiermit erst die gehörige Zeit der Säugung vollendet sein soll. An einer anderen Stelle des Koran aber[5]) wird davon gesprochen, dass die Mutter gewöhnlich 30 Monate lang ihr Kind säuge; und eine dritte Stelle des Koran[6]) lautet: „Wir haben dem Menschen gegen seine Eltern Ehrerbietung anempfohlen, da ihn seine Mutter unter gewaltigen Schmerzen getragen und zwei Jahre gesäugt hat.“ In Fezzan säugt man die Kinder mindestens zwei Jahre; will man die Secretion der Milch versiegen machen, so drückt man diese in ein heisses Porcellan- oder Metallgefäss aus; mit dem Zischen derselben soll man sicher sein, dass die weitere Absonderung erlischt.[7])

Unter den alten Juden wurde es in ähnlicher Weise gehalten;[8]) nach der Bibel (2. Maccab. 7, V. 28) stillten aber auch die Frauen 3 Jahre lang. So ruft eine Mutter ihrem Sohne zu: „Sohn, erbarme dich mein, die ich dich 9 Monate unter dem Herzen getragen und dich 3 Jahre gesäugt habe.“ Allein nach Ausspruch der Rabbiner im Talmud wurde das Entwöhnen oft schon nach 2 Jahren vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit nahm man ein feierliches Opfer vor und richtete ein „grosses Mahl“ im Kreise der Familie aus, wobei man dem „von der Milch Entwöhnten und von der Mutterbrust Entnommenen“ zum ersten Male die gewöhnliche Kindernahrung, Milch und Honig, darreichte. Damit war für das Kind der erste Abschnitt seines Daseins erreicht.[9]) Noch jetzt dauert das Säugen in Palästina nach Titus Tobler 2—3 Jahre lang.

In Norwegen wird die Dauer des Säugens oft bis zum Aeussersten

---

1) Missionär Robson, Dubl. quart. Journ. of med. sc. 1865. Febr.
2) Garril Oganisjanz im Kawkas 1879. Nr. 58.
3) Paul Eram, Quelques considérations pratiques sur les accouchements en Orient. Paris 1860.
4) Verdeutschung des Koran von F. C. Boysens, mit Anmerkungen von S. T. G. Wahl Halle 1828. S. 36.
5) Daselbst S. 516, Sure 46.
6) Daselbst S. 387, Sure 31.
7) Nachtigal, Sahara und Sudan. S. 154. Bd. I.
8) Kimchi bemerkt dies zu 1. Mos. 21. 8. Vergl. Michaelis, Diss. in Ritual Cod. Sacr. ex Alcorano illustr. S. 14.
9) Kotelmann, Die Geburtsh. der alten Hebräer. 1876. S. 49.

getrieben; dort kommt es nicht selten vor, dass Kinder noch im Alter von 2—3 Jahren gesäugt werden, und die Eltern finden dies billiger und meinen, dass es der Fruchtbarkeit Einhalt thäte.[1])

Die Russinnen in Astrachan säugen ihre Kinder, denen sie fortwährend nebenbei auch andere Nahrung reichen, bis zum Ende des 2. Jahres; allein der Aberglaube bestimmt in diesem Falle den Zeitpunkt des Entwöhnens, denn es heisst: „Das Kind darf nicht vor drei Fasten von der Mutterbrust abgenommen werden" (Meyerson). Bei den Esten dauert das Säugungsgeschäft oft weit über das erste Jahr hinaus, nicht selten bis in das dritte Jahr (Prof. Holst in Dorpat). In Dalmatien säugen die Bäuerinnen drei Jahre lang, und selbst die Frauen der besseren Klasse mehrere Jahre lang; nur beim Eintritt der Menstruation und der Schwangerschaft wird früher entwöhnt, weil in beiden Fällen die Milch, wie man glaubt, verdirbt (Dr. Derblich). Während die Frauen der alten Römer $1\frac{1}{2}$—2 Jahre lang stillten, dauert die Säugeperiode in Neapel nicht unter $1\frac{1}{2}$, gewöhnlich 3—4 Jahre lang (Dieruf).

Die Kinder der Serben werden allgemein so lange gestillt, als sie Lust dazu haben. Dies geschieht zuweilen bis zum vierten und fünften Jahre. Gewöhnlich stillt die Mutter so lange, als sie nicht von Neuem schwanger wird; alle glauben, dass sie nicht schwanger werden können, so lange sie stillen, ein Punkt, in dem sie sich freilich oft irren.[2])

In Estland wird das Stillen noch 1—2 Jahre fortgesetzt, während das Kind bis dahin neben der Mutterbrust auch andere Nahrung bekommt; auch unter den Estinnen herrscht die Ansicht, dass das Stillen eine neue Conception verhindere.[3])

Die Frauen in Deutschland während des Mittelalters stillten, wie es heisst, noch nicht 2 Jahre lang. Jetzt wird unter dem Landvolke Deutschlands das Entwöhnen ungebührlich lange hinausgeschoben. Die Berichte über diesen wichtigen Punkt sind höchst unvollständig, doch wären ziffermässige Angaben von überall her schon deshalb ungemein wünschenswerth, weil durch eine solche Statistik die Ursachen der übergrossen Sterblichkeit gewiss am besten aufgeklärt werden. Vor uns liegen nur vereinzelte Notizen. Vornehmlich zu lange gestillt wird im Frankenwalde (Dr. Flügel); die Oberpfälzerinnen säugen oft 2 Jahre lang, nie unter einem Jahre; je ärmer das Weib ist, um so länger stillt es sein Kind (Dr. Brenner-Schäffer). Nach anderen Berichten (Dr. J. Wolfsteiner) reichen die oberpfälzischen Mütter ihren Kindern ein halbes Jahr lang und darüber die Brust, wenn sie nicht durch Gebrechen vollständig daran gehindert sind. So wird auch aus Braunschweig (Bezirk Oltenstein) berichtet, dass dort zweijähriges Stillen üblich und für Mutter und Kind nachtheilig ist (Dr. C. Hampe). In einigen

1) Harald Westergaard, Die Lehre von der Mortalität und Morbilität (von der Universität Kopenhagen gekrönte Preisschrift). I. Abth. Jena 1881.

2) Petrowitsch, Globus 1878

3) Globus 1880. Nr. 16. S. 252.

Gegenden Preussens (z. B. Kreis Querfurt) erhalten die Kinder die Mutterbrust meist durch $^3/_4$—1 Jahr, selbst da, wo Taglöhnermütter gezwungen sind, bald nach der Entbindung ausserhalb des Hauses dem Erwerb nachzugehen; in diesem Falle lassen sich die Mütter ihre Kinder mehrmals des Tages bringen, oder nehmen bei Feldarbeiten die Kleinen in einem Rollwagen mit hinaus (Dr. Schraube). Im Königreich Sachsen zeigen sich andere Verhältnisse, je nachdem die Bevölkerung mehr Ackerbau oder Industrie betreibt; bei der Ackerbaubevölkerung wird das Kind verhältnissmässig lange gesäugt. Die Mutter führt ihr Kind im kleinen Wagen bei der Ernte mit hinaus auf das Feld, um ihm rechtzeitig die Brust reichen zu können; sie setzt das Stillen bis in's zweite Jahr fort. Die Fabrikarbeiterin hingegen gestattet höchstens während der ersten Wochen ihrem Kinde den Genuss der Muttermilch, giebt es vielmehr einer Nachbarin oder „Engelmacherin" zur Pflege, um dem Verdienste durch Handarbeit nachgehen zu können; sie hat einem neuen Todeskandidaten das Leben gegeben, denn die Proletarierfrau kann selbst die Kosten für gute Kuhmilch nicht erschwingen. In manchen Gegenden, z. B. im Reichslande Elsass, in der Umgebung von Strassburg, zieht man selten die Kinder durch künstliche Auffütterung auf; es ist da aber auch nach Stöber und Tourdes nicht Sitte, das Säugen lange fortzusetzen; meist dehnt man es bis zum 7. oder 9. Monat aus. Schliesslich wird in gewissen Provinzen durch herrschende Bräuche das Stillen der Mütter ungemein behindert. Die Mädchen im Bregenzer Wald tragen, wie mir Württemberger Aerzte mittheilten, ein Bret auf der Brust, hierdurch wird letztere so sehr comprimirt, dass die Frauen dieser Gegend fast niemals ihre Kinder zu säugen vermögen.

---

3. Zur Geschichte des Ammenwesens.

Nachdem wir von den meisten jetzigen Völkern kennen gelernt haben, in wie weit sich bei ihnen das Ammenwesen eingeführt hat, werfen wir nunmehr einen Blick auf die alten Culturvölker, in deren Culturleben das Ammenwesen eine Rolle spielt.

Der Ersatz der Mutter als Ernährerin ihres Säuglings durch eine Amme ist eine sehr alte Institution. Ammen mietheten schon die alten Juden der Bibel, die alten Inder zu Susruta's Zeit, die alten Griechen zu Homer's Zeit und die alten Römer.

Bei den alten Juden der Bibel stillten allerdings in der Regel die Mütter ihre Kinder selbst (1. B. Moses 21, V. 7; 1. Sam. 1, V. 23; 1. Könige 1, V. 23; 2. Maccab. 7, V. 28). Nur in fürstlichen Familien (2. B. Sam. 4, V. 4; 2. Könige 11, V. 2), oder wo die Mutter fehlte oder durch Kränklichkeit verhindert war, wurde das Säugen durch Ammen verrichtet, die später von ihren Zöglingen noch sehr hoch gehalten werden. Aus der Bibel erfahren wir, dass sie mit dem Säuglinge „spielten," dass sie ihn „auf

den Armen trugen und auf den Knien liebkosten," dass sie ihn „gängelten, ihn an seinen Armen fassend" und ihn „tröstend umhalsten" wenn ihn Leid betroffen. Auch in späterer Zeit, bis in's fünfte Jahr und darüber, bleiben sie noch im Hause ihres Pfleglings zur Obhut desselben. Als Rebekka das Haus ihres Vaters verliess, um den Isaak zu heirathen, gab man ihr ihre Amme zur Gesellschaft mit. Bei den alten Juden der Bibel galt es geradezu für eine Pflichtvergessenheit, ja als „Grausamkeit," wenn eine Mutter die Sorge für ihr Kind Anderen überliess. Eine Mutter, die ihrem Kinde nicht selbst die Brust reichte, wurde mit den Straussenhennen der Wüste verglichen, die, nachdem sie ihre Eier in den Sand gelegt haben, sich nicht weiter um sie kümmern. Selbst Schakale, sagt die Genesis, können einer solchen Frau als Vorbild dienen, denn auch Schakale reichen die Brüste, säugen ihre Jungen. Sogar höhere Frauen scheuten sich nicht zu säugen; E. C. J. v. Siebold irrt, wenn er behauptet, dass die Sorge des Säugens allgemein Ammen anvertraut war. Sowohl Mütter, als Ammen pflegten die Kinder sehr spät zu entwöhnen, nach den Rabbinen oft nach zwei Jahren. Beim Entwöhnen wurde ein feierliches Opfer dargebracht und ein grosses Mahl in der Familie gehalten, wobei man dem „von der Milch entwöhnten" zum erstenmale die gewöhnliche Kindernahrung, Milch und Honig, darreichte.[1])

Bei den Griechen war die Ernährung des Kindes meist Pflicht der Mutter, doch hielten sich wohlhabende immer Ammen, wozu sich in Athen auch arme Bürgerfrauen hergaben. War es schon in der Homerischen Zeit üblich, von Ammen (τίτϑη oder τιϑήνη) die Mutterpflichten versehen zu lassen, so wurde dieser Brauch später in den jonischen Staaten ganz allgemein; reichere Athener übergaben ihre Kinder zu diesem Zwecke spartanischen Ammen, als vorzugsweise kräftigen Personen (Guhl und Koner). Ja man kaufte für Alcibiades eine spartanische Amme. Auch hier spielten die im Hause bleibenden Ammen im Familienleben eine grosse Rolle. Schon sehr früh müssen die Griechen Ammen gehabt haben; ihre Mythe spricht von den Ammen des Bacchus (Ino, die Hyaden). Noch jetzt hat die Amme (Paramana) im Hause vornehmer Griechen eine geachtete Stellung.

Bei den Römern stand die Dea Rumina dem Säugungsgeschäft vor; die erste Speise des abgesetzten Kindes war der Diva Educa, oder Edusa, das erste Glas Milch der Diva Potina geheiligt. Bekanntlich gaben die Römer zur Zeit der bei ihnen heimischen Verweichlichung ausländischen Ammen den Vorzug. Tacitus[2]) eifert mit Entrüstung gegen die Unsitte, den Kindern als Ammen gekaufte Sklavinnen zu geben. Er sagt, dass es ehemals in Rom deshalb bedeutendere Männer gegeben habe, weil früher alle Mütter, sogar edle Frauen, ihre Kinder selbst stillten und erzogen, keineswegs griechischen Sklavinnen übergaben. Zwar wussten aufgeklärte Aerzte, wie Moschion, recht wohl, dass die Muttermilch dem Kinde zu-

1) Kotelmann, Die Geburtshülfe bei den alten Hebräern. Marb. 1876. S. 46.
2) Dialog. de oratoribus Cap. XXVIII. und Cap. XXIX.

träglicher sei, dennoch rieth auch er, eine Amme zu nehmen. Unter den Eigenschaften, welche nach Moschion eine gute Amme besitzen soll, ist auch die angeführt, dass sie eine Griechin ist.

In Rom mag es gar nicht selten vorgekommen sein, dass die Frauen wirklich behindert waren, selbst zu stillen, sei es aus Milchmangel, durch Krankheit oder sonst wie. Der Arzt Soranus aus Ephesus hielt es daher für nöthig, in seinem geburtshülflichen Lehrbuche, über die Eigenschaften einer guten Amme Auskunft zu geben; in mancher Hinsicht wichen freilich die Aerzte damaliger Zeit hinsichtlich ihrer Anschauungen über die Qualität der zum Ammendienst geeigneten Person sehr von einander ab. So darf dieselbe hinsichtlich des Alters nicht jünger als zwanzig, nicht älter als vierzig Jahre, nach Ausspruch anderer Aerzte, z. B. des Oribasius, nicht unter 25 und nicht über 35, nach Mnesitheus höchstens 32 Jahre alt sein, aber am liebsten solle sie im mittleren Alter stehen. So bemerkt auch Soranus, die Amme stehe in der Blüthe der Lebenszeit, da zu junge noch zu wenig aus Erfahrung die Ernährung des Kindes kennen, zu nachlässig und zu kindisch sind, zu alte aber wegen Schwächlichkeit wässerige Milch secerniren. Ferner betont Soranus, dass die Amme 2 oder 3 mal geboren haben müsse, da die zum ersten male Mütter gewordenen in der Ernährung des Säuglings noch zu wenig geübt sind und ihre Brüste eine zu jugendliche Constitution besitzen, zu klein und zu voll sind, dass dagegen die Ammen, die schon sehr oft geboren und oft gesäugt, eine dünne, unreife Milch absondern. Sehr wichtig erscheint ihm weiter eine gute Gesundheit der Amme, da die aus einem gesunden Körper kommende Milch auch gesund ist und gut nährt, die aus einem krankhaften Körper aber selbst schlecht und krank ist. Aus diesem Grunde, wie namentlich in Rücksicht auf die schwierigen Dienstleistungen und die nächtlichen Schlafstörungen der Amme, verlangt Soranus einen guten Körperhabitus derselben: ihre Gestalt sei gross, ihre Gesichtsfarbe sei gesund, ihre Brüste seien mässig gross; die übermässig grossen Brüste verwirft Soranus deshalb, weil sie nie ganz vom Kinde entleert werden können und deshalb ein Theil der Milch verdirbt; ferner wünscht er, dass die Brüste schlaff, weich und faltenlos seien, denn die straffen und harten produciren zu wenig Milch. Ebenso hält er eine mittlere Grösse der Brustwarzen für vortheilhaft, auch seien die Ausführungsgänge der Papillen nicht zu weit und nicht zu eng. Ganz besonderes Gewicht legt er auf mässige Lebensweise und ruhiges Temperament der Ammen; nicht minder auf Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Von Geburt sei sie eine Griechin, „damit sie später dem Kinde als Lehrerin ihrer Sprache diene." (Mnesitheus hingegen zieht Thracierinnen oder Aegypterinnen vor.) Als letztes Erforderniss endlich giebt Soranus an, dass die Amme zuletzt vor 23 Monaten geboren habe (nach Mnesitheus nur 40 Tage vorher). Die bisweilen aufgestellte Behauptung, die Amme müsse zuletzt ein Kind gleichen Geschlechts geboren haben, hält Soranus für falsch. Dagegen giebt er den freilich kostspieligen Rath, immer mehrere Ammen zu halten, damit im Nothfalle immer gleich die eine für die andere eintrete.

Den Arabern und übrigen Bekennern des Islam schrieb Mohamed im Koran[1]) vor: „Es ist Euch auch erlaubt, eine Amme anzunehmen, wenn Ihr derselben den vollen Lohn der Gerechtigkeit nach gebt.“ Höchst wahrscheinlich hatten in Arabien die Ammen eine gleiche Stellung wie noch jetzt in Persien. Als Ammen (Dâjeh) nimmt man in Persien gern Nomadenweiber vom Lande. Der Pflegling bewahrt hier wie anderwärts oft bis in's reife Alter eine liebevolle Pietät gegen die Amme, die ihn gesäugt; er nimmt sie in ihren alten Tagen in sein Haus auf und betrachtet sie fast als zweite Mutter.[2])

Bei den alten Indern erhielt das Kind, wie Susruta sagt, am ersten Tage Honig und geklärte Butter mit Panicum dactylum (Ananta) gemischt dreimal täglich unter feierlichen Segenssprüchen; am 1. und 3. Tage aber Butter mit „Lakshmana“ bereitet. Von nun an durfte man ihm täglich zweimal die bis dahin verbotene Milch mit Honig und gereinigter Butter gemischt reichen, so viel, wie in eine Hohlhand geht. Dann gab man ihm, nachdem es am 10. Tage unter religiösen Ceremonien seinen Namen bekommen hatte, eine Amme aus der betreffenden Kaste. Dies fand, wie es scheint, in der Regel statt. Bei der Wahl der Amme musste nach Susrutas Ayurvedas[3]) darauf gesehen werden, dass sie von mittler Grösse und mittlerem Alter sei, nicht krank, hübsch, nicht zitternd, nicht lüstern, nicht zu mager und nicht zu dick sei, dass sie gute und reichliche Milch habe, aber keine hervorragenden Lippen, keine vorhängenden oder aufsteigenden Brüste; dass sie ohne Verstümmelung und Leibesschäden sei; dass sie sich zärtlich gegen das Kind benehme, reich an Liedern und von sanftem Gemüth sei, sich nicht gemein betrage, aus guter Familie gebürtig, in den meisten Dingen gut geartet und brünett sei. Die altindischen Aerzte glaubten, dass durch eine Amme mit sehr aufwärtsstehenden Brüsten das Kind „terribilis“ werde (so nach Hessler; die Uebersetzung Vullers': „eine mit hohen Brüsten versehene macht gross,“ ist vielleicht richtiger), und dass dasselbe bei vorhängenden Brüsten der Amme durch Verschliessung seiner Nasenöffnung sterben (ersticken) könne.

Dann prüfte der altindische Arzt auch die Milch. Er hielt sie für rein, wenn sie kalt, in Wasser getröpfelt hell, dünn, klar, von gleichmässiger Farbe, nicht schaumig und nicht fadenförmig sich zeigt, nicht obenauf schwimmt und nicht niedersinkt. Er verbot aber, dass dem Kinde die Milch einer Frau gereicht werde, welche durch ungenügende Nahrung, Gram, Strapazen, körperliche Uebel, Krankheiten während der Schwangerschaft erlitten hatte, die abgezehrt oder zu wohlbeleibt ist und durch unpassende Speisen sich ernährt hat.

Erst am 10. Tage gab man bei den alten Indern dem Kinde, das man

1) Sure II. Die Kuh; Ausgabe von S. F. Wahl. Halle 1828. S. 36.
2) Polak, Persien I. S. 195.
3) Susrutas Ayurvedas, edit. Hessler II. S. 43. — Joh. A. Vullers in Henschel's Janus I. 2. Heft. 1846. S. 225—256.

bis dahin theils mit Honig und geklärter Butter, vom 2. und 3. Tage an durch eine mit Lakshmana (nach Wilson „a kind of drug") bereiteten Butter aufgezogen hatte, beim Feste der Namengebung eine Amme. Hierbei wurde folgende Ceremonie vollzogen: „Man setze an einem glücklichen Mondtage die Amme mit gewaschenem Kopfe und reinen Kleidern mit dem Gesichte nach Osten, lege das Kind, dessen Gesicht nach Norden gekehrt ist, an die rechte Brust und lasse es, nachdem man dieselbe zuvor gewaschen und einige Tropfen hervorgequollener Milch mit folgenden Sprüchen eingeweiht hat, davon trinken: „Vier milchführende Oceane mögen Dir, o Glückliche, beständig in den beiden Brüsten sein, zur Vermehrung der Kräfte des Kindes; Dein Kind, o Schöne, getrunken habend den Milch-Nektarsaft, möge erreichen ein langes Leben, gleich den Göttern, nachdem sie Ambrosia gekostet." [1])

Wir übergehen die in Susrutas Ayurvedas ausführlich besprochene Diät und Therapie der durch unpassende Diät erkrankten Säuglinge. Musste dem Kinde Milch von Thieren gegeben werden, so verordneten sie Ziegen- oder auch Kuhmilch. Dem halbjährigen Kinde liessen sie nebenbei eine leichte Kost reichen. Die altindischen Aerzte wussten recht wohl, dass durch verdorbene Ammenmilch Krankheiten des Kindes erzeugt werden. Wenn die Milch aus der Brust nicht träufelte, so glaubten sie, dass durch Saugen an der mit zu dicker Milch erfüllten Brust das Kind Katarrh, Athemnoth und Erbrechen bekomme. Auch warnten sie vor Gemüthsbewegungen der Amme.

Bei den alten buddhistischen Indern[2]) wurden die Kinder der Fürsten von Ammen gesäugt, deren ein Kind zuweilen acht erhielt.

In Deutschland erhielt sich der schon von Tacitus gerühmte Brauch, dass die Mütter ihre Kinder selbst stillten, noch lange, wie Parcival II. 16 bezeugt. Im deutschen Volke liebten es bereits während des 6. Jahrhundert reiche Angelsächsinnen ihre Kinder Ammen zu übergeben.[3]) Im 15. Jahrhundert war das in der ganzen vornehmen Welt stehender Brauch.[4])

Als Eigenschaften einer guten Amme wurden den Hebammen von den Aerzten des 16. Jahrh. folgende Merkmale bezeichnet: Gute Hautfarbe, starker Hals und kräftige Brust, $1\frac{1}{2}$—2 Monate soll ihr eigenes Kind alt sein; dieses Kind soll ein Knabe sein; ihr Körper soll fleischig und feist, ihre Geberde gut sein, sie selbst nicht zu Zorn, Traurigkeit und Furcht geneigt; ihre Brüste sollen voll, ziemlich gross, nicht zu hart, ihre Milch nicht missfarbig noch salzig sein. Eigenthümlich ist der von Rösslin gegebene Rath, dass die Mutter ihr Kind am ersten Tage des Wochenbetts nicht säugen, sondern einer anderen Frau anlegen lassen soll. Dies ist derselbe Rath, den wir auch schon bei dem Arzt Soranus aus Ephesus finden. Es wird von ihm

1) Vullers in Henschel's Janus „Altindische Geburtshülfe." Giessen 1846. S. 253.
2) M. Duncker, Gesch. des Alterthums. II. S. 231.
3) Beda, Hist. eccles. I. 27.
4) K. Weinhold, „Die deutschen Frauen." 2. Aufl. I. 1882. S. 103.

auch gesagt, dass Avicenna allerdings empfohlen habe, das Kind zwei Jahre lang zu säugen, dass dies aber in Deutschland nicht gebräuchlich sei. Die „Zäpflin" von Brod und Zucker, d. h. also den Zulp oder Schnuller, hält Rösslin für nützlich.

Unter den Serben geniesst die Muttermilch eine religiöse Achtung. Wenn eine Frau nur zeitweise neben ihrem Kinde noch ein anderes fremdes Kind stillt, dann können sich diese Kinder, wenn sie verschiedenen Geschlechts sind, später nicht heirathen, weil sie als Geschwister angesehen werden.[1]) Aehnlicher Brauch besteht auch bei anderen Völkern. Ehen zwischen zwei Personen, welche von derselben Amme gesäugt wurden (Haemishireh, Milchgenossen), sind in Persien gesetzlich verboten (Polak).

Von culturhistorischer Bedeutung ist das Ammenwesen in Paris, da es sich hier zeigt, wie sich dasselbe in einer grossen Stadt unter dem Einflusse des eigenartigen französischen Volksgeistes gestaltet hat. Es giebt in Paris ein grosses Agentur-Büreau, welches sich hauptsächlich mit der Unterbringung der Kinder aus den geringeren Klassen beschäftigt, und viele kleine, welche von den Vornehmen mit Vorliebe benutzt zu werden scheinen. Diese letzteren überlieferten beispielsweise 1858 und 1859 $20,_{38}$ pCt. der ihren Ammen anvertrauten Kinder dem Kirchhofe, jenes erstere dagegen 35 pCt.; beide aber wurden in Wirklichkeit übertroffen von jenen Ammen, welche direkt von den Pariser Müttern die Kinder überkamen; hier betrug die Sterblichkeit $48,_{17}$ pCt., nahezu die Hälfte. Irgend ein Maire soll einmal gesagt haben: „Der Kirchhof in meinem Orte ist gepflastert von kleinen Parisern." Dem gegenüber ist ein Verein entstanden, der durch Prämien, Beschaffung guter Ammen und Gründung von Ammen-Kolonien in der Nähe von Paris sowie durch Belehrung Abhülfe schaffen will (Société protectrice de l'enfance). Mit der theilweisen Aufhebung der Findelhäuser, an deren Stelle man ein System der Unterstützung „unverheiratheter Mütter" (filles-mères) eingeführt hat, haben einige französische Philanthropen die Zunahme der Kindermorde in Verbindung gebracht.

---

4. Das Entwöhnen und die künstliche Ernährung.

Die allgemeine Lebensweise der Bevölkerung eines Landes bestimmt ohne Zweifel auch die Art und Weise, wie man es bei ihr mit dem Uebergange aus der Säugungsperiode zur Darreichung anderer Nahrung hält; ob man dem Kinde neben der Mutterbrust schon früh oder erst spät gewisse Nahrungsmittel gewährt, oder ob man ihm längere Zeit dergleichen ganz vorenthält und dann ohne Weiteres und ohne allmälige Gewöhnung die Beköstigung Erwachsener zukommen lässt. Wir werden zunächst etwa vorhandene klimatische Unterschiede erörtern, da diese ja auch den grössten Einfluss auf die gesammte Lebenslage der Naturvölker äussern, während die

1) Petrowitsch, Globus 1878. Nr. 22.

Culturvölker sich hinsichtlich der Kindespflege minder abhängig vom Klima zu machen im Stande sind.

Nach den bisher gemachten Erfahrungen scheint das Klima auf die längere oder kürzere Dauer des Säugens einen besonderen Einfluss nicht auszuüben. Wohl aber haben das Klima und seine verschiedenen Producte Einfluss auf die Nahrung des Kindes, welche man ihm bei oder nach dem Säugen reicht. Dies zeigt sich zunächst bei den in kalten Regionen wohnenden Völkern. Wir erfuhren, dass die im nordwestlichen Amerika wohnenden Thlinkiten und Koloschen ihre Kinder nach 10—30 Monaten zunächst an den Genuss eines Seethiers gewöhnen. Aehnlich fand Kent Kane, der berühmte Reisende, hoch oben im arktischen Norden die Eskimo-Kinder, welche noch nicht sprechen konnten, mit ungeheurer Gefrässigkeit grosse Fett- und Fleischklumpen vom Wallross verzehren. Der Prinz Napoleon, der mit seiner „Reine Hortense" nicht so hoch hinaufkam, auch bei weitem nicht so zuverlässig als Beobachter ist, giebt an, dass die Kinder der Eskimo vier Jahre lang an der Brust trinken, ehe man passende Nahrung für sie findet; ja, komme vor Ablauf dieser Zeit ein neuer Sprössling, so müsse der ältere verschmachten. Diese Angabe entnahm Prinz Napoleon jedenfalls älteren Nachrichten, denn ich finde in G. Klemm's „Allgemeiner Culturgeschichte"[1]) über die Grönländerinnen ganz dieselben Thathsachen angeführt; hier ist noch hinzugesetzt, dass, wenn die Mutter stirbt, das Kind gewöhnlich bald nachfolgt. Allerdings giebt auch Capitän Hall[2]) an, dass die Eskimo-Frauen ihre Kinder bis zum dritten oder vierten Jahre säugen, und es ist dabei kaum zu bezweifeln, dass verhältnissmässig viele Kinder den üblen Nahrungs- und Witterungs-Verhältnissen erliegen.

Die Eskimo-Kinder müssen sich bisweilen, wenn es den Eltern nicht möglich ist, Nahrung durch Jagd oder Fischfang zu schaffen, mit den kümmerlichsten Stoffen begnügen. So erlebte Heinrich W. Klutschak[3]) bei der Expedition zur Aufsuchung der Spuren Franklin's in der Hudsonsbai eine Hungersnoth unter dem Eskimo-Stamm, der ihn freundlich aufgenommen hatte; er erzählt: „Der männliche Theil der Eingeborenen machte täglich Versuche, Seehunde zu fangen, doch vergebens. Das Jammern der Kinder that ihnen wehe, und einmal erinnerte sich einer derselben, dass er vor einiger Zeit auf dem Eise ein Wallross erlegt habe. Im heftigsten Sturm ging der brave am zeitlichen Morgen aus, um am Abend mit dem blutgetränkten Schnee der Stelle, wo er seine Beute zerlegt hatte, zurückzukommen. Dieser blutgetränkte Schnee wurde für die Kinder geschmolzen, das Wasser zum Sieden gebracht und unter dem dankbarsten Jubel bot diese gewiss sehr spärliche Mahlzeit wenigstens für einige Zeit insofern eine Befriedigung, als es Jedem weh thun musste, die Leiden und das Gefühl der Mütter zu sehen, wenn sie den Kindern auf ihr jammerndes Bitten nichts bieten konnten."

---

1) Klemm, Allg. Culturgesch. II. S. 208,
2) Hall, Life with the Esquimaux. London 1864.
3) Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimos. Wien 1881. S. o

Unter ähnlichen ungünstigten klimatischen Zuständen leidet die Kindespflege in Island; überdies werden hier die Kinder gar nicht oder nur kurze Zeit gestillt. Nach älteren Berichten reicht man daselbst dem Kinde nicht über 8 Tage, höchstens, wenn es kränklich ist, über 14 Tage die Mutterbrust. So erzählen schon Olafsen und Povelsen:[1]) „In Island entwöhnte man die Kinder frühzeitig, gab ihnen dann Thiermilch mittelst eines Horns, an dessen spitzem Ende sie saugen, und hie und da wurde auch mit Wasser gemischte Molke gegeben. In Hungersnöthen mussten sich die isländischen Säuglinge mit lauem Wasser begnügen, in das ein paar Tropfen Milch gegossen waren; nebenbei erhielten sie Fleischbrühe; zur Versüssung der dem Säuglinge gereichten Nahrung diente in uralten Zeiten der Honig, namentlich in den skandinavischen Gauen, wo die Bienenzucht eifrig betrieben wurde; schwächlichen Kindern legte man eine Fleischschnitte in den Mund, an der sie saugten; das waren die Schnuller der Säuglinge im Norden." — Auch nach neueren Berichten gehört dort das Selbststillen der Mütter zu den Seltenheiten. Wenn das Kind, so heisst es in einem Reisewerke,[2]) in Island acht, höchstens über 14 Tage lang gestillt worden ist, so wird es von da an auf die Erde gelegt; neben ihm wird ein Gefäss mit lauwarmer Molke aufgestellt, worin eine Röhre oder Federpose steckt und ein wenig Brod davor gelegt. Wenn nun das Kind aufwacht und Zeichen des Hungers von sich giebt, so wird es nach dem Gefässe gewendet und ihm die Röhre in den Mund gegeben; wenn jedoch das Kind 3/4 Jahr alt ist, muss es mitessen, was die Eltern geniessen. Die Bewohner von Westman-Öe, einer Insel an der Südküste Islands, gaben bis noch vor Kurzem ihre Kinder gleich nach der Geburt den Kindsweibern mit zur Pflege; die Folge hiervon war, dass 80 pCt. dieser Kinder vor dem 9. Lebenstage am Kinnbackenkrampf starben; die Regierung hat nunmehr durch Errichtung eines Entbindungs- und Kinderpflegehauses die Sterblichkeit der Kinder während der ersten 14 Tage verhältnissmässig sehr heruntergebracht.[3])

Nord- und Ost-Europa, d. h. vorzugsweise Schweden und Russland, scheinen unter der Herrschaft des Horns als Ziehflasche der Kinder zu stehen, denn dasselbe ist dort vielfach volksthümlich. In einigen Waldgegenden Schwedens, besonders in Norbotten und Westernorrland, ist es wie in einigen Gegenden von Finnland beim Landvolke Sitte, die Kinder immer mit saurer Milch aufzufüttern, welche ihnen, selbst wenn die Mütter im Stande sind, dieselben zu säugen, aus einem Horne eingeflösst wird. Im glücklichsten Falle erhält das Kind die Mutterbrust in den ersten 3—4 Lebenswochen. Die Folge hiervon sieht man an der in diesen Gegenden unerhört grossen Sterblichkeit unter den Kindern im frühesten Lebensalter, nemlich in Westernorrland und Norbotten etwa 20 pCt., oder doppelt so hoch als

---

1) Reise. I. S. 178.
2) Baumgarten, l. c. II. S. 879.
3) Schleissner, Forsög til en Nosographie af Island. Kjöbenhavn 1849. S. 101. Desselben Island undersögd etc., deutsch von Thomsen. S. 88.

in Jemtland. In Kemii, ober und unter Tornea Lappland, sowie in mehreren Gegenden von Finnland, woselbst diese Sitte befolgt wird, beträgt die Mortalität 45 bis 51 pCt. vor dem Schlusse des ersten Lebensjahres, während sie in den zunächst belegenen Kirchspielen, in welchen die Kinder mehr allgemein gesäugt werden, in demselben Lebensalter zwischen 9 pCt. in Tortula, Kapelle, und 16 pCt. in Wiitesaari, woselbst die künstliche Ernährung nur bisweilen in Gebrauch ist, variirt.[1]) Schon ältere Beobachter, wie Scheffer,[2]) schildern die unzweckmässige Beköstigung der Kinder bei den Lappen: Ist die Lappländerin durch irgend eine Krankheit oder aus irgend einem Grunde verhindert, ihr Kind zu säugen, so giebt sie ihm in Löffeln Rennthiermilch, welche so dick ist, dass sie nicht durch ein Röhrchen gesogen werden kann; neben der Milch gewöhnt sie ihr Kind alsbald an das Fleisch; sie giebt demselben ein Stück Rennthierfleisch in den Mund, damit es den Saft desselben sauge. — Die ehemaligen Finnen, welche der alte Procopius[3]) unter dem Namen Skritiphini beschreibt, säugten, wie dieser Autor sagt, ihre Kinder nicht, sondern die auf die Jagd gehende Mutter gab dem Säugling ein Stückchen Fett in den Mund.

Bei künstlicher Ernährung reicht man bei zahlreichen Völkern Asiens dem Kinde gewöhnlich die landesübliche Kost, z. B. bei den Japanern den unvermeidlichen Reis. Sogar der Zulp oder Schnuller, welcher schon im Mittelalter bei uns sehr gebräuchlich war, aber auch bei vielen anderen Völkern dem Kinde in den Mund gesteckt wird, ist je nach den Genüssen, die ein Land darbietet, verschieden. Die Russen in Astrachan geben dem Neugeborenen, schon ehe es an die Mutterbrust gelegt wird, ein Läppchen mit gekautem Schwarzbrod zu saugen; dann aber in den ersten Tagen erhält es den eigentlichen nationalen Zulp, d. h. sie reichen ihm Milch, Thee oder Zuckerwasser aus einem kleinen silbernen oder natürlichen Horn, an dessen Spitze eine Kuhwarze angebracht ist; dieses Hörnchen behalten die Kinder Tag und Nacht im Munde, selbst wenn es leer ist (Meyerson). Noch charakteristischer steckt man in Kamtschatka dem soeben geborenen Kinde ein in Weiden- oder Eichenrinde gewickeltes Stück Fischrogen als Zulp in seinen Mund.

Es giebt Völker, bei welchen die Kinder bei langjährigem Stillen mit keiner andern Nahrung als der Muttermilch bekannt werden. So erhielt bei den alten Peruanern im Inka-Reiche das Kind während des zweijährigen Stillens keine anderen Speisen; man fürchtete, dass diese die Milch verderben; beim Entwöhnen wurden dann grosse Feste gefeiert. Dagegen glauben viele Völker, dass dem Säugling neben der Milch seiner Mutter auch gewisse andere Kost zusagt. Die alten Griechen gaben den säugenden Kleinen nebenbei Honig. Von welchem Alter an die Kinder der Spartaner ihre schwarze

1) Dr. H. Abelin, „Ueber die Sterblichkeit unter jungen Kindern etc." Journ. f. Kinderkrankh. 1864. Sept. u. Oct. 195.

2) Scheffer, Lappland. S. 342.

3) Corp. Byzant. Tom. I.

Suppe erhielten, ist mir nicht bekannt. Jetzt reicht man im Orient dem Kinde gern mitunter beim Stillen etwas Butter, welche in jenen heissen Ländern stets flüssig ist und für sehr wohlthätig zur Erhaltung der Gesundheit des Säuglings gehalten wird; unter Anderen berichten mir dies Missionär Beierlein aus Madras (Ostindien) und Brehm aus Massaua. In Aegypten werden die Kinder in den Harems überfüttert, in den mittleren Klassen schlecht genährt;[1]) so geht dort nach spartanischen Grundsätzen jedes Kind zu Grunde, welches nicht einen bedeutenden Fonds von Lebensfähigkeit mitbringt. „In Persien," sagt Dr. Polak,[2]) „hat man von der eigentlichen künstlichen Ernährung keinen Begriff; ich wurde mehrmals von dortigen Müttern über die Möglichkeit einer solchen befragt. Ist das Kind schwächlich, oder sind die Eltern sehr besorgt wegen seines Gedeihens, so geschieht es sogar, dass es erst zu Ende des dritten Jahres entwöhnt wird. Nicht selten hatte ich Gelegenheit, Kinder an der Mutterbrust zu sehen, welche zu gleicher Zeit ein tüchtiges Stück Melone genossen." Im zweiten Jahre erhalten die Kinder der Perser nebenbei Reiskost, bei Aermeren auch Früchte; besonders zur Zeit des Entwöhnens werden viele Kinder von dem „Durchfall der Entwöhnten" (Diarrhöa ablactatorum) befallen, und in Städten Persiens stirbt wenigstens ein Drittel sämmtlicher Kinder an dieser Krankheit.

Die Neugeborenen der Armenier und Tataren im Kreise Nucha, Gouvernement Tiflis, erhalten zuerst die Mutterbrust; fehlt der Mutter die Milch, so giebt man dem Kinde einen Lutschbeutel aus Brot mit warmer Kuhmilch, oder aus dem Mehl „Patsch." Einen Brei aus diesem Mehl erhalten die Kinder wohl auch neben der Muttermilch, weil man überzeugt ist, dass diese Nahrung die Kinder gut nähre, ihnen eine gewisse Körperfülle gebe. Wohlhabende Leute reichen mitunter den Kindern im ersten Monat, wenn die Muttermilch nicht genügend vorhanden ist, geschlagenes Eigelb mit Zucker.[3])

Wenn bei den Hindu das Kind 6 Monat alt ist, so werden die Verwandten wiederum wie schon früher bei der feierlichen Namengebung eingeladen, um Zeugen der Ceremonien zu sein, die man dann begeht, wenn das Kind zum erstenmale Reis und Milch und Zucker zubereitet erhält. Die Namengebung, findet bei den Vedas (einer südindischen Sclavenkaste) im 8. bis 9. Monat statt, wenn es den ersten Reis erhält (Jagor).

Die Javanesen gewöhnen mit ersichtlicher Mühe ihre Kinder in frühester Jugend daran, über alle Maassen viel zu essen; der Säugling wird dieser barbarischen Sitte gemäss mit einem Brei von gekochtem Reis und reifen Pisangfrüchten vollgepfropft. Ganz ähnlich wie dieser Bericht Lazari's, klingt, was Julius Kögel sagt: er sah, dass die Javaninnen ihren Säuglingen täglich ein gewisses Quantum Reis in den Mund stopfen, welches, meist mit

1) Wiener Medicinalhalle 1864. Nr. 33. S. 346.
2) Polak, Persien I. S. 195.
3) Nach B. Stojanow, Globus 1880. Nr. 16. S. 254.

Widerwillen, von den Kleinen verschluckt werden musste. Wenn bei den Singhalesen auf Ceylon die lieben Kleinen zum erstenmale den Reis essen, so feiert man ein Familienfest und legt bei dieser Gelegenheit den Kindern den Namen bei (L. K. Schmarda). Bei den Motu, einem Volksstamme auf Neu-Guinea, werden die Kinder nie von der Mutterbrust entwöhnt; die Kinder entwöhnen sich selber; und so ist es kein ungewöhnlicher Anblick, ein Kind zur Mutter laufen zu sehen, um an ihrer Brust zu trinken. Oft kämpfen zwei Kinder, das neuangekommene und das ältere, um die Mutterbrust, die aus diesem Grunde eine ausserordentlich entwickelte und hängende Form hat.[1]) Auf Tobi, einer Insel im Stillen Ocean, bekommen die Kinder ganz gleiche Speise wie die Erwachsenen (Pickering).

Ueber die Schwarzfuss-Indianer in Nordamerika bemerkt Maximilian Prinz zu Wied, in seinen „Reisen in das innere Nordamerika:" „Schon sehr früh müssen die kleinen Kinder Fleisch kauen, sobald ihnen die Zähne hervorbrechen, woran sie alsdann wohl mehr saugen." Das Fleischstück vertritt hier wohl die Stelle des Beruhigungsmittels „Zulp," dessen Abarten wir oben beschrieben. — Dagegen pflegen die westindischen Frauen die künstliche Nahrung den Kindern besser als andere zu bereiten, indem sie die Milch kochen und den Rahm abnehmen.

Zur Entwöhnung schmiert man in Südarabien Myrrhe oder Asa fötida auf die Brustwarzen; die Somali in Ostafrika nehmen hierzu den bittern frischen Saft durchbrochener Aloe-Blätter; in Zanzibar gebraucht man zum gleichen Zwecke Cayenne-Pfeffer oder auch Aloe-Harz (welches aus Socotra stammt). Entzünden sich die Brüste der Mutter bei der Entwöhnung, so legen die Süd-Araberinnen Schlamm aus Süsswasserwurzeln oder Lehmbrei darauf, drücken auch zu sehr angesammelte Milch aus. Diese wird ceremoniell begraben.[2])

Bei den Bongo in Afrika geschieht das Entwöhnen, wie Schweinfurth[3]) berichtet, durch einen bittern Saft, den man auf die Brüste streicht, damit der Säugling nicht mehr nach der Muttermilch verlange. Die gestossenen Blätter gewisser Capparideen, mit Wasser zu einem Brei gemischt, dienen als Mittel, um die Milchquelle versiegen zu lassen. Die Nahrung der Somali-Kinder besteht fast ausschliesslich aus Milch (Haggenmacher). Stirbt die Mutter des Säuglings, oder ist sie unfähig, das Kind zu säugen, so ziehen es die Wakikuyu in Ostafrika mit Kuhmilch, die ihnen benachbarten Was-waheli mit Ziegenmilch auf. Gleichsam als Schadenersatz schenkt der Vater dem erwachsenen Kinder zwei Sclaven.[4])

Bei den Szuaheli, welche die Kinder ein volles Jahr lang säugen, giebt man dann Kuhmilch mit Zucker; beim Entwöhnen gekochten Reis mit Zucker bis zum 3. Jahre; dann dürfen sie Alles essen. (Mündliche Mit-

1) Die Natur 1879. S. 289.
2) Hildebrandt, in Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 396.
3) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. I. 331.
4) Hildebrandt, a. a. O.

theilung des Dr. Kersten.) Sobald bei den Negern in Angola (Westküste Afrikas) ein Kind so weit herangewachsen ist, dass es consistentere Speisen zu essen vermag, so zwingt die Mutter dasselbe mit Gewalt, grosse Quantitäten Tuba (Maniok-Polenta) zu sich zu nehmen. Die Mutter hockt dann vor einem mit diesem Lebensmittel gefüllten Topf, nimmt den Säugling zwischen ihre Beine und nudelt das Kind derartig, dass dies Mannöver nie ohne Schreien und krampfhaftes Weinen abgeht, und zwar so lange, bis wo möglich die Leckerbissen aus dem Halse wieder herausragen oder der Topf seines Inhalts entleert ist. Pogge, der das mit ansah, setzt hinzu: Ein Uneingeweihter könnte wohl glauben, dass das schreiende Kind bei dieser Manipulation ersticken müsste, und ich habe mir oft die Frage vorgelegt, ob diese Abfutterei, welche vielfach im Gange ist, nicht die Ursache der oft so aufgetriebenen Leiber der Kinder sein könnte.[1]) — Eine ganz ähnliche Fütterungsweise ist in Südafrika bei den Basuto und Makalaka üblich, wie wir auf Seite 150 und 151 beschrieben.

Wir wenden uns zu den Nomadenvölkern Asiens. Ehe die Kinder der Ostiaken den ersten Monat des Lebens zurückgelegt haben, werden sie schon mit gekochten Fischen ernährt; kaum zeigen sich die ersten Zähne, so stellt man ihnen Rennthierfett und eingesalzene Fische vor.[2]) Bei den Buräten wird das Neugeborene von der Mutter gesäugt, mit Kuh- oder Schafmilch getränkt; je nach dem Durchbruch der Zähne, oft auch früher, werden die Kinder mit gekautem Fleisch, Schwarzbrod und allem anderen Vorhandenen gefüttert (N. J. Kaschin). Die Kalmücken-Kinder erhalten während der ersten drei Tage einen gekochten Schafschwanz zum Saugen und nebenbei Kalmückenthee; später giebt ihnen die stillende Mutter, um nicht vom Arbeiten abgehalten zu werden, ein Stück Hammelfett zu saugen, das bald ranzig wird.

Bei den Armeniern im Gouvernement Eriwan reicht man dem Kinde zur Muttermilch schon andere Nahrung. Bei Mangel an Muttermilch giebt man Kuhmilch mit Zucker oder gewöhnlich einen dicken Brei aus Kuhmilch und dem aus den Früchten von Elaeagnon hortense bereiteten Mehl. Bei den Tataren desselben Gouvernements giebt man den Neugeborenen, in Ermangelung von Muttermilch, eine Mischung von Butter und Zucker und ebenfalls den genannten Brei.[3])

Die Kinder der Armenier in Astrachan werden nach Meyerson bereits nach der Geburt au das Hörnchen gewöhnt und frühzeitig mit allen möglichen Pflanzenspeisen gefüttert. Die Tataren der Dobrudscha füttern ihre Kinder, sobald sie zu kauen im Stande sind, mit Wassermelonen und kaltem Hammelfleisch. —

Die Ungarn besitzen bezüglich der Zeit zum Entwöhnen einen Aberglauben, den sie vielleicht aus ihrer Urheimath mitgebracht haben: Sie halten

1) Paul Pogge, Beiträge zur Entdeckungsgesch. Afrika's. III. 1880. S. 5.
2) „Das Ausland" 1865. Nr. 22. S. 520.
3) Garril Oganisjanz im Kawkas 1879. Nr. 55.

es nicht für räthlich, die Kinder im Winter oder zur Zeit der Ackerung zu entwöhnen (von Csaplovics). —

Bei den Esten wird, wie Professor Holst mittheilt, dem Kinde nach dem Entwöhnen wohl keine andere Kost zu Theil, als den übrigen Hausgenossen; im Sommer bildet dann Milch und Brod die fast ausschliessliche Nahrung.

Wenn in St. Petersburg ein saugendes Kind mehr fordert, als die Brust der Mutter geben kann, so reicht man ihm Kuhmilch; das Kind saugt dieselbe aus der Zitze eines Kuheuters, welche man an ein mit Milch gefülltes Ochsenhorn oder an eine zinnerne oder gläserne Flasche befestigt hat.[1]) Im russischen Gouvernement Samara ist die künstliche Auffütterung durch das Horn selbst da, wo gar keine Nothwendigkeit zwingt, sehr in Gebrauch. „Oft wird aus blosser Bequemlichkeit dem Kinde ein Läppchen mit einem Stückchen aufgeweichten Brodes in den Mund geschoben, damit es nur nicht schreit; oder ein Horn, an das ein Kuheuterstück gebunden ist, ohne sogar jedesmal Milch hineinzugiessen. Die Kinder gewöhnen sich daran in der Art, dass sie oft, wenn sie schon sprechen gelernt haben, mit einem am Munde hängenden Horn herumlaufen, ungefähr wie Männer mit einer Cigarre. Aber selbst wo die Mutterbrust gereicht wird, wird der Uebergang zur allgemeinen Nahrung zu schroff gemacht und hat vielfach nachtheilige Folgen. Auch füttert man die Kinder mit den schwerverdaulichsten Dingen."[2])

Sowie das Kind bei den Altgriechen der Brust entwachsen war, nahm die Wärterin (ἡ τροφός) dasselbe unter ihre Pflege, die es nunmehr mit breiartigen Stoffen, namentlich mit Honig ernährt (Guhl und Koner). Nach des in Rom practicirenden Arztes Moschion Rath soll das Kind nach $1\frac{1}{2}$ oder nach 2 Jahren entwöhnt werden, wenn die Zähne schon genügend fest sind, so dass das Kind festere Speisen nicht blos zerkleinern, sondern auch gut essen kann. Das Entwöhnen soll so geschehen, dass man schon einige Tage zuvor beginnen soll, dem Kinde nach und nach Speisen darzureichen und es seltener an die Brust zu legen; so könne man ihm allmälig die Milch abgewöhnen. Moschion sowohl wie Soranus verwerfen den Gebrauch, die Brustwarze mit bitteren Stoffen zu bestreichen, ein bei den Müttern damaliger Zeit beliebtes Mittel.

Wir haben bisher noch nicht von den in Deutschland bei den verschiedenen Volksstämmen heimischen Sitten gesprochen. Die provinzialen Abweichungen sind hier so mannichfaltig, dass ich wohl bedauern muss, nur über einzelne Stämme genaueren Bericht geben zu können. Allein schon die kurze Skizze dieser wenigen wird genügen, zu erkennen, dass ungemein viel bei uns gefehlt wird.

Zunächst tritt ein Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland

---

1) H. Z. von Attenhofer, Medicin. Topogr. der Haupt- und Residenzstadt „St. Petersburg." 1817. 4. Abschnitt.

2) J. Ucke, Das Klima und die Krankh. der Samara. Berlin 1863. S. 87.

hervor. „Während man in dem nördlichen Deutschland,“ sagt von Ammon,[1]) „in den Fällen, wo Mütter nicht stillen, das Neugeborene an die Brust einer Amme legt, ernährt man in einem grossen Theile des südlichen Deutschlands die neugeborenen Kinder, welche die Mütter nicht stillen können, durch sogenanntes Auffüttern, indem man die natürliche Ernährungsweise so treu als möglich nachahmt.“

Fast überall in Mitteldeutschland ist es sowohl unter dem Landvolk, als auch unter den niederen Klassen der städtischen Bevölkerung gebräuchlich, dem Kinde neben der Mutterbrust von Anfang an Brei (meist ungesalzen) oder auch Suppe zu reichen. Zu dieser Nahrung greift man namentlich dann, wenn das Kind unruhig ist. Ebensowenig, wie diese Unsitte, vermochten die Bemühungen der Aerzte den Schnuller oder Zulp in seinem ausgedehnten Gebiete in Deutschland bis jetzt erheblich zu beschränken. Aus verschiedenen Bezirken Baierns kommen von Zeit zu Zeit ganz bedauerliche Klagen; so schreibt Dr. Ringleb aus Würzburg: „Als schlimmer Factor der hohen Kindersterblichkeit kommt hinzu die Dummheit der Leute, welche trotz unserer Ermahnungen dasjenige Nahrungsmittel, das doch am besten die mütterliche Kost ersetzt, die Milch, entweder gar nicht oder in den unzweckmässigsten Bereitungsweisen und mit den schlechtesten Surrogaten versetzt, anwenden, und obenan in Würzburg die nun fast in jeder Familie eingebürgerte „Buttersuppe“ stellen.“ [2])

Wie in allen grösseren Städten herrscht auch in Posen die Unsitte, dass Säuglinge weniger bemittelter Familien mit gemischter Nahrung aufgezogen werden. Es hat sich dort ein gewisses Vorurtheil Bahn gebrochen, dass die Brust allein zum wahren Gedeihen der Kinder nicht ausreiche, dass vielmehr gleich von der Geburt an dieselben durch Schreien ihr Verlangen nach consistenter Nahrung kund geben. In Folge dessen ist die Sterblichkeit unter den Säuglingen sehr gross.[3])

Das Entwöhnen geschieht im Volke keineswegs mit der nöthigen Vorsicht. Es ist leider fast gar nicht gebräuchlich, dem Kinde längere Zeit hindurch leichte Nahrung, Suppen oder Breiarten zu geben; dies ist (z. B. im Braunschweigschen) den Wohlhabenden zu zeitraubend und umständlich, den Aermeren zu kostspielig; als Ersatz dafür wird das vielleicht halbjährige Kind allmälig an die Kost der Erwachsenen gewöhnt, die ihm neben der Muttermilch gegeben wird.[4]) Auch im Kreise Querfurt lässt man die Kinder, wenn sie entwöhnt sind, bald an den Mahlzeiten der Erwachsenen theilnehmen; die rationelle Ernährung durch Kuhmilch nach dem Absetzen von der Mutterbrust hat sich auch hier noch wenig Bahn gebrochen. — Die künstliche Auffütterung der Neugeborenen besteht fast überall in Deutschland im Darreichen einer Mischung von Kuhmilch mit Wasser. Man bedient sich

1) von Ammon, Die ersten Mutterpflichten. 19. Aufl. 1875. S. 126.
2) Verhandlungen der physikal.-medic. Gesellschaft in Würzburg. N. F. V. 1873. S. 81.
3) Kapuscinski, Deutsche med. Wochenschr. 1879. Nr. 32.
4) C. Hampe, Monatsbl. f. medic. Statistik 1862. Nr. 1.

hierzu gewöhnlich einer Saugflasche. Bei aufgefütterten Kindern der Handwerker und Tagelöhner ist der Gebrauch des Zulps noch ganz gebräuchlich.[1]) Beinahe alle Kinder werden im Lechrain mit Mus aufgezogen und sie haben Tag und Nacht einen Zupel im Mund. Das Mus besteht aus Mehl und Milch, und im Zupel ist gewöhnliches Schwarzbrod (v. Leoprechting). Etwas vorsichtiger verfährt man beim Entwöhnen in Strassburg. Die erste Speise, die man hier dem Kinde giebt, ist eine Suppe von Milch mit Roggenmehl, auch giebt man statt dessen Reisschleim und andere stärkehaltige Substanzen. Dann geht man zu Fleischbrühsuppe über, der Gebrauch von Fleisch erfolgt erst in zwei Jahren (Stöber und Tourdes).

In übergeschäftiger Weise wurden schon im 13. Jahrhundert in Deutschland die Kinder von ihrer Umgebung überfüttert; dies geht aus den noch theilweise überlieferten Predigten des wandernden Sittenpredigers Bruder Berthold von Regensburg hervor: „Da macht ihm, dem Kinde, seine Schwester ein Müslein und streicht es ihm ein. So sein Magen klein und schier voll geworden. Da kommt dann die Muhme und thut ihm dasselbe. So kommt dann die Amme und spricht: ‚O weh, mein Kind, du assest heute noch nichts!‘ und sie streicht ihm ein, wie die erste und zweite, dass das Kind greint und zabbelt.“

Die hier geschilderten Gewohnheiten des Mittelalters bestehen in mehreren Gauen Deutschlands noch heutzutage unter den Landleuten. Zur Illustration führen wir folgende Mittheilung eines Arztes an: In mehreren ländlichen Bezirken Bayerns, wie anderer Länder pflegt die Mutter ihr Kind, sobald sie das Wochenbett am dritten Tage verlassen hat, um ihrer Arbeit nachzugehen, nicht selbst; meist muss vielmehr ausschliesslich die im Hause wohnende Mutter der Wöchnerin sich des Kindes annehmen, und diese alte Frau geht von ihren hergebrachten Erziehungsprincipien nicht ab; oder das Kind wird einem erst kurz der Schule entlaufenen dreizehn- bis vierzehnjährigen Mädchen anheim gegeben; denn die Bauersfrau hat viel wichtigere Geschäfte zu besorgen, als die Warte ihres eigenen Kindes zu übernehmen. Da wird nun das arme Würmlein mit Gries, der nicht selten mit Steinpartikelchen versetzt ist, oder mit Mehlbrei, welcher mit einer ordentlichen Portion Schmalz gesättigt ist und oft die primitivsten Spuren der Kochkunst vermissen lässt, aufgefüttert. Wird das Kind in Folge dieser unzweckmässigen Ernährungsweise unruhig und von Schmerzen gequält, dann wird es in die Wiege gebunden und geschaukelt, so dass Betäubung, Schwindel und Erbrechen eintreten müssen. Bei diesem Vorgange darf jedoch der unentbehrliche Schnuller nicht fehlen, der dem Kinde in den Mund gestopft wird, mag er auch schon einige Tage alt sein und zu wiederholten Malen mit dem schmutzigen Steinpflasterboden Bekanntschaft gemacht haben.[2])

---

1) Schraube, Medicin.-topogr. Skizze des Kreises Querfurt. Monatsbl. f. medicin. Statistik. 1864. Nr. 9. S. 65.

2) Dr. Fuchs, Bayr. ärztl. Intell.-Blatt. Nr. 41. S. 428.

Während in der bairischen Oberfalz die stillende Mutter nicht selten dem erst ein Vierteljahr alten Säugling Bier reicht (Dr. Brenner-Schäffer), geben in mehreren Provinzen Frankreichs die Mütter dem Neugeborenen Wein (Stöber).

---

5. Der Aberglaube beim Entwöhnen.

Mit dem Entwöhnen ist hie und da ein sonderbarer Aberglaube verbunden. In Franken (Baiern) setzt sich die Mutter, die abgewöhnen will, auf einen Markstein, wo dreierlei Eigenthum zusammenstösst, damit der Säugling die Brust leicht vergisst. In anderer Weise genügt es, wenn sich die Mutter beim letzten Anlegen des Kindes auf irgend einen Markstein setzt, oder in das Loch, wo er hinein gehört; es bekommt dann das Kind kein Zahnweh. Auch soll das Kind die Brust leicht vergessen, wenn man es zum letztenmal während des Kirchenläutens anlegt. Ferner wird das Kind bei zunehmendem oder bei Vollmond abgelegt, denn dann gedeiht es; bei abnehmendem Monde würde das Kind Schaden haben. Man entwöhnt am Johannistag oder Gründonnerstage, damit es gut lernt.[1]) Auch in Mecklenburg gilt der Johannistag als günstiger Tag zum Entwöhnen; in Schlesien wählt man diesen Tag, damit das Kind leicht zahne.

Entwöhnt darf in Königsberg i. Pr. ein Kind nur werden, wenn die Vögel in Ruhe sind, also die Zugvögel weder ab- noch anziehen; wo möglich auch im vollen, nicht im abnehmenden Licht (Mond); nach Mittheilungen des Prof. Hildebrandt.

Das Entwöhnen geschieht in Hessen zur Zeit der Rosenblüthe, damit die betreffenden Menschen das Glück haben, ihre Wangen von dem Tage der Entwöhnung an bis an das Ende des Lebens mit Rosen geschmückt zu sehen. Fände die Entwöhnung in der Zeit statt, in welcher die Feldstoppeln offen sind, dann hätte der betreffende Mensch das Unglück, Alles, was er erhaschen kann, zu verzehren, ohne davon gesättigt zu werden. Nach dem Entwöhnen darf in Hessen das Kind nicht von Neuem an die Brust gelegt werden, denn sonst wird von Allem, was das Kind in später Zeit Anderen in der besten Absicht Gutes wünscht, das Gegentheil eintreten, es sei denn, dass der Mensch das Gesagte augenblicklich widerruft (Mühlhause).

Will man vermeiden, dass das Kind bald graues Haar bekommt, so entwöhne man, wie es zu Mittenwalde, Grünberg in Schlesien etc. heisst, nicht zur Zeit, wo Schnee liegt, auch nicht, wie man in Conradsreuth im Vogtlande sagt, zur Zeit der Baumblüthe, doch auch nicht im Mai, wie namentlich in Böhmen gesagt wird. Entwöhnt man das Kind zur Zeit der Aussaat, so wird es niemals satt (in Oesterreichisch-Schlesien). — In der deutschen Schweiz heisst es, dass beim Entwöhnen das letzte Stillen während des

1) Flügel, Volksmedicin aus dem Frankenwalde. S. 56.

Charfreitagsläutens unter einem Nussbaum geschehen soll, dann bekommt das Kind kein Zahnweh; dagegen macht das Entwöhnen in den kurzen Tagen dem Kinde kurzen Athem; schliesslich meint man, das Kind sei mit einem Male entwöhnt, wenn es die Mutter auf einem Marksteine an einem Scheidewege sitzend stillt. — Die Böhmen sagen nach Grohmann: Zum letztenmale stillen geschieht am besten in der Kirche oder auf dem Boden, damit das Kind glücklich werde; auch stillt man gern am Charfreitag ab, dann nimmt die Frau Beichte und Communion und haucht den Säugling an, damit er bald sprechen lerne; ein entwöhntes Kind darf die Brust nicht wieder bekommen, sonst wird es ein Alp. — Nach Angabe der „Gestriegelten Rockenphilosophie" wird es in solchem Falle dem Volksglauben gemäss ein Gotteslästerer und beschreit Alles. Schliesslich heisst es dort: Damit das entwöhnte Kind die Mutter bald vergisst, soll sie es in die Stube setzen und mit dem Fusse stossen. — Das Abgewöhnen von der Mutterbrust darf im Lechrain nicht stattfinden, wenn zur Saat geackert wird, sondern es soll der Acker im Sommer voll Getreide stehen oder im Winter mit Schnee bedeckt sein (Leoprechting).

In Thüringer Gegenden, z. B. im Herzogthum Sachsen-Meiningen, in der Umgegend von Sonneberg kommt wieder anderer Aberglaube zum Vorschein. Hier heisst es unter Anderem: — Nachdem das Kind das letzte mal an die Brust gelegt worden, setzt man es auf die Erde und legt Gesangbuch, Geld und Anderes in dessen Nähe; wonach es zuerst greift, das bestimmt seinen künftigen Beruf. — Hat das Kind einmal den letzten Trunk bekommen, so darf sich die Mutter nicht wieder anders bestimmen und es etwa nochmals anlegen, denn davon wird es mondsüchtig. — Wenn die Kinder abgewöhnt werden zur Zeit, da noch Schnee liegt, so bekommen sie bald graue Haare; Kinder dagegen, die nicht zur Winterzeit abgewöhnt werden, bekommen keine grauen Haare; viele Mütter lassen daher ihre Kinder bis zum Gründonnerstage trinken, der seines Namens wegen als entschiedener Frühling gilt, und geben dann dem Kinde während des Zusammenschlagens der Kirchenglocken den letzten Trunk.[1])

Nicht minder reich, als germanische Völker, sind auch die Slaven an Aberglauben, der sich an das Entwöhnen des Kindes knüpft. Will die serbische Mutter das Kind entwöhnen, so soll sie mit der Muttermilch einen Kuchen backen und ihn dem Kinde zu essen geben. Nachher darf sie dem Kinde nie die Brust reichen. Im Hemd, an der Brustseite, wird eine Stecknadel umgekehrt (mit dem Kopfe nach unten) eingesteckt, damit die Milch nach unten umkehre; das Hemd wird so angezogen, dass die Brustseite auf den Rücken kommt und die Milch wird aus der Brust verschwinden. Nachdem darf man um keinen Preis dem Kinde noch ein Mal die Brust geben, denn sonst kann das Kind die schrecklichste Hexe werden, welche nur mit einem Blick einen Mann vom Pferde werfen kann. — Will eine Mutter unter

1) Schleicher, Volksthüml. aus Sonneberg. S. 145.

den Serben ihr Kind entwöhnen, so setzt sie sich auf die Schwelle des Zimmers und reicht dem Säugling zum letzten Male die Brust. Hierauf stellt sie ihn auf den Boden, giebt ihm ein Stück Brot in die Hand, versetzt ihm einen leichten Schlag auf den Hintern und sagt: „Fort, Kalb, unter die Rinder, — das sei deine Nahrung." Tritt in Serbien der Fall ein, dass ein zweites Kind geboren wird, während das erste noch gestillt wird, so wird dieses entwöhnt, und zwar selbst dann, wenn das zweite Kind todt geboren wird, oder wenn es bald nach der Geburt stirbt. Denn Kinder, die zweierlei Milch geniessen, werden Hexen und Hexeriche. Ein Kind, das ein Mal entwöhnt wurde, bekommt nie mehr die Brust, denn es würde sonst „böse Augen" bekommen (d. h. die Gefahr laufen einen verhexenden Blick zu bekommen).[1]

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die sympathetische Behandlung des Kindes.

Alles „Zauberhafte" liebt man jetzt mit dem fremden Worte Sympathie zu bezeichnen. An sich bezeichnet dieses Wort ein Gesetz, das im Aberglauben immer und immer wieder hervortritt und das manche Handlungen unheilvoll, andere wiederum glückbringend und segensreich macht. Nach diesem Zaubergesetz findet eine Erscheinung, die an einer Stelle sich verwirklicht, ihr Seitenstück an einer anderen Stelle, die mit jener in irgendwelcher angeblichen Verbindung steht. Die sympathetische Behandlung besteht nun darin, dass man einen erwünschten Zustand herbeiführt, indem man eine solche angebliche Verbindung benutzt oder vermeidet. So hat man im Grunde unter dem Worte Sympathie eben nur eine Beziehung zu verstehen, die sich nicht auf natürliche Weise erklären lässt, die nicht unter den Gesetzen rein physikalischer und bekannter Einwirkungen steht, sondern durch eine geheimnissvolle Kraft einflussreich wird. Als die hierbei einflussreiche Kraft nimmt man demnach eine mystische Wechselwirkung zwischen den Menschen und gewissen äusseren Gegenständen an; unter der Herrschaft einer solchen Wechselwirkung steht nach dem Volksglauben vor Allen das Kind.

Bei kaum irgend einem Volke vermisst man die abergläubische Annahme, dass im Leben des kleinen Kindes übernatürliche Wirkungen zur Aeusserung gelangen, und dass man auch durch übernatürliche Kräfte und Handlungen auf die Lebensthätigkeit des Kindes einzuwirken im Stande sei. Der Vorstellungskreis ist auf diesem Gebiete bei vielen Naturvölkern ein höchst einfacher, sich nur auf wenige Einzelheiten beschränkender, doch immerhin durch

1) Petrowitsch: Globus 1878. Nr. 22. S. 349.

allgemeine Gültigkeit von grossem Einfluss. — Die verständige Naturbetrachtung darf wohl von Sympathien sprechen, wenn sich Erscheinungen an einem Individuum vollziehen, dessen verschiedene organische Glieder bei irgend welchen gesunden oder krankhaften Vorgängen in „Mitleidenschaft“ gezogen werden. Allein der Aberglaube der Völker geht über diese zulässige Grenze hinaus; er setzt den lebendigen Leib unter der Voraussetzung übernatürlicher Kraftmittel in eine ungerechtfertigte Verbindung mit Zuständen oder Wesen, deren Existenz etwas völlig Fremdartiges hat. Dabei glaubt man selbst eine Kraftwirkung mit ausüben zu können, indem man die Beziehungen willkürlich herstellt. Der zu Grunde liegende Gedanke ist, wie Adolf Wuttke sagt, der: Was mit einem von zwei miteinander in sympathetischer Beziehung stehenden Personen oder Dingen geschieht, das geschieht ganz oder theilweise auch mit den anderen, oder auch, nach den Umständen, in gerade entgegengesetzter Weise. Wir geben im Folgenden nur einige Beispiele für das hier Gesagte.

Der Aberglaube macht häufig Andere als den Kranken selbst für dessen Erkrankung und Genesung durch Substitution verantwortlich; wie man eine sympathetische „Uebertragung“ von Krankheit für möglich hält, so glaubt man auch an Sympathie in der Diät. Wenn bei den Guaranis in Südamerika ein Kind erkrankt, so muss sich die ganze Verwandtschaft der Nahrungsmittel enthalten, welche man dem Kinde schädlich glaubt (Guevara).

Den Himmelsgestirnen, dem Monde und der Sonne schreibt man ebenfalls Einfluss auf das Kind zu. Im deutschen Volksaberglauben hat sich noch ein Element des morgenländischen Heidenthums, die Schicksalsdeutung aus den Sternen, die Astrologie, erhalten. Bei der Geburt eines Kindes wird vielfach die Stellung der Planeten und die der Sonne im Thierkreise als hochwichtiges Schicksalszeichen beachtet, denn man meint, dass die Himmelsgestirne in allen Dingen grossen Einfluss haben. Die unsinnigsten astrologischen Schicksalsbücher, die sogenannten „Planeten,“ meist in einelnen Blättern verkauft, sind noch durch ganz Deutschland eine gewinnreiche Marktwaare; sie geben für jeden Monat oder für jede Planetenstellung, sehr genau und in's Einzelne gehend an, was für geistige und sittliche Eigenschaften und Schicksale ein Knäblein oder ein Mägdlein, geboren in dem oder jenem Zeichen, habe. In vielen Gegenden wird es wenig Häuser geben, in welchem nicht in dem die Familien-Erinnerung bergenden Schrein neben den Pathenbriefen der „Planet“ läge.[1]) Wir haben dergleichen mythische Beziehungen schon Bd. I. S. 87 erwähnt. Den Mond und sein Licht fürchten für das Kind die Kreolen in Guayana so sehr wie die Strahlen der Sonne, weshalb man die Kindermädchen in den Strassen von Cayenne Abends nie ohne einen grossen Regenschirm sieht, den sie ihren Pflegebefohlenen über das Gesicht halten.[4]) Vom Einflusse der Mondgöttin auf die Geburt des Kindes sprachen wir im ersten Bande S. 37—47.

1) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 1869. S. 84.
4) Jules Creveux, Globus 1881. Bd. XL. Nr. 1. S. 7.

Bei mehreren Indianerstämmen Nordamerika's hebt der Vater dagegen sein neugeborenes Kind gegen die Sonne empor, als ob er es ihrem Schutze weihen möchte; die Sonne scheint ihnen entweder selbst als Gottheit, oder auch nur als Sitz des guten Gottes zu gelten.

Auch ist bei ihnen, wie bei Südamerikanern, das Durchräuchern des Kindes wie der Kranken mit Tabak gebräuchlich, dem sie eine sympathetische Kraft zuschreiben.

Rauch und Feuer besitzen überhaupt ganz besondere mystische Kraft. Bei der Geburt eines Kindes wird von den Hottentotten ein Feuer angezündet, welches so lange unterhalten wird, bis der Nabel geheilt ist. An diesem Feuer darf weder gebraten, noch gekocht werden, noch darf Asche davon genommen werden, bis die Nabelschnur vollständig abgefallen ist. Geschieht dies nicht, so steht dem Kinde ein Unglück bevor (Mittheilung von Theoph. Hahn). Die mannigfachen Beziehungen des Nabelschnurrestes bei anderen Völkern siehe Band I. S. 15. Wir werden bald Gelegenheit haben, auf diese Sache zurückzukommen.

Eine grosse Rolle in der Sympathie-Behandlung spielen bei den Völkern Nord- und Südamerika's die Medicinmänner und Payes. Unter den Ojibbeway und anderen Indianerstämmen wird nach Angabe des Reisenden Kohl eine ceremonielle Weihe des Neugeborenen vorgenommen, wobei die Medicinmänner oder Midés (eine Genossenschaft von Zauberern) im Tempel-Wigwam (Midewi-gamig genannt) mit ihren Medicinsäcken unter dem Arme, mit Trommeln und Kalebassen lärmend umhertanzen, während das Kind in der Mitte liegt und dessen Verwandte und Eltern seitwärts stehen. Am Schlusse dieser Feierlichkeit erhält der Vater des Kindes von den Zauberpriestern geheimnissvolle Zaubermittel und Amulete, die dem Täufling für das spätere Leben, jedenfalls auch als Schutz vor Erkrankung von Nutzen sein sollen: z. B. ein sorgfältig eingewickeltes weisses Pulver, dann einige mit einem rothen Bande umwundene Wurzeln u. s. w. Das Amt der Kundigen und der Beschwörer übernehmen bei uns Schmiede, Scharfrichter, Schäfer und alte Frauen, in welchen das Volk Personen erblickt, die vorzugsweise in die Geheimnisse der übernatürlichen Kräfte eingeweiht sind.

Es giebt Wesen, die man für hochgefährlich hält bezüglich des Gedeihens des Kindes. Wie die Katze vielfach nicht gern in der Kinderstube gelitten wird, so gelten in Italien gewisse Frauen, die „donne die casa," also die „Weiber des Hauses," die mit einer Wöchnerin unter einem Dache wohnen, für schlimme Hausgenossen; denn sie können, wie man meint, dem Kinde auf mannigfache Weise mitspielen; sie sind es auch, die im Wahne des Landvolkes die Kinder verwechseln und ein Bauernkind vielleicht in die Wiege eines Fürstenkindes legen (siehe Wechselbalg, Band I. S. 117). Auf sie bezieht sich ein sicilianisches Wiegenlied:

„Den Schlummer mögen meinem Kindlein gönnen
Gewisse Frauen, die ich nicht mag nennen."

Die alten Römer hatten ihre Laren und Penaten, die das Haus schützten, die

italienischen Frauen von heute dagegen glauben alles Ernstes an die bösen „Hausfrauen,“ die freilich nichts mit Hexen zu thun haben.[1])

Es giebt ferner ganz eigenthümliche Zaubermittel, die man für des Kindes Schicksal als entscheidend hält. Das Augurium der Römer existirt auch anderwärts, nur in anderer Form. Auf Madagaskar zeigen die Eingeborenen ziemlich wenig zärtliche Neigung zu ihren Kindern, wie die bekannte Reisende, Frau Ida Pfeifer, fand. Allein dies hat einen ganz besonderen Grund. Die Malgaschen haben nemlich eine Art Gottheit in allen Dingen, genannt Sikiddy. Dies ist keineswegs ein Götzenbild aus Stein oder Holz geschnitzt, sondern einfach etwa ein Dutzend Kieselsteine oder kleine harte Bohnen. Wenn nun ein Malgasche geboren wurde, so nimmt dessen Vater diesen Sikiddy in die hohle Hand und wirft ihn von sich; rollen die Steine oder Bohnen nach einer gewissen Richtung, dann gratulirt der Vater seinem Weibe, denn das Kind wird glücklich sein; allein wenn Sikiddy erklärt, dass dem Kleinen keine glückliche Zukunft winkt, so wird das Kind entweder einfach ausgesetzt oder ermordet, weil es seinem traurigen Schicksale doch nun nicht entrinnen kann; oder man misstraut dem Sikiddy und ruft einen anderen Zeugen für das künftige Geschick an. Da legt man das Kind auf einen Pfad, welchen ein grosser Trupp Rinder passiren muss; wird von diesen das Kind todtgetreten, so ist hiermit der Ausspruch Sikiddy's bestätigt; kommt es dagegen mit dem Leben davon, so ist die Autorität Sikiddy's vernichtet und das Neugeborene ist mit Hülfe dieser Consultation der Rinder gerettet. Wie auch bei anderen Völkern das Horoskop über Leben und Tod des Kindes entscheidet, siehe in Band I. Seite 87.

Gewisse Erscheinungen am Kinde hält der Aberglaube für hochwichtig. Dem Niesen des Kindes scheint man bei manchen Völkern eine besondere mystische Bedeutung, eine sympathetische Beziehung zu seinem Glücke beizulegen. In vielen Gegenden Deutschlands unterlässt es eine gute Mutter oder Wärterin niemals, zu sagen: „Gott helf!“ sobald das Kindchen geniest hat. Auf mehreren Inseln der Südsee hat das Niesen eine besondere Bedeutung: In Samoa sagte man einem Niesenden: „Mögest du leben!“ (Turner); nieste ein Maori-Kind, so rief ihm die Mutter einen langen Spruch zu; nieste einer beim Essen, so war Besuch oder eine Neuigkeit zu erwarten. Dagegen galt in Tonga das Niesen als sehr böses Zeichen.[2]) Die Neuseeländer finden im Niesen der kleinen Creatur gleichsam eine sympathetische Andeutung bei der Namengebung.[3]) Wenn diese letztere vorgenommen werden soll, so hält der Priester an das Ohr des Kindes das Idol eines hölzernen Götzen und singt etwa folgende Worte her (nach R. Taylor):

---

1) Woldemar Kaden, Skizzen und Culturbilder aus Italien. Jena 1882. S. 89.

2) G. Gerland in Waitz, Anthrop der Naturvölker. VI. S. 393. Beim Niesen glaubt der Banks-Insulaner, dass irgend Jemand in demselben Augenblicke seinen Namen ausspreche. In Viti sagt der Nebenstehende: „Magst Du leben!“ und der Niesende darauf: „Mögest Du tödten!“ (Deine Feinde). Vergl. M. Eckard, Globus 1881. Bd. XL. S. 379.

3) Curiosity of savage Life. By James Greenwood. London 1863. S. 24.

„Halt still, ich verkünde deinen Namen —
Welches ist dein Name?
Horch auf deinen Namen,
Dies ist dein Name —
Wai Kui Maneane."

Dies letztere ist der Name irgend eines Vorfahren des Kindes, und der Priester fährt nun fort, eine lange Liste von Namen herzusagen, bis das Kind niest; dann hält der Priester sofort an, und der letzte Name ist nun derjenige, den man dem Kinde geben muss. Schliesslich schreitet der Priester zu einer sinnvollen Ermahnung an das Kind; wenn dasselbe ein Knabe ist, sagt er:

„Kläre das Land für die Nahrung,
Sei kräftig am Werke,
Sei eifrig und arbeitsam,
Sei muthig und tapfer,
Du musst wirken, bevor der Tag
Ueber das Land kommt."

Diese Ceremonie wird etwas verändert, wenn das Kind ein Mädchen ist. — Auch bei uns gilt das „Beniesen" gleichsam als sympathetische Bestätigung eines Ausspruchs.

Seit alter Zeit benutzt man im ganzen Orient als Schutzmittel gegen Unglück und Krankheit beim Kinde Amulete, die in Assyrien, Babylonien, Aegypten in geschnittenen Steinen, bei den Griechen in Ringen, bei den Römern in Halsbändern, Steinen u. s. w. bestanden, bei den Juden und Arabern aber als Pergamentstreifen auftreten, auf welchen Stellen aus heiligen Büchern (Bibel und Koran) geschrieben sind. Die Araber [1]) haben gegen Krankheit schützende Amulete, die nur für eine gewisse Zeitdauer und ein gewisses Alter bestimmt sind und dann wieder abgelegt werden; daher sagen sie: „Ukkat et temîmetu ânes sabi," d. h. man hat dem Knaben das Amulet abgenommen, weil er nemlich über die Wirkung desselben hinausgewachsen, nicht mehr in Gefahr ist. Bei den Römern legte der junge Mann im 15. Jahre gleichfalls die das Amulet enthaltende Bulla zugleich mit den übrigen Zeichen seiner Knabenschaft ab.

Im Volksglauben der christlichen Völker übertrifft an mystischer Kraft und zauberischem Einfluss auf das Kind alle genannten sympathetischen Proceduren und Schutzmittel der Act der Taufe. Die Heilswirkung der Taufe ist in den Augen des Volkes so bedeutend und segnend, dass man sie dem erkrankenden oder auch dem lebensschwachen Kinde schon für den Fall des etwa drohendeu Todes durch Hebammen ertheilen lässt. Die sogenannte „Nothtaufe" schützt in der Meinung des Volkes nicht etwa gegen Krankheit und Siechthum, sondern vor der Verdammniss der Kinderseelen, im wilden Heere umherzuziehen.[2]) Dies ist ein nicht blos in Deutschland herrschender Glaube; vielmehr fand Bernhardt Schmidt[3]) auch auf der griechischen Insel Zakynthos die Sage verbreitet, dass die Wesen, welche

1) Sandreczki, im „Ausland" 1876. Nr. 13. S. 244.
2) Grimm, Deutsche Mythol. S. 247, 870, 872, 884.
3) Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum. I. Leipzig 1871. S. 173.

im wilden Heere in den Lüften toben, die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder sind. Er setzt hinzu, dass schon nach altgriechischer Vorstellung Diejenigen, welche im zarten Alter und die kinderlos und ohne die Liebe genossen zu haben, gestorben sind, im Heere der Artemis Hekate umherziehen; ein altgriechischer Hymnus an Hekate und ein orphischer Hymnus scheinen dies zu bezeugen; [1]) aus diesen Begleitern der Hekate sind im christlichen Aberglauben die ungetauft gestorbenen Kinder geworden.

Es gab einst auch eine Taufe vor der Geburt (die sogenannte Intrauterintaufe). In jener Zeit, in welcher man noch in Italien annahm, Fehlgeburten würden durch Hexen bewirkt, die man wegen dieser Verschuldung arg verfolgte, hat man auch ein eigenthümliches Mittel angewendet, um die ungeborenen Kinder vor der Gefahr zu schützen, ohne Taufe als Todtgeburten zur Welt zu kommen. Man suchte diese Gefahr durch die Intrauterintaufe abzuwenden; zur Ausführung derselben erfand Parolini zu Brixen 1766 ein zweiklappiges Speculum und eine Mutterspritze.[2])

Ein schöner Zug menschlichen Gefühls spricht sich darin aus, dass unter vielen Völkern die Eltern sich noch mit den Seelen ihrer verstorbenen Kinder in einer sympathetischen Beziehung stehend denken. Es sind dies die primitiven Spuren unseres modernen Spiritismus. Wenn ein Säugling bei den Sioux-Indianern stirbt, so wird sein Leichnam begraben, und seinen Platz in der Wiege füllt die Mutter mit schwarzen Federn aus; sie meint, dass die Seele des Kleinen sich noch in den Federn so lange aufhält, bis es alt genug ist, um einzuziehen in das Paradies; so wartet und pflegt sie singend und wiegend noch immer ihre Federpuppe, trägt dieselbe auch hunderte von Meilen bei den Zügen ihres Stammes mit zärtlicher Sorgfalt in der über die Schultern gehangenen Wiege umher. Aehnliche Vorstellungen kommen unter europäischen Völkern vor: Der Vater und die Mutter, welchen bei den österreichischen Südslaven ein Kind gestorben ist, dürfen nicht eher frisches Obst geniessen, bis sie solches nicht armen Waisen zur Erinnerung an die Seele ihres Kindes gegeben haben; andernfalls würde das verstorbene Kind im Jenseit nicht Früchte des Paradieses erhalten und wäre gezwungen, an seinen Fingern zu nagen, in Folge dessen es bittere Klage gegen seine Eltern erheben würde.[3])

Kein Volk entwickelt bei diesem Ideenspiele eine üppigere Phantasie, kein Volk hat nach und nach einen grösseren Schatz traditionellen Aberglaubens aufgespeichert, als das deutsche. Offenbar brachten die Germanen die Grundlage dazu aus der Urheimath mit. „Ihre Götterwelt,“ sagt Gustav Freytag,[4]) „war schon in der Urzeit gestaltenreich; das Grösste, was aus der Natur in ihre Seele drang, und das heimliche Kleinleben der Natur war personificirt, sie nahten den Ueberirdischen durch Opfer und Göttertrank,

1) Miller in „Mélanges de littér. grecque.“ S. 442.
2) Corradi, Dell' obstetricia in Italia. Bologna 1874.
3) Albin Kohn, im „Globus“ 1876, Nr. 8. S. 124.
4) Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 6. Aufl. 1. Bd. „Aus dem Mittelalter.“ Leipzig 1871. S. 54.

sie ehrten und fürchteten schon damals zwei Kreise göttlicher Wesen, welche einander bekämpften. Die Wolken am Himmel waren die Heerde des Fruchtbarkeit spendenden Gottes, der vernichtende Bergstrom war die Schlange, welche feindselig gegen ihr Ackerland niederschoss, Himmel und Erde wurden verehrt als der liebe Vater und die grosse Mutter. Sie verstanden auch schädliche Einwirkung überirdischer Gewalten durch Beschwörung zu bannen; sie spuckten das Schädliche ab, oder wiesen ihm die Zunge; sie hatten heilkräftige Sprüche gegen Krankheit, gegen den bohrenden Wurm im Finger und Zahn, und gegen zerbrochene Glieder. Sprüche, deren Worte noch jetzt ebenso in unserem Volke klingen, wie sie in den Veda der Inder verzeichnet sind: es soll gefügt sein Glied zu Glied, Bein zu Bein und Blut zu Blut."

Solcher Volksaberglaube ist demnach durchaus naturwüchsig. In dieser Beziehung sagt Adolf Wuttke:[1]) „Er ist ohne Berechnung und Theorie instinktartig und unbewusst aus dem heidnisch getrübten Volksgeiste herangewachsen, weiss nicht woher, warum und wohin, trägt durchaus den Charakter der Naivetät, speculirt nicht und macht kein System, sondern glaubt einfach und handelt."

---

1. Sympathetische Behandlung des gesunden Kindes.

> Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
> Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, drum
> Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
> Nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.
>
> Lessing.

Schon bei und nach der Geburt des Kindes heftet der Volksglaube an die dabei zu Tage tretenden Erscheinungen mysteriöse Beziehungen, und man meint schon sofort mit jenem, dem Fötus als Ernährungsorgan dienenden Gebilde, welches als „Nachgeburt" zu Tage tritt, ein bestimmtes Verfahren einschlagen zu müssen, dessen Unterlassen dem Kinde in zauberhafter Weise schaden würde. Die Nachgeburt muss, so heisst es in Thüringen, im Ofen verbrannt werden; dagegen muss sie in Jena in fliessendes Wasser geworfen werden (A. Schleicher). In Mecklenburg schüttet man sie an die Wurzel eines jungen Baumes, dann wächst das Kind mit dem Baume. In Norwegen wird die Nachgeburt von der Neuentbundenen selbst mit einem Messer durchstochen und dann von der Hebamme verbrannt; geschieht dies nicht, so entsteht daraus der Unhold Utbor, der sich klein und gross, auch sichtbar und unsichtbar machen kann, der gräulich schreit und besonders seiner Mutter nachstellt, um ihr das Leben zu nehmen.[2]) Ich erkundigte mich bei Afrikareisenden, wie man in Afrika in dieser Hinsicht verfährt.

1) Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart; zweite, völlig umgearbeitete Aufl. Berlin 1869. S. 8.
2) F. Liebrecht, „Zur Volkskunde." S. 318.

Durch mündliche Mittheilung des Herrn Buchta erfuhr ich, dass in Chartum die Nachgeburt mit dem Gefäss, in dem sie liegt, in den Nil geworfen wird, und dass jeder Vorübergehende ihr einen Stein nachwerfen muss; bei den Bombé aber, einem Niam-Niam-Volke, wird sie von einem Zauberer in einem Gefäss aufgefangen und fortgeschafft. Nach Hildebrandt[1]) wird in Ostafrika von den Wakamba-Geburtshelferinnen die Nachgeburt in ein Bündel Gras gepackt und in den Wald getragen; die Masai dagegen begraben die Nachgeburt unter der Lagerstätte der Mutter. In Westafrika wird bei den Negern der Loango-Küste nach Pechuel-Loesche's Bericht die Nachgeburt von der Mutter oder einer Angehörigen eingewickelt irgendwo vergraben; Geheimhaltung scheint hier nur durch das Anstandsgefühl bedingt zu werden.

Dass der Nabelstrang, der später vom Körper des Kindes abfällt, ebenso wie die sogenannte „Glückshaube" in mystische Beziehung zum Glück des Kindes gebracht wird, haben wir schon im 1. Bande Seite 15 besprochen. Hier ist nur noch anzuführen, dass die Armenier beim Abschneiden der Nabelschnur mit einem Messer unter dieselbe ein Stück Brod oder eine Münze, die Kurtinen dagegen ein Stück Kuhmist halten — dies geschieht, damit das Kind während seines Lebens stets von Glück begleitet sei.[2]) Die Bafiote-Neger der Loango-Küste verbrennen das vom Kinde abgefallene Stück des Nabelstrangs sorgfältig im Feuer, denn wenn es die Ratten fressen, so wird das Kind ein ganz schlechter Mensch.[3]) Wenn bei den Ovaherero der Nabel des Kindes abgefallen ist, so wird er in den ondyatu onene yomapando gethan. Dies ist ein grosser Fellsack, den der Häuptling in seinem heiligen Hause aufbewahrt, in welchem er alle heiligen Gegenstände verbirgt. So kommt z. B. bei der Geburt des Kindes eine Kniescheibe des Stückes Vieh mit hinein, welches die Wöchnerin geniesst, während sie die Kniescheibe selbst nicht essen darf; denn in diesem Falle ist diese Kniescheibe ebenfalls heilig. Den Namen yomapando hat der Sack von einem Riemen, der sich ebenfalls in demselben befindet und in welchem das Familienhaupt bei ber Geburt eines Kindes ein epando (Knoten) macht. Interessant ist, dass wenn von den Kindern eines zum Christenthum übertritt, der bei seiner Geburt in den Riemen geschlagene Knoten wieder aufgelöst, es also gleichsam vom Heidenthum entbunden wird.[4]) Während die Japaner die Nabelschnur sorgfältig aufheben und dem Todten mit in das Grab geben, wird sie bei den Aïnos nur noch ein bis zwei Wochen lang nach ihrer Ablösung aufbewahrt, dann aber weggeworfen.[5])

Wir gedenken auch der mystischen Kraft gewisser Abgänge bei der Geburt: Im ersten Augenblick nach der Geburt wird das Kind bei den Serben auf den Wangen mit dem Blute vom Nabel beschmiert, um rosen-

1) Zeitschrift für Ethnologie 1878. S. 395.
2) Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz im Kawkas 1879. Nr. 54. Globus 1880. Bd. 38. S. 269.
3) Pechuel-Loesche: Zeitschrift für Ethnol. 1878. S. 30.
4) Missionär Dannert: Globus 1880. Bd. 38. S. 363.
5) H. v. Siebold: Zeitschr. f. Ethnol. 1881. Supplement S. 32.

rothe Wangen immer zu haben. Die Augenbrauen werden dagegen mit den ersten Excrementen des Kindes beschmiert, ebenfalls aus dem Grunde, dass das Kind schöne Augenbrauen bekommt.[1]) Auch in Italien heist es: Man muss dem Kinde das Gesicht mit dem Blute wischen, das beim Durchschneiden der Nabelschnur fliesst, sonst würde es einen bösen Tod durch's Messer sterben.[2])

Welche mystische Bedeutung man dem Messen des Kindes beilegt, haben wir Band I. Seite 302 besprochen. Eine namentlich an der Nordküste Deutschlands herrschende Meinung lautet: Kleine Kinder soll man nicht wägen, sonst gedeihen sie nicht, nicht messen, sonst wachsen sie nicht. Die Procedur des Messens der Glieder des gesunden Körpers kann erfreuliche Resultate liefern, dann wird sie deshalb als unglückbringend betrachtet, weil die Freude über das Ergebniss ebenso leicht Unglück über das Kind bringen kann, wie das Beschreien und die laute Freude über ein schönes Kind. Beim Kranken hat das Messen andere mystische Bedeutung: es ist eine Ausforschung, in wie weit der Kranke das rechte Maass verloren hat; doch ist damit auch ein wirkliches Zaubern verbunden; namentlich wird in Böhmen das Messverfahren als sympathetische Kur angewendet, wie namentlich Grohmann[3]) zeigt, der überhaupt Treffliches auf diesem Gebiete aufsammelt: Der Kranke wird auf den Rücken gelegt und der Beschwörer misst seinen Körper mit einem auf besondere Art gesponnenen Faden übers Kreuz, d. h. zuerst der Länge, dann die Breite nach. Dieser Faden ist ungespult und am Charfreitag vor Sonnenaufgang und zwar von rückwärts gesponnen. Wenn die Breite des Körpers mit der Länge desselben gleich ist, so ist es gut, wo nicht, so ist es schlimm. Das Heilen geschieht so, dass der Faden so zusammengelegt wird, dass die Länge und Breite des Körpers nebeneinander sind.

Wenn ein neugeborener Knabe, so heisst es in Mecklenburg, auf ein Pferd gesetzt und mit demselben auf dem Hofe herumgeführt wird, so haben alle Pferde, welche er künftig reitet, das beste Gedeihen, und selbst kranke Pferde kann er dadurch, dass er sie reitet, heilen. In der Altmark wird vor dem ersten Bade der Knabe auf ein Pferd gesetzt, das man in die Stube bringt, ein Mädchen muss buttern. In der Schweiz erwartet man von einem Kinde, das vor dem 7. Jahre auf einem Esel reitet, dass es gescheit wird.

Von manchen sehr einfachen Handlungen erwartet der Aberglaube eine zauberhafte Wirkung sei es im guten sei es im bösen Sinne. Auch hier kommt es vor, dass einzelne solche mystische Handlungen gleichsam kosmopolitische Bedeutung haben. In mehreren Gegenden Deutschlands wird das Anhauchen oder Anblasen wie ein Hexenmittel betrachtet. Allein es kann auch Gutes bewirken: So haucht in Böhmen die Mutter ihrem Kinde,

1) Dr. Nik. J. Petrowitsch, Ausland 1876. 26. S. 516.
2) Woldemar Kaden, Skizzen und Culturbilder aus Italien. Jena 1882. S. 89.
3) Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. 1. Bd. Prag u. Leipzig 1864. S. 178.

damit es gut sprechen lerne, wenn sie es nach dem am Charfreitag empfangenen Abendmahle zum letzten male stillt, in den Mund. Bei den Makusis, einem Indianerstamme in Britisch-Guyana wird das Kind, bevor das Ehepaar das Wochenbett besteigt, angeblasen. Auch die Peruaner blasen bei der Namengebung das Kind an, um die bösen Dämonen und Krankheiten zu verscheuchen. Bei der griechisch-russischen Taufe haucht der Geistliche auf des Kindes Augenbrauen, Lippen und Brust, um den bösen Geist zu bannen. (Siehe Band I. Seite 275.)

Bezüglich des ersten Bades muss man viele Dinge beobachten. In Schwaben darf kein Kind zum erstenmal Mittwochs gebadet werden. In Böhmen giebt man das Badewasser bei Knaben den Pferden, bei Mädchen den Kühen zu trinken, damit die Kinder später gute Wirthe mit diesen Thieren werden. Das Tüchlein, mit dem das Kind im ersten Bade abgetrocknet wurde, bindet man in der Schweiz nach sechs Wochen auf den Gartenbaum, damit der Knabe ein guter Kletterer und Steiger werde. Auch heisst's in der Schweiz: Wenn ein Kind ungewaschen Weihwasser bekommt, so verliert es seinen Schutzengel. Bei Potsdam hütet man sich, das erste Badewasser im Sonnenschein auszugiessen, sonst bekommt das Kind Sommersprossen. Man giebt in der Schweiz dem Kinde vom eigenen Badewasser, damit es früh und gut reden lerne. In Böhmen badet man das Kind sogleich nach der Geburt in Salzwasser, damit es abgehärtet werde. Wenn man bei den Serben das Kind aus dem Bade herausnimmt, oder wenn man es von der Stelle, wo es eingewickelt wurde, aufhebt, so soll man immer in das Bad und auf jener Stelle über das Kind spucken (Petrowitsch). In Italien heisst es: Wenn das Kind gerade gebadet wird, wo man in die Stube tritt, so muss man warten, bis es eingebunden ist, sonst raubt man ihm die Ruhe (Wold. Kaden).

Einige Völker sorgen für Kräftigung der Sinnesorgane durch mysteriöse Mittel. Die Tataren des Kreises Schoruro-Daralagesk im Gouvernement Eriwan haben die eigenthümliche Sitte, den Neugeborenen die Augenlider und Wimpern schwarz zu färben. Im Verlauf der ersten 40 Lebenstage bestreichen sie alle 2—3 Tage dem Kinde die Ränder der Augenlider mit einem in schwarze Farbe getauchten Stift. Die Farbe heisst „Sjurma" und ist nichts weiter, als Russ, welcher in besonderer Weise gewonnen wird. Auf eine irdene Schale wird Ricinusöl gegossen, ein Docht hineingesteckt und angezündet; diese brennende Lampe wird in eine Grube gestellt und mit einem kupfernen Teller oder einer reinen eisernen Schaufel bedeckt. Der an der Schaufel oder dem Teller sich niederschlagende Russ ist aber „Sjurma." Wohlhabende Leute nehmen wohl auch Gänse- oder Hühnerfett und einen Porzellanteller zum Zudecken der Lampe. Das Färben soll die Augen schwarz, kräftig und weitsichtig machen, erzeugt aber oft Katarrh der Bindehaut.[1])

---

1) Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz im Kawkas 1879. Nr. 54.

Das erste Einhüllen des Kindes verursacht manche Scrupel. Das Kind wird (wie mir Professor Lazarus mittheilte) im Berner Land in das Hemd des Vaters gewickelt, welches dieser auf Verlangen der Hebamme auszieht. Auch in Königsberg i. Pr. heisst's: Wickelt man das Kind in des Vaters Hemd in den ersten Tagen, so hat es Glück. In Schlesien hüllt man das neugeborene Knäbchen in ein Mädchenhemd, das Mädchen umgekehrt in ein Knabenhemd, damit sie später beim andern Geschlecht Glück machen. In Brandenburg dagegen darf das Kind nicht in eine Schürze oder ein Tuch, sondern muss in ein leinen Laken gewickelt werden, weil es sonst später dem anderen Geschlechte nachläuft. Die Wäsche eines Kindes, das noch nicht ein Jahr alt ist, darf man, wie die Mecklenburger meinen, nach Sonnenuntergang nicht im Freien hängen lassen, sonst stirbt das Kind. Hieran schliessen sich viele in der Schweiz cursirende Regeln: Die Windeln des Kindes dürfen vor der Taufe nicht in der Sonne getrocknet werden, sonst wird es behext; auch darf man dieselben nur in laufendem Wasser waschen, um das Kind vor Bösem zu bewahren; und wenn man die Windeln eines Sechswochenkindes auf dem Haag trocknen lässt, so verdaut es die Milch nicht. Je nachdem man beim ersten Einwickeln die rechte oder die linke Hand mit einbindet, wird das Kind linkisch. Das als Pathengeschenk einem verstorbenen Kinde gehörige Kleidungsstück (Kindstrossel) darf man keinem andern anziehen, denn dann stirbt auch dieses. Beim ersten Einwickeln legt man das Kind auf eine Hausbibel, dann wird's gelehrt und fromm. Die Mutter darf die Windeln des Kindes nicht vor der Geburt sehen lassen, sonst stirbt das Kind wieder. Im Vogtlande darf man keinem Kinde unter einem Jahr das Kleid anmessen; auch darf man daselbst kleinen Kindern Nichts abschneiden, auch keinem Haftel vom Kleide, sonst schneidet man ihnen Etwas von ihrem Glücke ab. Schliesslich darf im Vogtlande das Kind keine rothen Schuhe tragen, dann wird es in der Folge kein Blut sehen können. In Franken, Schlesien und Thüringen hütet man sich, den Kindern irgend Etwas am Leibe zu flicken, sonst werden sie vergesslich und man verflickt ihnen den Verstand. In Königsberg i. Pr. setzt man dem Kinde eine grünseidene Mütze auf, damit es Glück habe. Wickelbänder der Kinder werden in Böhmen vielfach zusammengeflochten und aufbewahrt; dieselben giebt man dem Kinde am 7. Geburtstage zum Auflösen der Knoten; je nachdem es leicht oder schwer geschieht, wird es glücklich oder ein mühsames Leben führen. Bei den Serben in der Schumadina wird dem Kinde nicht eher ein neues Kleid angezogen, bis nicht die Mutter durch das Hemd eine brennende Kohle geworfen hat mit den Worten: „Dass Du dies Hemd zerreisst und ein neues bekommst“ (Petrowitsch).

An die Wiege knüpft sich ein höchst ausgebreiteter Aberglaube: Eine leere Wiege darf nicht gewiegt oder geschaukelt werden, sonst stirbt entweder das Kind (Franken, Mark Brandenburg, Oesterreich.-Schlesien u. s. w.) oder man raubt ihm die Ruhe (Vogtland, Böhmen, Sächs. Erzgebirg, Schlesien, Mecklenburg, Rügen, Oldenburg u. s. w.). Die Italiener behaupten da-

gegen, dass es dann Bauchschmerzen bekommt. In Oldenburg soll man für die Wiege nicht eher sorgen, als das Kind da ist, denn das Kind, das in einer vorzeitig angeschafften Wiege schläft, muss sterben. Nimmt man auf Rügen das Kind aus dem Bett, so muss man dasselbe sogleich wieder zudecken, sonst nehmen böse Geister den Platz ein, wodurch es nicht gedeiht und abnimmt. In der Mark Brandenburg darf man das Stroh in der Wiege im ersten Lebensjahre des Kindes nicht aufrühren, sonst stirbt das Kind. Auch in Halle heisst's: Das Kinderbett darf nie aufgedeckt werden, sonst macht man ihm das Grab auf. Einem Sechswochenkinde darf man die Wiege in der Schweiz nicht wenden und anders stellen, sonst lernt es schielen. Wenn bei den Armeniern des Kuban-Districts in Kaukasien, den Armawiren, das Kind zum erstenmal in die Wiege gelegt wird, so legt man ihm auf 5—20 Minuten eine Katze dazu, damit das Kind so sanft (?) wie eine Katze werde; dann wird das Kind erst mittels der Wickelbänder an der Wiege befestigt.[1])

Man bildet sich ein, dass eine Menge Dinge einen übernatürlichen Einfluss auf den Schlaf des Kindes haben. Wer in eine Stube kommt, in welcher ein kleines Kind ist, muss sich etwas niedersetzen, sonst nimmt er dem Kinde die Ruhe; das gilt in Thüringen, Sachsen, Schlesien, Böhmen u. s. w. Kommt eine Frau mit einem Tragkorbe in die Stube, in der sich ein Sechswochenkind befindet, so muss man einen Span vom Korbe abschneiden und in die Wiege legen, sonst würde dem Kinde, wie es in Sachsen und Thüringen heisst, die Ruhe fortgetragen. In der Schweiz legt man den Kindern, die nicht schlafen, einen Schweinstallriegel unter. Bei den Wenden in Niedersachsen wird ein vielschreiendes Kind, um ihm Ruhe zu schaffen, dreimal durch die Sprossen einer Leiter gezogen. In Böhmen herrschen folgende Meinungen: Der Schlaf wird dem Kinde geraubt, wenn über Nacht ein Messer auf dem Tische liegt, oder wenn Messer Gabel und Löffel in Töpfen oder am Boden umherliegen, oder wenn man eine Sache auf die Wiege legt und dann wieder wegnimmt. Wenn sich ein Nachbar sein Licht in der Stube des Kindes ansteckt, trägt er dessen Ruhe weg. Einem Kinde, das auf dem Wege in's Freie einschläft, ist der Schlaf ausgetragen. Wenn in Serbien ein Fremder Abends aus dem Hause fortgehen will, so muss er dem Kinde den „Schlaf geben.“ Dies geschieht, indem man von dem Fremden ein Stückchen Zeug oder ein Stückchen Papier nimmt, neben das Kind legt und dazu spricht: „schlafe, sowie ich schlafen werde.“ Wenn das Kind bei den Serben nicht schlafen kann, so wird es gewaschen mit dem Wasser aus dem Munde und abgewischt mit dem hinteren Theile des Hemdes (Petrowitsch).

Sehr allgemein, d. h. in Mecklenburg, Oldenburg, Rheinpfalz, Sachsen u. s. w., ist der Aberglaube verbreitet, dass man ein Kind nicht aus dem Fenster reichen darf, ohne es wieder zurückzureichen, sonst wächst es

1) Kawkas 1879. Nr. 62.

nicht. In der Mark Brandenburg, in Schlesien und der deutschen Schweiz hingegen heisst es: Hebt man das Kind zum Fenster hinein und hinaus, so lernt es stehlen. In Schlesien achtet man sehr darauf, dass das Kind nie anders als mit den Füssen voran in die Stube getragen werde. In der Bretagne darf das Kind nicht über den Esstisch hinweggereicht werden; wenn ein böser Wind es während dessen berührte, so würde es für sein Leben unglücklich. In Böhmen glaubt man: Goldsehen und Schmucktragen vor der Taufe macht das Kind habgierig; man legt daselbst aber einen Groschen in's Bettchen des Täuflings, damit er reich werde; wenn das Kind spät getauft wird, so erhält es grosse Augen aus Sehnsucht nach der Taufe. In Serbien heisst es: Man darf bis zu einem Jahre nach der Geburt Abends Nichts aus dem Hause geben oder leihen, wenn man das nächtliche Geschrei bei Kindern vermeiden will (Petrowitsch).

Es ist gar nicht gleichgültig, was das Kind zu essen oder zu trinken bekommt. Wenn das Kind gleich nach der Geburt nicht trinken will, so wird ihm in der Rheinpfalz mit dem Kirchenschlüssel, der „unversprochen" geholt werden muss, der Mund aufgeschlossen.

Damit das Kind gelehrig werde, giebt man ihm in der baierischen Oberpfalz ein gekochtes Staarenherz. Das Kind darf im Vogtlande nicht Eier essen, sonst wird es geschwätzig; ebensowenig darf es dort Hirse essen, sonst bekommt es Hirsekörner im Gesicht und Gerstenkörner in den Augen. In der deutschen Schweiz heisst's: Das Kind darf nicht Käse ohne Brod essen, sonst kommt es einmal in den Thurm oder an den Galgen; wenn ein Knabe Sauerampfer isst, so bekommt er Läuse, ein Mädchen wird davon zornmüthig; wenn die Kinder Kletterharz vom Kirschbaum essen, so werden sie starke Steiger; essen sie Graubrod, so werden sie gute Sänger; in den Brei, den man für Säuglinge bereitet, lässt Gott drei Tropfen oder auch nur einen Tropfen Segen hineinfallen; vom Kinderbrei muss man der Hauskatze etwas übrig lassen, denn wenn die Katze im leeren Pfännchen „schnäugget," so bekommt das Kind den Pfnüsel (Schnupfen); brennt man dem Kind seinen ersten Brei an, so lernt es gut singen; vor einem kleinen Kinde soll man nichts essen und trinken, ohne ihm auch davon zu geben, es drückt ihm sonst „der Glust das Herzlein ab;" wenn überhaupt ein Kind Verlangen nach erlaubten Dingen hat, so muss man sie ihm geben, sonst geht es drauf. — Eine Reihe anderer Sprüche cursirt in Böhmen: Ein Stück Brod steckt man dem Kinde in den Mund, damit es nicht genäschig werde und immer zu essen habe; auch legt man ihm Brod unter die Wiege, damit es keine Noth habe; Stutenmilch macht das Kind ungemein stark; isst das Kind ein Katzenhaar, so hört es auf zu wachsen; isst es Fischfleisch, so lernt es schwer sprechen; mit Kochlöffeln füttern macht blöde oder dumm. In Baiern glaubt man, dass das Kind gut singen lernt, wenn man ihm das erste Ei einer Henne zu essen giebt.

Während das Neugeborene in Böhmen in ein blaues Tuch unter den Tisch gelegt wird (Grohmann), wurde es bei den heidnischen Deutschen

in ein rothes Tuch gehüllt und ebenfalls unter den Tisch gelegt. In Königsberg i. Pr. heisst's: Wird ein Kind unter den Tisch gelegt, so isst es später sehr viel, wird es unter die Ofenbank gelegt, so wird man es im Leben unbeachtet lassen. In der deutschen Schweiz sagt man: Ein um Weihnachten und Fronfasten geborenes Kind ist geistersichtig, wickelt man es aber sogleich in Windeln und legt es unter die Stubenbank, so wird Alles verhütet. — Nach Ansicht der Italiener muss das Kind gleich nach der Geburt auf den Boden gesetzt werden, sonst wird es im Hospital verkommen. Ein Kind darf man, wie es in der Oberpfalz und Rheinpfalz, in Schwaben, im Vogtland, im Spessart, in Böhmen, Schlesien, Berlin etc. heisst, nicht in den Regen tragen, sonst bekommt es Sommersprossen. — Ebensowenig darf man das Kind in den Spiegel schauen lassen, sonst würde es, wie es im Vogtland, Erzgebirg, in der Rheinpfalz heisst, eitel, oder wie die Schweizer sagen, ein Narr, oder wie die Oberpfälzer meinen, leichtfertig, oder es lernt, wie die Mecklenburger behaupten, schwer sprechen.

Gewisse Zeichen an Neugeborenen hält man für höchst bedeutungsvoll.[1]) In Böhmen meint man: Kinder mit langem Haar geboren werden bald sterben, Kinder mit kurzem Haar an der Hand geboren werden reich, Kinder mit einem Fleischgewächs an der rechten Hand geboren werden stark. Sowohl in Mecklenburg wie in Oesterreichisch-Schlesien sagt man: Ein Neugeborenes, das eine blaue Ader auf der Stirn (zwischen den Augen quer über der Nase) hat, stirbt bald. In der Schweiz fürchtet man, dass das Kind bald stirbt, wenn die Stirn beim Küssen salzig schmeckt; in Unterfranken u. s. w. hält man in solchem Falle das Kind für beschrieen (Band I. Seite 48 und 130).

Zwei Kinder unter einem Jahr dürfen sich nicht küssen, sonst würden sie, wie es im Erzgebirge heisst, sitzen bleiben und nicht wachsen, oder, wie man in Königsberg i. Pr. und in Mecklenburg behauptet, sie lernen schwer sprechen oder bleiben sogar stumm. Im Vogtland lässt man zwei noch nicht ein Jahr alte Kinder nicht mit einander spielen, sonst lernt eines von ihnen schwer reden. Ein neugeborenes Mädchen muss, nach Mecklenburger Regel, die Mutter, einen Knaben der Vater zuerst küssen, sonst bekommt das Mädchen einen Bart, der Knabe aber nicht. In Italien heisst es: Ein Kind, das man zum ersten Male sieht, muss man mit dem Spruche anreden: „Ich hab dich nie gesehen, mag dir kein Leid geschehen," und dann auf die Stirn küssen (W. Kaden). In Königsberg hütet man sich, die Fusssohlen eines Kindes zu küssen, weil das Kind dann später keine Achtung vor seinen Eltern haben würde.

Ein fast gleichmässig über ganz Deutschland verbreiteter Aberglaube ist folgender: Ein Kind, über das man hinwegschreitet oder das man durch die gespreizten Beine hindurchkriechen lässt, wächst von da an nicht mehr; man findet diese Meinung in Oldenburg, Mecklenburg, Rügen, Schle-

1) Vergl. oben Bd. I. S. 43: „Merkmale an Kindern als Zeichen für dessen Zukunft."

sien, Vogtland, Unterfranken, Schweiz, Böhmen etc. Als Gegenmittel dient in manchen Gegenden, dass man über das Kind wieder zurückschreitet.

Die sonderbare Vorstellung, dass man dem Kinde die Nägel nicht abschneiden, sondern abbeissen darf, herrscht im deutschen Volke fast überall; allein man deutet die Folgen verschieden; in der Rheinpfalz, in Unterfranken, im Vogtland, in Mecklenburg, in Böhmen meint man: sonst werde das Kind einst stehlen; im Erzgebirge: sonst schneidet man ihm das Glück ab; in Oesterreichisch-Schlesien: sonst wird das Kind einfältig; in Schwaben: sonst würden Hexen dazu kommen; in der Schweiz: sonst würde ihr Fingernagel schief wachsen. Die Nägel kleinen, noch nicht entwöhnten Kindern abzuschneiden, ist in Südfrankreich, in der sogenannten Montagne noire (einem Zweige der Pyrenäen) nach alter Volksüberlieferung verboten, denn man huldigt der Ansicht, dass diese Operation in den Herzen der Kleinen eine entschiedene Neigung zum Diebstahl hervorrufen möge (Th. Bodin). Ebenso weit verbreitet, d. h. von der deutschen Schweiz bis Königsberg i. Pr., ist die Regel: Kinder darf man nicht kitzeln, sonst lernen sie stottern.

Eine allgemein geltende, in der Schweiz, im Vogtland, Mecklenburg u. s. w. oft gehörte Meinung ist, dass Kinder nicht mit Feuer spielen dürfen, sonst werden sie Bettnässer. Neugeborene trägt man in Pommern nicht gern über einen Kreuzweg, denn davon können sie sterben oder unglücklich werden; auch trägt man das unterhalbjährige Kind in der Schweiz nicht über ein laufendes Wasser, sonst zehrt es ab; ebenso vermeidet man daselbst, das einjährige Kind auf einen Markstein zu setzen, indem es dadurch im Wachsthum gestört wird. In der bairischen Oberpfalz darf die Mutter während der Säugungsperiode nicht verreisen, sonst wird das Kind mondsichtig; in Franken ist Vorschrift, dass die Mutter das Alter des Kindes nie vergessen dürfe, sonst bleibt das Kind dumm. In Mecklenburg dürfen Kinder unter einem Jahr keinen Kranz aufsetzen, sonst sterben sie; auch darf man ihnen nichts schenken, sonst gedeihen sie nicht; ebensowenig darf man schon vor der Geburt des Kindes Geld für dasselbe zurücklegen, sonst wird es ein Geizhals oder Dieb.

Mitten in Deutschland kommen auch einige echt slavische Meinungen zum Vorschein, z. B. im Hannoverischen Wendland: Ein schon entwöhntes Kind darf nicht noch einmal an die Brust gelegt werden, sonst wird es ein Vampyr oder Doppelsüger, d. h. es saugt sich nach seinem Tode selbst an der eigenen Brust und entzieht hierdurch den Angehörigen die Lebenskraft. Der Glaube an den Vampyrismus ist keine deutsche, sondern eine slavische Eigenthümlichkeit.

Wegen des Sprechenlernens des Kindes müssen gewisse sympathetische Vorkehrungen getroffen werden. Eine stillende Frau darf in Böhmen nicht Fisch essen, sonst redet ihr Kind lange nicht. Eine über Thüringen, Erzgebirg, Baiern, Franken und Harz verbreitete Sitte ist folgende: Jedem Säugling, der auf dem Arm seiner Mutter bei den Nachbarn und Befreundeten den ersten Besuch macht, werden drei frische Eier geschenkt und ihm mit den Worten: „Wie die Hühner gackern, so lernt das Kind plappern,“

dreimal an den Mund gedrückt, dadurch wird das Kind beherzt und redefertig. Bei den Serben im Belgrader Kreise hat sich nach Nik. J. Petrowitsch noch folgende Sitte erhalten: Wenn das Kind das erste Mal in ein fremdes Haus gebracht wird, so bekommt es beim Weggeben ein Ei und ein Stück Zucker. Es soll so rein sein wie das Ei, so süss wie der Zucker. In Oesterreichisch-Schlesien sagt man: Wenn Jemand, der bei der Communion war, dem Kinde nüchtern in den Mund haucht, so lernt das Kind früher reden. Bei den Serben darf das Kind kein Geflügel essen, welches nicht schon gekräht hat, sonst wird das Kind sehr lange stumm bleiben. Will man, dass das Kind bald spricht, so soll man ihm aus einer Glocke Wasser zu trinken geben, welche die Kühe tragen. Oder man stiehlt aus einem Zigeunersacke ein Stückchen Brod, welches man dem Kinde zu essen giebt. Viele backen in der Mühle einen Kuchen für das Kind und mischen in diesen Kuchen auch ein wenig Holzstaub von dem „Geklapper," d. h. von jenem Holze, welches an den Mühlstein schlägt, damit das Getreide in die Mühle fällt.[1]) Andere Mittel benutzt man in Böhmen: Schwersprechenden Kindern schlägt der Pathe mit einem neuen Löffel dreimal über den Mund, oder man giebt ihnen Lerchenzungen. Wenn ein Kind, so heisst es in Königsberg i. Pr., von der Taufe kommt, muss Einer der Angehörigen einen Pathenbrief aufmachen, und diesen mit dem darin liegenden Gedichte oder Gelde drei Kreuze durch den Mund des Kindes ziehen, damit dieses leicht sprechen lerne (Mittheil. des Prof. Hildebrandt.). In Italien schliesslich behauptet man: Stottern lernt das Kind, wenn man ihm nicht, nachdem es von der Brust entwöhnt worden, das erste Mal aus einer Klingel zu trinken giebt (W. Kaden).

Es gilt als sehr schädlich für das Kind, wenn eine Wöchnerin spinnt, denn, so heisst es in der Schweiz, sie spinnt ihrem Kinde Garn zum Strang. Auch in Altpreussen unterlässt man bei ungetauften Kindern das Spinnen und Weben. In Königsberg darf das Kind nicht über ein Spinnrad gereicht werden, da es sonst später stiehlt.

Ein sehr allgemein adoptirter Grundsatz, der namentlich in Schwaben, Kärnthen und Ostpreussen angetroffen wurde, lautet: Fremden darf man das neugeborene Kind nicht zeigen. Wenn man ein Kind „Ding" nennt, oder „Kröte," oder „Kraw" (Krabbe), so nimmt man, wie's in Mecklenburg heisst, ihm auf 9 Tage das Gedeihen hinweg. Von Demjenigen, was beim Taufgange und bei der Taufe zu beobachten ist, sprachen wir schon Bd. I. S. 211 und fügen hier nur dazu: Wenn man das Kind zur Taufe aus der Stube trägt, so legt man zuvor ein Gebetbuch auf die Thürschwelle, dann wird das Kind klug (Frankenwald); weint das Kind bei der Taufe, so wird es gross und mächtig, schreit es, so wird es nicht bald sterben (Böhmen); der Priester muss den Glauben bei der Taufe aufmerksam beten, sonst spricht das Kind stets im Schlafe (Böhmen); wenn man bei der Taufe dem Kinde

1) Petrowitsch: Ausland 1876. 26. S. 517.

einen Engerling in die Hand giebt, so kann es den Wurm am Finger (Panaritium) heilen (Schwaben).

Neugeborenen giebt man etwas Geschriebenes in die Hand, dann werden sie sehr klug (Oldenburg, Münsterland). Von 7 nacheinander geborenen Knaben ist der jüngste ein geborener Heilkünstler, der durch Handauflegen alle Schäden heilen kann, dem auch Alles gedeiht, was er anfasst (Mecklenburg). Wenn Eltern 7 Kinder haben, so ist das letzte ein Wunderkind und kann mit dem blossen Schlag seiner Hand heilen (deutsche Schweiz). Kinder, nach dem Tode des Vaters geboren, haben die Kraft, die Blindhäutchen, so auf kranken Augen wachsen, drei Feiertage nacheinander abblasen zu können (deutsche Schweiz).

Dem in Norddeutschland herrschenden Aberglauben gemäss legt man das Kind, damit es bald laufen lernt, am Johannismorgen nackt auf den Rasen und säet über seinen Körper Leinsamen; wenn die Saat aufgeht, d. h. zu „laufen" anfängt, fängt auch das Kind an zu laufen (Oldenburg); oder man übersäet es im Frühling mit Sommergerste (Ostfriesland); hiermit hofft man, dass die Lebenskraft des Getreides auf das Kind übergeht. In Brandenburg und Ostpreussen nimmt der Pathe das Kind an der Hausthür und läuft mit ihm so schnell als möglich zur Kirche, dann lernt das Kind früh laufen. In Schwaben lässt man Kinder, die nicht laufen lernen, über „gehenden" Teig hinwegschreiten; im Vogtlande setzt man sie auf einen Esel.

Man darf das Kind nicht mit einer aus Besenreis verfertigten Ruthe oder mit einem Besen schlagen, sonst wächst es nicht mehr und zehrt ab; so sagt man in Baiern, Böhmen, Schlesien, in der Lausitz u. s. w. Vor einem Jahre, so sagen die Serben, soll man das Kind nicht schlagen oder an den Fusssohlen kitzeln, sonst wird das Kind nicht wachsen; man darf ihm kein Ei in die Hände geben, denn sobald es ein solches in den Händchen gehabt hat, sieht das Kind immer auf die Hände und spielt mit denselben. Mit Blumen darf man das Kind nicht schmücken, denn das Kind an sich ist die schönste Blume (Petrowitsch). Ein Kind auf den Mund zu schlagen gilt in Schlesien für sehr gefährlich, da es sonst nicht sprechen lernt. Auch sagt man dort und in Thüringen: Kinder unter einem Jahre soll man überhaupt nicht bestrafen, sonst fruchten später Schläge nichts. Ein Kind mit dem Zweig einer Haselstaude geschlagen, wächst nicht mehr; wird ein einjähriges Kind schon geschlagen, so kann es nicht mehr aufgezogen werden; ein Vater, der sein Kind mit Füssen treten will, ziehe zuvor die Schuhe aus, sonst macht ihm der Teufel die Füsse schwarz. Während diese Sätze vorzugsweise in der Schweiz heimisch sind, wird ein Spruch fast überall in Deutschland gehört: Einem Kinde, das die Eltern schlägt, wächst die Hand aus dem Grabe.

Hinsichtlich der Behandlung des Haares heisst es in Wettin: Das Kind muss zum erstenmale mit einem neuen Kamme gekämmt werden, so bekommt es starkes Haar. In Ostpreussen und Böhmen aber darf während des ersten Jahres das Haar gar nicht gekämmt, sondern nur gebürstet werden, auch

nicht beschnitten, sonst stirbt das Kind. In der Schweiz heisst es, dass man ein Kind des Morgens nicht kämmen dürfe, sonst hat es einen verworfenen Tag und ist den bösen Leuten verfallen; auch dürfen vor dem 7. Jahre dem Kinde die Haare nicht geschnitten werden, sonst kommt es nie zu Kräften; und schliesslich dürfen die erstgeschnittenen Haare nicht verbrannt werden, sonst kann es nicht gedeihen.

Wenn Kinder im Schlafe lächeln, so spielen sie, wie man in Oesterreichisch-Schlesien meint, mit den Engeln; oder so sagt ihnen, wie sich der Schweizer vorstellt, ein Engel ein Freudelein in's Ohr. Daselbst heisst's ferner: Wenn kleine Kinder auf eine Stelle hinschauen, so betrachten sie ihren Schutzengel; ein Kind kann sich selbst in seinem linken Händchen besehen, so lange es noch in keinen Spiegel geschaut hat. Die ofterwähnte „Gestriegelte Rockenphilosophie" (von Prätorius) berichtet aus alter Zeit Folgendes: „Wenn die Kinder im Schlafe lächeln und die Augen verdrehen, so heisst's: das Jüdel lässt sie nicht ruhen, oder das Jüdel spielt mit ihnen; dagegen hilft nun ein besonderes Mittel: Es soll ein neues kleines Töpfchen und ein Quirlchen gekauft und so theuer bezahlt werden, als es geboten wird; dahinein wird Etwas von des Kindes Badewasser gegossen und auf den Ofen gestellt; damit soll das Jüdel spielen und das Wasser hinausplätschern, bis Nichts mehr im Töpfchen ist." — Auch heisst's in jenem Buche, das den alten Aberglauben aufsammelt: Einen neugeborenen Knaben muss man mit den Füssen vor seines Vaters Brust stossen, dann wird er „nimmer kein böses Ende nehmen;" ein neugeborenes Mädchen soll man alsbald auf die Brust der Mutter setzen und sagen: „Gott mache Euch zu einer guten Frauen!" — so soll das Kind niemals zu Falle kommen.

Ein Kind unter einem Jahre lässt man im Erzgebirg nicht an Blumen riechen, weil ihm das den Geruch benimmt. Im Vogtland vermeidet man, ein kleines Kind auf den Abtritt zu tragen, sonst bekommt es einen üblen Athem; ebenso scheut man sich, es auf den Gottesacker zu tragen, sonst würde es bald sterben. In der Schweiz darf man das Kind wenigstens nicht allein am Abtritt sitzen lassen, sonst nimmt's der Hoggemann. Dort sagt man auch im Volke: Einem Mädchen muss man als ersten Marktkram einen Fingerhut mitbringen, damit es gut nähen lerne; und wenn man dem Kinde das erste Paar Schuhe anzieht, so sagt man folgendes Sprüchlein:

„Schüehli und Füessli, thüend ech paare,
Thüend recht mit enander fahre,
Und enande nie verloh,
Eh's Büebli mott i's Bettli goh."

Damit das neugeborene Kind nicht an Magenschmerz leide, muss bei den Serben die Mutter gleich am ersten Morgen nach der Niederkunft ein wenig Heu aus dem Bette des Neugeborenen herausnehmen und zwischen den Zähnen beissen (Petrowitsch). Nach der Meinung der Italiener ist das Kind allen bösen Anfechtungen ausgesetzt, wenn man es nicht einmal drei Tage lang mit einer Scheere auf dem Bauche schlafen lässt (W. Kaden).

Es giebt einzelne abergläubische Regeln, die eine fast allgemeine Verbreitung in Deutschland haben, und über deren zahlreiche Varianten wir hinweggehen. Unter diesen Regeln sind beispielsweise: Ein Kind darf man in den ersten sechs Wochen nie allein lassen, sonst kann es behext oder vertauscht (gegen einen Wechselbalg) werden; während der Wochenzeit soll aus dem Hause nichts entlehnt werden, damit das Kind nicht verschwenderisch werde; ein Kind darf nicht seiner Schönheit wegen gerühmt werden, sonst ist es beschrien. Das ist offenbar die aus der Urheimath mit herübergebrachte Glaubensweisheit, während man vielleicht von so manchen abergläubischen Artikeln, die wir bisher anführten, vermuthen kann, dass ihre Erfindung und Aufstellung einer neueren Zeit angehört, dass also die Volksphantasie immer neue Schöpfungen ersann und aller Welt neue Regeln vorzuschreiben suchte. Hierhin gehören unter Anderen die abergläubischen Meinungen, die sich an die Taufe knüpfen. So hat sich auch in manchen Gegenden der oben angeführte Spruch: „Ein Sechs-Wochenkind darf man nicht allein lassen" in den Satz umgewandelt: „Bis zur Taufe darf man ein Kind nicht allein lassen." Das Verbot, nichts aus dem Hause einer Kindbetterin zu entlehnen, formte sich allmälig dahin um, dass bis zur Taufe nichts entlehnt werde. Mit Einführung der Taufe kam die Vorstellung auf, dass durch dieses kirchliche Sakrament die bösen Mächte ihre Zaubermacht über das Kind verlieren.

---

2. Sympathetische Behandlung des kranken Kindes.

In Sachen des Aberglaubens in Krankheitsfällen stehen die Völker — so weit man insbesondere die Schichten der ungebildeteren Bevölkerungsklassen betrachtet, — auf ziemlich gleicher Stufe. Der Volksgeist scheint sich überall sehr leicht damit zu begnügen, die Ursache der Krankheit für eine durch Einwirkung böser Dämonen herbeigeführte Schädigung zu betrachten, und fast überall meint man den schon angerichteten Schaden durch Anwendung erfolgreicher Zaubermittel, durch Beschwörungen u. s. w. bannen und beseitigen zu können. Das kranke Kind, das nicht durch Amulete etc. gefeit und geschützt war, hält man für ein Opfer schlimmer Mächte, für behext; und nun treten die Geisterbanner in Gestalt von Schamanen, Medicinmännern, klugen Weibern u. s. w. auf. Bei uns hört man da wohl von einem kranken Kinde äussern: „Es ist ihm angethan," „es ist von dieser oder jener Krankheit besessen." Die Dämonologie der Völker zeigt allerdings ein sehr differentes Bild, indem man sich unter den „Geistern" oder den „Bösen," wie wir im 1. Bande dieses Buches S. 111 ff. sahen, sehr mannigfache Wesen vorstellt. Allein es ist stets eine gewisse Uebereinstimmung zu finden, so dass auch hier auf diesem Gebiete nachzuweisen ist, dass die psychischen Richtungen der Völker, wenn sie nach einem Ziele hingehen — in diesem Falle nach Erkenntniss des Krankheitswesens und nach

Beseitigung der Störung im Körper — mit verhältnissmässig wenig Abweichungen ziemlich parallel laufen. Auf eine Darstellung des ganzen Charakters der volksthümlichen Zauberheilkunde und auf die Formen, in der sie helfend und heilend auftritt, auf eine Beschreibung der professionellen Vertreter dieses Gewerbes, der Paje's in Südamerika, der Schamanen in Nordasien und früher der Hexen, jetzt der „Magnetiseurs" in Europa können wir an dieser Stelle nicht eingehen. Nur einige besondere Erscheinungen möchten wir anführen, um zu zeigen, wie man in bezeichnender Weise bei einzelnen Völkerschaften gerade in Kinderkrankheiten mit Sympathie verfährt.

Das „Beschwören" oder „Besprechen" der Krankheit ist schon sehr alt und das Austreiben der Krankheitsteufel kam bei den Magiern jenes turanisch-mongolischen Volkes der Akkadier in Assyrien vor, welches dort wohnte, noch bevor das semitische Volk, die Chaldäer, in jene Länder zwischen Euphrat und Tigris einzog.[1]) Ein solcher akkadischer Hymnus lautet:

„Sieben sind's! Sieben sind's!
Sieben sind es in des Oceans tiefsten Gründen,
Sieben sind es, Verstörer des Himmels.
Sie wuchsen empor aus des Oceans tiefsten Gründen, aus dem Schlupfwinkel.
Sie sind nicht männlich, sind nicht weiblich,
Sie breiten sich aus gleich Fesseln . . . .
Sie sind die Werkzeuge des Zorns der Götter,
Die Landstrasse störend, lassen sie auf dem Wege sich nieder
Die Feinde! die Feinde!
Sieben sind sie! Sieben sind sie! Sieben sind sie!
Geist des Himmels, dass sie beschworen sein,!
Geist der Erde, dass sie beschworen sein."

Während hier in Altassyrien, von wo der Glaube an Magie und deren Formeln wahrscheinlich zeitlich und räumlich grosse Ausbreitung gewann, sieben böse Geister die Krankheiten erzeugen, waren in Altindien dies neun Dämonen. Wie bei Susruta (Ayurveda), so werden auch in anderen altindischen Werken[2]) die neun Krankheitsgeister aufgezählt, welche die Kinderkrankheiten erzeugen, darunter der Mandelschweller, das Gelbauge, der Lähmer, der Bellende, der Kinderbändiger etc. Gegen diese Geister wurden nun besondere Sprüche angewendet.

Noch zu jener Zeit, wo im alten Rom die Aerzte schon mit Medicamenten und mit chirurgischer Hülfe die Patienten zu heilen suchten, galt bei ihnen die Besprechung der Krankheit als wirksam. Dies geht aus einer Ode Pindar's[3]) hervor. Er führt verschiedene Leiden auf und sagt dann:

Dies und andere noch aus anderem Gebrest
Führt heraus Er, Einige mit brennendem Spruch einlullend sanft,
Andere mit lieblichem Trank heilend.

Der höhere Blödsinn des Aberglaubens, wie er zu Rom in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts n. Chr. herrschte, zeigt sich in dem medicinischen Lehrgedichte des Qu. Serenus Samonicus, eines vielschreibenden Lite-

1) Lenormant, Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena, Costenoble 1878.
2) Stenzler, „Indische Hausregeln;" Sanskrit und deutsch. Leipzig 1878. II. S. 33 u. 34.
3) Pindar, De sanitate tuenda. Lib. I. Str. 3.

raten, welcher durch Caracalla 211 ermordet wurde.[1]) Er giebt in diesem Buche zahlreiche magische Heilvorschriften gegen verschiedene Krankheiten an, wobei er auch schon das Abracadabra erwähnt. Wenn übrigens bei den alten Römern ein Kind erkrankt war, so wurde es durch das Bild einer Hand geschützt wie durch ein Amulet. Ein solches Bild mit seinen mystischen Emblemen (Schlangen, Eidechsen etc.) hat Th. Bartholinus[2]) abgebildet; es galt als Votum und auf ihm ist in Randschrift zu lesen:

Cecropius V. S. Votum S.

Viele geheimnissvolle Amulete, die heute noch in ausgebreitetem Volksgebrauche sind, mögen Reste aus sehr früher Vorzeit sein. Nicht blos in Deutschland, sondern auch in Serbien und bei den Christen in Ostafrika gilt als Mittel gegen verschiedene Krankheiten, dass man ein Täfelchen bei sich trägt, auf dem die Formel steht:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

Man hat sich vergeblich bemüht, den Sinn dieser Worte zu entdecken; wahrscheinlich wurden sie nur zusammengestellt, um durch den Umstand zu imponiren, dass sie nach allen Richtungen hin gelesen werden können.[3])

Auch Sprüche und Zauberformeln, die man noch überall in Europa zum Bannen der Krankheiten anwendet, kommen ohne Zweifel aus der Vorzeit. Wir wollen hier als Beispiel nur ein paar Beschwörungsformeln anführen, auf welche mich Herr Franz Branky in Wien (Hauptlehrer) aufmerksam zu machen die Güte hatte. Sie sind namentlich deshalb interessant, weil in ihnen die mythischen Thiere Hund und Katze noch eine Rolle spielen. Wenn im Erzherzogthum Oestreich das Kind ein Weh oder Leid hat, so bläst man die betreffende Stelle an und spricht:

„Der Dida und der Dåda
Und der schwoazi Kåda (Katze)
Und der schwoazi Hund
Mâchens Wehweh wieda gsund.“

oder:

„Bida, Bada,
Gschtutzta Kåda,
Gschtutzta Hund
Mâch den (Franzerl resp. etwa Pinerl)
Auf das Fingerl,
So wird's gsund.“

An die Stelle solcher noch mit Mythischem verquickten Formeln traten später fromme Segensprüche und christliche Gebete, indem man unter Anrufen von Heiligen die Krankheit hinwegbetet. Unter Anderem giebt es

---

1) Küchenmeister u. Ploss, Zeitschr. für Medicin, Chir. und Geburtsh. N. F. Bd. V. 1866. S. 116. Thierfelder's Aufsatz.

2) Antiquitatum veteris puerperii synopsis. Amstelodami 1626. S. 164.

3) Treichel, Zeitschr. f. Ethnol. XIII. Bericht der Berliner Anthrop. Gesellsch. S. 23, 34, 85.

beispielsweise in Frankreich ein Gebet gegen Kopfgrind der Kinder, welches lautet:[1])

„Paul, qui est assis sur la pierre de marbre, Notre-Seigneur passant par là, lui dit: „Paul, que fais-tu là?" — Je suis ici pour le mal de mon chef. — „Paul, lève-toi et va trouver Ste Anne, qu'elle te donne telle huile quelconque; tu t'en graissera legèrement, à jeûn, une fois le jour et pendant un an et un jour; celui qui le fera n'aura jamais ni rogne, ni gale, ni teigne, ni rage."

Man soll dies Gebet nach einem Jahr und einem Tag wiederholen.

Ein Gebet gegen Zahnschmerz lautet:

„Apolline, que fais-tu là? — „Je suis ici pour mon chef, pour mon sang et pour mon mal de dents." — „Apolline, retourne-toi; si c'est une goutte de sang elle tombera, et si c'est un ver il mourra."

Dann werden fünf Paternoster gesprochen. — Als Ursache des Zahnschmerzes wird hier also ein Blutstropfen oder ein Wurm angenommen. Beides kommt auch anderwärts vor. So macht Liebrecht darauf aufmerksam, dass dieser Aberglaube auch in Deutschland weitverbreitet ist und sich ebenso unter den Quiches in Südamerika fand.[2])

In Schottland scheint ehemals Anbetung der Brunnen, oder wenigstens gewisser Brunnen geherrscht zu haben. Noch jetzt bringt die zärtliche Mutter ihr krankes Kind früh am Morgen des ersten Mai zu einem solchen Brunnen, badet es und lässt dann das Kind eine Opfergabe — gewöhnlich einen Kieselstein, manchmal aber eine kleine Münze in den Brunnen werfen, und dann wird ein kleines Stück von dem Anzuge des Kindes an einen Busch oder an einen neben dem Brunnen wachsenden Baum gebunden. Diese Besuche werden mit Ernsthaftigkeit und wahrem Glauben gemacht und gern geheim gehalten. Einige dieser Brunnen führten den Namen christlicher Heiligen; doch hat Arthur Mitchel nie gehört, dass man den Heiligen selbst anerkannte oder zu ihm betete.[3])

Einer sehr einfachen Art von Beschwörungsformeln und sympathetischer Handlungen bedienen sich manche Naturvölker. Auch hier heben wir aus dem Wust der Gebräuche nur Einzelnes hervor: Leidet bei den in Süd-Afrika wohnenden Basuto (Betschuanen-Stamm) ein Kind an Speien, so muss der Doctor (Zauberer) kommen und helfen. Er schneidet vom setsiba (Schurz) des Vaters oben ein Riemchen ab, hängt dasselbe über die Schulter des Kindes und bindet es unter dem Arme gegenüber der Schulter des Kindes zusammen. Bei dem Abschneiden sagt er: thai-i-i, so meint man, dass dies gegen das Speien hilft.[4])

Bei den Slaven bringen die Hexen oder Zauberinnen, die man Vestice

---

1) Auguste Hock, Croyance et Remèdes populaires au pays de Liége. Liége 1871. — Dr. Bessières, Les préjugé populaires sur les maladies de l'enfance. Paris 1875.

2) Bartsch, Germania. XVI. 42.

3) Magazin für die Literatur des Auslandes. 1876. Nr. 40.

4) Missionär Grützner, Zeitschr. f. Ethnol. 1877. Verhandl. S. 78.

nennt, grosses Ungemach in die Familie dadurch, dass sie, wie man sagt, in die Häuser und in ihrer Verkleidung als Schmetterlinge oder Hühner dringen und besonders Kindern das Herz stehlen, um es zu essen. Mit einem Stäbchen schlagen sie auf die linke Brustwarze ihres Opfers; die Brust öffnet sich, sie reissen dem Schlafenden das Herz aus dem Leibe und verzehren es, worauf sich die Wunde wieder schliesst, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ein solches Kind stirbt entweder sogleich oder nach längerem Siechthum, je nachdem es ihm die Zauberin bestimmt. Ausser diesen Greuelthaten schreibt ihnen der Aberglaube noch die Ursache mancher Kinderkrankheiten zu. Findet man den todt daliegenden Körper einer solchen Unholdin und legt man denselben mit den Füssen dorthin, wo früher der Kopf lag, so wacht sie nimmer auf und kann also keine Hexereien mehr treiben. Aber auch dieses Mittel wird nicht angewendet; das Volk glaubt nemlich, eine Hexe könne nicht mehr schaden, wenn sie einmal ihre Zauberei eingestanden; dann werde sie eine kräuterkundige Frau, die den durch Zauberei Beschädigten Hülfe bringen könne.

Wenn daher früher in der Herzegowina unter den kleinen Kindern Krankheiten und grosse Sterblichkeit herrschten, versammelten sich nach Bogisic alle männlichen Dorfbewohner, welche das Gewehr tragen konnten, und der Ortsälteste sprach etwa folgendermaassen: „Seht, Ihr Brüder, die Spur der herzlosen Zauberinnen, Gott richte sie! Morgen früh führe Jeder seine Frau oder Mutter, wie ich es mit der meinigen thun werde, zur Quelle (Cisterne, zum Teich oder Fluss), dass wir sie in's Wasser werfen, damit wir sehen, welche Hexen sind, und wir sie steinigen oder sie uns schwören, kein Unheil mehr anzurichten. Wollen wir es thun, Brüder?" — Alle antworten einstimmig: „Wir wollen es gewiss!" Am folgenden Morgen führte Jeder die Seine an das Wasser, band ihr einen Strick um den Leib und warf sie dann in's Wasser. Diejenigen, welche untersanken, wurden schnell herausgezogen, sie waren keine Zauberinnen. Jene aber, welche oben schwammen, waren Hexen. Doch zur Strafe der Steinigung kam es nicht, man begnügte sich mit dem Schwure derselben, nicht mehr zaubern zu wollen.[1])

Manche in Slavonien herrschenden Gebräuche sind sehr sonderbar, doch muss man unwillkürlich die dabei auftretende Frömmigkeit respectiren. Man findet es z. B. lächerlich, wenn man in dem Orte Oresac ganze Karavanen von Wagen mit festlich geputzten Leuten griechisch-orientalischen Glaubens daherziehen sieht, die alle zum sveti bunar (heiligen Brunnen), einer starken Quelle mitten im Orte, eilen, um ihre kranken Kinder in deren Wasser zu baden und dann Tücher von allen Farben und sogar Fetzen auf die umstehenden Bäume zu hängen; man wird aber wieder gerührt, wenn man die Inbrunst und Ergebenheit sieht, mit der die armen Leute für die Genesung der Kinder beten.[2])

1) Bogisic, Zbornik pravnih obicaja u juznih Slovena. Agram 1874. S. 560.
2) E. Kramberger im Globus 1881. Bd. 39. S. 333.

Schreit bei den Serben das Kind beständig, so wird dies als eine besondere Krankheit, „Wriska," betrachtet. Von dieser Krankheit und von dem nächtlichen Auffahren aus dem Schlafe befreit man es auf die Weise, dass man das Kind mit Viehkoth, welchen man auf einem Dorn gefunden hat, unter dem Arm, zwischen den Beinen, um den Körper und um den Kopf anräuchert. An manchen Orten wird zum Anräuchern das Haar vom Vater und von der Mutter gebraucht. Viele lösen den angebrannten Docht der Kerze in Oel und geben dies dem Kinde zu trinken. Auch folgendes Mittel wird angewendet: Wenn der Mond untergehen will, wird das Kind Abends vor das Haus gebracht, dann dreimal in die Luft gehoben, und alle dreimal spricht die Mutter: „Der Mond geht hinter den Wald und das Geschrei meines Marko (oder wie der Name des Kindes ist) in den Wald." Oder wenn man an einem Wasser am andern Ufer Feuer sieht, trägt man das Kind herans, nimmt in einem grünen Teller etwas Wasser und ein Stück brennendes Holz. Während man das Holz in das Wasser steckt, spricht die Mutter: „Wila (eine Art Nymphe) verheirathet ihren Sohn und ladet meinen Palve (oder wie das Kind heisst) zur Hochzeit ein. Ich schicke ihr nicht den Palve, sondern sein Geschrei." Dies macht man dreimal und dann giebt man dem Kinde aus dem grünen Teller Wasser zu trinken, so viel es kann; das Uebrige wird auf eine Katze oder auf einen Hund gegossen; der Teller muss umgekehrt auf der Erde übernachten. In der Pozerina wird auch das Mittel angewandt: Die Mutter nimmt eine Feuerschaufel und einen Tiegel und trägt dies dreimal um das Kind herum, sprechend: „Laufe das Geschrei fort, es jagt dich das mütterliche Werkzeug." Wenn das Kind bei den Serben Leibschmerz bekommt, dann giebt man ihm in der Muttermilch aufgelösten Weihrauch zu trinken.[1])

Ein breiter Strom von Aberglauben fliesst auch auf diesem Gebiete aus frühesten Perioden germanischen Volkslebens herüber in die Neuzeit. Weber[2]) und A. Kuhn[3]) haben gezeigt, dass sich im Atharva-Veda Beschwörungsformeln gegen Krankheiten finden, welche einzelnen noch heute in Deutschland benützten Bannsprüchen gegen Blutung, Alp u. s. w. ähnlich sind. Im Verlaufe der Jahrhunderte ist gewiss noch so manches dazu gekommen. Schliesslich ist die Mannigfaltigkeit der Formeln bis auf den heutigen Tag eine so grosse geworden, dass man aus den in allen Gauen Deutschlands aufgesammelten Zaubersprüchen, die gegen alle möglichen Krankheiten helfen sollen, eine ganz ergebnissreiche Aehrenlese halten könnte. Die Krankheit ist in den Augen des Volkes einfach die Wirkung eines bösen Dämons; auch suchte schon in ältester Zeit der kundige Beschwörer den Plagegeist, die Krankheit, durch Verfluchung, Drohen oder Bitten zum Verlassen des ergriffenen Körpers zu nöthigen. Die unteren Schichten des Volkes, die sich noch immer solcher Mittel mit Vertrauen bedienen, stehen

1) Dr. Nik. J. Petrowitsch, Ausland 1876. 26.
2) Weber, Indische Studien. 4. 411.
3) Adalbert Kuhn, Zeitschr. XIII. 129.

in pathologischer und therapeutischer Hinsicht auf derselben Kulturstufe, wie die Urvölker mit ihrer primitivsten Heilkunde.

Bei sympathetischen Kuren kommen vorzugsweise Sprüche und Gebräuche zum Vorschein, die ganz das heidnische Gepräge an sich tragen und bei welchen nachweislich ursprünglich heidnische Götternamen, jetzt der Name Gottes, Christi oder verschiedener Heiligen angerufen und zur Hülfe gebeten werden. Das ist das sogenannte „Besprechen" der Krankheiten, das man auch in manchen Gegenden „Anbeten" oder „dafür thun" nennt. Das „Büssen" der Rose hat, wie man meint, ganz andere geheime Sprüche nöthig als das Bannen anderer Krankheiten; fast immer endet der Spruch: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," und gewöhnlich werden schliesslich drei † † † gemacht. Vor Allem aber muss die Beschwörungsformel „unbeschrieen" bleiben, wenn sie ihre Wirkung entfalten soll, das heisst: der Heilkünstler, der den Zauber vornimmt, darf bei seinen Manipulationen nicht angeredet werden.

Wer aber sind diese Heilkünstler? Schäfer, Hirten, Schmiede, Scharfrichter geniessen als Wissende das höchste Vertrauen und spielen bei uns gewissermaassen die Rolle des Schamanen oder Wunderkünstlers in Nordasien, des Paje in Süd- und des „Medicinmannes" in Nord-Amerika. Gewisse alte Frauen, die jetzigen Vertreterinnen der alten Hexenkunst, auch „Sonntagskinder" haben von der Vorsehung angeblich den Vorzug höherer Begabung. An sie wendet man sich, wo man meint, dass die ärztliche Kunst und die gewöhnlichen irdischen Hülfsmittel nicht ausreichen. Der Unfug, den sie namentlich bei kranken Kindern treiben, ist sehr mysteriös. Er schadet besonders insofern, als er die Eltern der kranken Kleinen verleitet, nicht rechtzeitig sich nach ärztlicher Hülfe umzusehen.

Einen Codex der gegen Kinderkrankheiten gebräuchlichen Zaubersprüche zusammenzustellen, würde eine umfängliche und ermüdende Arbeit sein.[1]) Dagegen möchten wir auf einzelne sympathetische Handlungen auf-

---

1) Diejenigen, welche sich ausführlicher über die hier besprochene Angelegenheit unterrichten wollen, verweise ich aus der reichhaltigen Literatur unter Anderen auf folgende, von mir zum grössten Theil benutzte Schriften: Most, Sympathetische Mittel, 1842 (letzte Aufl. 1877). — H. Frischbier, Zauberspruch und Zauberbann. Berlin 1870. — Fr. Pauli, Die in der Pfalz und den angrenzenden Ländern üblichen Volksheilmittel. Landau 1842. — W. Brenner-Schäffer, Darstellung der sanitätlichen Volkssitten und des medicinischen Volks-Aberglaubens im nordöstlichen Theile der Oberpfalz. Amberg 1861. S. 25. — M. R. Buck, Medicin. Volksglauben und Volks-Aberglauben aus Schwaben. Ravensburg 1865. S. 60. — J. Wolfsteiner, Volksmedicin in Oberbaiern; in „Bavaria" II. — Fr. Chr. Schmidt, Volksmedicin im bairischen Schwaben; in „Bavaria" II. 2. — Flügel, Volksmedicin und Aberglaube im Frankenwalde. München 1863. — G. Lammert, Volksmedicin und medicin. Aberglaube in Baiern. Würzburg 1869. — Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Augsburg 1869. III. S. 226. — E. Mühlhause, Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen. Kassel 1867. S. 73. — E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857. S. 332. 340. — J. A. E. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Ueberlieferungen im Vogtland. Leipzig 1867. S. 349 u. 403. — F. Schmidt, Sitten und Gebräuche etc. in Thüringen. 1863. — M. Spiess, Aberglauben, Sitten und Gebräuche des sächs. Obererzgebirgs. 1862. — Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren (aus Beitr. zur Gesch. Böhmens). Prag und Leipzig 1864. S. 147. — A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. Troppau 1866–67. S. 227. — Fromm und Struck, Sympathien und andere abergläubische Kuren, im „Archiv für Landeskunde in den Grossherzogthümern

merksam machen, welchen man im deutschen Volke eine besondere Zauberkraft gegen Kinderkrankheiten beimisst.

Kränkeln die kleinen Kinder, dann muss die Mutter Wolle und Brod in einen Wachholderbusch einer anderen Feldflur bringen und dabei sprechen:

> „Ihr Hollen und Hollinnen,
> Hier bring ich euch was zu spinnen
> Und was zu essen;
> Ihr sollt spinnen und essen
> Und meines Kindes vergessen."

Kranken Kindern darf die Mutter die Arznei nicht mit spitzem Messer umrühren oder auf der Messerspitze eingeben, sonst bekommen sie Magenschmerzen.

Ein krankes Kind wird in Oesterreichisch-Schlesien in die Brautschürze der Mutter gehüllt, worauf man hofft, dass es gesund wird. In Oberfranken wird das kranke Kind auf zwei Bänke gelegt, dann vom Pathen dreimal unbeschrieen um den Tisch getragen und wieder in sein Bett gelegt. Ist dem Kinde die Ruhe genommen, d. h. schreit es fortwährend, so kehrt man im Vogtland (Oelsnitz) den Kehricht in der Stube kreuzweise zusammen in die Mitte der Stube und bringt ihn dann dem Kinde unter den Kopf. — Gegen die Schlaflosigkeit des Kindes wendet man in Böhmen folgende Mittel an: Man giesst siedendes Wasser in eine Schüssel, setzt darauf einen umgestürzten Topf; wenn sich das Wasser in letzteren zieht, so schläft das Kind wie gewöhnlich. Oder man giebt dem Kinde ein getrocknetes Schläfenbein eines Fisches ein. Oder man hackt auf den Holzklotz mit dem Beil und legt letzteres in die Wiege. Oder die Mutter kriecht auf allen Vieren in der Stube umher und wiederholt den Spruch: „Ich suche den Schlaf dir, liebes Kind," bis es einschläft. Bei den Wenden in Hannover legt man zur Beseitigung der Schlaflosigkeit Eulenfedern in's Bett des Kindes.

Das Schweizer Volk kennt eine grosse Zahl sinnloser Hausmittel gegen die mannigfachsten Kinderkrankheiten. In alten Schweizer Arzneibüchern (z. B. Muralt, Hippokrat. helvet. Basel 1692) wurden dem Volke dergleichen Mittel theils nacherzählt, theils gelehrt. So heisst es unter Anderem: „Wenn die jungen Kinder so hart verstopft, also, dass ihnen der Leib aufläuft, so gieb ihnen ein wenig Mäusekoth mit der Muttermilch ein."

Mecklenburg." Bd. XIV. 1864. S. 497. — M. Töppen, Aberglaube aus Masuren. Bremen 1854. 2. Aufl. 1867. — L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. 1867. 1. Bd. S. 70. — Eine reiche Auswahl der bei Kinderkrankheiten im siebenbürger Sachsenlande gebräuchlichen Zauberformeln, die in ihren Anfangszeilen meist in's heidnische Alterthum zurückgehen, während der Schluss derselben spätere christliche Zugabe ist, enthält das treffliche Buch von Schuster, Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder. Hermannstadt 1856. — Vgl. des Verf.'s Aufsätze in: Cornelia, Zeitschr. für häusl. Erziehung: Der Aberglaube an der Kindeswiege. Jahrg. 1871. S. 100; und: Ueber sympathetische Kuren bei Kinderkrankheiten, Jahrg. 1872. S. 103. — A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube; 2. Bearbeitung. 1869. S. 338. — Englisches in: J. Harland and T. J. Wilkinson, Lancashire Folk-Lore, London 1867. S. 72: W. Henderson, Notes on the Folk-Lore of the Northern Counties of England and the Borders. London 1866. S. 108. — Französisches in: Aug. Hock, Croyance et Remèdes populaires au pays de Liège (Mém. couronné). Liège 1871. — Italienisches in Wold. Kaden, Skizzen und Culturbilder aus Italien. Jena 1882. S. 86. Wendisches in: W. von Schulenburg, Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882. S. 93.

Manche Mittel mögen aus sehr alter Zeit stammen und gehören unter diejenigen sympathetischen Kuren, die aus mythischen und mystischen Gebräuchen hervorwuchsen. So legt man beispielsweise dem Kinde, das an Schlaflosigkeit leidet, den Schlafapfel, Spongia cynobasti, „Rosmies" genannt, unter das Kissen; noch häufiger nimmt man die Baummistel und braucht sie als Schlafdorn, dann heisst sie Schlafkuntz; auch bestreicht man dem Kinde, das den Schlaf nicht finden kann, die Schläfe mit dem Absud von Mandragorawurz. Gegen Gespenster und Alpdrücken (Toggeli) legt man Arum maculatum (Aronchrut) unter Hausschwelle und Wiege; und hat das Kind verdorbenes Geblüt, so backt man ihm das Kraut in einen Kuchen, der Aronetötsch heisst. Wenn ein Kind den fressenden Hätticher hat, (die „ettig" oder „schwinend sucht," franz. l'étique), so hält man sich einen Kreuzvogel und lässt es aus des Vogels Geschirr trinken. Auch sagt man: 77 Päonienkörner als Halsblätterli umgethan, helfen dem Kinde vom „Freischlich, Kindswehe, Kindergichter." Dieses Freischlich der Schweizer ist wohl das obenerwähnte Flaschlich im Frankenwalde. Und gegen das „Kinderweh" legt man ihm einen Hufnagel unter's Kopfkissen.

Gegen das „Abnehmen" wird das Kind in der Rheinpfalz mit dem sogenannten „Abnehmekraut" am ganzen Leibe gewaschen. In Oldenburg werden an Abzehrung leidende Kinder durch ein Bündel rohes Garn gesteckt, oder man giebt ihnen etwas „Erbsilber" ein, das man sich verschafft, wenn man von einem in der Familie vererbten Silbergeräth etwas abschabt.

Kinder mit englischer Krankheit (doppelte Glieder, Rhachitis und Scrophulosis) werden von klugen Frauen mit ganz sonderbaren Mitteln behandelt: in Ostpreussen giebt man dem Kinde den gepulverten Magen eines Hahnes in Rothwein, oder trägt das Kind dreimal um die Kirche und haucht dabei jedesmal durch das Schlüsselloch der Kirchthür; in Ostfriesland übersäet man das Kind im Frühjahr mit Sommergerste, und in Oldenburg wird das Kind am Johannismorgen nackt in den Rasen gelegt und dann säet man über dasselbe Leinsamen, denn das Kind fängt an zu laufen, wenn die Saat aufgeht. Krumme Beine der Kinder heilt man in Böhmen dadurch, dass man die kleinen Krummbeinigen früh vor Sonnenaufgang im Mai auf der Wiese im Thau umherführt.

Eine ganz eigenthümliche Manipulation ist in vielen Gegenden Deutschlands nicht blos als Heilmittel gegen Rhachitis, sondern auch gegen alle Verkrümmungen und andere Leibesschäden gebräuchlich: Die kleinen Patienten werden mehrmals durch den Bogen einer Baumwurzel oder eines gespaltenen Baumes gezogen. Diese Methode hängt offenbar mit einem altgermanischen Glauben zusammen, auf den Jacob Grimm aufmerksam macht. Unsere Ahnen nemlich meinten, bösen Zauber dadurch abzustreifen, dass der Leidende durch einen Baumspalt, durch ein Erdloch oder durch einen durchbrochenen Felsen sich zwängen musste.

Einem an Bräune leidenden Kinde wird in Mecklenburg ein carmoisinrother Faden von Seide, mit welchem man eine Natter (Coluber Natrix) er-

drosselt hat, mehrmals um den Hals gewunden; gegen Herzgespann der Kinder (auch Hexenschuss) wendet man in Mecklenburg Streichen und Kneten der Muskeln an. Bei Schwämmchen der Kinder (Soor, Aphthen) band man früher in Baiern einen jungen Frosch über den geöffneten Mund, und wenn derselbe gestorben, einen zweiten und dritten, welche den Krankheitsstoff anziehen sollten; in Unterfranken wird der Name des Kindes verkehrt auf Papier geschrieben in den Schlot gehängt; wenn das Papier von Rauch braun wird, vergehen die Schwämmchen. Gegen das „Anwachsen" (Rippenfellentzündung) wird das Kind in der Rheinpfalz dreimal durch die Stuhlstempel oder drei Leitersprossen gesteckt unter Nennung der drei höchsten Namen und mit dem Spruche:

N. N. hast Du's Anwachsen,
So soll es weichen von Deinen Rippen,
Wie Jesus von den Krippen.

Bei Ausschlag der Kinder im Gesicht, den man auch „Nachtbrand" nennt, schüttet man dem Kinde in der Pfalz drei Schippen glühende Kohlen über den Kopf und spricht: „Nachtbrand geh über Land." Dieses Leiden behandelt man in Böhmen dadurch, dass dem Kinde ein schwarzes Bändchen um die Hand gebunden wird; gegen den Aussatz der Kinder hat man daselbst folgendes Mittel: Die Wipfel von neunerlei Obstbäumen, Thymian und Schilfrohr, kocht Alles in frischem Flusswasser und badet das Kind drei Feiertage hintereinander, so lange man 5 Vaterunser betet; — hier soll offenbar eine Arznei-Wirkung durch Sympathie erhöht werden. Einem an Kopfrose leidenden Kinde in meiner Praxis gab man „um wenigstens Alles versucht zu haben" unter dem Hersagen geheimnissvoller Segen- oder Zaubersprüche den ausgepressten Saft von Kuhmist ein!

Unter den Kinderkrankheiten, die im siebenbürger Sachsenlande sehr gefürchtet werden, ist das „leidige Gebrêch," d. i. heftiger Katarrh, wodurch dem Kinde Athmungsbeschwerden verursacht werden. Nach dem sächsischen Volksglauben können hiervon nur folgende Zauberformeln retten:[1])

„Du leidiges Gebrech,
Zieh mir von meinem Kinde weg,
Geh' in eine „hohle" Wald;
Sei der Leute ihr — wisch!"
Im Namen Gottes etc.

„Es gingen zwei Männer über einen Berg,
Die hatten ein Gespräch,
Nehmt meinem Kind das Gebrêch fort!"

Bei dreimaligem Absagen der Formel wird das Kreuz neunmal über's Brüstchen des Kindes gemacht.

Die Mutter stellt sich mit dem kranken Kinde in das Vorhaus unter den Schornstein und ruft:

„Gebrech, Gebrech,
Fliege mit diesem Rauch über das Dach!"

---

1) Joh. Hillner im Schässburger Gymn.-Progr. 1877. S. 49.

Eine andere Krankheit ist die „Drüsengeschwulst" bei Kindern, die in Rosenau (siebenbürger Sachsenland) mit folgender Formel besprochen wird:

„Diese Knoten sollen weichen,
Wie ich darüber streiche,
Und sollen sich einstellen
Bei denen in „Nirgendheim,"
Im Wasser zu versinken,
Aus dem Niemand wird trinken!
Du wirst nicht dran verderben,
Und in der Jugend sterben!"

Wenn im siebenbürger Sachsenlande das „Reden wider die Krankheit" nichts hilft, so nimmt man zu Hausmitteln seine Zuflucht. Bei Bauchgrimmen (Schnějden) giebt man Vogelmist in Muttermilch geweicht und durch einen Fetzen geseiht. Bei Katarrh (Gebrech) hält man Knoblauch für hülfreich, der in Inslicht von drei Leuchtern gebraten und auf die Fusssohlen gestrichen wird. Bei Kolik (Fiericht) giebt man etwas erwachseneren Kindern drei kleine Stückchen vom riemenen Gürtel; auch muss das Kind dagegen ein wenig in seine Hand pissen und es sogleich trinken. Gegen Ausschlag um den Mund, Rothlauf und Schwären am Leibe hilft der Saft der Mariendistel mit Milch vermischt.[1])

Unter den Kinderkrankheiten sind die „Krämpfe" (Eclampsie, Convulsionen) die gefürchtetsten; sie heissen im Volke mit verschiedenen Namen Fraisen, Gefrais, Gichter, Tramin u. s. w. und bestehen in durch Nervenreiz unterhaltenen Muskelzuckungen, die aus verschiedenen Ursachen herrühren. Bei Ausbruch der Krämpfe legt man im sächsischen Erzgebirg (Geiersdorf) dem Kinde ein Gesangbuch und ein schwarzes Buch unter das Kopfkissen; im Vogtland (Reichenbach) wendet man eine Schindel auf dem Dache um; auch wird eine seidene Brautschürze dem Kinde unter den Kopf gelegt; in Oldenburg giebt man dem Kinde Abschabsel von einem Donnerkeil und vom Erbsilber; in der Rheinpfalz legt man ihm einen von einem jungen Mädchen beim Jungelichte gesponnenen Garnstrang unter das Kopfkissen. In Franken träufelt man dem Kinde etwas Muttermilch mittels eines sogenannten Regenbogenschüsselchens, d. i. einer alten, kreuzergrossen, schüsselartig vertieften Münze, in den Mund. In Oberfranken erhält der Fuhrmann beim Heimfahren drei Glas Branntwein; er wirft dann das Glas über seinen Kopf und den Wagen; zerbricht das Glas nicht, so wird dasselbe gegen das Gefrais angewendet. Im Erzgebirg hält man für besonders hülfreich: Der Pathe dreht schweigend die Wiege um und entfernt sich schweigend; oder er zerreisst über der Wiege kreuzweise einen Bogen unbeschriebenes Papier: oder er macht mit einem ausgehobenen Fensterflügel dreimal das Kreuz über der Wiege. Im Riesengebirg dagegen macht man mit dem Tiegel drei Kreuze über dem Patienten. In Mähren zerreisst man das Hemdchen am Kinde und lässt es im Flusswasser herabfahren; in Böhmen endlich spritzt die Mutter

---

1) Fronius, Bilder aus dem sächs. Bauernleben in Siebenbürgen. Wien 1879. S. 33.

dem Kinde Milch auf einen Löffel, mischt Russ aus der Lichtscheere in dieselbe und giebt's dem Kinde zu essen; oder sie giebt ihm drei Kohlen von dem Herde im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit zu verschlucken; oder sie bindet dem Kinde einen Streifen von ihrem eigenen Brustkleide um die Handwurzel. Ein in vielen Gegenden Deutschlands geschätztes Mittel gegen Kinderfraisen besteht im Auflegen lebender Thiere auf verschiedene Theile des Körpers. Der von Federn entblösste After einer lebendigen jungen Taube wird an den After des $^1/_2$—$2^1/_2$jährigen Kindes befestigt, welches während dieser Operation auf der Seite liegen muss. Die Taube stirbt an immer gesteigerter Athemnoth oft schon nach 5 Minuten, bleibt aber auch zuweilen am Leben. Im ersteren Falle wiederholt man die Kur, indem man eine zweite und dritte Taube aufbindet. Das Kind soll bald darnach in ruhigen Schlaf verfallen und genesen. Diesen Verfahrungsweisen liegt wohl ein altgermanischer Glaube an Uebertragung der Krankheit auf Thiere zu Grunde.

Einer anderen krankhaften Erscheinung am Kinde, den Unterleibsbrüchen, setzt man eine ebenso mysteriöse Therapie entgegen. In Unterfranken und vielen anderen Gegenden Deutschlands wird das bruchkranke Kind in einer Johannis-Nacht stillschweigend durch einen gespaltenen jungen Eichenbaum mit dem Kopfe voran gesteckt unter dem Spruche: „Im Namen des Vaters etc.“ In Oldenburg übt man dasselbe Verfahren, doch müssen dort die mitwirkenden drei Personen sämmtlich Johann heissen. Nach Beendigung der Ceremonie wird der Baum verbunden, und wenn die Spalte des Baums verwächst, so heilt der Bruchschaden. In Mecklenburg darf der hierzu benutzte Baum nicht umgehauen werden, sonst stirbt das Kind. In Baiern (insbesondere in der Gegend von Ochsenfurt) hat man folgende Methode der Bruchheilung: Man nimmt einen Nagel von einem Hufeisen, das ein Pferd verloren hat, und geht damit, wenn das Neulicht auf einen Freitag eintritt, Morgens früh vor Sonnenaufgang auf das Feld und zwar, wenn das Kind ein Knabe ist, zu einem Eichbaum, wenn es ein Mädchen ist, zu einem Birnbaum, schlägt mit einem Hammer den Nagel gegen Sonnenaufgang in den Baumstamm und zwar mit drei Streichen. Beim ersten Schlage spricht man: „Jesus geboren,“ beim zweiten: „Jesus verloren,“ beim dritten: „Jesus wiedergefunden heilet jetzt N. N. (hier wird der ganze Name des Kindes genannt) des Kindes gebrochene Wunden.“ † † † Darnach kniet man nieder und betet ein Vaterunser. An abgelegenen Waldstellen bindet man im Frankenwald zu gleichem Zweck Holzäste oder Bäumchen kreuzweise zusammen, damit es zusammenwachse. Im Aischgrunde setzt man, um den Nabelbruch zu beseitigen, eine Meerzwiebel in einen Blumentopf, und lässt, anstatt dieselbe zu begiessen, das Kind darauf harnen.

Aus der Schweiz kenne ich etwa 5 Methoden der Bruchheilung: Das Kind wird durch eine gespaltene Birke hindurch gesteckt, doch muss man einen Sperling dazwischen legen. Auch nimmt man von jedem Nagel an Hand und Fuss des Kindes, dazu etliche Härchen vom Wirbel, thut's in

ein Zettelchen mit des Kindes Namen, schiebt's in das Bohrloch einer jungen Eiche, das man mit Wachs verschliesst. Nach einer anderen Methode berührt man mit einem Sargnagel die Weiche des Leibes, stellt den Kranken barfuss vor einen Eichenstamm und schlägt den Nagel dicht über dem Kopf in den Baum; dazu sagt man: „Eiche heilt Verhärtung.“ Oder der Vater des Kindes lässt sich vom Pathen ein Stück Silbergeld geben, ohne zu sagen, wozu; dies schlägt der Vater in den drei höchsten Namen mit drei Streichen in einen Süssapfelbaum; sobald der Hieb am Stamm verwächst, ist auch der Bruch geheilt. Ein complicirteres Verfahren ist endlich folgendes: Man streicht ein Ei, warm aus dem Neste genommen, etlichemale auf den Bruch, dann lupft man die Rinde vom Lindenbaum, bohrt darunter ein so grosses Loch, als das ganze Ei braucht, und überklebt's mit Baumharz; drei Monate darauf, drei Tage vor Neumond, bohrt man in eine Eiche bis auf den Kern und legt die Bohrspreu in einem Säcklein drei Tage lang, bis das neue Mondviertel eintritt, auf den Leibschaden; hierauf steckt man Alles in das Bohrloch der Eiche und verklebt dieses mit Kuhkoth; ist der Schaden in drei Monaten noch nicht heil, so geht man zum dritten Baum, etwa an die Pappel. Dies Verfahren nennt man: „Die Krankheit transplantiren.“

Ein solches „Uebertragen“ von Krankheiten auf Pflanzen findet noch in anderer Weise statt und ist unzweifelhaft ein uralter germanischer Brauch. So gräbt man bei Leibesschäden kleiner Kinder in Baiern nach der „Bruchwurzel“ drei Tage vor dem Neumond mit dem Spruche:

„Wurzel, ich grab' dich in Gottes Macht,
Dass N. N. sein Leibesschaden vergehen soll mit Gottes Kraft!“

Beim Neumond werden drei Knollen der Wurzel dreimal auf den Leibesschaden gedrückt mit dem Spruch:

„Wurzel, ich drück' dich u. s. w.
im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Dabei werden mit den Fingern drei Kreuze auf die Gegend des Schadens gemacht; drei Tage nach dem Neumond wird schliesslich die Wurzel mit demselben Spruche, wie beim Ausgraben, wieder eingegraben.

Wir nannten hier das „Uebertragen der Krankheiten auf Pflanzen“ einen germanischen Brauch. Allein ganz Aehnliches wiederholt sich in Amerika; wir finden auch wieder in solchen Parallelen gleichlaufende psychische Richtung im Leben und Denken der Völker. Wenn in der argentinischen Republik der kaum vernarbte Nabel eines Neugeborenen wieder aufzubrechen droht, so setzt man dessen Füsschen auf die Rinde eines Ombú (Pircunia dioila) oder eines Tala-Baumes und schneidet sodann vom Baume den Theil los, den die Fusssohle bedeckt.[1])

Noch eine andere Art der sympathetischen Uebertragung von Krankheit kommt häufig in Deutschland vor.

Wer kennt nicht die mannigfachen sympathetischen Kuren gegen Warzen? Man bringt sie oft genug bei Kindern in Anwendung, und eine Kur, die

1) Mantegazza, Globus 1880. Nr. 21. S. 334.

wenig von Nächstenliebe zeigt, ist folgende: die Warze wird mit einem Geldstück berührt und dieses zum Fenster hinausgeworfen; derjenige, welcher das Geldstück aufhebt, bekommt die Warzen, der Andere verliert sie. Hier will man also die Krankheit auf andere Menschen übertragen. Aehnliche, in Oldenburg heimische Methoden der Warzen-Uebertragung auf Menschen findet man bei Strackerjan.[1])

Wenn sich ein Kind durch Fallen oder Stossen eine Beule zugezogen hat, so gilt nicht blos bei uns, sondern auch bei vielen anderen Völkern als bestes Heilverfahren das Zerquetschen oder Verreiben der frisch entstandenen Geschwulst; die Mütter bedienen sich hierbei entweder der Finger oder eines Löffels, singen auch dazu beruhigende Kinderlieder, die namentlich in Thüringen und in Süddeutschland beliebt sind; im Preussischen sagt die Mutter beispielsweise:

„Heil Heil und Segen,
Drei Tage Regen.
Drei Tage Schnee,
Thut nicht mehr weh."

Wenn sich im Hennebergischen das Kind durch das Anstossen an einen harten Gegenstand, oder sonstwie verletzt hat, in Folge dessen weint, so spricht man zu ihm, um es zu beruhigen, indem man die Wunde mit dem Finger streicht (nach B. Spiess):

„Häle (heile), häle Gänsle,
Des Gänsle hat kä Schwänzle."

Will man durch solch neckischen Spruch und Spass das Kind auf andere Gedanken bringen, so dass es den Schmerz vergisst? Das Interessanteste dabei ist, dass mittels dieses Verfahrens ganz rationell, wie insbesondere Dr. von Mosengeil (Bonn) in einem vor dem Chirurgen-Congress 1875 gehaltenen Vortrag[2]) hervorhob, das erst jetzt wieder in der Heilkunde zu voller Anerkennung gediehene „Massiren" zur Anwendung kommt. Vielleicht waren diese und ähnliche[3]) Sprüche ursprünglich altheidnische Zauber- und Beschwörungsformeln, die jetzt noch die Wirkung der Schmerzlinderung durch psychische Ableitung haben.

Blicken wir zurück auf den schlimmen Wust von Aberglauben, der noch in unserer Zeit den Sinn eines grossen Theils im deutschen Volke gefesselt hält, so müssen wir Denen Recht geben, welche als wahre Freunde der Aufklärung sich die Aufgabe stellen, überall, wo sich Gelegenheit findet, den Aberglauben als eine Verläugnung der sittlich freien göttlichen Weltordnung zu kennzeichnen. Denn der Aberglaube übt einen schädlich hemmenden Einfluss auf die sittlich freie Thätigkeit des Menschen aus; zugleich schafft er grosse Gefahren, indem er beispielsweise bei seiner praktischen Anwendung an den Krankenbetten der Kinder den Anlass giebt, die rechten und hülfreichen Mittel nicht in Gebrauch zu ziehen, welche die Wissenschaft an die

1) Dessen „Aberglaube etc. in Oldenburg." 1. Bd. 1867. S. 71.
2) Archiv f. klinische Chirurgie. 19. Bd. 2. u. 3. Heft. S. 429.
3) Rochholz, Alemann. Kinderlied und Kinderspiel. — Frischbier, Preuss. Volksreime S. 46.

Hand giebt. Nur in Einer Beziehung kann man dem Aberglauben Gutes nachsagen: er gewährt sorgenvollen Gemüthern Erleichterung. Und schon Grimm schloss sein Kapitel über den Aberglauben mit den Worten: Wir sind froh, des vielen Aberglaubens ledig zu sein, doch erfüllte er das Leben unserer Vorfahren nicht allein mit Furcht, sondern auch mit Trost.

---

3. Das Zahnen der Kinder und seine Beförderung.

Die Kinderstuben-Medicin kennt eine Menge Mittel, welche der physiologischen Entwickelung der Zähne förderlich sein sollen, die jedoch der rationelle Arzt als Ergebnisse des Volksaberglaubens verwirft; es würde ihm leicht sein, die völlige Unwirksamkeit dieser Mittel und Kuren darzuthun, allein schwer, ja fast unmöglich ist es, dem Volke den Glauben an die übernatürliche Kraft derselben zu nehmen. Wir werden uns hier keineswegs mit den arzneilichen Stoffen beschäftigen, welche die Volksheilkunde in dieser Beziehung anwendet: vielmehr interessiren uns hier nur die culturhistorisch wichtigen Sitten und Gebräuche, die auf einer abergläubischen Einbildung beruhen, aber auch für Geist und Sinn des Volkes insofern eine besondere Bedeutung haben, als sie charakteristische Merkmale einer eigenthümlichen Auffassung ungenügend beobachteter Naturvorgänge sind.

Es kommt, wenn auch selten, vor, dass Kinder schon mit einzelnen Zähnen im Munde auf die Welt kommen. Ein solches Ereigniss hat für den beschränkten Sinn des Volkes etwas ganz Mysteriöses; die kleine Abnormität an einem einzelnen Theile macht in den Augen der Menschen das ganze Wesen des neuen Ankömmlings abnorm, und man sagt daher an mehreren Orten Deutschlands: „Das Kind, welches mit Zähnen geboren wird, wird eine Drud." Die Erscheinung hängt also mit einer Hexerei zusammen. Wie man überhaupt das Ereigniss, dass ein Kind mit Zähnen geboren wird, im Volke auffasst, ersieht man aus unseren Mittheilungen über die Merkmale am Körper des Kindes (Band I. S. 49.) und daran, dass dergleichen Kinder getödtet werden (Bd. II. Kap. 24: „Der Kindermord.").

Schon längere Zeit, bevor die Zähne durchbrechen, sorgt man dafür, dass das in normaler Weise geschehe. Damit das Kind leicht zahne, hängt man ihm ein Halsband mit rothen Korallen oder Päoniensamen (sogen. Zahnperlen) um. Es ist dies gleichsam ein specifisches Zahn-Amulet, an dessen mystische Wirkung man ganz allgemein glaubt. Um das Zahnen zu befördern, hängen die Woloff-Neger den kleinen Kindern einen Talisman um den Hals, bestehend aus einem Kupferring, von dem 5 oder 6 lange Riemen von Kupfer herabhängen, die an ihrem freien Ende dicke Glasperlen tragen.[1]) Daneben hat man an einzelnen Localitäten noch besondere Specifica, die wesentlich auf der Idee beruhen, dass man Thierzähne in Bezie-

1) Dr. de Rochebrune, Revue d'Anthrop. 1881. IV. S. 293.

hung zum Kinde bringt, um mit Hülfe einer zauberischen Einwirkung deren tüchtige Beschaffenheit gleichsam auf die zu erwartenden, hervorsprossenden Kindeszähne zu übertragen. So legt man in Franken einen Hosenknopf und dazu die getrocknete Nabelschnur unter das Kopfkissen des Säuglings, oder man hängt demselben bei zunehmendem Monde den Zahn eines einjärigen Füllens um den Hals. Bei den alten Römern wurden Pferde- und Eberzähne als Mittel leichten Zahnens angebunden (Plinius hist. nat. 28. 78). Den Säuglingen hängt man in der argentinischen Republik (Südamerika) die Zähne eines Iltises oder Hundes um den Hals, um das Zahnen zu befördern.[1]) — Derartige sympathetische Kuren gegen das schwere Zahnen giebt es auch in Thüringen, nur sind sie dort etwas widerlicher: der Vater des Kindes nimmt einen Maulwurf, drückt ihn in der Hand todt, dann haut er ihm mit einem Beile oder beisst ihm mit den Zähnen eine Pfote ab, näht sie in ein Beutelchen und hängt es dem Kinde um den Hals. Auch lässt man in Thüringen das zahnende Kind oft von einem Hunde belecken. Dagegen heisst es in Schwaben, für's Zahnen der Kinder sei ein Mauskopf, unbeschrieen abgebissen, in Leder genäht und an den Hals gehängt, das Beste. Auch giebt dort jede Hausfrau einem unterjährigen Kinde, sobald es das erstemal zu ihr getragen wird, ein hartgesottenes Ei, damit es gut zahne. Im Erzgebirge trägt man das Kind zu einem Fleischer, welcher den Finger in frisches Kalbsblut taucht und ihm damit das Zahnfleisch berührt. In der deutschen Schweiz müssen die Kinder auf Jungfernwachs-Kerzen beissen, man reibt das Zahnfleisch mit Wolfszähnen, oder mit dem Blute, das man durch einen Schnitt in den Kamm des Haushahnes gewann, mit dem Pfötchen einer Kröte oder Schermaus, welche man dann dem Kinde anhängt unter dem Namen „Füllenzähne“ oder „Vulvenzähne.“ Der Kröte werden die Vorderfüsse abgehauen und je nach ihrem Links oder Rechts reibt man das Zahnfleisch des Kindes von innen und aussen damit.

Damit das Kind leicht die Zähne bekomme, bestreicht in Hessen die Mutter die Zahnladen desselben mit drei besonders dazu bestimmten Weckenbrocken stillschweigend. Diese Brocken sind die Reste eines Mahles, welches die Mutter einnahm, als sie an ihrem Hochzeitstage in die neue Wohnung einzog. Das Kind bekommt die Zähne leicht, wenn man ihm ein Käntchen Brod vom Hochzeitstisch eines unbescholtenen Brautpaares zu essen giebt (Mittenwalde im Brandenburgischen), oder wenn man ihm seinen Kindsbrei mit Lindensprossen anrührt, die am Charfreitage beim Zwölfschlagen geschnitten wurden (Schweiz), oder wenn man einen Knochen, den man findet, in die Wiege unter den Strohsack legt (Fahrland bei Potsdam), Anderwärts geht die Mutter einem Manne, der in ihr Haus einkehren will, aber das Kind zuvor nicht gesehen hat, stillschweigend mit dem Kinde in der Hausthür entgegen und giebt ihm ein Geldstück. Der Mann reibt alsdann mit dem Gelde dem Kinde dreimal stillschweigend das Zahnfleisch,

1) Mantegazza: Globus 1880. Nr. 21. S. 334.

worauf er sich wieder entfernt, um das Geld, wie erforderlich ist, alsbald zu vertrinken.

Wenn im Spreewald (mit slavischer Bevölkerung) einem Kinde bei Zahnschmerzen zum erstenmale ein Zahn ausgezogen wird, so soll bei einem Jungen die Mutter, bei einem Mädchen der Vater den ersten Zahn verschlucken. Alle später ausgezogenen Zähne sind in das Feuer zu werfen und zu verbrennen, dann thun die Zähne nicht mehr weh und es wachsen wieder neue. Ein anderes Mittel der Bewohner des Spreewaldes gegen Zahnschmerz ist folgendes: Man beisse dem Rietwurm oder einem Molch den Kopf ab und spucke ihn schnell aus, oder nehme einen alten Besen und halte ihn über Feuer, bis er anfängt zu brennen. Dann schlage man es aus, dass die Funken absprühen und lasse sich den Rauch in die Zähne kommen.[1])

Bei den Serben soll man dem Kinde, um es für immer vor Mundschmerzen zu bewahren, im Munde einigemale einen Schlüssel umdrehen und dann denselben an einen Ort legen, von wo er niemals weggenommen werden kann. Das Kind bekommt so starke Zähne, wie das Eisen ist. Wenn zur Zeit des Zahnens das Kind sehr stark weint, so soll es die Mutter auf die Wange schlagen und sagen: „Mein Kind weint nicht wegen der Zähne, sondern wegen des Wangenschlagens."

Vor der Taufe darf der Pathe nichts essen, damit dem Kinde die Zähne gesund und vor den Würmern bewahrt bleiben. Andere glauben, wenn der Pathe vor der Taufe etwas isst, so wird das Kind sehr gefrässig.[2])

Die Motive zu einzelnen abergläubischen Vorstellungen lassen sich kaum errathen. Die Phantasie des Volkes erfindet hier ganz frei, oder sie schöpft aus irgend welchen, uns unbekannten mythischen Quellen und Sagen. In Mecklenburg heisst es: Kinder, welche beim Saugen den Daumen in die Hand kneifen, zahnen schwer. In Böhmen kniet die Mutter beim ersten Kirchgange mit dem rechten Knie nieder, damit das Kind nicht an Zahnschmerz leide. In der deutschen Schweiz meint man, dass dem Kinde kein Zahn mehr wächst, dem man den ausgefallenen hinter sich wirft. Die Hebamme taucht in Franken bei der Taufe heimlich den Finger in's Taufwasser und reibt damit das Zahnfleisch des Kindes, so zahnt es leicht.

Das Bekommen der ersten Zähne war bei den alten Indern ein besonders feierlicher Moment im Leben des jungen Erdenbürgers; so lautet ein Hymnus (nach Avesta [illegible]):

> „Sie, die gross gewordenen, tigergleich Vater und Mutter zu fressen wünschen, diese beiden Zähne, Brhaspati, mache hold, o Jatavedas."
>
> „Reis esst, Gerste esst, Bohnen und Sesam esst: das ist der Euch beiden bestimmte Theil; nicht verletzt Vater und Mutter."

[1]) Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig [illegible]

[2]) [illegible] Petrowitsch im Ausland [illegible]

„Angerufen sind die beiden vereinten Zähne, dass sie sanft und glückbringend sind; anderswohin wende sich Eure Schrecklichkeit, Zähne; nicht verletzt Vater und Mutter.“ [1])

Das Hervorsprossen des ersten Zahnes ist immer ein Familien-Ereigniss. Wenn uns der verstorbene Afrika-Reisende C. Mauch berichtet, dass die Makalaka in Südafrika, sobald bei ihnen ein Kind Zähne bekommt, abergläubisch nachsehen, ob die unteren oder oberen zuerst erscheinen, so können wir sofort auf einen in Böhmen herrschenden Aberglauben verweisen, welcher dem Ideenkreise südafrikanischer Völker gewiss ebenbürtig ist: Ein Kind, das den ersten Zahn am Unterkiefer bekommt, gräbt sich selbst das Grab; bekommt es den ersten Zahn oben, so wird es bald sterben. In Unyóro und Ugánda (Aequatorial-Afrika) ist das Durchbrechen der Schneidezähne vor den unteren bei Kindern als Unheil bringend gefürchtet, und man ruft, wo es vorkommt, sofort den „mbándua“ (Zauberer), der gewisse Tänze executirt, um das Kind zu schützen.[2]) Die Neger in Centralafrika tödten nach Livingstone jedes Kind, das den oberen Vorderzahn vor dem unteren bekommt. Ein solcher Brauch scheint durch ganz Afrika zu herrschen, wie wir von den Wazaramo (Ostafrika) und Sotho-Negern (oder Seso, einem Mandingo-Stamm) im Kapitel über Kindesmord näher berichten werden. Auch bei den Aïnos in Japan sind Kinder, die mit Zähnen geboren werden, nicht erwünscht.[3])

Eine hübsche, an vielen Orten Deutschlands vorkommende Sitte schreibt vor, dass, wenn ein Kind den ersten Zahn bekommt, dieses entweder selbst, oder eine arme alte Frau mit irgend Etwas beschenkt wird. An einigen Orten Hessens und in mehreren anderen Gegenden Deutschlands wird das Geschenk Demjenigen zu Theil, der den Zahn zuerst sieht. Wenn bei den alten Deutschen das Kind den ersten Zahn bekam, so wurden ihm Geschenke — tannfê — gegeben (Weinhold). Dieser Brauch dürfte, wie Mühlhause[4]) meint, zur Aufhellung des bis jetzt unerklärten Mythus dienen, dass im Anfang der Zeiten Alfheim dem Freyr als Zahngebinde geschenkt wird. Wir können hier folgende Analogie anführen: Wenn unter den Nayer's, der Militärkaste in Malabar, dem Kinde die Zähne durchbrechen, so sendet die Mutter Kuchen an die Freunde des Hauses (Jagor).

Sehr auffallend ist der Umstand, dass mit den Zähnen der Kinder, insbesondere mit den Milchzähnen, die Maus vielfältig in Verbindung gebracht wird. Dies ist nicht blos ganz allgemein in Deutschland, sondern auch bei einzelnen, recht entfernt wohnenden Völkerschaften (Alt-Mexikaner, Neuseeländer) der Fall. Die Ideen-Verbindung zwischen Kindeszahn und Maus (oder Ratte) muss demnach eine ziemlich naheliegende sein. Schon der altmexikanische Glaube schrieb vor: Ein Wechselzahn muss in ein Mauseloch

1) H. Zimmer, Altindisches Leben. Berlin 1879. S. 325.
2) Dr. Emin-Bey, in Petermann's Mittheil. 1879. Bd. 25. S. 186.
3) H. v. Siebold: Zeitschr. f. Ethnol. 1881. Suppl. S. 32.
4) Gebr. d. Deutschen, namentlich d. Hessen, S. 11.

[illegible] werden, sonst wachsen die Zähne nicht mehr. Und wenn bei den Maori auf Neuseeland die Zähne des Kindes hervorkommen, so singt die Mutter [1]):

„Sprossender Kern, spross',
Spross', dass Du mögst kommen
Zu sehen den Mond nun voll!
Komme Du sprossender Kern,
Lass die Zähne des Mannes
Gegeben werden der Ratte,
Und der Ratte Zähne
Dem Manne!"

Dass aber in Deutschland die Maus eine Beziehung zu den Kindeszähnen hat, mag wohl eine mythologische Bedeutung haben. Die Maus scheint die [illegible] Begleiterin der heiligen Gertrud, der Repräsentantin der alten „weissen Frau" der Holda-Berchta, zu sein, welche für die Urmutter der Natur und alles Erzeugten galt, und ebensowohl die [illegible] um sich versammelte, wie die neugeborenen Kinder bewahrte [illegible]. Prof. Rochholz macht in seinem Werke: „Drei Gaugöttinnen [illegible] Gertrud, als deutsche Kirchenheiligen" [illegible] aufmerksam, dass die heilige Gertrud eine ehemalige [illegible] Gaugöttin ist, und dass in ausserordentlich vielen Gegenden [illegible] Kind, dem der erste Wechselzahn ausfällt, müsse [illegible] einer Maus zuwerfen und von dieser [illegible] Sitte gemäss dieses [illegible] in mancher Hinsicht recht [illegible]

[illegible] heisst:

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] wenn [illegible]

[illegible]

[illegible] Milchzahn aber:

„Wolf, Wolf, da hasch en Za,
Gi mer derfür en no koan Biberza!"

([illegible] ist wohl der schwäbische Name des Truthahns, und ein „Biberzahn" daher so krumm, wie der Schnabel dieses Vogels, weshalb das Kind keinen solchen haben will.)

[1]) Fr. Müller, Reise d. österreichisch. Fregatte Novara. Anthrop. Th. III. Ethnogr. [illegible] S. [illegible]

In Hessen muss das Kind mit dem ausgefallenen Milchzahn vor ein Mäuseloch gehen und sagen:

„Mäuschen, Mäuschen, hier habe ich einen hölzernen Zahn,
Gieb mir dafür einen knöchernen.

Beim drittenmale muss der Zahn rücklings über den Kopf in das Mauseloch geworfen werden.

Am Rhein singen die Kinder:

„Maus, Maus, komm heraus,
Bring mir einen neuen Zahn heraus."

In Schlesien:

„Mäusel, ich gab dir ein Beindel,
Gieb mir dafür ein Steindel."

In Westfalen (Hemschlar) sagt das Kind, ebenso wie in Schlesien:

„Mäuschen, ich geb dir einen knöchernen Zahn,
Gieb du mir einen eisernen."

In Altenburg:

„Maus, da hast du en bennern (beinernen),
Gib mir dafür en stennern (steinernen)."
Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Wenn im Herzogthum Oldenburg ein Kind einen Zahn verliert, so muss man ihn in ein Mauseloch legen und sagen:

„Mus, Mus,
Bring mi ne Kus';"

alsdann bekommt das Kind bald einen neuen Zahn (in Brake); und zwar (in Jade) gerade hinüber, sonst wächst der neue Zahn schief. In Oldenburg heisst es auch, man müsse dabei sprechen:

„Steen,
Giff min neet Been;"

und fügt wohl noch hinzu:

„Dat mi nich killt (schmerzt)
Dat mi nich schwillt."

Ferner heisst es in Oldenburg, man dürfe den weggeworfenen Zahn gar nicht wiedersehen, in Jade, man müsse ihn wohl aufheben oder verbrennen.

In Mecklenburg existirt ein recht übler Brauch; dort heisst's: Wenn man einer lebenden Maus einen Zwirnfaden durch beide Augen zieht, sie dann wieder laufen lässt und den blutigen Faden einem neugeborenen Kinde um den Hals bindet, so zahnt es leicht.

In Norwegen wirft das Kind den Zahn, den es verliert, in das Feuer, speit drei Mal aus und sagt:

„Maus, Maus, da hast du einen beinernen Zahn;
Gieb mir dafür einen goldenen."[1])

In Russland muss sich das Kind rückwärts an den Ofen stellen und den Zahn hinter sich werfen, indem es spricht;

„Mäuschen, Mäuschen, dir den Rübenzahn,
Und gieb mir einen Beinzahn."

Bei den Czechen in Böhmen gilt der Fuchs als Spender der Zähne, und

---

[1]) F. Liebrecht, „Zur Volkskunde." S. 319.

das Kind muss den Zahn unter freiem Himmel hinter sich über den Kopf werfen und sprechen:

„Da hast Du Fuchs den beinernen,
Gieb mir für ihn 'nen eisernen.“

In Deutschböhmen dagegen wird das Eichkätzchen angerufen, indem das Kind hinter den Ofen geht, den Zahn über sich wegwirft, und dreimal die Worte sagt:

„Eichkätzchen, Eichkätzchen,
Ich geb dir einen beinernen,
Gieb mir einen eisernen.“

Nach Grohmann heisst es in Böhmen: Wenn sich ein Kind einen Zahn ausreissen lässt, so muss es denselben hinter sich auf den sogenannten Falousek des Backofens werfen und sprechen:

„Tu mas babo kosteny,
Dej mi za to zelezny.“

Thut es dies nicht, so ist der Zahn, der nachwächst, nicht fest und fällt bald aus. Auch muss das Kind, wenn ihm der erste Zahn ausfällt, denselben hinter sich über den Kopf und hinter den Ofen werfen, indem es sagt:

„Tu mas lisko kosteny etc.“

Statt lisko, Füchslein, kommt auch mysko, Mäuslein, vor.

Die Gebräuche beim Zahnen nennt Mühlhause mit Grimm Ueberbleibsel eines Bittopfers, welches man denjenigen Wesen brachte, von deren Gunst oder Ungunst das Zahnen der Kinder abhängend gedacht wurde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Arzneiliche Behandlung des Neugeborenen.

Als der Engländer Speke, der berühmte Forscher auf dem Gebiete der Nilquellen, im Reiche Unyoro Abschied vom König Kamrasi nehmen wollte, liess ihm dieser noch folgende zwei Fragen vorlegen, die er jedenfalls für sehr wichtig hielt und über die er von dem gebildeten Europäer Aufschluss zu erhalten hoffte: „Giebt es irgend eine Arznei für Frauen und Kinder, welche das Sterben der Nachkommenschaft kurz nach der Geburt verhindert? Denn einige Frauen in diesem Lande haben die Schwäche, dass alle ihre Kinder sterben, ehe sie laufen können, während andere nie ein Kind verlieren.“ Der andere Gegenstand der Erkundigung war: „Welche Arznei fesselt die Unterthanen an ihren König? Denn hiervon braucht Kamrasi ganz besonders.“ Speke beantwortete nur die zweite dieser Fragen: Kenntniss einer guten Regierung mit Weisheit und Gerechtigkeit

im Gefolge ist alle Arznei, die wir kennen.[1]) Er hätte auch die erste der Fragen beantworten sollen: Kenntniss der wahren Bedürfnisse des Kindes und richtige Abwartung und Pflege des Kindes durch die Mutter ist die einzige Arznei, welche letztere anwenden darf.

Es ist eigenthümlich, dass fast überall der Volksglaube sich dahin richtet, dass das Kind dann, wenn es nicht krank ist, Arznei bekommt, dass man aber oft dann, wenn es wirklich schwer krank ist, alle Arznei für unzulänglich hält und sich entweder einer sympathetischen Kur oder der kirchlichen Kraft einer Wallfahrt, eines Kirchenopfers, Gebeten und Messelesen anvertraut. Statt vieler Thatsachen führen wir hier nur einige Beispiele aus Deutschland an. Im Bezirksamt Schongau in Oberbaiern hegt man den Aberglauben, dass bei Erkrankung eines Kindes ein Wallfahrtsgang nach einem schwäbischen Orte dem letzteren Genesung bringt. Dort wird in der Kirche das schmutzige Hemdchen des kleinen Patienten aufgehängt, ein gewisses Opfer und obligates Gebet von irgend einer dazu delegirten Person verrichtet. Von dem Tage des Beginnes der Wallfahrt an bis zum 9. Tage darf das Kind weder gewaschen noch gebadet, auch nicht frisch gekleidet werden, ebenso wenig darf es Arznei bekommen. Meist stirbt, wie Dr. Kruger[2]) berichtet, das kranke Kind vor Ende der neuntägigen Wunderkur. — In München herrscht der Glaube, dass man für schwerkranke Kinder in einem dortigen Nonnenkloster gegen Geld sogenannte „geweihte Leben- und Tod-Pulver“ holen und somit die Entscheidung über die Zukunft des Kindes dem lieben Gott anheimstellen müsse.

Gewöhnlich ist es die „Erfahrung,“ auf welche sich die leichtgläubigen Menschen bei ihrer sinnlosen Therapie berufen; d. h. ihre Autorität zur Rechtfertigung der Quacksalberei ist die Tradition, indem hier eine von Generation zu Generation forterbende Empirie in schlimmster Gestalt als Quelle grossen Unheils zu Tage tritt. Medicamente in den Händen der Quacksalber werden in ungemein vielen Fällen zu Giften, die das Leben des kaum geborenen armen Wesens verderben.

---

1. Kinderheilmittel verschiedener Völker.

Unter den Volksheilmitteln, welche bei den kranken wie gesunden Kindern aller Nationen eine grosse Rolle spielen, stehen die Beruhigungs-Arzneien in ihren mannichfachen Formen als Säfte, Thee, Tropfen, Pulver u. s. w. obenan. Diese Präparate wirken oft in der fürchterlichsten Weise, indem sie als hauptsächlichste medicamentöse Bestandtheile starke narkotische Stoffe, wie Opium, auch Alkohol enthalten. Hierdurch wird das Kind betäubt und wacht vielleicht nie wieder auf. So wendet man in Württem-

1) J. H. Speke, Entdeckung der Nilquellen. Aus dem Engl. Leipzig 1864. II. Bd. S. 236.
2) Bairisch. ärztl. Intelligenz-Blatt. 1874. Nr. 45.

berg (Amt Blaubeuren) zur Beruhigung und Einschläferung der Kinder verschiedene beruhigende Säftchen, z. B. den sogenannten „Ruhesaft," d. h. Syrupus opiatus, ferner Grimmenpulver mit Opium, namentlich den „Kläpperlingsthee," d. h. Mohnköpfe, und sogar Branntwein an. „Schon manches Kind ist auf diese Weise der eigenen Bequemlichkeit seiner Eltern zum Opfer gebracht worden." [1]) Auch in St. Gallen in der Schweiz herrscht auf dem Lande die Unsitte, dass die unreifen Kapseln des Gartenmohns (Papaver somniferum) in Wasser gesotten und der Absud kleinen Kindern zum Trinken gegeben wird, damit sie dann lang und anhaltend schlafen.[2]) Der Diakodensyrup wird in einem grossen Theile Oesterreichs unter dem Namen „Bockshörndlsaft" verkauft und enthält Opium. Diese Opiumqantität ist gross genug, um die zarten Kinder in Betäubungsschlummer zu versetzen, ja auch den Tod herbeizuführen. Im Jahr 1863 starben in Wien rasch hintereinander vier Säuglinge an Verabreichung dieses Syrups; in Folge dessen forderte das medicinische Doctoren-Collegium die Behörde auf, den Verkauf dieses bedenklichen Arzneistoffs zu beaufsichtigen. In Mecklenburg schläfern nach L. Fromm (Schwerin) manche Mütter die Kinder durch eine Abkochung von Mohnsamen oder durch ein Decoct vom Samen des sehr giftigen Bilsenkrautes (Hyoscyamus niger) ein. Von Thüringen (Königsee) aus treiben viele sogenannte Laboranten einen ausgebreiteten Gifthandel mit „Olitäten" und Balsamen, die ebenfalls Opium enthalten und Kindern gegeben werden. Eine einzige Königseer Balsamträger-Familie, die hauptsächlich die berüchtigten Kinderpillen verfertigt und in Deutschland feilhält, verbraucht nach Angabe des Dr. L. Pfeiffer in Weimar[3]) jährlich 10—12 Pfund Opium.

Am ausgebreitetsten ist im Volke Englands die Unsitte, den Kindern Schlafkränkchen mit Opium darzureichen. So soll an den sogenannten „Black drops" schon manches Kind verstorben sein. In den Marsch- und Fabrikdistrikten Englands ist der Opiumgebrauch ganz bedeutend; manche Droguisten verkaufen mehr als 200 Pfund jährlich. Man hat in einem Distrikte den jährlichen Verbrauch durchschnittlich auf wenigstens 100 Gran auf den Kopf berechnet; ein gewöhnlicher Laden bedient 300—400 Kunden in der Sonnabendnacht. Den Kindern giebt man das Opium in Form von „Godfrey's Cordial" (Godfrey's Herzstärkung). Bisweilen kommt es vor, dass, da es verschiedene Arten Godfrey's giebt, eine Mutter ihre Kinder einer Wärterin übergiebt, um auf Arbeit zu gehen, und dass die Wärterin ihren Godfrey statt dem der Mutter den Kindern darreicht. Der herbeigerufene Arzt findet dann ein halbes Dutzend Kinder theils schnarchend, theils schielend, alle blass und mit eingesunkenen Augen im Zimmer umherliegend, alle ver-

1) Rüdiger, Pfarrer, Die Sterblichkeit der Kinder im 1. Lebensjahre. Blaubeuren 1868. S. 16. Aerztliche Hülfe wird in jenen Gegenden fast gar nicht angerufen; in den Oberämtern Blaubeuren und Ulm starben etwa 90 pCt. der Gesammtzahl der im ersten Lebensjahre dem Tode verfallenen Kinder ohne ärztliche Behandlung.

2) Prof. Dr. Wartmann, Beitr. zur St. Gallischen Volksbotanik. Im: Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturw. Gesellsch. St. Gallen 1860. S. 107.

3) Deutsche medic. Wochenschrift. VI. 25. 1880.

giftet. — In Manchester ergab eine Nachforschung, dass fünfzehn Händler allein wöchentlich sechs Gallonen von solchen Kinderschlafmitteln verkauft hatten, die viel Laudanum (Opium) enthielten. Bei einem Meeting zu Edinburg wurde als Thatsache berichtet, dass die Opiummenge, welche in England die Kinder verschlucken müssen, ganz erstaunlich ist, und dass beispielsweise ein Droguist in Manchester wöchentlich nicht weniger als 20 Gallonen Opium-Mixturen zum Gebrauch für kleine Kinder verkauft.[1] Hier scheint sich freilich unter dem Eifer des Meeting-Redners der Gallonen-Verbrauch merkwürdig rasch gesteigert zu haben. — Godfrey's Cordial besteht aus Theriac. ven. und Rad. Zingib., Spirit. vini, Ol. sassafras und Tinct. thebaica mit Wasser und Syrup. — Am beliebtesten ist dieses Schlaftränkchen in Manchester, Birmigham und Liverpool. In andern Gegenden hat man: „Dalby's Carminative," Mohnsyrup („Shooting-Syrup"), „Infants'-Preservative" und „Mother's Blessing."[2] Die Folgen dieses habituellen Opiumgebrauchs bei Kindern schilderte unter anderen englischen Aerzten am anschaulichsten Marshall Hall.[3]

Im Orient ist die Betäubung der Kinder mittelst Opium eine häufig vorkommende Sitte. In den kaspischen Provinzen Persiens, mitunter auch anderwärts in Persien, hauptsächlich aber in der Provinz Gilan, ist es fast allgemein Gebrauch, den kleinen Kindern beiderlei Geschlechts vom Tage der Geburt an jeden Abend eine verhältnissmässig hohe Gabe Opium regelmässig einzugeben, damit sie schlafen, mögen sie unruhig sein oder nicht. Mit wenigen Ausnahmen werden die Kleinen, wenn sie unruhig sind, innerlich mit Abkochungen von Mohnköpfen traktirt, welche auch in anderen Gegenden Persiens die Stelle des Opium in diesen Fällen vertreten. Diese schändliche Behandlung der Kinder dauert in Gilan wenigstens bis zum 3. oder 4. Lebensjahre, selten länger.[4] Auch bekommen die Säuglinge in Persien zur Beförderung des Schlafs häufig „Schaerbete chasch chasch" d. i. Syrupus diacodii.[5] Um unruhige Kinder einzuschläfern, geben die Armenier und Tataren des Kreises Nucha, Gouv. Tiflis, denselben entweder reines Opium, oder eine Abkochung von Mohnsamen; in dem einen wie dem andern Falle kommen nicht selten tödtlich verlaufende Vergiftungen vor (nach R. Flojanow in Nucha).

Bei den Tataren des russischen Gouvernements Eriwan ist es sehr gebräuchlich, während der ersten sechs Monate dem Neugeborenen vom 15. Tage an, entweder täglich, oder alle drei Tage etwas Mohnsaft (Chasca chasch) einzuflössen. Man bereitet sich diesen Saft durch Auspressen der Mohnköpfe unter Zusatz von Muttermilch und Zucker. Bei den in demselben Gouvernement wohnenden Armeniern wird der Mohnsaft nur ausnahmsweise zum Einschläfern benutzt. Bei den Tataren sind kleine Kügelchen im Ge-

1) Gaz. méd. de Paris XVIII. Tome 11. Nr. 8.
2) James Reid, Laryngismus der Kinder. Bremen 1850.
3) Beobachtungen und Vorschläge. Aus d. Engl. v. Posner. Leipz. 1846. S. 365.
4) Dr. Häntzche, Zeitschr. f. allgem. Erdkunde. Dec. 1864. Nr. 138. S. 427.
5) Dr. Polak, Persien S. 196.

brauch, welche aus Persien eingeführt werden und auf persisch Chamrabanausch heissen. Diese Kügelchen sind hellbraun, 1—1½ Linien dick; sie bestehen aus Stärkemehl, Zucker und einem Aufguss von Stiefmütterchen. Man giebt dem Kinde entweder die Kügelchen direct zum Saugen, oder man macht daraus mit Butter oder mit Muttermilch einen Brei. Durch den Genuss dieser Nahrung sollen die Kinder kräftiger werden und ein gesundes Aussehen bekommen. Als Abführmittel wird der Saft aus Früchten der Cassia fistula gebraucht, welche gleichfalls aus Persien eingeführt werden.[1]

Neben jenen narkotischen (betäubenden oder beruhigenden) Stoffen sind Abführmittel die wichtigsten Kinderarzneien bei allen Völkern. Im Orient, z. B. in Persien, reicht man den Kindern in den ersten zwei Tagen keine andere Nahrung, als etwas frische Butter (Polak); in Japan erhält das Neugeborene drei bis vier, mindestens zwei Tage nach der Geburt ein Getränk von höchst complicirter Mischung, in welcher sich unter Anderem Rhabarber, Seetang, Süssholz befindet, oder auch starke Purgir-Pillen (v. Siebold); und ein anderer Berichterstatter[2]) aus Japan schreibt: „Die drei ersten Tage werden zum Laxiren mit Rheum benutzt." In Java treiben die Mütter mit ihren Säuglingen recht viel Quacksalberei der mannigfachsten Art schon in den ersten Lebenstagen; z. B. wird dem Säugling wenig Stunden nach der Geburt ein Stückchen Brambang (Charlottenzwiebel) auf den Kopf gelegt und dessen Stirn und Schläfe warm mit der Kerri-Wurzel bestrichen. Diese vermeintlichen Stärkungsmittel werden täglich erneuert, bis der Säugling 3—4 Monate alt ist. (Kerri-Wurzel und zerquetschter Brambang mit spanischem Pfeffer vermischt sind in Java die unentbehrliche Würze des täglich genossenen Reises). Auch haben die Javanesinnen die Gewohnheit, ihren Säuglingen und 1—4 jährigen Kindern sehr oft ein Brechmittel zu geben, das von den Kindern nur mit dem grössten Widerwillen hinuntergeschluckt wird. Julius Kögel[3]) sah, wie die Mütter gewisse Kräuter, deren Genuss Erbrechen verursacht, fein schnitten, auf diese etwas Wasser gossen und sie nachher mit den Fingern ausdrückten, wodurch ein grün aussehendes Brechmittel gewonnen wird. Ein solches wird erst, nachdem es durch ein Stück weissen Kattun filtrirt worden, dem Kinde eingegeben. Das Erbrechen erfolgt binnen wenig Minuten, spätestens nach einer halben Viertelstunde. — Wenn der Säugling bei den Arabern in Algier während der ersten Lebensmonate die Mutterbrust verweigert, so giebt man ihm ein Stück Asa fötida von der Grösse eines Weizenkorns.[4]) — Am grössten aber ist der Reichthum der Chinesen an Kinder-Arzneien.[5])

Wenn bei den Kirghizen des Gebietes Semipalatinsk ein Kind erkrankt ist, so wird ein „Dargon," d. i. ein Mann, der Arzneien kennt, oder ein

1) Garril Oganisjanz im Kawkas 1879. Nr. 55.
2) Petersb. med. Zeitschr. 1862. III. 1. 2.
3) Das Ausland 1863. Nr. 31. S. 740.
4) Bertherand, Méd. et Hyg. des Arabes. Paris 1855. S. 388.
5) Dabry, La Méd. chez les Chinois. Paris 1863. S. 379—420. Vergl. die Arbeiten von Hanbury, sowie Pfitzmaier, Analecta aus der chines. Pathol. Wien 1867.

„Baksa," d. i. eine Art Schamane, herbeigerufen; letzterer spielt nur leise auf seiner Kobysa, d. i. ein dreisaitiges Instrument. Hat das Kind Leibweh, so setzt der Baksa ihm eine Art trockener Schröpfköpfe auf den Bauch, kaut Gewürzkügelchen oder Zwiebeln und bespritzt mit der Mundflüssigkeit das Kind oder bläst das Kind an; er lässt einen schwarzen Schafbock schlachten und schlägt mit der Lunge desselben das kranke Kind. — Der „Dargon" fühlt dem Kranken den Puls, indem er beide Hände sowohl an die Schläfe als an die Arme legt. Wenn er meint, dass das Kind in Folge der Muttermilch erkrankt sei, so verbietet er der Mutter innerhalb drei Tagen Essen zu sich zu nehmen, reicht ihr dagegen einen schwachen Aufguss zur Brechung.[1])

Bei den Russen in Astrachan bekommt das Kind, wenn das Meconium (Kindspech) nicht bald abgeht, etwas Baumöl oder gekaute, in einem Läppchen eingewickelte Runkelrübe; Manche jedoch, denen die abführende Wirkung des Rhabarbersaftes bekannt ist, scheuen sich nicht, auch diesen anzuwenden (Meyerson). Unter den Tungusen vertritt ein Stück in Weiden- oder Birkenrinde eingewickeltes Fischrogen die Stelle eines Zulpes. Im Pineg'schen und Mesen'schen Kreise des Archangel'schen Gouvernements blasen die Mütter den Säuglingen feinen Schnupftabak in die Nase, um ihnen einen festen Schlaf zu machen.[2]) Bei den Kindern der Buräten sind Augenkrankheiten sehr häufig; dieselben rühren sehr oft von den Morpionen her, welche sich an den Augenwimpern ansiedeln. Wenn die Augenlider der Kinder durch das angesammelte Secret verklebt sind, so pflegen die Mütter dasselbe mit der Zunge abzulecken, was nicht sehr zuträglich sein kann, da alle Burätenweiber Tabak kauen und rauchen (N. J. Kaschin). Die Georgier halten das neugeborene Kind 24 Stunden in Salz, um die Entstehung eines Ausschlags auf der Haut zu verhüten, ein Leiden, welches bei ihnen häufig vorkommt, wenn das Kind, wie sie sagen, nicht auf diese Weise behandelt wird.[3]) Eine sehr naive Pathologie und Therapie besteht unter den Esten: Spielt das Neugeborene mit der Zunge, so hat es den „Schlangenfehler," muss also mit Schlangenhaut geräuchert werden; schnappt es mit dem Munde, so hat es den „Wolfsfehler," wo Räucherung mit Wolfshaar hilft; will das Kind nicht gedeihen, so leidet es am „Hundefehler," muss daher mit Hundehaar geräuchert werden, oder man rollt es da, wo sich ein Hund gewälzt hat, aber in umgekehrter Körperlage; oder man wiegt es von Zeit zu Zeit mit einer Handwage; sind die Stuhlausleerungen grün, so muss man die Windeln von der Morgensonne bescheinen lassen.[4])

In Dalmatien werden die Kinder von den Hebammen misshandelt, in deren Händen sich überhaupt die Kinderpraxis befindet. Die Hauptmittel derselben sind Klystiere aus den verschiedensten Ingredienzen, wurmtreibende

1) Globus 1881. Bd. 39. S. 111.
2) A. G. Schrenk, Reise durch die Tundren der Samojeden. 1. Theil.
3) Eichwald, Reise nach dem kaspischen Meere. Stuttg. 1837.
4) Krebel, Volksmedicin etc. S. 24.

Medicamente, Einreibungen mit heissem Oel, Pfeffer und Wein, mannigfache Kräuterabkochungen und Bedeckung des ganzen Bauches mit Pflastern, sowie Wundmachen der Füsse mit Senfteig. Das erste Capitalleiden, welches die Kinder bis zum 7. Monat befällt, ist nach Ansicht dieser Hebammen das Zahnen, und da hiergegen Diarrhöe Erleichterung schafft, so muss das Kind zum schnellern Erzeugen der Zähne laxiren durch Ricinusöl, Stuhlzäpfchen und Klystiere. Das zweite vermeintliche Leiden der Kinder ist das Gewürm. Jede Unruhe, jede Unart, das nächtliche Winseln, Auftreibung des Unterleibs etc. gelten als Zeichen der Wurmkrankheit, und die Hebamme zieht dagegen mit Santonin, Wurmconfect, Decoct von Granatäpfelwurzel, Knofelabkochungen und Sennesblättern, sogar mittels Räucherungen des Afters zu Felde. Bei Husten und Athmungsbeschwerden kämpft die Hebamme gegen „Croup" mit Lavements, Brechpulver, heissen Cataplasmen und Einreibungen mit heissem Speck. Jedes erkrankte Kind wird bis zur Erstickungsgefahr in warme Decken und Bettchen gehüllt und muss in denselben 40 Tage lang schwitzen (Dr. W. Derblich).

In Fezzan werden Koliken kleiner Kinder mit einem Gemische von Hantit, Garad, Granatapfelschalen, Fenchel, Rosmarin, Schiäh (Artemisia herba alba) behandelt, das mit Wasser und Zucker in den Lutschbeutel gethan wird. — Zeigen sich in Fezzan Aphthen, so bringt man ein Gemisch von Fenchel und Garad-Pulver auf die betreffenden Schleimhautstellen.[1])

Höchst interessant ist das arzneiliche Verfahren an Kindern, welches bei den alten Indern theils religiöse, theils ärztliche Autorität streng vorschrieb. Nach den Gesetzen des Manu wurde dem männlichen Kinde alsbald nach der Geburt Honig und gereinigte Butter unter Gebeten in den Mund gegossen.[2]) Nach Angabe der ältesten indischen Werke über Heilkunst[3]) liess man das Kind sogleich nach der Geburt vom Finger das Pulver von Cassia fistula mit Saft von Honig, Butter, Panicum dactylum und Siphonanthus indica lecken. Man räucherte es, benetzte seine Glieder mit gewissen Arzneistoffen, bestreute sie mit Sesamum orient., Leinsamen, Senf und Pfeffer. Die weiteren Heilmittel der Inder bestanden in zahlreichen Arzneien, die zumeist dem Pflanzenreiche entstammten.

Jetzt reicht man in Südindien dem neugeborenen Kinde während der drei ersten Tage (wo es überhaupt noch nicht die Mutterbrust, sondern nur Honig erhält) 5 Tropfen von der Milch der Euphorbia Tirucalli, sobald man bemerkt, dass die äussern Glieder des Kindes kalt sind. Nachdem es am 3. Tage mit Oel eingerieben und in Knoblauch-Decoct gebadet worden, fängt man an, es zu säugen, giebt ihm aber auch von nun an alle 2 Tage schwarzen Pfeffer in Ricinusöl ein. Einige geben das Ricinusöl zuerst früh und Abends,

---

1) Nachtigal, Sahara und Sudan. I. S. 154.

2) Duncker, Gesch. des Alterthums. S. 138. Den alten Deutschen galten Milch und Honig gleichfalls für die erste und heilige Speise des Kindes, das man nicht aussetzen durfte, wenn es hiervon genossen hatte. Grimm, Rechtsalterth. S. 457.

3) Susruta, ed. Hessler. II. S. 43.

später einmal täglich, und erst vom dritten Monat an einen Tag um den andern.[1])

Als Arznei bekommt das Neugeborene bei den Badagas, einem Volksstamme im Nilgiri-Gebirge in Indien, am 3. Tage gewöhnlich drei Substanzen: 1. Korosanan (Gallenstein von Büffeln), 2. ein nicht näher bezeichneter Stoff, doch ebenfalls vom Büffel genommen und von reichen Brahminen täglich genossen; nicht alle Büffel haben es und die es besitzen, gehen der Heerde voraus. Vielleicht Bezoar-Stein? Nach Anderen ist Asa fötida diese zweite Arznei, 3. Vasambu, d. i. Wurzel vpn Acorus calamus, angebrannt, die Kohle und Asche davon mit Muttermilch gemischt. Die zweite Arznei kann aber auch später als am 3. Tage gereicht werden, die dritte wird nur gegeben, wenn der Stuhl des Kindes nicht gelb ist. Die erste wird häufig auch gegeben, wenn das Kind erkältet ist.[2])

Bei den Parsen in Indien wurde dem neugeborenen Kinde Haoma-Saft in den Mund gedrückt, bevor es die Muttermilch erhielt. Haoma spielte schon bei den alten Indern eine hervorragende Rolle. Der ausgepresste Saft der Soma-Pflanze (Asclepias acida) war nemlich den Iraniern, wie den Indern schon in sehr alter Zeit nicht blos ein Gegenstand religiöser Darbringung, der Geist dieses Saftes war diesseit wie jenseit des Indus selbst ein mächtiger Gott, der Gott Haoma, wie das Zendavesta sagt. Der Somatrank wurde auch von den Buddhisten neben Milch und geklärter Butter den hungrigen und durstigen Göttern als Opfer dargebracht.[3])

Dass auch in Europa, beispielsweise in Frankreich, bezüglich der Kinderkrankheiten und ihrer Behandlung schlimme Vorurtheile herrschen, ersieht man unter Anderem aus der Schrift des Dr. Bessières „Les préjugés populaires sur les Maladies de l'enfance; Paris 1876." Manche Volksheilmittel Italiens lernt man in Woldemar Kaden's „Skizzen und Culturbilder aus Italien" (Jena 1882, S. 86) kennen.

---

2. Deutsche Volksmittel für Kinder.

Wollen wir nun unsere heimischen, deutschen Gebräuche betrachten, so müssen wir, um einigermaassen vergleichend vorzugehen, Gau für Gau mustern, denn die Sitten sind in dieser Hinsicht je nach den Provinzen ganz different. Wir können nur einige Localitäten als charakteristische Vertreter der deutschen Volksmedicin hervorheben. Unter Anderen hat sich Dr. Flügel

1) Dr. Shortt, Edinb. med. Journ. 1864. Dec. 554.

2) Jagor in den Verhandlungen der Berliner Gesellsch. für Anthrop. 1876. S. 199.

3) Nach H. Ewald, Nachr. v. d. G. A. Universität u. d. kön. Gesellsch. d. Wissensch. Göttingen 1862. Nr. 16. S. 303, wächst die indische Somastaude 5—6 Fuss hoch, hat aber keine Blätter, sondern Stengel auf Stengel; der aus ihr bereitete Opfertrank schmeckt sehr bitter, thut aber mit Wasser gemischt dem Magen wohl. Der Zarathustrische Sôma ist dem Namen nach derselbe, doch sonst sehr verschieden, insbesondere von Farbe, schmeckt sehr gut, und die Pflanze wird aus Persien geholt.

durch Mittheilung seiner zehnjährigen Beobachtungen im Frankenwalde verdient gemacht.[1]) Wenn hier ein Kind geboren ist, so wird gewöhnlich, ähnlich wie in vielen Gegenden Deutschlands, sofort etwas Chamillenthee für dasselbe bereitet, entweder als Nahrungs- oder Beruhigungsmittel, bald darauf holt man aus der Apotheke ein „Säftchen;“ dasselbe wird bei sorgsamen Leuten so oft wiederholt, als man glaubt, dass am Kinde Etwas in Unordnung ist. Die Gelbsucht hält man für natürlich bei Neugeborenen, da man meint, es komme damit etwas Schädliches heraus; tritt dann vielleicht Augenentzündung ein, so meint man, die Gelbsucht habe sich in die Augen geschlagen; dabei reinigt man die Augen mit Muttermilch und giebt ein Abführsäftchen. Auch von den Schwämmchen meint man, sie schaden nicht, oder die Kinder müssten sie haben; man sucht sich gegen dieselben durch Bestreichen mit Rosenhonig zu helfen. Fast bei jedem Unwohlsein sagt man: „Es wird halt das Zahnen sein.“ Bleibt das Kind in der Ernährung und Knochenbildung zurück, so meint man: „Es zahnt durch die Glieder.“ Am gefürchtetsten ist, dass sich das „Flaschlich“ zur Krankheit schlägt, daher die Krampfform, die man auch Fraisen nennt. Wie gegen das schwierige Zahnen, so sollen auch gegen die Krämpfe sympathetische Mittel und Amulete zunächst helfen. Andere gute Mittel sind Geschabsel vom Nabelschnurrest und vom Pathengelde und der erste Koth, den das Kind, und zwar vor dem Anlegen an die Brust, ausgeleert hat. Auch der Auerhahnmagen wird vielfach gesucht. Gegen Würmer, mögen sie nun vorhanden sein oder nicht, giebt man Wurmsamen. Eine Kinderkrankheit von erheblicher Wichtigkeit ist das sogenannte Angewachsensein, worunter man ein eingebildetes Verwachsen der unteren Rippengegenden mit den dahinter liegenden Eingeweiden versteht; als Heilmittel gilt hier einzig die Anwachssalbe, die Pappelsalbe der Apotheken. Das sogenannte Ausbarzen, Verrenken, auch Abbrechen des Nabels soll dann vorhanden sein, wenn das Schreien des Kindes auf Leibschmerzen deutet; hier ist das Gegenmittel: ein in ein Fleckchen gewickeltes Goldstück auf den Nabel zu legen, wenn der Nabel vorragend, dagegen ein Branntweingläschen mit Licht darin, als eine Art Schröpfkopf, wenn er tiefliegend ist.

Die im Volke des nordwestlichen Deutschland gebräuchliche Behandlung des Kindes lernen wir durch Dr. Goldschmidt[2]) kennen. Dort finden sich in der Wochenbettstube eines wohlhabenden Hauses immer mehrere Gläser und Pulverbehälter; Fenchelwasser, Chamillenthee, Magnesia und „witt Kinnerpulver“ (weisses Kinderpulver) sind stets vorräthig. Sowie das arme Würmchen schreit, leidet es „von de Winne“ (an Winden) und gleich wird ihm eines der genannten Mittel eingeflösst. Ohne alle Arznei bleibt fast kein Kind; auch die ärmste Mutter erschwingt die paar Grote für Mannazaft und Rhabarberzaft, oder mindestens hat sie doch Chamillenthee vorräthig. Helfen die genannten Mittel nicht und fährt das Kind fort zu schreien,

1) Dr. Flügel, Volksmedicin und Aberglauben im Frankenwalde. München 1863. S. 50 u. 52/56.
2) Volksmedicin im norwestl. Deutschland. S. 140.

dann vermuthet man das „Anwussensin.“ Es wird jetzt zu einer alten Frau geschickt, die in dem Rufe steht, dass sie das „Afstricken“ gut versteht. Diese nimmt dann die Procedur vor, die darin besteht, dass sie mit beiden Händen, die vorher mit „Hühnerflohm“ eingesalbt sind, den Leib des Kindes sanft von der einen Seite hin nach der andern bestreicht.

In der Oberpfalz (Baiern) giebt die Hebamme in grösseren Städten dem Säugling vor dem Anlegen an die Mutterbrust ein reinigendes Säftchen. Um das schreiende Kind zu beruhigen, haben bisweilen gewissenlose Mütter und Mägde zu dem schändlichen Mittel gegriffen, den Schnuller in Branntwein zu tauchen. Die Todesart der Kinder wird, wenn kurz vorher gelb aussehende Ausleerungen erfolgt waren, als „gelber Brand“ bezeichnet, oder man glaubt an plötzliche Schlaganfälle der Kinder, oder giebt den Krämpfen, hier „Unkraut“ genannt, welche oft unmittelbar vor dem Tode eintreten, die Schuld, natürlich alle diese Krankheiten als von selbst entstanden darstellend. Die Hülfe des Arztes wird in der Oberpfalz bei Kindern nicht gesucht. Hie und da giebt die Hebamme ein Säftchen, einen Umschlag oder ein Klystier, und darauf reducirt sich die ganze Behandlung.[1]) — Da in der gewöhnlichen Vorstellung der Bewohner der bairischen Oberpfalz das Neugeborene an Leib und Seele unrein ist, wird der innere Mensch durch einen Saft von Manna und Rhabarber gereinigt.[2]) — In der bairischen Pfalz hält man den Abgang des Kindspechs bei einem Neugeborenen für nothwendig; erfolgt dieser in den ersten Stunden nach der Geburt nicht, so muss man ihm „Säftel“ geben, worunter man Syrupus Rhei versteht — um damit Bahn für alle späteren Quacksalbereien zu eröffnen. Das Kind soll auch darnach lieber die Brust nehmen.[3])

Auch in Schwaben sind Kindersäftchen aus Manna sehr gebräuchlich.[4])

In Königsberg in Preussen bekommt der Neugeborene alsbald einige Theelöffel Chamillenthee eingeflösst; Laxirmittel hingegen nicht (Professor D. Hildebrandt).

Im sächsischen Vogtlande gehört die Anwendung von Rhabarbersyrup, um eine erstmalige Ausleerung zu bewirken, zu den alten eingerosteten Vorurtheilen. Dann wird Arow-Root, Reismehl, sogen. Nahrungsthee, Weizenmehl, Zwieback, Semmel, Brod, Eiweiss, Fleischbrühe, dann Arzneistoffe, wie Fenchel, Anis, Kümmel und Baldrian, die Dinge, mit welchen man im buntesten Durcheinander losexperimentirt, und zwischen hinein giebt man den unvermeidlichen Sauger, den Zulp. „Man kann sich nicht wundern, wenn viele der so behandelten Kinder sterben, wohl aber darüber, dass trotzdem noch einige leben bleiben.[5])

---

1) Dr. Brenner-Schäffer, Darstellung der sanitätl. Volkssitte etc. S. 14.

2) J. Wolfsteiner in der „Bavaria.“ Bd. II. Abth. 1. S. 337.

3) Dr. Pauli, Die in der Pfalz üblichen Volksheilmittel. S. 101. Ausführlicheres über bairische Verhältnisse findet man in: Dr. G. Lammert, Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Baiern und den angrenzenden Bezirken. Würzburg 1869. S. 113, besonders S. 119 ff.

4) Dr. Buck, Medic. Volksglauben aus Schwaben. 1865.

5) C. Michaelis, Ueber die körperliche Erziehung der Kinder etc. Zwickau. S. 9 und 11.

Bei schwachen Kindern geben die Siebenbürger Sachsen in das Badewasser Eidotter, Kornkleie, Holzkohle, Kräuter und, wenn die Geschlechtstheile des neugeborenen Knaben durch Quetschungen bei der Geburt angeschwollen, eine Nuss, welche mit dem Badewasser erwärmt und bis zur Heilung des Kindes immer in dasselbe hineingegeben wird. In Scharosch bei Fogarasch (Siebenbürgen) wird ein frisches Ei in's erste Bad gelegt und die Wöchnerin giesst auch ihre erste Milch in dasselbe. Joh. Hillner[1]) bemerkt dazu, dass Nuss und Aepfel Symbole der Göttin der Wiedererneuerung und Verjüngung „Iduna" sind.

Während dies vorzugsweise sympathetische Kuren sind, zu denen auch die Heilmethoden bei Bruchschäden des Kindes gehören (Durchstecken des Kindes durch einen gespaltenen jungen Baum, der dann wieder zusammenwachsen muss; der Zauber mit den abgeschnittenen Fingernägeln, die man unter mystischem Hocuspocus in ein Astloch steckt), müssen wir noch einige in der Schweiz bei Kinderkrankheiten gebräuchliche arzneiliche Kuren anführen. Gegen des Kindes Laubflecken, Sommersprossen, siedet man drei Gartenkröten zum Waschwasser. Gegen die häutige Bräune siedet man aus einer Handvoll Hauswurz und 6 lebendigen Kröten ein Gurgelwasser. Kindern, die den Harn nicht halten können, giebt man jene Fischchen gedörrt auf zweimal nüchtern zu trinken, die man im Bauche des Hechtes finden kann. Der Mutter nüchterner Speichel heilt des Kindes entzündetes Auge. Kinder muss man in der Masernkrankheit mit Erbsenbrühe waschen, so werden die Stupfen flacher und die Masern verwachsen. Gegen Blasenschwäche und damit es sich nicht zu oft netze, bekommt das Kind drei rothe Läuschen. Kindsbrüchlein heilt man dadurch, dass man im Mai vier Maulwürfe fängt und deren Magen in Wein gesotten, dann gepulvert alle Morgen eingiebt. Die äussersten drei Gliedlein vom Hasenschwänzlein werden gepulvert und helfen dem Kinde gegen das Freischlich (Kindswehe). Gegen das schwere Zahnen der Kinder sammelt man 20 Mohren- oder Kelleressel (Multipes) im Hauskeller, stampft sie im Mörser und presst sie durch ein Tuch; ihr Saft wird mit Fleischbrühe dem zahnenden Kinde den Tag über zwischen 9 und 10 und 4 bis 5 Uhr löffelweise eingegeben. Hat das Kind den „rothen Schaden," so giebt man ihm den Absud des Krautes Heilallerwelt (Agrimonium eupatorium) zu trinken.[2])

Fragt man nach dem Ursprung der in deutschen Kinderstuben gebräuchlichen Volksmittel, so findet man viele derselben schon in den von Rösslin, Rueff u. A. geschriebenen Hebammenbüchern des 16. Jahrhunderts. Die Hebammen jener Zeit galten als die klugen Rathgeberinnen; aber ihre Lehrherren, jene Aerzte, schöpften wiederum ihr ganzes Wissen aus der dürftigen Quelle der mit abergläubischen Verordnungen verquickten älteren Receptsammlungen, sowie aus den Schriften des Hippokrates, Galenus, der

---

1) Gymnasial-Programm. Schässburg 1877. S. 16.
2) Brugger, Receptir-Hds. S. 144.

arabischen Aerzte und des Albertus Magnus. Das Hebammen-Unwesen dieses Zeitalters schildert Rösslin (1513):

„Ich meyn die Hebammen allesampt
Die also gar keyn wyssen handt.
Darzu durch yr hinlessigkeit
Kynd verderben weit und breit.
Und handt so schlechten Fleiss gethon
Dass sie mit Ampt eyn Mort begon."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Missbildung des Neugeborenen.

Die Art und Weise, wie bei den Völkern die an Neugeborenen vorkommenden Missstaltungen aufgefasst werden, hat darin etwas Uebereinstimmendes, dass zumeist die Einwirkungen böser Geister, des Teufels u. s. w. beschuldigt werden. In der Regel werden bei den Urvölkern alle missgebildeten Individuen sofort beseitigt, ja von einigen Völkern, z. B. den Betschuanen, werden nicht blos Missgeburten, sondern auch nur übelgestaltete Kinder der allgemeinen Sitte gemäss ausgesetzt; — die wenigen Abnormitäten, die vorkommen mögen, z. B. Albinos, verschwinden daher alsbald.[1] Es ist demnach sehr schwer zu sagen, ob angeborene Missbildungen bei einem Volke mehr oder weniger häufig vorkommen. In Aegypten kommen sie, wie R. Hartmann[2]) angiebt, häufig vor, dagegen gehören sie in Nubien und Sûdan zu den Seltenheiten.

Die alten Inder meinten, wie aus Susrutas Ayurvedas hervorgeht, dass Verkrümmungen, Verkrüppelungen, Sinnesfehler und Verkümmerungen der Neugeborenen dadurch erzeugt worden wären, dass sich die Mutter während der Schwangerschaft geängstigt habe, indem man ihre Gelüste nicht genügend befriedigt und hierdurch eine Nervenverstimmung bei ihr veranlasst habe. Die gleiche Anschauung wiederholt sich bei vielen Völkern. (Vergl. die Kapitel: „Das Versehen" und „Die Gelüste" Band I. S. 32 und 33.)

Wir werden im nächstfolgenden Kapitel besprechen, wie leicht und schnell sich viele Nationen der Kinder insbesondere der missgestalteten entäussern. Hier nur einige Beispiele:

Bei den Negern der Landschaft Fetu an der Goldküste wird jedes Neugeborene genau untersucht, ob es einen Fehler hat, und man tödtet es, wenn man einen solchen findet.[3]) Auch die Botokuden, wie viele andere Völker, die ich im nächstfolgenden Kapitel nenne, tödten die verkrüppelten Kinder;

1) Dr. Fritsch, Archiv f. Anat. 1867. S. 769.
2) R. Hartmann, Naturgesch.-medicin. Skizze etc. S. 405.
3) W. J. Müller, Die afrikan., an d. guianischen Goldküste gelegene Landschaft Fetu. Nürnberg 1675.

ein mir befreundeter Reisender sah, dass ein Botokuden-Weib ihr missgebildetes Kind in den Fluss warf. Wird einem Basuto-Weibe ein Kind geboren, so wird es zunächst untersucht, ob es auch in jeder Hinsicht gesund und wohlgestaltet ist. Ist es mit irgend einem Fehl behaftet, und als solcher gilt schon das Vorhandensein von Zähnen, so wird es sofort getödtet, denn eine Missgeburt bedeutet grosses Unglück. Wird ihr das Leben geschenkt, so bleibt gewiss der Regen aus und Dürre, Hunger und Krieg treten ein. Um diese Unglücksfälle zu verhüten, wird das Kind in einem mit Wasser gefüllten Gefäss ersäuft und dann dem Vater mitgetheilt, es sei todt geboren.[1])

Missgeburten werden auch bei den Negern der Loango-Küste sofort heimlich getödtet; Kinder mit unwesentlichen Verkümmerungen lässt man zuweilen leben, doch vermag die Mutterliebe sie nicht zu retten, wenn der Volksglaube aus irgend welchem Grunde in ihnen Unheilbringer, Träger bösen Zaubers erkennt. Ein missgebildetes, als „Ndodschi" verschrieenes Kind wurde von den Ngangas am Ufer des Chiloango bei Ebbe ausgesetzt, damit die rückkehrende Fluth es fortspüle und „hinführe, woher es gekommen." Es hängt, wie Pechuel-Loesche mittheilt, von der Combination zufälliger Umstände ab, ob ein nicht wohlgebildetes Kind als Ndodschi (Träger bösen Zaubers) oder nur als Muana mu bi (Kind schlecht, hässlich) gilt. Die Mutter trifft keine Schuld. Der Wahn mag sich sogar soweit verirren, ein noch ungeborenes Kind zu beschuldigen; man giebt dann der Mutter die bei Ordalien gebrauchte Giftrinde, im festen Glauben, dass der Ndodschi, wenn ein solcher vorhanden, durch Abortion unschädlich gemacht werde. Sollte freilich die Schwangere selbst erliegen, so ist ja damit ihre eigene Schuld erwiesen.[2]) Bei den Somali dagegen lässt man uneheliche Kinder und Missgeburten am Leben. Letztere sind gewöhnlich ein Gegenstand des Aberglaubens und der Furcht.[3])

Die Griechen übertrugen, wie Platon im Theaitetos sagt, der Hebamme die Pflicht, sogleich nach der Geburt des Kindes zu bestimmen, ob das Geborene wirklich ein Kind sei oder nicht (*ἀλεθινά* oder *εἴδωλα*), und es geht daraus hervor, dass die Hebammen das Recht und die Pflicht hatten, gewisse Formen von missgestalteten Früchten gar nicht als Kinder gelten zu lassen.

So galten auch noch lange Monstra und Molen (sogenannte „Mondkälber") als Erzeugnisse einer Behexung. In der Meinung des deutschen Volkes „geht die Sache nicht mit rechten Dingen zu;" vielleicht wähnte man, dass der Mond einen besonderen Einfluss äussert.

Jetzt betrachtet man in Deutschland, z. B. in Schwaben (Buck), Missgeburten vielfältig als üble Vorbedeutungen oder als Strafe für geheimen Frevel. Muttermäler haben in der Phantasie des Volkes bald Aehnlichkeit mit Dingen, an denen die Schwangeren erschrocken, z. B. mit einem

1) Chr. Stech in „Daheim" 1879. 24. S. 382.
2) Zeitschr. f. Ethnologie 1878. S. 29.
3) Haggenmacher, Petermann's Mittheil. Ergänzungsheft 47.

Hasen, einer Maus, einem rollenden Fass u. s. w., bald mit Speisen, die sie sich vergeblich gewünscht, als Oelküglein, Lebzelten, Kaffee, Aepfel u. s. w. — Noch vor wenig Jahren glaubte das Landvolk in mehreren Gegenden Deutschlands, dass die Eltern eines arg verunstalteten Neugeborenen über Tod und Leben desselben zu verfügen das Recht hätten. Unter Anderem wurde in der Gegend von Breslau ein Arzt zu einem ohne Arme und Beine geborenen Neugeborenen gerufen, um an demselben Henkersdienste zu verrichten, denn man meinte dort allgemein, dass so missgestaltete Kinder getödtet werden müssten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Kindermord und das Aussetzen der Kinder.

Die entsetzliche Thatsache, dass bei ausserordentlich vielen Völkern sich die Eltern ihrer neugeborenen Kinder entledigen, nöthigt uns, im Folgenden einen ernsten Blick auf diese Nachtseite der Sittengeschichte zu werfen. Das Gefühl empört sich, wenn man sieht, in welcher wahrhaft inhumanen Art und Weise die Eltern sich völlig gleichgültig des schönsten Geschenkes, das ihnen die Natur gab, bald wieder entäussern, und wie Sitte und Gewohnheit die heilige Empfindung der Liebe zu den eigenen Sprösslingen in den Eltern ganz und gar vernichten konnte. „Nur vereinzelt,“ sagt Haberland, „und als Anzeichen tiefer Verworfenheit oder als Folge jugendlichen Leichtsinns und aus Furcht vor Schande in den Augen der Welt kommt in den modernen Kulturstaaten der Kindermord vor, unserer Moral das unnatürlichste der Verbrechen, welches den Menschen tiefer als die meisten der höheren Thiere stellt. Und doch haben fast alle diese Völker in früheren Zeiten die Periode gehabt, wo er häufiger statthatte, wo er nicht als Verbrechen angesehen war, wo das noch nicht entwickelte sittliche Gefühl nicht vor ihm zurückschreckte; und noch heute finden wir auf demselben Standpunkte die meisten der im Naturzustande verharrenden Völkerschaften.“

Allein die Gründe, die psychologischen Motive, welche unter den verschiedenen Völkern die Eltern veranlassen, sich des abscheulichsten Vergehens gegen die Menschlichkeit schuldig zu machen, ohne dass sie von einer innern Stimme irgendwie zurückgehalten werden, sind, wie wir sehen werden, ausserordentlich mannigfach. Ueber den Grund der weiten Verbreitung des Kindesmordes sagt Haberland: „Hauptsächlich ist es wohl die Schwierigkeit, den Lebensunterhalt zu erwerben, welche die Wilden mit bösen Augen auf eine zahlreiche Nachkommenschaft blicken lässt. Das Thier bedarf nur kurze Zeit der Hülfe seiner Erzeuger zur Ernährung, der Mensch ist auf

sie viele Jahre hindurch angewiesen und hat als Gegenleistung nichts zu bieten als die Freude, welche seine Erzeuger an ihm als ihrem Werke finden können, als wie Object zu sein für angenehme Gefühle, welche die Natur allerdings in die Brust des Menschen gelegt hat, deren Stärke und Werthschätzung aber von dem Grade seiner geistigen und gemüthlichen Ausbildung abhängig ist. Dem Wilden muss daher ein grosser Kinderreichthum nur als eine Erschwerung seiner Existenz und namentlich für Zeiten des Mangels, welche für ihn periodisch wiederkehren, eine Beschränkung desselben sehr wünschenswerth erscheinen. Ihn hindert nichts, sich der unnützen Mitesser zu entledigen oder bei der Geburt schon dafür zu sorgen, dass das kleine Wesen, welches noch durch kein Band mit dem Vater verknüpft ist, nicht die Zahl derselben vermehre."

Den Eltern fehlt das Bewusstsein der Immoralität dieser Handlung; sie scheuen sich nicht, den Mord ohne Weiteres einzugestehen; auf Tahiti können sie nicht begreifen, dass der Europäer den Kindermord tadelt. Auf Neuseeland stimmt man über der Leiche des gemordeten Kindes dieselbe Klage an, als ob das Kind eines natürlichen Todes gestorben sei, auf Viti und Hawai begräbt man die Leiche im eigenen Schlafgemach, in Australien (im Süden) verzehren die Mütter das eigene Kind!

Bald glaubt man den Göttern dadurch, dass man ihnen das Liebste, was man hat, zum Opfer darbringt, das unwiderleglichste Zeugniss der höchsten Verehrung kund geben zu müssen; bald meinen die Eltern ihre Kinder durch sofortiges Tödten vor den schlimmen Gefahren und vor dem Elende des Lebens am sichersten zu bewahren; bald wollen sie auch nur selbst möglichst schnell der Sorge um das Kind enthoben sein. Indem wir durch Vorführen der Thatsachen im Einzelnen auf diese und ähnliche Motive aufmerksam machen, enthalten wir uns vorläufig allgemeiner Betrachtungen. Die Geschichte des Kindermordes selbst ist es, die deutlicher als jedes weitere Raisonnement zur Erkenntniss derjenigen sittlichen Momente verhilft, welche die grösste Rolle spielten bei der Erscheinung eines allgemeinen Brauches, die Kinder zu morden und auszusetzen. Die vor mehreren Jahren von Dr. Franz J. Hügel[1]) bearbeitete Geschichte dieser schrecklichen Unsitte wurde in Folgendem von uns nebst anderen Quellen benutzt. Wir wenden uns zunächst zu den alten, dann zu den jetzigen Völkern.

Fast alle Völker, die auf niederer Culturstufe stehen, erkennen dem Vater die volle Gewalt über Leben und Tod des neugeborenen Kindes zu. Allein es giebt doch auch Ausnahmen, in welchen die Macht des Vaters durch Sitte und Herkommen in dieser Beziehung beschränkt ist. Unter den Pehuenche fordern die Verwandten der Mutter Rechenschaft des Vaters über

1) „Das Findelwesen Europa's" im Jahrb. für Gesetzeskunde und Statistik I. Wien 1862. S. 272 — Reinecke, Diss. de expositione infantum. 1844. — Prof. Dr. Jac. Becker, Die Behandlung verlassener Kinder im Alterthum. Frankfurt 1871. — Dr. Wilh. Platz, Geschichte des Verbrechens der Aussetzung unter besonderer Berücksichtigung seines Zusammenhanges mit dem Familienrechte von den ältesten Zeiten bis in's 16. Jahrh. Stuttgart 1876. — Der Kindermord als Volkssitte, von Carl Haberland im Globus 1880. Nr. 2. S. 25.

den Mord seines Kindes und sie verlangen Vergeltung, die meist durch Geldbusse gesühnt wird. In Neuseeland gilt das Kind zugleich als Stammeseigenthum und in Folge dessen macht der Stamm den Vater für das Leben des Kindes verantwortlich. Bei den alten Deutschen legte der Rechtsbrauch dem Vater insofern Beschränkung auf, als das Gesetz den Mord durch Aussetzen des Kindes verbot, sobald dasselbe die geringste Nahrung, wie Milch oder Honig, wenn auch nur einen Tropfen davon, zu sich genommen, oder sobald es die Wände beschrien hatte.

Bei rohen Völkern überlässt man es aber auch der freien Wahl der Mutter, ob sie das Kind, welchem sie das Leben schenkte, auch fernerhin erhalten will.

Wir werden in Folgendem nach diesen und anderen Richtungen hin specielle Beispiele anführen.

---

1. Bei den alten Völkern.

Bei den alten Persern war bis nach der Eroberung Persiens durch die Chalifen der Kindermord gestattet und cultusgemäss bei bestimmten Opfern vorgeschrieben. Als man später eine Zunahme der Bevölkerung wünschte, ward der Kindermord verboten. Im Jahr 1294 wurde eine Findlings-Versorgungs-Anstalt in Persien errichtet. Nach Haidenstamm lassen die Schah, wenn sie zu viele Kinder haben, dieselben morden; doch berichten Polak und Andere nichts davon.

In Arabien waren in den ältesten Zeiten besonders die weiblichen Kindermorde gestattet. Als Arabien mit Beginn der Osmanen-Herrschaft unter den Einfluss der theologisch-juridischen Disciplin kam, wurden die Kindermorde verboten. Noch zu Mohammeds Zeiten muss der Kindermord nichts Ungewöhnliches in Arabien gewesen sein, denn im Koran wird diese Unsitte hart getadelt: „Ihr sollt Eure Kinder, aus Furcht, in die Armuth zu gerathen, nicht tödten; denn wir wollen sie erhalten, so wie wir Euch erhalten.“ [1]) Insbesondere wurden Mädchen getödtet, denn der Koran sagt hierüber: „Hört der Araber, dass ihm eine Tochter geboren wurde, so färbt die Traurigkeit sein Angesicht schwarz; diese Nachricht dünkt ihm ein so schmähliches Uebel, dass er sich vor keinem Menschen sehen lässt, und er ist zweifelhaft, ob er die ihm geborene Tochter zu seiner Unehre behalten, oder ob er sie in die Erde scharren soll.“ [2]) Allein der Koran selbst bezeichnet den Kindermord als eine entsetzliche Sünde. [3])

Bei den Aegyptern war nach Sextus Empiricus in den ältesten Zeiten der Kindermord gestattet. Später wurden nach Diodorus Siculus die Mörder von Neugeborenen verurtheilt, deren Leichname durch drei Tage

1) Koran, Deutsche Ausgabe von Wahl, Sure VI. S. 114.
2) Sure XVI. S. 216.
3) Sure XVII. S. 229.

und Nächte in Gegenwart einer Wache zu umarmen. Auch die Aussetzungen wurden als Verbrechen behandelt. Unter den Völkern des Sesostris und Pharao's kamen die Kindermorde sehr selten vor.

Die Phönizier und wohl alle Völker, die den Moloch-Dienst angenommen hatten, brachten diesem Gott Menschen- und namentlich auch Kinderopfer. So wurden in Carthago nach Estrup schon in den frühesten Zeiten dem Moloch Kinder als Opfer dargebracht. Nach Strabo wurden hier alle zwei Monate alten Kinder einem Tribunal übergeben, welches aus den Mienen der Kinder urtheilte, ob sie legitim seien oder nicht; wurden sie als illegitim erkannt, so ermordete man sie. Nach Silius bestand hier ein dem „Saturn" (wahrscheinlich Moloch) geweihter Tempel, in welchem man Kinderopfer brachte. — Auch die Ammoniter, ein an den Grenzen des israelitischen Landes wohnender Volksstamm, opferten dem Moloch Kinder. Bekanntlich brachten gleichfalls die Juden in der Wüste diesem Gotte Menschenopfer.

Bei den Hebräern hatten die Väter nach der Bestimmung des göttlichen Gesetzes ein Recht über Leben und Tod ihrer Kinder. Moses beschränkte dieses, indem er verbot, ohne Zustimmung des Senats Kinder zu morden. Kindermord und Abtreibungen der Frucht wurden nach dem Gesetz todeswürdige Verbrechen. Das Aussetzen der Kinder widerstrebt der ganzen Sinnesweise des Volkes; jedenfalls kam es nur selten vor. „Vom Kindermord," sagt Trusen,[1] „schweigt die heilige Schrift ganz, und es scheint derselbe unter den alten Hebräern nicht vorgekommen zu sein, da alle die Ursachen, welche in neueren Staaten ihn veranlassen, nach der israelitischen Verfassung wegfielen. Auch vom Aussetzen der Kinder findet sich bei den alten Hebräern nur ein Beispiel; denn die Aussetzung des Moses ist weniger als solche, vielmehr als eine Rettung vor den Gefahren anzusehen, womit die männliche Geburt in Aegypten bedroht war." In Judäa kannte man Kindermorde, Aussetzungen und Fruchtabtreibungen auch deshalb nicht, weil man unter den Neugeborenen noch immer den Messias mit Ungeduld erwartete. Als nach Salomon's Tod (978 v. Chr. Geb.) das hebräische Reich in das Reich Juda unter Rehabeam und das Reich Israel unter Jerobeam zerfiel, wurde das Verbot der Kindermorde und der Aussetzungen aufrecht erhalten. Tacitus (56 v. Chr. Geb.) führt an, dass die Kindermorde und die Aussetzungen, welche jenem gleichgehalten wurden, verboten waren. Vom Elende gedrängt, durften die Juden ihre Kinder verkaufen.

Bei den alten Griechen war das Aussetzen der Kinder sehr gebräuchlich. Am fünften Tage nach der Geburt, wo eine Festfeier gehalten wurde, erklärte der Vater, ob er das Kind annehmen und behalten, oder ob er es aussetzen wollte, denn hierzu berechtigte ihn das Gesetz. Die häufigste Ursache zu dem Entschluss, das Kind auszusetzen, war Armuth. Meist setzte man aber nur Mädchen aus, die man jedoch auch zum Theil verkaufte.

1) J. P. Trusen, Die Sitten, Gebräuche und Krankheiten der alten Hebräer. 2. Aufl. Breslau 1853. S. 137.

Gewöhnlich setzte man die Kinder, in Windeln gewickelt, in einem Gefässe und mit einer Kostbarkeit, einem Ringe, einem Halsbande versehen aus, um sie, wenn die Götter sie leben liessen, daran wieder zu erkennen, oder damit die, welche sie aufnahmen, um so mehr Sorge für sie trügen, wenn sie hoffen könnten, später dafür belohnt zu werden, oder auch, damit sie für die Kostbarkeit das unschuldige Opfer, wenn es starb, begraben liessen (Pouqueville). Das Aussetzen der Kinder erfolgte meist aus Furcht vor der Zersplitterung des Vermögens. Nur die Thebaner verboten die Aussetzung. Sie erliessen ein Gesetz, welches den Eltern, die ihre Kinder nicht ernähren konnten, gebot, sie der Obrigkeit zu überliefern. Diese trug Sorge für ihre Erziehung, und die Kinder mussten, wenn sie erwachsen waren, durch ihre Dienste dem Staate seine Sorge vergelten. Lykurgos (880 v. Chr.), der spartanische Gesetzgeber, verordnete, dass die Kinder gleich nach der Geburt vor die Aeltesten gebracht würden; denn er war der Ansicht, dass die Kinder nicht besonderes Eigenthum der Väter, sondern Gemeingut des Vaterlandes seien. Wenn man sie bei sorgfältiger Besichtigung gut gebaut und stark fand, so befahlen die Aeltesten, sie aufzuziehen; war ein Kind aber schwach oder missgestaltet, so liessen sie es in einen Abgrund am Berge Taygetos hinabwerfen.

Bei den alten Römern war dem Vater gleichfalls ein absolutes Recht über Leben und Tod seines Kindes zugestanden. Er konnte seine Kinder wie Sklaven verkaufen, aussetzen, tödten oder anerkennen und aufziehen, wie er wollte. Es war Regierungsmaxime, nur insoweit den Zuwachs der Bevölkerung zu begünstigen, als es die Herbeischaffung der nöthigen Zahl von Vaterlands-Vertheidigern erheischte, und als es die Geldmittel der Republik zur möglichen Erhaltung aller Staatsbürger erlaubten. Diese Maxime wurde auch auf die Rechte der väterlichen Gewalt übertragen. Die Familienväter agnoscirten nur so viele Kinder, als ihnen zur Fortpflanzung ihres Stammes nöthig schien und als es ihre pecuniären Verhältnisse gestatteten. Nach Dionysios von Halicarnass galt noch im Jahre 277 n. d. Erb. Roms ein Gesetz, welches dem Romulus zugeschrieben wurde, nach welchem missgestaltete Kinder, sobald sie von fünf Zeugen als Missgeburten erkannt waren, getödtet und drei Jahr alte Mädchen ausgesetzt werden durften. Numa verordnete jedoch, dass nur uneheliche Kinder ausgesetzt werden. Unter den Decemvirn wurde aber sogar der Mord erwachsener Kinder gestattet. Unter Tarquinius Superbus wurden zur Sühne der Göttin Mania Massen von Kindern geopfert. Junius Brutus stellte diese Hinschlachtungen ab. Das Gesetz der 12 Tafeln gestattete die augenblickliche Tödtung missgestalteter Kinder und die dreimalige Verkaufung ehelicher Kinder. Die Kinder wurden in der Regel bei der Columna Lactaria ausgesetzt. Seneca meinte: „die ausgesetzten Kinder zählten nicht, weil sie nach dem Gesetz Sklaven seien.“ In der That wurden ausgesetzte und von Privaten angenommene Findlinge als Sklaven betrachtet. Die Zahl der Findlinge war sehr bedeutend; diese anomalen Zustände dauerten bis zu Cäsar's Tod (Hügel).

Erst unter Trajan (98 v. Chr.) wurde bestimmt, dass von Freigeborenen abstammende Findlinge von der Sklaverei ausgeschlossen bleiben. Julius Paulus war der Erste, welcher sich gegen die Aussetzung der Neugeborenen aussprach. Im Justinianischen Rechte galt Tödtung des Kindes als Parricidium. Die Erhebung des Christenthums unter Constantin dem Grossen brach die Bahn für eine mildere Auffassung der socialen Stellung jener unglücklichen Geschöpfe. Dieser Fürst missbilligte wohl die oben genannten Verbrechen gegen die Neugeborenen und Findlinge, aber er verhängte keine positiven Strafen[1]) und glaubte genug gethan zu haben, indem er sich bestrebte, die Ursachen zu beseitigen. Er verordnete für Italien und später für Afrika, dass Kinder armer Eltern auf Staatskosten, oder aus seiner Privatkasse in Pflegeorten gehalten werden sollten. Nachdem die Auslagen für ihre Erhaltung unerschwinglich wurden, empfahl er, ihr Schicksal der Privatwohlthätigkeit anheimzustellen und Alles „secundum statuta priorum principum“ einzurichten. Um diese Zeit traten die Kirchenväter auf; sie erklärten jede Aussetzung als einen Mord, eiferten gegen den Kindermord und kauften die in Sklaverei weilenden Findlinge los. Nunmehr begann eine bessere Aera zum Schutze der Neugeborenen, indem sich die christliche Humanität der Unglücklichen annahm. Aber auch die Geschichte der Findelhäuser in christlicher Zeit weist eine Reihe höchst trauriger Thatsachen auf.

Die Kelten legten die neugeborenen Kinder auf einem Schilde in's Wasser. Die Sarmaten und Slaven tödteten oder setzten schwache und missgestaltete Kinder aus. Die alten Skandinavier, besonders die Normannen, pflegten vorzugsweise Töchter in's Wasser durch Sklaven werfen zu lassen.[2])

Ueber die Germanen sagt Tacitus (Germania Kap. 19): „Der Zahl seiner Kinder ein Ziel zu setzen oder ein nachgeborenes zu tödten, gilt bei ihnen für Frevel und mehr wirken dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze.“ — Doch hatte nach späteren Zeugnissen, die Jacob Grimm[3]) anführt, nach altdeutschem Rechtsgebrauch der Vater den freien Willen, sein Kind auszusetzen. Sein erstes und ältestes Recht bei der Geburt des Kindes ermächtigte ihn, es „aufzunehmen“ (tollere, ἀναιρεῖσθαι) oder „auszusetzen“ (exponere). Das Neugeborene lag auf dem Boden, bis der Vater sich erklärte, ob er es leben lassen will oder nicht. Im ersteren Falle „hebt“ er das Kind, und nun erst wird es mit Wasser besprengt und ihm ein Name gegeben. Wollte er aber das auf der Erde liegende Kind nicht aufziehen, so hiess er es aussetzen. Man wollte hiermit das Kind nicht unbedingt tödten, vielmehr überliess man es dem Zufall, ob sich ein Anderer des Findlings erbarmen will. In den altdeutschen Sagen galten als Gründe der Aussetzung: Missgeburt, Schwächlichkeit, uneheliche und verbrecherische Zeugung; auch

1) Er erlaubte sogar, dass eben geborene Kinder (sanguinolenti) im Falle der Noth vom Vater verkauft werden dürfen (Lex 2 C. de patr. qui fil. suos distraxerunt IV. 43).

2) W. Stricker, Archiv f. Anthropologie. Bd. V. S. 451.

3) J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Gött. 1828. S. 455.

wurden solche Kinder nicht aufgezogen, die kein vorwurfsloses, freies Leben führen durften; endlich durften bei grosser Armuth die Eltern ihr Kind aussetzen in der Hoffnung, dass der Finder sich des Verlassenen annehmen werde. Schon Grimm macht in seinen Rechtsalterthümern (403) darauf aufmerksam, dass bei den alten Deutschen über die Geburt eines Mädchens in den Volksgebräuchen weit weniger Freude bekundet wurde, als über die Ankunft eines Knaben; die Mädchen wurden auch bei den Germanen weit häufiger ausgesetzt als die Knaben, da es den Armen immer leichter ward, einen Knaben aufzuziehen. Nach Weinhold konnte die Mädchen das harte Geschick schon dann treffen, wenn in der Familie keine oder nur wenige Söhne und viele Töchter geboren wurden.[1]) — Erst mit der Einführung des Christenthums wurde durch Gesetze (z. B. das fränkische Capitulare) das Aussetzen mit Strafe belegt. — Uebrigens durfte die Aussetzung nur geschehen, ehe das Kind noch ein Recht auf Leben erworben hatte, sonst galt sie für Mord. Im Norden (Norwegen und Island) durfte eine Aussetzung nur stattfinden vor der Lustration mit Wasser, die auch schon unter den Heiden gebräuchlich war; die Mütter pflegten neben den Aussetzling Salz zu legen, als ein Zeichen, dass er die Taufe noch nicht empfangen habe. Auch durfte der Aussetzling noch gar nichts genossen haben; ein Tropfen Milch oder Honig sicherte ihm sein Leben. Die Aussetzung pflegte nach den Volkssagen in den Wald unter einen Baum, oder auf's Wasser in einer Kiste zu geschehen. Zur christlichen Zeit wurden die Kinder vor die Kirchthüren gesetzt. Schliesslich durfte der Vater seine Kinder als „Unfreie" verkaufen.

Die Aussetzung bildet im älteren südgermanischen Rechte keinen selbstständigen Verbrechensbegriff, sondern zieht, abgesehen von dem etwa eintretenden und dann als solchen strafbaren Erfolge nur kirchliche Strafen und civilrechtliche Folgen nach sich; erst allmälich (im 15. Jahrhundert?) löst sich Aussetzung von Tödtung und anderen verwandten Begriffen los.[2])

Noch zur jetzigen Zeit begegnet man in Deutschland nicht selten solchen Fällen, in denen die Kinder „ausgeboten" werden, um sie bei mitleidigen Menschen unterzubringen. Unter Anderem fand sich in einer Nummer des „Anzeigers zur Gartenlaube" (April 1876) die Anzeige, dass „ein hübsches Kind gegen einmalige Zahlung von 2000 Thalern abzulassen ist," postlagernd Crefeld. Heutzutage findet man solche Angebote beinahe jeden Tag in gewissen Zeitungen.

In alter Zeit wurden in Deutschland Kinder gleichsam als Opfer unter gewissen Umständen bei Errichtung grosser Gebäude eingemauert, um die göttlichen Mächte, vielleicht den Wodan, zu versöhnen. Grimm, Köhler[3]) und Andere führen Volkssagen an, welche auf diesen Brauch hindeuten. Eingemauert soll ein Kind im Schloss Vestenberg sein, welches eine

---

1) K. Weinhold, Altnordisches Leben. Berlin 1856. S. 260. — Derselbe, Die deutschen Frauen. 2. Aufl. Wien 1882. I. S. 90.

2) Platz, Geschichte des Verbrechens der Aussetzung. Stuttgart 1876.

3) Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 2. Aufl. Berlin 1869. S. 281.

Mutter um vieles Geld hergegeben hatte. In welcher Weise sich noch zu unserer Zeit dergleichen Mythen bilden, ist aus der sich schnell weithin verbreitenden abergläubischen Meinung zu erkennen, dass in der Eisenbahnbrücke über das Göltschthal ein Kind eingemauert worden sei. Weitere Belege dazu findet man bei Panzer;[1]) manche auf das frühere Vorkommen des Einmauerns von Kindern hindeutende Thatsachen führten wir im ersten Bande Seite 82 an.

---

2. Bei den jetzigen Völkern.

Wenn wir die jetzigen Völkerschaften einer Musterung unterwerfen, so tritt uns sofort die ebenso schreckliche wie traurige Thatsache entgegen, dass sowohl viele halbcivilisirte, als auch ungemein zahlreiche, noch gar nicht von der Civilisation berührte Völker in einem hohen Grade der grossen Unsitte des Kindermordes huldigen. Die Erscheinung ist gar nicht wegzuläugnen, dass viele sogenannte „Naturvölker" oder „Urvölker," also scheinbar ganz unverdorbene Völkergruppen, das Tödten der eigenen Kinder durch die Eltern keineswegs als etwas Schlimmes, als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, oder auch nur als ein leichtes „Vergehen" gegen eigenes Fleisch und Blut betrachten. Vielmehr ist ihrem Gefühle das Tödten eines neugeborenen Kindes so wenig zuwider, dass sich sogar diese Handlung zu einer eigentlichen „Volkssitte" ausbilden konnte, die in den Augen Aller ihre volle Rechtfertigung findet. Wenn wir irgendwie im Volksbewusstsein das sogenannte „Gewissen" vollständig vermissen, so ist dies ganz bestimmt in dieser Angelegenheit, d. h. in der Kindestödtung als „Volksgebrauch" der Fall.

Als solcher tritt die Kindestödtung ganz offen und ohne Scheu zu Tage, während etwas ganz Anderes in culturhistorischer Hinsicht das heimliche Tödten der Neugeborenen bei Culturvölkern zu bedeuten hat; hier ist das Motiv zumeist die Furcht vor Schande, das Bestreben, eine uneheliche Geburt zu verheimlichen, und sowohl die Sitte, als auch die Gesetze verpönen die That, in welcher die Naturvölker nur selten etwas Strafbares finden.

Selbst der „Instinct," dieser, wie man sagt, unbewusst waltende Selbsterhaltungstrieb der Völker, kommt hier nicht zur leisesten Geltung. Denn durch die Kindestödtung sterben, wie in Folge noch anderer schlimmer Einwirkungen (Seuchen, Unmässigkeit u. s. w.), viele Völkerschaften in unserem Zeitalter aus, so dass man sagen kann, die betreffende Völkerschaft arbeite an ihrem eigenen Untergange. Allerdings zeigt sich, wenn wir nach den Ursachen dieser schändlichen Sitten fragen, gewissermaassen die Regung eines Selbsterhaltungstriebes der eigenen Familie; denn es ist fast überall die Noth und die Sorge um die Ernährung der Familienmitglieder, wie insbesondere um Beschaffung der Lebensbedürfnisse des Neugeborenen, welche als directe Veranlassung zur Kindestödtung in der Regel angegeben werden.

---

1) Bayerische Sagen und Bräuche. 2. Bd. München 1855. S. 254 und 559.

Allein hier bringt der Kampf um's Dasein nicht blos in den Einzelfällen das schwächste Wesen zum Verderben, sondern auch durch Mangel an Nachwuchs die ganze Gemeinschaft des Volkes zum Aussterben. Denn es ist nicht bloss die Tödtung der Neugeborenen, durch welche man den jüngsten kaum zum Leben erwachten Sprössling und sich selbst vor drohendem Hunger, vor Noth und Elend schützen will, sondern meist geht neben der Sitte der Kindestödtung auch die fast noch verderblichere Sitte der Kindesabtreibung nebenher, eine Unsitte, deren Ausbreitung und Folgen wir an einem anderen Orte besprechen werden. Wir können sagen, dass mit solchen Gebräuchen recht auffallend die Annahme eines „Instinktes der Urvölker" widerlegt wird, d. h. eines die Völker zu zweckmässigen Handlungen führenden „Selbsterhaltungstriebes."

So interessiren uns denn nicht nur die kaltblütige Art und Weise, mit der sich bei unzähligen Naturvölkern die Eltern, insbesondere die Mütter, ihrer neugeborenen Sprösslinge entledigen, sondern auch die Gründe, die sie zumeist als Motive ihrer scheusslichen Handlung angeben. Das Kind soll ihrer Meinung nach davor bewahrt werden, das ihm bevorstehende Elend des Lebens zu erfahren. Ein ethisches, nach unseren Begriffen von Moral allerdings unberechtigtes Gefühl ist es daher, das sich hier als „Mitleid" mit dem von traurigem Schicksal bedrohten kleinen Wesen ausspricht. Allein es sind auch gewiss höchst bemitleidenswerthe, armselige Lebensverhältnisse, die das Gefühl der Elternliebe völlig ersticken und den Tod des Kindes als eine Wohlthat für dasselbe erscheinen lassen.

Die Tödtung des Kindes tritt bei vielen Völkern in der Form des Aussetzens derselben auf. Man scheut sich, direct Hand an das Leben des unglücklichen Wesens zu legen; vielmehr entledigt man sich desselben, indem man es einfach abseits legt und seinem Schicksal, d. h. dem Verderben, anheimfallen lässt. Dies ist vorzugsweise bei den Völkern im hohen Norden Amerika's der Fall. So kommt das Aussetzen der Kinder bei den Indianern in Alaska in Folge des Nahrungsmangels häufig vor (Lincoln nach Dall). Von den Eskimo (Inuit) des Smith-Sundes berichtet Dr. Emil Bessels:[1] „Die Zahl der Kinder einer Familie beträgt bei ihnen durchschnittlich zwei; was darüber ist, wird meistens getödtet, indem die Mutter das Kleine entweder strangulirt oder es an einem entlegenen Orte aussetzt und dem Hungertode oder dem Tode durch Erfrieren preisgiebt. Zuweilen kommt es vor, dass Säuglinge zur Zeit der Ebbe in die Spalte gelegt werden, welche zwischen dem festliegenden Küsteneise und dem beweglichen Packeise entstehen; bei steigender Fluth presst die bewegliche Masse das Kind zu Tode, wenn es nicht schon erfroren war. Man scheint hierbei weniger auf das Geschlecht, ob Knabe oder Mädchen, zu achten." Bessels erlebte einen Fall, dass die Mutter das jüngste ihrer drei Kinder, ein Knäblein von fünf Monaten, eigenhändig erdrosselte, um der Nahrungssorgen überhoben zu

1) Archiv f. Anthropol. VIII. Band. 2. Heft. S. 112.

sein, als ihr Mann starb; Vater und Sohn fanden in demselben Grabe Platz. Bessels[1]) erzählt: „Als der Eskimo in Ita, Namens Majuk, starb, welcher drei Kinder hinterliess, wurde das Jüngste, ein Knabe, von der Mutter erdrosselt und zusammen mit dem Vater verscharrt. Zwei unserer Leute suchten den Kleinen zu retten. Es gelang ihnen auch, sein Leben um einige Stunden zu verlängern; allein als sie die Mutter kurze Zeit unbewacht liessen, vollbrachte diese die That." — Dagegen konnte Pelitot bei den Eskimo am Mackenzie-Fluss von Kindstödtung nichts bemerken.

Die Kutschin-Indianer im Norden Amerika's tödten die neugeborenen Mädchen; die Mütter thun dies, um ihren Kindern das Elend und die Leiden zu ersparen, die sie selbst erdulden müssen.[2]) — Da bei den Pimas, einem Indianerstamme Nordamerika's, nach dem Tode eines Mannes dessen Besitzthum zerstört wird, so dass seine Wittwe und die Kinder der Armuth verfallen, so ist unter ihnen Kindermord vor und nach der Geburt sehr häufig.[3]) — Die Indianer in Californien übten sonst den Kindermord, weil die Mütter nicht die Mittel hatten, die Kinder zu ernähren; erst Pater Salva Fierra konnte dem barbarischen Gebrauche ein Ende machen.[4])

In Nicaragua (Mittelamerika) muss früher unter den Indianern Kindermord gebräuchlich gewesen sein; wenigstens deuten darauf die Worte Peter Martyr's: „Hier opfern sie den Götzen das Blut ihrer Kinder, welches sie durch eine Höhlung im Nacken giessen." Boyle, ein Reisender, meint, dass viele der Götzenbilder sowohl im chontalischen Hochlande, wie auf den Inseln im See von Nicaragua im Nacken eine eingebohrte Höhlung zeigten, die den Ausspruch Peter Martyr's erklärlich macht.

Dass die Mutter ihr neugeborenes Kind tödtet, kommt bei den Indianern Südamerika's oft vor.[5]) Ist bei den Patagoniern ein Kind geboren worden, so entscheiden Vater und Mutter über Tod oder Leben des Kindes, welches sie, wenn ihnen das in den Sinn kommt, erdrosseln und an einen Ort tragen, wo es die Beute der Hunde wird. Bei den Moxos-Indianern wurden kleine Kinder mit der Mutter begraben, wenn diese starb. Die Salivas und andere südamerikanische Völker tödten alle missbildeten Kinder, weil sie glauben, böse Geister seien die Ursache der Verunstaltung des Kindes.[6]) — Unförmliche Kinder oder Missgeburten sollen von den Manaos in Südamerika, wie berichtet wird, lebendig begraben werden, und es ist merkwürdig, dass hier ein Gebrauch wiederkehrt, der von den Zigeunern erzählt wird, dass sich nemlich die Familie oder die Bewohner der Hütte heulend so lange im Kreise um die Grube bewegen, bis das Neugeborene gänzlich von der Erde bedeckt ist, die Einer nach dem Andern darauf

1) Bessels, Polar-Expedition. S. 365.
2) Das Ausland 1862. Nr. 25. S. 578.
3) Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Instit. for the Year 1871. Washington 1873.
4) Adelung, Natürl. und bürgerl. Gesch. von Californien. Lemgo 1769. I. 62.
5) Waitz, Anthrop. d. Naturvölker. III. S. 391, 443, 473, 475, 480.
6) v. Humboldt, Reise in die Aequin.-Geg. IV. 27.

wirft.[1]) Die bei vielen Stämmen Südamerika's heimische Sitte der Tödtung der Neugeborenen scheint zusammenzuhängen mit dem Wunsche der Frauen, den Ehemännern gefällig zu sein; bei den Guyacurus ist es sehr häufig, dass die Weiber im Allgemeinen erst vom dreissigsten Jahre an Kinder zu gebären und aufzuziehen anfangen (v. Martius nach Prado). — Von den Guanas erzählt Azara (II. 93), dass die Mütter den grössten Theil ihrer Töchter gleich nach der Geburt tödten, indem sie dieselben lebendig begraben; dies sollen sie thun, um das weibliche Geschlecht nicht zu zahlreich werden zu lassen, dadurch ihm aber ein besseres Loos zu sichern; — und in der That haben die Frauen bei den ackerbauenden Guanas im Ganzen ein besseres Loos, als bei anderen Indianern; bei ihnen heirathen die Mädchen schon mit dem 9. Jahre. Die Mbayas tödten nicht blos weibliche, sondern auch männliche Kinder. Dasselbe berichtet Azara von den ehemals zahlreichen Guyacurus, den Lenguas, sowie den Abiponern. Da die Abiponerin ihre Kinder sehr lange, oft drei Jahre lang säugt, und während dieser Zeit sich des Umgangs mit dem Manne enthält, dieser aber dann nach einer anderen Frau sich umsieht, so tödtet sie oft das Kind gleich nach der Geburt, um keine Nebenfrau dulden zu müssen. Allerdings sagt bezüglich dieser Angaben Azara's der Prinz Max von Neuwied:[2]) „Von diesen unnatürlichen Gebräuchen findet man keine Spur unter den Tupuyas des östlichen Brasiliens, welche auf der untersten Culturstufe stehen. Wiewohl ich Azara's Angaben nicht geradezu für erdichtet erklären kann, so ist es mir doch sehr wahrscheinlich, dass sie auf unzuverlässigen Sagen oder unzulänglichen Beobachtungen begründet sind." Auch Waitz meint: „Azara scheint sie in zu grosser Allgemeinheit des Kindsmords zu beschuldigen." Allein vielleicht beschränkt sich Azara's Mittheilung nur insofern, als bei einigen Völkerschaften nur missgebildete Neugeborene, diese aber wohl immer und wahrscheinlich in ausgedehnter Weise als unvollkommene Wesen bei Seite geschafft werden.

Bei manchen wilden Völkerschaften mag der unter ihnen gebräuchliche Kindermord sehr dazu beitragen, dass sie allmälig aussterben. Dies geht besonders aus folgenden Thatsachen hervor.

Die Eingeborenen Australiens gehen einem raschen Untergange entgegen. Bedrängnisse durch die europäischen Ansiedler und Seuchen (Blattern, Syphilis) mögen das Ihrige hierzu beitragen; aber gewiss auch der Kindermord und die Kindersterblichkeit. Die erste Frage, welche die Mutter unter den Eingeborenen Australiens am unteren Murray bei der Geburt eines Kindes an sich stellt, ist die, ob das neugeborene Wesen dem Leben erhalten werden soll. Ist zu seinem Unglück ein Bruder oder eine Schwester vorhanden, die noch unfähig sind, die Mutter auf ihren Zügen auf eigenen Füssen zu begleiten, so ist sein Tod gewiss, denn zwei Kinder wird und

---

1) v. Martius, Zur Ethnographie Amerika's. S. 590.
2) Max v. Neuwied, Reise nach Brasilien. Frankf. 1821. II. 39.

kann die australische Frau nicht tragen. Das gleiche Loos steht ihm bevor, falls Entstellung oder Schwächlichkeit der Mutter mit grosser Sorge und Mühe drohen. Und sollte des Kindes Aussehen verrathen, dass weisses Blut in seinen Adern fliesst, so wird es unmittelbar der Rache des Mannes zum Opfer fallen. Kinder unverheiratheter Personen sind dem Tode verfallen. Ersticken im Sande, Tödtung durch glühende Kohlen, welche man in die Ohren stopft, sind gewöhnliche Mittel.[1]) Der Körper wird im Feuer verbrannt.[2]) Besonders werden viele Mädchen umgebracht, wodurch man die verhältnissmässig geringe Anzahl der Weiber erklären wollte. Es geschieht dies bald aus Aberglauben, bald blos um der Mühe der Verpflegung überhoben zu sein, bald aus Rache gegen den treulosen Vater des Kindes. Nach R. Oberländer[3]) geschieht das Tödten der Kinder nicht aus Mangel an mütterlicher Anhänglichkeit, sondern ist vom Willen des Stammes abhängig, sowie von der Schwierigkeit, herumziehenden Männern mit Säuglingen zu folgen und dem Mangel an natürlicher Nahrung für solche. Sobald sie so viele Kinder haben, als sie bequem mit sich herumschleppen können, tödten sie die andern gleich nach der Geburt. Am Murray sah Oberländer eine Frau, welche 10—11 ihrer Kinder getödtet hatte. Am Spencer-Golf, Victorialand, an der Moreton-Bai und in Australia felix wurden ausserordentlich viele Kinder umgebracht; das dritte Mädchen ganz gewiss, oft schon das zweite, wenn nicht eine andere Frau es an Kindesstatt annimmt; ja, im Süden sollen die so getödteten von ihren Eltern verzehrt werden. Am Cap York unter den Muralugs zieht man nur sehr selten mehr als drei Kinder auf, im Süden fast nie mehr als vier; die unehelichen werden gleich nach der Geburt ermordet, wenn der Vater nicht dagegen ist, was indess selten vorkommt, und Mädchen, auch rechtmässige, werden oft noch viel später getödtet. Mischlingskinder werden fast immer umgebracht, in Westaustralien durch die Verwandten der Mutter; in anderen Gegenden nur die Knaben, während man gerade die Mädchen auferzieht. In einzelnen Districten von Neu-Süd-Wales und an der Moreton-Bai lässt man aber die Mischlingskinder alle leben. Umgebracht werden die Kinder, welche bei der Geburt grosse Schmerzen verursacht haben, ferner alle Krüppel und stets von Zwillingen das eine Kind. Stirbt die Mutter eines Kindes, so wird dasselbe lebendig mitbegraben, wenn sich für das arme Kind keine Adoptiveltern finden. Diese Sitte kann aus einem ähnlichen Aberglauben stammen, wie ihn die Kaffern haben, dass keine Mutter ein fremdes Kind säugen dürfe. Aberglaube ist oft die Veranlassung zu diesen Morden, jedoch nicht immer; mindestens eben so häufig beruhen sie auf Faulheit oder Rache, letzteres namentlich dann, wenn das Kind von einem Weissen stammt, welcher nach der Zeugung die Mutter verliess. Auch

1) Dies mag wohl nicht richtig sein; denn auf solche Weise ein Kind zu tödten, wird gewiss nicht gelingen und dasselbe nur unnöthig quälen.
2) Karl Emil Jung, „Die Natur" 1878. S. 271.
3) Globus. Bd. 4. S. 279.

wenn Kinder zu dicht auf einander folgen, so tödtet man das zuletzt geborene, damit es seinen Geschwistern nicht die Nahrung nehme.[1])

Den Kindermord halten die Eingeborenen Australiens vor den Weissen so viel als möglich geheim. Die Frau hält ihre Niederkunft an einem vom Lager abgesonderten Platze im Busche ab; es bleibt ihr daher überlassen, ob sie das Kind aufziehen will oder nicht. Die Tödtung erfolgt gleich nach der Geburt. Gegen die Kinder, welche sie leben lassen, zeigen sie bedeutende Zärtlichkeit und versorgen sie. Verkrüppelte Kinder werden nicht immer getödtet, sondern sehr oft mit einer abergläubischen Verehrung behandelt, welche mit dem dunkeln Glauben an böse Geister, deren Werk die Verkrüppelung ist, zusammenhängt.[2])

Die Kinder werden nach Collins[3]) in Australien wenig zärtlich behandelt. „Wegen der Schwierigkeit, womit die Auferziehung der Kinder verbunden ist," tödten die Mütter daselbst oft ihre Kinder (oder treiben sie auch ab), namentlich in Fällen körperlicher Entstellung, oder bei denen, die aus dem Umgange mit Europäern herrühren. Wenn die Mutter stirbt, so wird der Säugling lebend mit in das Grab gelegt, wie dies Collins nach dem Berichte eines Augenzeugen versichert. Der Vater legte selbst das Kind in das Grab, das dann eilig mit Erde bedeckt wurde.

Die Eingeborenen im Seen-Gebiet Australiens zeigen in ihrem Charakter Contraste, die namentlich im Familienleben auffallend hervortreten. Während sie ihre Kinder ohne Bedenken ermorden, finden wir Züge bei ihnen, die zu den besten Seiten des menschlichen Geschlechts gehören. Liebe der Eltern zu ihren Kindern und umgekehrt der Kinder zu den Eltern sind Eigenschaften, die sie in hohem Grade besitzen, und deren Vernachlässigung für ein schweres Vergehen angesehen wird. Die Kinder werden nie bestraft, was sie auch thun mögen; und sollte eine Mutter dieses Gesetz verletzen, so darf sie auf eine scharfe Züchtigung durch den Vater des Kindes rechnen. Trotzdem werden etwa 30 Procent der Kinder umgebracht. Bei Coopers Creek und am grossen Eyre-See hat Jung gesehen, wie die Mütter in Gemeinschaft mit anderen Frauen ihre eigene Leibesfrucht verzehrten. Die Männer nehmen an diesem entsetzlichen Schmause keinen Theil, läugnen auch in der Regel jede Kenntniss beharrlich ab. Es ist höchst selten, dass man den Kindern das Leben lässt, welche auf die Welt kommen, ehe ihre Vorgänger laufen können. Die Kinder, deren Mütter nicht in ehelichen Verhältnissen leben, werden stets getödtet, ebenso wie Zwillinge und missgestaltete Kinder.[4])

Auf den polynesischen Inseln, wo der Kindermord so häufig wie fast nirgends geübt wird, sind die ehelichen Verhältnisse besonders einflussreich für diese Unsitte. Verschiedenheit des Standes verhinderte die Schlies-

---

1) G. Gerland, Die Völker der Südsee. Leipzig 1872. III. 778.
2) „Ausland" 1862. Nr. 11. S. 250.
3) Account on the colony of New-South-Wales. S. 124 etc.
4) K. Müller's „Die Natur" 1877. Nr. 7. S. 90.

sung des Ehebundes keineswegs; allein die aus der Verbindung von Vornehmen mit Gemeinen entsprungenen Kinder wurden jederzeit gleich bei der Geburt getödtet, und dies ist nach Meinicke[1]) vorzugsweise die Quelle des Kindermordes, obschon nicht geläugnet werden kann, dass er in neuerer Zeit nicht blos um die Reinheit des Blutes der Vornehmen zu erhalten, sondern auch aus Vergnügungssucht und der Unlust, sich mit dem Aufziehen der Kinder zu beschäftigen, geübt wurde.

Kindermord war auf einigen Carolinen-Inseln, z. B. auf Batak, jedoch nicht auf Ralik (Chamisso) sehr gebräuchlich. Keine Frau aus dem Volke durfte wegen der Unfruchtbarkeit der Inseln mehr als drei Kinder auferziehen, alle übrigen mussten lebendig begraben werden. Allerdings waren die Häuptlinge von diesem Gesetze frei, und auch uneheliche Kinder, welche meist von Eltern verschiedenen Standes abstammten, wurden nicht getödtet, sondern meist, wenn sie etwas selbstständiger geworden waren, vom Vater zu sich genommen.

Auf Tikopia, einer polynesischen Insel, werden, wie Capitän Dillon berichtet, alle männlichen Kinder mit Ausnahme der zwei ältesten, nach der Geburt erdrosselt. Alle Kinder weiblichen Geschlechts lässt man am Leben.

Auf den Schifferinseln im Stillen Meer ist Kindermord etwas Unerhörtes (Turner). Auch auf den Tongainseln, welche Cook die freundschaftlichen Inseln nannte, ist Kindermord und Abtreibung nicht gebräuchlich. Allein auf den Gesellschaftsinseln, deren grösste Taiti oder Otaheiti ist, trat jetzt erst die Kinderabtreibung an die Stelle des früher gebräuchlichen Kindermordes. Auf Taiti giebt es Verbindungen von Männern, die sich Aritoys nennen, mit Buhlerinnen leben und den Kindermord zu ihren Grundsätzen erhoben haben. Nach Pater Le Gobien besteht eine gleiche Gesellschaft auf den Marianen (de Rienzi)[2]). Auf den Sandwichinseln war früher der Kindermord gleichfalls heimisch, jetzt nicht mehr. Wenn auf den Fidschiinseln ein neugeborenes Kind nicht alsogleich einen Namen erhielt, so betrachtet es die Mutter als verstossen und ermordet es (Ch. Wilkes). Meist sind es Mädchen, die umgebracht werden, da sie doch im Kriege nicht brauchbar sind. Faulheit, auch wohl Eifersucht oder Rache gegen den Vater giebt man als Grund an. In jedem Dorfe giebt es Leute, die aus dieser Ermordung ein Handwerk machen; doch auch die Mutter selbst tödtet es, indem sie dem Kinde Mund und Nase zuhält. Nach Angabe des Missionär Reina werden auf der Insel Ruk $^2/_3$ der Neugeborenen gemordet. Auf der Insel Niihau in der Südsee dauerte der Kindermord bis zum Jahr 1840 (Ch. Wilkes).[3])

In Hawai war es ehemals erlaubt, die Kinder zu tödten, um nicht die Mühe der Erziehung derselben zu haben.[4])

1) Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans. Bd. I. S. 50.

2) Dies berichtet Cook in seiner 3. Entdeckungsreise, übersetzt v. Forster. 1787. I. 429.

3) Ueber den Kindermord auf den Südsee-Inseln siehe Waitz-Gerland, Anthr. d. Naturvölker VI. Die Völker der Südsee. S. 638.

4) Jules Remy in Nouv. ann. des voyages 1865. Dec. S. 331.

Auf Neuseeland kommt unter den Maoris dermalen Kindermord nicht häufiger vor, als unter den Europäern. Früher war er sehr gebräuchlich, und der Grund lag hauptsächlich in dem Sklavenleben der Weiber. Eine Frau sagte: „Wozu soll mein Kind leben? Um den Weibern meines Mannes als Sklavin zu dienen? Um von ihm geschlagen und mit Füssen getreten zu werden?" [1]) Allein die Sterblichkeit unter den Kindern der Maoris ist sehr gross; man rechnet gewöhnlich nicht mehr als drei Kinder auf die Familie, und die Zahl der kinderlosen Ehen soll bei weitem grösser sein als jene der fruchtbaren. Die Mutter tödtet hier, wie berichtet wird, das Kind sogleich nach der Geburt, indem sie mit dem Finger stark auf die Fontanelle drückt (de Rienzi).

Die Dayaken auf Borneo sind grosse Kinderfreunde, dennoch kommen bei einzelnen Stämmen Kindermorde vor. [2])

Auch auf Neuguinea ist Kindermord zu Hause.[3]) Die Papuas auf Neu-Guinea in der Humboldts-Bai lieben das Zweikindersystem; sie üben nicht blos den künstlichen Abortus, sondern haben auch den Brauch, den Neugeborenen, zumal Mädchen, bei der Geburt den Kopf nach vorn zu biegen und sie hierdurch zu tödten.[4]) Unter den Noeforezen, einem Papua-Stamm auf Neu-Guinea wird von der Mutter das Kind, das sie nicht aufziehen will, weil sie schon 3—4 Kinder geboren hat, erstickt, indem sie dem Kinde Asche in Nase und Mund stopft.[5])

Unter den Madegassen oder Malgaschen auf Madagaskar herrscht die Sitte, Neugeborene zu tödten, noch heute, ebenso die Aussetzung der Kinder. Uebrigens hat man angeblich auf Madagaskar einen ganz besonderen Grund für den Gebrauch die Kinder auszusetzen. Alle Kinder nämlich, welche im März und April, in der letzten Woche jeden Monats, an den Mittwochen und Freitagen des ganzen Jahres geboren werden, sind als Unglückskinder bezeichnet, werden ausgesetzt, ertränkt oder lebendig begraben und so dem Tode preisgegeben. Hierdurch wird vielleicht die verhältnissmässig geringe Einwohnerzahl auf Madagaskar erklärlich. Manche zärtliche Eltern rührt das Schicksal ihrer Kinder, sie senden Sklaven zur Rettung der ausgesetzten Kinder heimlich aus und opfern statt derselben Ochsen und Schafe. Ueber die unter den Malgaschen herrschende Sitte Sikiddy siehe S. 195 im Kapitel: „Die sympathetische Behandlung des Kindes." Die Antankarana am Ambergebirge in Madagaskar haben einige andere Bräuche als die Sakalaven, die gleichfalls in Madagaskar wohnen. Ein Kind, welches bei oder kurz nach seiner Geburt niest, ebenso ein solches, welches dabei seine Bedürfnisse verrichtet, ferner eins, welches mit bereits durchgebrochenen Zähnen zur Welt kommt, wird von den Eltern verstossen. Man nennt dieses Geschöpf

1) v. Wüllersdorff-Urbair, Reise der Novara. Bd. 3. S. 111.
2) Spencer St. John, „Das Ausland" 1862. Nr. 30. S. 723.
3) G. Gerland, Die Völker der Südsee. Leipzig 1872. III. 638.
4) Nach Van der Crab, „Das Ausland" 1880. Nr. 28. S. 544.
5) Van Hasselt in Zeitschr. f. Ethnol. 1876. VIII. S. 184.

Maherianda, d. h. Waise. Es ist dem Tode verfallen. Irgend ein Mann aus der Bekanntschaft trägt es in den dichtesten Wald, legt es dort nieder, sucht eine milchende Pflanze auf, bricht einen Zweig ab, träufelt den Milchsaft auf die Brust der Verstossenen und verlässt die hilflose Kreatur. Uebrigens wird dieser Brauch, mit welchem uns J. M. Hildebrandt[1]) bekannt macht, in letzter Zeit vielfach umgangen, indem durch den eingedrungenen Mohammedanismus die Sitten gesänftigt wurden. Es folgt nämlich im Geheimen ein anderes Weib in den Wald und holt sich das Kind, um es aufzuziehen und Mutterpflicht an ihm zu üben. Niemals wird es aber, auch wenn erwachsen, seinen Eltern zurückgegeben. Niemand darf seine wahre Herkunft erfahren.

Wenn bei den Basuto (Betschuanen) ein Kind mit den Füssen zuerst geboren wird, so muss es getödtet werden; man dreht ihm einfach das Genick um. Auch solche Kinder, welche die Oberzähne zuerst erhalten, werden getödtet. Fragt man warum? so antworten sie: oa sola — sie wissen aber selbst nicht genau anzugeben, was das sagen will; sie legen sich aus, es bezeichne: Das Kind wird uns umbringen und verderben.[2])

Bei den Kaffern ist Kindermord nicht selten; namentlich werden missbildete und eines von Zwillingskindern getödtet.[3]) Bei den Zulus geschieht dies nach Arbousset in ähnlichen Fällen, pflegt aber verheimlicht zu werden. J. Barrow[4]) berichtet, dass die Kafferweiber ihm versicherten, eines solchen Verbrechens machten sie sich nicht schuldig und würden, sobald sie ein solches begingen, von ihrem Volke jedenfalls verjagt werden.

Von manchen Reisenden[5]) wird erzählt, dass die Hottentotten ihre säugenden Kinder, wenn die Mütter ihnen absterben, lebendig zu begraben pflegen. Allein Le Vaillant[6]) versichert, dass eine solche abscheuliche Gewohnheit unter den Hottentotten nicht existirt.

Die Wazaramo in Ostafrika tödten das Kind alsdann, wenn seine beiden Schneidezähne in der oberen Kinnlade früher durchbrechen, als die in der unteren, denn man glaubt, dass ein solches Kind der Familie Unglück bringen möchte.[7])

Uneheliche Kinder tödten die Habr-Yunis-Somalen in Ostafrika. Bei anderen Ostafrikanern sind sie zwar schandbar, aber werden meist mit in die Ehe genommen. Nicht blos missgestaltete, sondern auch solche Kinder, welche sich in einer anderen als in Kopflage präsentiren, werden ebenso wie von Zwillingen das zweitgeborene (Wakikuyu), Frühgeburten und solche Kinder, deren obere Zähne vor den unteren durchbrechen, von den Wakikuyu, Wanika, Wazegua und anderen ostafrikanischen Völkern, worunter aber nicht die Masai und Wakamba, getödtet. Die Wakikuyu-Mutter

1) Zeitschr. der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, 1880. XV. S. 266.
2) Missionär Grützner in Zeitschr. f. Ethnol. (Verhandl.) 1877. S. 78.
3) Livingstone, Missionsreisen. II. 237.
4) Dessen Reisen durch die inneren Gegenden des südlichen Afrika. Weimar 1801 und 1805.
5) Z. B. vom Botaniker Dr. Sparrmann, Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Berlin 1784. S. 320.
6) Le Vaillant, Reisen in das Innere v. Afrika, deutsch. II. 43.
7) Burton, Nouv. Annales des Voyages, Mai 1862. S. 178.

muss am Tage der Geburt eines solchen „Mana mugirro“ dasselbe in eigener Person in eine Haut gebunden in den Wald tragen, in eine seichte Vertiefung legen, mit Holzasche überdecken und den Hyänen zum Frass überlassen. Auf diesem schweren Gange wird sie von zwei Dorfältesten begleitet und, wenn nöthig, gestützt. Kommt die Mutter nach Hause zurück, so wird sie von einem alten Weibe rasirt, bekommt Zaubersprüche vom Schamanen eingeschüttet und ist dann wieder vollkommen „rein,“ so rein, dass, wie ein Berichterstatter sich ausdrückte, sie Einem sogar Tabak anbieten darf. In Unika erdrosseln die „Muanza“ besitzenden Häuptlinge das Kind im Walde, bei den Wazegua drehen die geburthelfenden Weiber ihm den Hals um, tragen es in den Wald und stülpen einen leeren Kochtopf über die (unbeerdigt bleibende) Leiche.[1])

Bei den Negern in Old-Calabar wird, wenn die Mutter im Wochenbett stirbt, das lebende Kind zugleich mit derselben begraben.[2])

Wenn bei den Niam-Niam in Centralafrika das neugeborene Kind stirbt, oder wenn es todtgeboren ist, so wird die Frau nicht wieder von ihrem Gatten aufgenommen, sondern verschmäht; sie ist von diesem Augenblick an wieder frei und kann sich nach Belieben mit einem anderen Manne vermählen. Diese Sitte hat schon manche Frau, die sich ihres Mannes entledigen wollte, verleitet, ihr Neugeborenes zu verlassen, als ob es todtgeboren sei. Allein dieser Betrug wird fast immer entdeckt. Haben der Ehemann und seine Freunde das ausgesetzte und verlassene Kind gefunden, so wird sie stets gezwungen, ihren Säugling wieder aufzunehmen; sie thut dies auch gern, denn ein solches Kind gilt für ein Glückskind (Piaggia).

Wenn unter den Negern in Centralafrika ein Kind den oberen Vorderzahn vor dem unteren bekommt, so wird es als unglücklich getödtet; dies ist, wie Livingstone[3]) fand, ein weit verbreiteter Aberglaube. Als sich Livingstone 1859 unter den Makololo aufhielt, wollte eine von Sekeletu's Frauen nicht zugeben, dass ihr Kind deshalb getödtet werde, aber Wenige haben den Muth, im Widerspruch mit dem öffentlichen Gefühl zu handeln, wie sie es that. In Casembe's Land, am Ujiji-See, wird ein Kind getödtet, wenn man sieht, dass es sich im Schlafe von einer Seite auf die andere legt. Sie sagen von irgend einem Kinde, welches Etwas an sich hat, was sie für einen Fehler halten: „Es ist ein arabisches Kind,“ weil die Araber von dieser Art Aberglauben frei sind, und sollte ein Araber in der Nähe sein, so geben sie ihm das Kind: es würde der Familie Unglück bringen.

Wird bei den Sotho-Negern (Basutos) ein Kind mit einem Gebrechen oder mit Zähnen geboren, so wird es von den Wehemüttern in einem schon bereit stehenden Topfe mit Wasser ertränkt (Missionär Endemann).

Die Guanchen, die ausgerotteten Ureinwohner der Canarischen Inseln, sollen, um der Uebervölkerung ihrer Inseln vorzubeugen, in den frühesten

1) Hildebrandt in Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 395.
2) Hewan, Edinb. med. Journ. 1864. Sept. 224.
3) David Livingstone's letzte Reise in Centralafrika. Deutsch. Bd. I. S. 332.

Zeiten nur das erste Kind der Ehe am Leben gelassen haben; später hat dieser angebliche Gebrauch schon aufgehört, als die Europäer auf diesen Inseln anlangten, deren Bevölkerung schon damals durch Kriege und Epidemieen sehr gelichtet war.[1]) Jetzt ist der Kindermord auf den Canarischen Inseln nicht so häufig, als man bei der Verachtung, mit welcher man den unehelich Geschwängerten begegnet, annehmen sollte. Dahingegen werden die unehelichen Kinder sehr häufig an den Kirchenthüren ausgesetzt.[2])

In Kamtschatka war früher der Kindermord heimischer, als jetzt. „Man setzte hier die Kinder aus, erwürgte sie oder warf sie auch wilden Thieren vor, wenn die Mutter in üblem Wetter geboren und für unglücklich gehalten wird und die Eltern sich aus Armuth oder Faulheit bereden, keine Kinder zu haben.“[3])

Die Tschuktschen tödten alle missgestalteten Kinder (v. Wrangel).

Unter den Hindus in Ostindien ist die Aussetzung oder Tödtung neugeborener Mädchen, die sie nicht ernähren zu können glauben, noch immer in Gebrauch. Es ist eine Art von religiöser Handlung unter den Radschkumars oder Radschputen bei Benares zu Kadiwad und Katsch, in Gudscharat und unter allen Radschputen-Stämmen in Radschastan, dass die weiblichen Kinder ermordet wurden. Diese Sitte entdeckte man zuerst im Jahre 1789. Die Engländer suchten dieselbe lange Zeit vergeblich auszurotten; mit einigem Erfolg begann die Reform erst unter dem Oberstatthalter Bentinck im Jahre 1828 einzugreifen. Noch jetzt suchen die Altgläubigen unter den Brahmanen die Unsitte aufrecht zu halten, indem sie sich auf das Rigveda, ihr Evangelium berufen. Ueber dieses Ermorden der Töchter giebt ein Sachkundiger in den „Grenzboten“ 1865 Nr. 49, S. 384 genauere Auskunft: Man berechnet, dass früher unter dem Hindustamm der Radschkumares, welcher 125,000 Köpfe zählte, jährlich gegen 8000 Mädchen getödtet wurden. In der Regel wurde das kleine Wesen von der Mutter selbst getödtet. An einigen Orten erdrosselte man es, an anderen grub man es in die Erde oder ertränkte es mit Milch, wieder anderswo vergiftete man es mit Opiumpillen. Die Väter sagten: „es ist eine Sache der Weiber und der Kinderstube, um die wir uns nicht bekümmern.“ Erst in den letzten dreissig Jahren ist es den Engländern gelungen, das Uebel auf engere Grenzen zu beschränken; im J. 1847 berichtete Oberst Dixon, dass der Kindermord seinen Todesstoss durch Verminderung der Kosten bei der Verheirathung erhalten habe, denn die Schwierigkeit, die Töchter zu verheirathen, war der Grund, dass man sich ihrer früh entledigte. Noch jetzt aber ist der Kindermord bei den Radschputen noch nicht völlig unterdrückt und er findet sich noch unter den vielen der mittleren Khondstämme, westlich von Surat in Kotingiah, Bundi, Goladaji, Tarabandy u. s. w. Man rechnet, dass in diesen Bezirken jährlich 12 bis 1500 weibliche Neugeborenen ermordet werden.

1) Biblioth. d. neuesten und interess. Reisebeschreibungen. Bd. 21. S. 198.
2) F. C. Mac-Gregor, S. 74.
3) G. W. Steller, Beschreib. über Kamtschatka. 1774. S. 349.

Zwar verbietet das indische Sittengesetz die Tödtung des Kindes; allein die gefällige Religion hilft über die Bedenken hinweg; eine einfache Reinigungsceremonie nimmt die Sünde wieder fort. Diese besteht darin, dass am 13. Tage der Dorf- oder Familienpriester, nachdem der Boden des Zimmers, in welchem das Kind getödtet und oft auch begraben ist, mit Kuhmist überzogen worden, in diesem Zimmer die ihm von der Familie gegebenen Nahrungsmittel kocht und verzehrt, wodurch er die Sünde auf sich nimmt und die Familie so reinigt, welche darauf ohne Weiteres das Zimmer wieder benutzt.[1])

Die Todas im Nilgiri-Gebirge (südliches Vorderindien) üben den Kindermord wie ein nützliches Werk aus, indem sie zumeist die kleinen Mädchen erwürgen; das Weiberhalten erscheint ihnen als kostspieliges Ding, deshalb haben sie auch die Polyandrie, wobei sich 3—5 Genossen in eine Frau theilen.[2]) Bei den indischen Völkern im Nilgiri-Gebirg sind Mittel, die Leibesfrucht abzutreiben, nicht bekannt, daher das Tödten neugeborener Mädchen bei den Todas und anderen Stämmen. (Jagor). Dass bei den Khonds, ebenso wie auf Ceylon und bei manchen indischen Volksstämmen das Schicksal des Kindes und sein Fortleben ganz in die Hände des Sterndeuters gegeben ist, welcher den Tag der Geburt als unglücklichen bezeichnen konnte, haben wir Band I. Seite 87 besprochen. Auf andere Weise entschied man auf Madagaskar (Bd. II. Seite 195).

Die Munda-Kolhs in Chota Nagpore (Indien) haben nach dem Berichte des Missionärs Th. Jellinghaus[3]) die Kinder lieb, die Väter fast noch mehr als die Mütter. Allein hier und da kommt es vor, dass ärmere Ehefrauen, wenn ihnen die Schwangerschaften zu rasch auf einander folgen, zu schlechten alten Weibern gehen und Abtreibungsmittel anwenden. Ja sie lassen sich auch oft ohne Wissen der Männer die Gebärmutter verdrücken und verschieben, um die Plage der Schwangerschaft los zu sein. Es scheint, dass sie diese scheussliche Unsitte von den niederen Kasten der Hindus gelernt haben. Sie ist übrigens von der besseren öffentlichen Meinung unter ihnen entschieden verurtheilt. „Der Mutterleib,“ sagen sie, „ist Singbona's Ackerfeld, das darf man nicht zerstören. Welch eine Sehnsucht nach Kindern ist in den Herzen kinderloser Eltern, die keine Kinder gehabt haben, oder denen die Kinder gestorben sind, und Ihr bringt die Kinder um!“ Doch ist ihre Entrüstung viel geringer, wenn kurz nach der Empfängniss die gewaltsame Abführung stattgefunden hat.

In China ist der Kindermord und das Aussetzen der Kinder nicht ungebräuchlich. Doch werden fast nur Mädchen ausgesetzt, da sich die Chinesin von einem Sohne schwer, aber um so leichter von einer Tochter trennt. — Neuerlich hat man mehrfach geläugnet, dass der Kindermord in China wirklich heimisch ist; man stützte sich dabei auf das Zeugniss des verstor-

1) Church Missionary Intelligencer 1860. S. 82.
2) Marshall, A phrenologist amongst the Todas. London 1873.
3) Zeitschr. f. Ethnol. 1871. III. S. 363.

benen Pater Hyacinth Bitschurinsky.[1]) Allein bei den Chinesen im Allgemeinen muss doch der Kindermord verhältnissmässig oft vorkommen, wenn auch der gebildete Chinese das Verbrechen verabscheut. Ein chinesisches Traktätlein „Lampe des finstern Hauses" mahnt vom Ertränken weiblicher Kinder ab.[2]) Auch in Rehmann's „Zwei chinesischen Abhandlungen über Geburtshülfe" findet sich eine Stelle, welche vom Tödten der weiblichen Neugeborenen abmahnt. Es heisst daselbst: „Was aber noch ruchloser ist, es bringen Einige ihre neugeborenen Kinder nur deswegen um, weil es Mädchen sind. Welch eine Unmenschlichkeit!" Ferner sagt C. Scherzer:[3]) „Das Aussetzen der Kinder weiblichen Geschlechts am Wege oder dicht am Wasser ist in China noch Sitte. Viele junge Mütter ersticken ihre Mädchen mit feuchter, um den Mund gelegter Asche. Knaben dagegen werden nur ausnahmsweise, selbst wenn sie ungestaltet zur Welt kommen, getödtet." Einer der gründlichsten Kenner China's, Karl Friedrich Neumann,[4]) sagt: „Jeden Morgen fahren von Kühen gezogene und mit Kinderleichen bis zum Rand gefüllte Wagen durch die Strassen, aus welchen noch die Händchen und Füsschen der Kleinen hervorschauen. Der Kindermord ist zwar gesetzlich verboten, aber die Wagenführer nehmen gegen Vergütung Leichen auf, ohne zu fragen, ob die Kinder eines natürlichen Todes gestorben sind." Ein guter Beobachter ist auch Lechler, Missionär im Dienste der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel,[5]) welcher sagt: „Ich kenne eine Mutter, die acht eigene Töchter umgebracht hat, und mehrere, die drei oder vier getödtet haben." Uebrigens besitzen die Chinesen in den grossen Städten nicht blos die ältesten Findelhäuser, sondern diese sind auch stark bevölkert und reich dotirt. — Dagegen wird von Leopold Katscher[6]) die Behauptung vieler Missionäre über die angeblich ausserordentliche Allgemeinheit der Tödtung neugeborener Mädchen in China für eine Uebertreibung erklärt. Freilich setzt er hinzu: „Es ist sicher, dass weibliche Säuglinge nicht selten vernichtet werden, und es giebt sogar in den wohlhabenden Kreisen Kindesmörder. Aber in Anberacht der enormen Bevölkerungszahl sind die Fälle von Mädchenmord gar nicht so schrecklich zahlreich, wie es nach gewissen Autoren den Anschein hat."

Die Hakka, ein mongolischer Volksstamm in China (Provinz Canton), üben den Kindermord ungemein häufig. Selten wird eine Hakkafrau mehr als 1—2 Töchter aufziehen, die übrigen werden gleich nach der Geburt umgebracht, so dass die meisten Hakkafrauen als Kindesmörderinnen betrachtet werden können. Es giebt viele, die 4—5, und manche, die 10 und mehr Mädchen umgebracht haben. Oft ist dies gerade das Geschäft der

---

1) Vergl. Arbeiten der kais. russischen Gesandtschaft zu Peking über China. Aus dem Russ. v. Dr. C. Abel. Berlin 1858. Bd. II. S. 451. Milne, Life in China. London 1857. S. 40.
2) Magazin der Literatur des Auslandes. 1860. Nr. 5. S. 58.
3) Zeitschr. d. k. k. Gesellsch. der Aerzte zu Wien. 1858. Nr. 9 ff.
4) Ostasiatische Gesch. etc. Leipzig 1861. S. 362.
5) Vergl. dessen „Acht Vorträge über China." Basel 1861. S. 172.
6) „Bilder aus dem chinesischen Leben." Leipzig u. Heidelberg 1881. S. 55.

Grossmutter. Man ermordet die Mädchen meist aus Armuth, scheut die Kosten der Erziehung; oft geschieht es auch aus Aberglauben, um Knaben zu erzielen. Je öfter ein Mädchen zur Welt kommt, um so grausamer wird es umgebracht, um die Seele abzuschrecken, als Mädchen zu erscheinen; denn man nimmt an, dass die Seele der Gemordeten in dem nächsten Kinde wieder als lebendes Wesen auftritt. Daher ist in manchen Hakkadistricten ein grosser Mangel an Frauen und die Männer wissen oft nicht, wo sie eine Frau suchen sollen, sie sind daher vielfach genöthigt, sich mit armen Puntimädchen zu verheirathen.[1])

In der Türkei scheint der Kindermord nicht gar selten zu sein. Ganz eigenthümlich ist die Sitte, die männliche Nachkommenschaft der Seitenlinien aus dem Geblüt des Sultans alsbald nach der Geburt zu tödten. Diese barbarische Sitte stützt sich bekanntlich auf ein altes Hausgesetz des kaiserlichen Hofes. „Am beklagenswerthesten," sagt J. v. Hammer,[2]) „ist das Loos der ausserhalb verheiratheten Prinzessinnen, wenn sie Mütter von Knaben werden, weil das Herkommen des Reiches dieselben sogleich zum Tode verdammt, um allen Samen von Zwietracht der kaiserlichen Familie zu ersticken. Diese armen Kinder werden, indem man die Nabelschnur ungeknüpft lässt, gleich wenn sie in das Leben treten, wieder herausbefördert." Erst im November 1861 wurde das Gesetz wegen Ermordung der Kinder männlichen Geschlechts aus der grossherrlichen Familie vom Sultan abgeschafft. Allein diese Aufhebung des grausamen Gesetzes dauerte nicht lange, denn schon im December des Jahres 1875 erliess die Mutter des Sultans Abdul Aziz eine Verordnung an alle Insassen des grossfürstlichen Palastes, in welcher sie das ausser Gebrauch gekommene Gesetz wiederum zur vollen Geltung brachte. Sie befahl, dass dafür gesorgt werden müsse, dass jede Bewohnerin des Palastes, sobald sie schwanger würde, zum Abortus gebracht werde; gelinge die Abtreibung nicht, so dürfe bei der Geburt des Kindes die Nabelschnur nicht unterbunden werden. Zur Ausführung dieser Barbarei existirt eine eigene Klasse von Megären, welche unter dem Namen Kanlü ebe, die „blutige Hebamme" bekannt sind, und welche ihr schauerliches Gewerbe in den Palästen der Grossen ungescheut treiben.[3])

Während unter den bisher genannten Völkern das Leben des Kindes nur wenig Werth hat, scheinen andere sich von solcher Unthat frei zu halten. In den österreichischen Provinzen Krain, Dalmatien und den Küstenländern kam während der Jahre 1845 bis 1848 nach den officiellen statistischen Berichten nicht ein einzigesmal Kindermord vor. Das heisst freilich wohl nur: Es kam kein Fall zur Anzeige.

Bei vielen Völkern, unter welchen die Kindertödtung und Aussetzung Sitte ist, bemerkt man eine besondere Zärtlichkeit, welche man den am Leben erhaltenen Kindern widmet. So zeigt man bei den Tungusen das

1) Hubrig, im Bericht der Anthropol. Gesellschaft zu Berlin. 1879. S. 104.
2) Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reiches. Th. 2. Wien 1815. S. 77.
3) Das Ausland 1877. S. 791.

neugeborene Kind, welches man nicht aussetzt, sondern behalten will, mit grossem Jubel der ganzen Bevölkerung der Ortschaft. Die Australier äussern gegen die Kinder, welche sie leben lassen, bedeutende Zärtlichkeit und versorgen sie; verkrüppelte Kinder, welche man leben lässt, werden sogar mit abergläubischer Verehrung behandelt. Haben sich bei den Patagoniern die Eltern dafür entschieden, ihr Kind leben zu lassen, so wird es sogleich der Gegenstand der zärtlichsten Pflege, und die Eltern legen sich die grössten Entbehrungen auf, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. — Uebrigens machen wir darauf aufmerksam, dass sowohl bei den alten Deutschen[1]) und den alten Römern, als auch bei den Chinesen die Eltern beim Aussetzen ihrer Kinder hoffen, dass sich der mitleidige Finder des Kindes annehmen werde.

Das schnelle Aussterben vieler Urvölker darf nicht zum geringsten Theile der Unsitte des Kindermordes zugeschrieben werden, z. B. bei den Bewohnern der Antillen, der Sandwich-Inseln, der Marianen, auch bei manchen Indianerstämmen Südamerika's. — Zur theilweisen Entschuldigung der unnatürlichen Handlungen möchten wir nicht blos die Beschränktheit der Subsistenzmittel anführen, die das Aufbringen einer zahlreichen Familie bei dem niedrigen Culturzustand ungemein schwierig machen, die übermässige Arbeitslast, die hier dem Weibe zufällt, der ewige Kriegszustand, der die Pflege des Kindes fast unmöglich macht. Als mildernden Umstand dürfen wir auch nicht vergessen, dass bei vielen Völkern die Vorstellung herrscht, dass die Seele im Jenseits in dem Zustande fortlebt, in dem sie hier den Körper verlässt. So erscheint die That in einem milderen Lichte; die Polynesier schreiben den Kindergeistern eine Vermittlerrolle bei den Göttern zu; die Bewohner der chinesischen Provinz Honan trauen gleichfalls dem Geiste eines todten Kindes eine bedeutende Macht zu; sie bringen das zu ertränkende Kind auf Umwegen fort, damit der racheerfüllte Geist den Weg zur Wohnung nicht wiederfinden könne.[2])

Anstatt des organisirten Kindermordes, durch den die Otaheitier und andere Polynesier der Gefahr einer Uebervölkerung begegneten, haben die in sehr dürftigen Verhältnissen lebenden Aleuten an den Küsten der Behringstrasse von jeher die äusserste Sorgfalt für die Erhaltung ihrer Nachkommenschaft und, sowie bei den Koljuschen, eine unbegrenzte Liebe zu derselben geherrscht. Bei zufälligem oder periodisch wiederkehrendem Mangel an Nahrungsmitteln sah man Eltern abmagern, um ihre Kinder reichlich zu ernähren; und es gehörte sogar zur Landessitte, dass sich bejahrte Väter tödteten, um einen im Meere ertrunkenen oder sonst verunglückten Sohn nicht zu überleben.[3])

---

1) Weinhold (Die deutschen Frauen etc. 2. Aufl. 1882. II. S. 92) führt sehr bestimmt unter den Anlässen zum Aussetzen namentlich Theuerung, Hungersnoth und Armuth an.

2) Huc und Gabet, Wanderungen durch das chinesische Reich. Deutsch von R. Andree; Leipzig 1867. S. 331.

3) Erman in Zeitschr. f. Ethnol. 1871. III. S. 163.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Behandlung der Zwillingskinder.

Alles Aussergewöhnliche, jede Unregelmässigkeit in den Erscheinungen der Natur bringt bei wenig in der Cultur vorgeschrittenen Völkern zunächst ein Staunen hervor. Hierdurch werden diese Völker bei ihrer Unfähigkeit, durch Nachdenken die natürlichen Ursachen des Vorkommnisses aufzusuchen und sich den Zusammenhang desselben mit anderen Naturerscheinungen zu erklären, schnell zur Annahme eines „Wunders" verleitet, in welchem sie das Werk böser oder guter Geister zu finden glauben. Ein für Naturvölker wunderbares, weil seltenes Ereigniss ist nun das Vorkommen von Zwillingsgeburten, überhaupt Mehrgeburten. Denn obgleich jedenfalls ebenso wie bei den civilisirten Völkern Europa's auch bei den übrigen Völkern das Vorkommen von Zwillingsgeburten nicht gar so sehr selten sein mag, da das Verhältniss der Mehrgeburten zu den Gesammtgeburten etwa 1 pCt. ist, so ist doch schon ein solches Verhältniss in den Augen roher Völker eine durch ganz besondere geheimnissvolle Umstände veranlasste Abnormität, an die sich, je nach dem Bildungszustand der Völker, mannichfacher Aberglaube knüpft. Eine verhältnissmässig seltene Erscheinung fasst man gern als eine durch magische Einwirkung hervorgerufene auf, und dann setzt sich in der Meinung des Volks an eine solche Erscheinung noch manches Zauberhafte an.

Schon im Alterthum herrschte der Glaube, dass eine Zwillingsgeburt nur durch eine doppelte Befruchtung möglich sei. Diese Ansicht verfocht schon der alexandrinische Arzt Erasistratos (um 300 v. Chr.),[1]) daneben bestand jedoch die andere von Empedokles aufgestellte Meinung, dass Zwillingsschwangerschaft dem Ueberfluss oder der Theilung des männlichen Samens ihren Ursprung verdanke.[2]) Plinius erzählt alles Ernstes eine Geschichte, wie das eine von Zwillingskindern die Züge des Ehemanns, das andere die des Ehebrechers getragen habe.[3])

Vielen Völkern erscheint jede Zwillingsgeburt als eine solche Abnormität, welche sie sich berufen fühlen, wieder zur Ordnung zurückzuführen durch Tödtung eines oder beider Kinder; denn nach dieser Auffassung ist die Ankunft mehrerer Kinder auf einmal entweder an sich ein Werk böser Geister oder Kräfte, oder es bringt Unglück, oder es bedeutet Unglück, oder „es

1) K. Sprengel, Geschichte der Medicin im Alterthum. Leipzig 1846. I. S. 529.
2) Daselbst S. 275.
3) Naturgeschichte, Buch VII. Cap. 9.

geht eben nicht mit rechten Dingen zu." Oft sucht man die Schuld bei der Mutter.

Dass sich auch in unserer deutschen Volkssage diese Idee Platz gemacht hat, wurde von C. Haberland[1]) hervorgehoben: Die Stammsagen des Geschlechts der Welfen, der Grafen Hunt und der von Querfurt, sind schon vielfach auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, wie in der Sage des Gutes Welpe im Oldenburgischen, welches seinen Namen ebenso wie die Welfen und Hunt auf diese Sagen begründet. Aus Scham über die grosse Zahl der geborenen Kinder will die Stammmutter sie von einer Dienerin ersäufen lassen, wobei sie dieselben für junge Hunde (Welpen) ausgeben soll; doch die Dienerin hat Erbarmen, lässt sie heimlich aufziehen und führt sie später der schuldigen Mutter zu. Mehrfach findet sich hierbei die Angabe, dass die Mutter vorher die Zwillings- oder Drillingsgeburt einer anderen Frau, da sie unmöglich von einem Manne herrühren könne, als Ehebruch erklärt hat, und nun durch die eigene Geburt bestraft wird.[2]) Mit Recht macht dabei Haberland auf diese interessanten Gegenstücke zu den Anschauungen der modernen wilden Völker aufmerksam; auch die Sitte der Orinoko-Indianer, einen der Zwillinge, deren Geburt sie als eine Thierähnlichkeit ansehen, mit dem Bemerken zu tödten, dass ihre Frauen keine Hündinnen wären,[3]) berührt sich eigenthümlich mit den erwähnten deutschen Sagen.

Einen sonderbaren Aberglauben fand Lady Gordon in Aegypten; dort heisst es: Alle Zwillinge streichen des Nachts als Katzen umher, wenn sie hungrig zu Bett gegangen sind; ihre Körper bleiben so lange wie todt zu Hause liegen, aber Niemand darf sie anrühren, sonst sterben sie. Wenn sie elf oder zwölf Jahre alt geworden sind, dann thun sie es nicht mehr.

Werden bei den Aïnos in Japan Zwillinge geboren, so dürfen dieselben nicht in demselben Hause erzogen werden, denn sonst würde, so glaubt man, eines derselben gewiss sterben.[4])

Wie ausgebreitet die Sitte der Zwillings-Tödtung ist, wird aus folgender Darstellung hervorgehen, wobei wir darauf hinweisen, dass bei manchen Völkern nur bisweilen diese Sitte geübt wird, dass hingegen bei vielen Neger-Völkern, den Betschuanen (oder Bendschuanen, auch Bedschuanen), bei den Moxos-Indianern in Südamerika, bei den Eingeborenen in Guyana, bei den Kurilen und in Kamtschatka stets das eine der Zwillingskinder getödtet wird.

---

1) Globus 1880. Nr. 5. S. 72.

2) Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1865. II. S. 209, 257, 321, 330. — Panzer, Beitr. zur deutschen Mythol. S. 78, 85. — Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreussens. S. 67. — Strackerjan, l. c. I. S. 111.

3) Waitz, II. S. 124.

4) H. v. Siebold, Zeitschr. f. Ethnol. 1881. Supplem. S. 32.

1. Zwillingstödtung in Afrika.

Wir wenden uns zunächst zu den afrikanischen Völkerschaften. In Loango, an der Westküste Afrika's, wird sogar auch die Mutter, wenn sie Zwillinge zur Welt bringt, geopfert; höchstens darf sie der Mann loskaufen und eine Sklavin statt ihrer opfern. Dahingegen opfern andere Negerstämme das eine Zwillingskind nur deshalb, weil man wähnt, die Mutter müsse sterben, wenn beide Kinder leben bleiben. In Old-Calabar betrachten die Neger Zwillinge als Monstra und tödten dieselben; die Mutter giebt selbst die erste Veranlassung zur Tödtung. Ein irdenes Gefäss, wie man zum Wassertragen dort benutzt, wird zu ihr gebracht; sie legt dann in dasselbe ein Zwillingskind über das andere. So werden die Kinder hinaus in den Wald geschafft, dort ausgesetzt und der Gefahr zu verhungern oder von wilden Thieren zerrissen zu werden, überlassen; meist werden die Kleinen von einer Colonie gefrässiger Ameisen aufgefunden und in wenig Minuten verspeist.[1]) — Für die Frauen von Bonny an der Küste von Guinea ist es ein grosses Unglück, von Zwillingen entbunden zu werden; es gilt als Beweis von Schuld, und Mutter und Kind werden getödtet.[2])

Auf meine Anfrage schrieb mir Dr. H. Barth hinsichtlich der Sitte in Centralafrika: „So sehr Geburten überall in Achtung stehen und die Frauen angesehener machen, in solchem Misscredit stehen Doppelgeburten bei fast allen afrikanischen Völkern und werden Zwillinge wohl meist getödtet. Drillinge sind etwas ganz Unerhörtes.“ — Als Du Chaillu in einem Dorfe der Neger des von ihm entdeckten Alpingi-Landes (äquitoriales Afrika) weilte, gebar eine Frau Zwillinge; eines ihrer Kinder wurde sogleich getödtet, weil das Volk wähnt, es würde der Mutter selbst das Leben kosten, wenn man beide Kinder aufziehen wollte. In Obindschi's Stadt sah Du Chaillu das einzige Mal zwei lebende Zwillinge, welche sammt ihrer Mutter davongekommen waren; die Frau selbst aber wurde deswegen wie ein blaues Wunder angestaunt. Die Apono-Neger im äquatorialen Afrika betrachten nach Du Chaillu die Geburt von Zwillingen gleichfalls als eine Unheilsdrohung. Die unglückliche Mutter muss eine eigene Hütte bewohnen und jeder Verkehr mit ihren Verwandten wird ihr verboten. Auch die Zwillinge werden von den andern Kindern ausgeschlossen, ferner dürfen die Kochgeräthe und Wassergefässe der heimgesuchten Familie von Niemand benutzt werden. Dies währt volle sechs Jahre, nach welcher Zeit man annimmt, dass der böse Zauber seine Kraft verloren hat, worauf dann das Interdict der Mutter und der Zwillinge unter Veranstaltung einer grossen Festlichkeit aufgehoben wird.[3]) Zu Watuta in Centralafrika sah Cameron[4])

---

1) Hewan, Edinb. med. Journ. 1864. Sept. 224.
2) H. Köler, Einige Notizen über Bonny an der Küste von Guinea. Gött. 1848. 101 ff.
3) Das Ausland 1867. S. 342.
4) „Quer durch Afrika.“ Deutsch. I. S. 247.

zum ersten Male in Afrika eine Frau mit Zwillingen. — Bei den Wakimbus und Waniamwezys am Ujiji-See in Centralafrika kommen Zwillingsgeburten verhältnissmässig weit seltener vor, als bei den Kaffern; jene Völker, welche Burton und Speke besuchten, tödten nicht immer das Eine der Zwillingskinder. Die Wazaramo in Ostafrika und die Ibos in Westafrika pflegen die Zwillingskinder zu verkaufen oder in den Dschungeln auszusetzen.[1]) Unter den Szuaheli in Ostafrika erregen Zwillinge keine Freude; doch werden dieselben nicht getödtet (Dr. Kersten). — Bei den Makalaka (Südafrika) wird nach K. Mauch von neugeborenen Zwillingen immer einer, der dazu durch die prophetischen Wurfhölzer bestimmt wird, lebedig in einem Topfe weggetragen, wo er bald den Hyänen zur Beute wird.

Werden bei den Basuto oder Sotho-Negern (einem Betschuanen-Stamm in Südost-Afrika) Zwillinge geboren, so muss, je nach dem besonderen Gebrauche des betreffenden Stammes, das eine oder beide Kinder sterben. In einem solchen Falle wurde das Kind in ein Loch am Viehhofe geworfen, trockener Kuhmist über dasselbe geschüttet, und dann wurde es todtgetreten (Missionär Endemann). Diese Thatsache bezeugt Missionär Grützner, der angiebt, dass unter den Basuto's alle Zwillingskinder umgebracht werden, bei manchen Stämmen wenigstens eines derselben. Nach Chr. Stech[2]) wird das Loch im Viehdünger, in welches man das Kind einscharrte, deshalb besonders festgetreten, weil man seinen Inhalt vor den Augen der Zauberdoctoren zu schützen sucht, welche sich denselben gern aneignen, um ihn zu ihrer Medicin zu verwenden.

---

2. Günstige Aufnahme der Zwillinge in Afrika.

Nur selten gilt die Geburt von Zwillingen als etwas Erfreuliches. Dies ist z. B. bei den Hottentotten der Fall, wo der Vater sich dieses Beweises seiner männlichen Kraft freut und rühmt, und nur der Mangel an Muttermilch die Tödtung des Einen veranlasst.[3])

Also nur in dem Falle, wenn die Familie arm ist, und die Mutter nicht im Stande sein sollte, die beiden Kinder selbst zu säugen, greift man zu dem grausamen Entschlusse, eines derselben zu opfern. Es wird dann entweder ausgesetzt, oder lebendig begraben.[4]) Von den Hottentotten erzählt auch P. Kolbe, dass die Geburt männlicher Zwillinge nicht nur bei Vater und Mutter, sondern auch bei den Angehörigen des Kraal die lebhafteste Freude erregt, und dass der Vater dann einen grossen Schmaus veranstaltet. Sind aber die Kinder weiblichen Geschlechts, so ist das Vergnügen minder gross, und das schwächere Kind wird ausgesetzt, und das um so gewisser, wenn man dafür hält, dass die Mutter zwei Kinder zugleich nicht säugen könne.

1) Burton, Nouv. Ann. des voyages. May 1862. 178.
2) „Daheim" 1879. 24. S. 382.
3) Müller, Ethnol. S. 86.
4) Novara-Reise, Anthropolog. Theil III. 118.

Allein Le Vaillant[1]) fand, dass dieses Verfahren sehr selten ist und von den Hottentotten selbst verabscheut wird; er meint, dass, wenn dasselbe einmal vorkommen sollte, nur die zärtliche Neigung der Mutter und die Furcht derselben Schuld sein könne, dass sie für das Kind nicht hinlängliche Nahrung habe. Bei dem Hottentottenstamme der Gonaquas macht man sich nach Le Vaillant dieses Verbrechens nicht schuldig, denn auf seine Anfrage äusserten die Gonaquas grossen Unwillen über eine solche Handlung; Le Vaillant sah selbst sehr häufig Hottentottenweiber ihre Zwillinge an der Brust ernähren.

Dieser Grund, dass man fürchtet, beide Kinder nicht aufziehen zu können, zwingt auch die californischen Indianer dazu, da ihnen anderweite Nahrung nicht zu Gebote steht,[2]) das eine der Kinder zu tödten; dasselbe ist der Fall in Benin[3]) und bei den Dualla, welche eine Zwillingsgebärerin sehr hoch halten;[4]) in Akim fand Missionär Riis sogar als König einen Zwillingsgeborenen. Im Königreiche Benin an der Sklavenküste wird allgemein die Ankunft von Zwillingen mit Musik und Gastmählern gefeiert. Unter den Negervölkern am oberen Nil betrachtet man es überhaupt als ein Glück, viele Kinder zu haben; das Vermögen eines Mannes wird hier nach der Zahl seiner Kinder bemessen; auch Zwillinge werden gewöhnlich mit grossem Entzücken begrüsst, denn sie vermehren das Vermögen der Familie; in manchen Fällen werden sie indess auch getödtet.[5]) — Ebenso betrachten die Bewohner der Goldküste (die Fanti und Aschanti) die Geburt von Zwillingen als besonders glückbringend; dahingegen wird dort die Geburt von Drillingen für unglücklich angesehen.[6]) In der Landschaft Fetu an der Goldküste werden Zwillinge von einerlei Geschlecht aufgezogen; von Zwillingen verschiedenen Geschlechts wird einer ausgewählt für das Leben, der andere aber dem Tode geweiht.[7])

Nach Livingstone's Angabe wird zwar bei den Kaffern nicht selten eines von Zwillingskindern getödtet; allein nach Döhne's Bericht beschreibt G. Klemm die Feierlichkeit, welche die Kaffern bei der Ankunft von Zwillingen vornehmen, und aus welcher man doch auch schliessen kann, dass die Kaffern die Geburt von Zwillingen als ein freudiges Ereigniss betrachten: Bei der Geburt von Zwillingen muss nemlich der Mann an der Südseite der Hütte ein Stück vom Blatte der wilden Aloë pflanzen; dieses schlägt aus und ist in 9 Monaten eine Pflanze von vier Fuss Höhe; mit dem Milchsafte derselben werden alsdann die Zwillinge gewaschen. Ein Arzt, Dr. H. Calloway, der zu Spring Vale in der Colonie Natal lebt, schreibt darüber an die Londoner Anthropologische Gesellschaft Folgendes:

---

1) Reisen in das Innere von Afrika, deutsch. 2. Aufl. II. 42. IV. 198.
2) Globus Bd. XXIX. S. 311.
3) Waitz, Anthrop. II. S. 124.
4) Baseler Missionsmagazin 1840. III. S. 97.
5) J. H. Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. A. d. Engl. Leipz. 1864. I. 7.
6) Otto Finsch, Allg. Zeitschr. f. Erdkunde. Bd. 17. 1864. S. 361.
7) W. J. Müller, Die afrikanische, an der Goldküste gelegene Landschaft Fetu. Nürnberg 1675.

Die Eingeborenen haben ihre Kinder sehr lieb, aber das eigene Leben haben sie doch noch lieber. Eltern werden unter gewissen Umständen ihre Kinder zu Grunde gehen lassen, sie auch wohl tödten, wenn sie wähnen, dadurch ihr eigenes Leben erhalten oder auch nur Krankheit von sich abwenden zu können. Die Sitte, ein Zwillingskind umzubringen, kommt unter einigen Stämmen und Familien der Kaffern vor und hat ihren Grund im Wahnglauben. Unter manchen Stämmen sind Zwillingsgeburten selten, bei anderen nicht; bei den letzteren lässt man beide Kinder aufwachsen, bei den ersteren gilt solch eine Geburt für eine Ungeheuerlichkeit und deshalb muss eins der Kinder sterben. Man untersucht beide sorgfältig und dem schwächsten steckt man einen Erdklumpen in den Mund, an welchem es langsam erstickt. Nachher begräbt man es neben der Eingangsthür der Hütte und pflanzt eine Ikgena, d. h. Zwergaloë, auf die Grabstelle. Man meint, wenn beide Kinder aufwüchsen, müsse Vater oder Mutter sterben, früher oder später; auf jeden Fall werde die Mutter früh alt und unfruchtbar, wenn man beide Kinder am Leben lasse; im letzteren Falle sei auch unausbleiblich, dass die Zwillinge einander tödten würden, indem einer dem anderen Krankheiten zu Wege bringe. Die alten Weiber im Kraal schärfen allen diesen Widersinn, an welchem sie streng festhalten, dem Volk ein. Nun trifft es sich aber auch, dass ein Vater sich dem Kindermorde widersetzt. Dann wird er sofort von den Alten im Dorfe bedrängt und gedrängt; sie wissen ihm Beispiele vorzuhalten und ausführlich zu erzählen, welches Unheil dadurch entstanden sei, dass man beide Kinder am Leben gelassen habe, und sie lassen dann nicht nach, bis er in die Tödtung willigt. Calloway kennt einen Fall, dass ein Mann, in dessen Familie Zwillingsgeburten nicht selten waren, eine Frau aus einem anderen Stamme heirathete, in welchem sie fast gar nicht vorkamen. Die Frau gebar Zwillinge und sofort versammelten sich ihre Verwandten, um „das Unglück abzuwenden." Der Mann widerstand und gab vernünftige Gründe an; der Mord unterblieb. Als aber die Kinder etwa 14 Jahr alt waren, erkrankte die Mutter und nun verstand es sich von selbst, dass der Mann daran schuld sei; hätte er ein Kind getödtet, dann wäre die Mutter nicht krank geworden. So lautete die Logik der Wilden.

Das Kind wird dicht neben der Thür begraben, weil das dem überlebenden Zwillinge zu Gute komme. Dieses letztere, so meint man, vermisse das andere, und dieses habe aus dem Grab heraus eine wohlthätige Wirkung. Wenn es schreit, so thue es das, weil es sich nach jenem sehne; dann trägt man es auf das Grab und lässt es dort, bis es wieder ruhig wird. Deshalb ist das Grab dicht bei der Hütte; man braucht das schreiende Kind nun nicht weit zu tragen. Die Aloë gilt als Vertreterin des Verstorbenen; in ihr ist sein Geist oder Schatten. Man schneidet alle Stacheln ab, damit das lebendige Kind sich nicht beschädige, sich an der Pflanze emporziehen könne und „dadurch stark werde." Er würde ein Gleiches an seinem Zwillingsbruder gethan haben, wenn dieser am Leben wäre.

Bei den Kaffern, welche Nahrungsmittel in Menge haben, hat diese

Tödtung nichts zu schaffen mit Mangel; Milch ist im Ueberflusse vorhanden; hier liegt ein blosser Wahn zu Grunde. Uebrigens haben die Eltern mit der Tödtung des Kindes nichts zu thun; diese wird von den alten Weibern besorgt. In jenen Theilen des Kafferlandes, welche der Herrschaft Englands unterworfen sind, hat man dieser Barbarei ein Ende gemacht.[1])

Während die meisten Völker Afrika's die Zwillingsgeburt als unglückliches Ereigniss auffassen, ist dies bei den Ovaherero, einem westlichen Kaffernstamme, nicht der Fall; dieselbe gilt ihnen im Gegentheil als das grösste Glück, das einem Sterblichen begegnen kann. Sie verschafft dem Ovaherero Rechte, die einestheils kein anderes Erdenkind erreicht, die anderntheils nur durch die Erstgeburt erlangt werden. Und nicht nur der Vater, sondern auch das Kind, insofern es ein Knabe und als Zwilling geboren ist, erlangt durch seine Geburt Vorzüge, die ihm auf keinem anderen Wege zu Theil werden können. Vom Augenblick der Geburt an ist das Elternpaar heilig (ve zera). Als solche, die ve zera sind, dürfen sie bis zu einem gewissen Zeitpunkt mit Niemand sprechen und auch von Niemand angesprochen werden. Ebenso darf Niemand wagen, irgend welche Regel in Bezug auf die Eltern der Zwillinge zu umgehen oder eine Pflicht zu versäumen, wenn er sein Leben lieb hat. Jeder, der in dieser Beziehung sich etwas zu Schulden kommen lässt, wird bezaubert und sein Tod ist gewiss. Er wird bewirkt durch die Furcht vor dem begangenen Verbrechen; und ein derartiges unsühnbares ist jede Vernachlässigung der boirangera (religiöse Gebräuche). — Sind nun mehrere Frauen im Hause einer Gebärenden, so verlassen diese, sobald sie erfahren, dass eine Zwillingsgeburt stattfindet, die Hütte, ohne dass sie jedoch ein Wort sprechen dürfen. Blos zwei bleiben zur nöthigen Dienstleistung bei der Kreisenden zurück. Ist die Geburt erfolgt, so macht eine davon dieselbe bekannt, aber nicht dem Vater oder sonst Jemand, denn Niemand darf angesprochen werden, sondern dem Felde. Je nach dem Geschlecht der Kinder ruft sie: „Feld, Feld! ein Vöglein beide;“ oder: „ein Zwiebelchen beide;“ oder: „Vöglein und Zwiebelchen.“ Sobald der Vater dies hört, steht er auf und verlässt das Dorf, ohne dass er jedoch ein Wort sagen dürfte. Zwei Männer, welche von diesem Augenblick an seine Diener werden, begleiten ihn. Wo sich in einer Entfernung von 100—200 Schritten eine passende Stelle findet, lässt er von diesen eine Lagerstätte zurechtmachen, um die nächste Zeit dort zu wohnen. Waren gerade fremde Männer im Dorfe anwesend, als die Geburt der Zwillinge ausgerufen wurde, so erheben sich diese sofort und kehren zu den Ihrigen zurück. Die Wöchnerin mit den beiden Kindern, ebenfalls von zwei Dienerinnen begleitet, folgt ihrem Manne auf den Fuss nach, gleichviel, ob es Winter oder Sommer, Regen oder Sonnenschein ist. Ihr Bleiben im Dorfe würde dasselbe bezaubern. Vorhandene ältere Kinder, werden womöglich zurückgehalten, folgen sie aber den Eltern, dann dürfen sie auch

1) Globus 1867. I. S. 29.

nicht vor diesen zurückkehren. Diese ganze, in der Lagerstätte (onanda) versammelte Gesellschaft, sowie jedes einzelne Glied derselben führt nun den Namen epaha (Zwilling). Nur mit den hier Versammelten (gewöhnlich acht Personen) dürfen die Eltern ungehindert sprechen und verkehren. In der onanda werden Mann und Frau von ihren Dienern entkleidet und alles Schmuckes entledigt. So viel die Eile zulässt, wird der Mutter Alles abgenommen, während sie noch im Hause war. Geschieht das Entkleiden nicht so rasch wie möglich, so kommt der Tod über sie. In der onanda empfangen sie dann zu ihrer Bedeckung ein paar werthlose Felle, so dass sie dann in Bezug auf Kleidung verkommener aussehen, als Diener. Auf die Frage, was diese Ceremonie veranlasst habe, erhält man zur Antwort: Das sind ovirangera (religiöse Gebräuche) des Ovaherero.

Ist das Zwillingspaar des Morgens geboren, so wird vom Dorfe dem Vater ein Rind zum Schlachten gesandt; dies dürfen aber die Leute nicht in die onanda bringen, sondern müssen es in einiger Entfernung von derselben anbinden, wobei sie aber kein Wort sprechen dürfen. Dann kommen die Männer vom epaha und holen und erwürgen es, denn Blut dürfen die Ovaherero überhaupt nur in Einem Falle geniessen. Ein epaha (das Wort hier auf die ganze in der onanda versammelte Gesellschaft bezogen) darf überhaupt nur Fleisch essen; Milch ist für sie verboten. Selbstverständlich sind die Säuglinge von dieser Regel ausgeschlossen. Für sie wird vom Dorfe Milch gesandt. Auch diese darf nicht in die onanda gebracht werden, sondern vom epaha wird in einiger Entfernung ein Gefäss hingestellt, in dieses wird die Milch gegossen, wobei jedoch der Ueberbringer kein Wort sprechen darf. Ist dieser zurückgekehrt, so wird vom epaha die Milch für die Kindlein geholt.

Ehe die Leute in der onanda von dem Fleische essen, muss Jeder erst makera (d. i. schmecken, versuchen, auch ein religiöser Gebrauch); dem Kindlein wird aber zu diesem Zwecke das Fleisch nicht an den Mund, sondern an die Zehen gehalten. Falls vom Dorfe einmal nicht rechtzeitig Fleisch gebracht wird, dann ruft der Vater: „Feld, Feld! wir haben Hunger;“ worauf sofort das Vieh gebracht wird. Gefällt es dem Manne, aus einer an seiner onanda vorbeiziehenden Heerde ein Stück Vieh zu schlachten, dann kann er das getrost thun. Wäre der Eigenthümer auch sein erbittertster Feind, er wird es nicht wagen, auch nur den Mund aufzuthun.

Wenn die Nabelschnüre der Kinder abgefallen sind, dann werden sie zunächst aufbewahrt, und nach der Rückkehr zum Dorfe in den „Geburtssack“ gethan, in welchem die Heiligthümer der Kinder stecken.

Gleich nach der Geburt der Zwillinge werden Boten ausgesandt, um sämmtliche Stammesangehörige zusammen zu rufen. Da muss Jeder erscheinen, auch alles Vieh muss nach dem Dorfe kommen; wer nicht erscheint, wird bezaubert und muss deshalb sterben. Sobald Menschen und Vieh versammelt sind, wird das dem epaha bekannt gemacht: „Feld, Feld, sie sind gekommen, sie sind versammelt!“ Dann erst darf der Vater der Kinder

seine onanda verlassen. Um den Leuten im Dorfe seine Ankunft anzuzeigen, bläst er auf einem Springbockhorn. Im Dorfe heisst es dann: Da kommt der epaha, auf! dass wir ihn kehren. Darauf gehen sie ihm scheinbar wie Feinde entgegen, nehmen trockenen Mist, Erdschollen, trockenes Holz etc. und werfen damit auf die Ankommenden, doch ohne sie zu treffen, wozu die Frauen ein entsetzliches Klagegeheul anstimmen. So kommt denn der ganze epaha zum Dorfe und lässt sich auf der Nordseite des einzeln stehenden Hauses nieder. Dann kommt jeder Anwesende herbei, um geweiht zu werden; sie bringen Opfer, Glasperlen, Strausseneischalen und anderen Schmuck dem Manne und der Frau dar. Das männliche Geschlecht wird vom Vater, das weibliche von der Mutter der Zwillinge geweiht. Dies geschieht, indem sie ein wenig gepulverte Wurzel vom Omunyoze-Baum auf eine Sandale legen, davon zwischen die Fingerspitzen nehmen und damit dem zu Weihenden die linke Stirnseite und den linken Arm bestreichen und ihm den Rest auf die Brust werfen. Diese Handlung heisst okukama. Auch die Waffen der Männer werden geweiht.

Die ersten der Frauen, welche geweiht wurden, bauen nun für das epaha eine Hütte. Ebenso ergreifen einige von den schon geweihten Männern einen Ochsen, um ihn zu schlachten, denn ehe dies geschehen, darf das Vieh nicht auf die Weide gehen. Inzwischen ist die Weihe vollendet, und das Fleisch des geschlachteten Ochsen wird dann neben dem heiligen Hause auf einen Ast niedergelegt. Zunächst muss dann einer der beiden Vorderschenkel gekocht werden, und wenn das Fleisch gar ist, werden sämmtliche Leute zusammen gerufen, um zu makera, d. i. schmecken, kosten. Zuerst der Vater, dann die Mutter nehmen ein Stückchen Fleisch und halten dasselbe den beiden Kindern an die Zehen. Ist diese Ceremonie vorüber, dann wird das übrige Fleisch zu der für das epaha erbauten Hütte gebracht, in welche es nun einzieht.

In den folgenden Tagen hält das epaha einen Umzug im Dorfe, indem es 2—3 Häuser besucht. Es geht dabei genau wieder so zu, wie am ersten Tage, als es nach dem Dorfe zurückkehrte. Nachdem diese Ceremonien im Dorfe abgemacht sind, hält das epaha einen Umzug im Lande und zwar noch in der alten Tracht, die es gleich nach der Geburt des Kindes angelegt. In jedem Dorfe, das hierbei besucht wird, werden dieselben Ceremonien wiederholt. Ein solcher Umzug dauert bisweilen länger, als ein Jahr, und da das epaha sich meist lebendiges Vieh schenken lässt, so kommt es gewöhnlich reich zurück. Wenn dann schliesslich das epaha von seinem Umzug mit den Eisenperlen etc. beladen nach dem eigenen Dorfe heimkehrt, werden die beiden Zwillinge zum Zwecke der Namengebung nach dem heiligen Hause gebracht, wo die bei der Namenertheilung überhaupt gebräuchlichen Ceremonien vollzogen werden. Vater und Mutter verlieren von da an den Titel epaha; die alten Lumpen werden abgelegt und ordentliche Kleider angezogen, der Körper aber mit den gesammten Perlen etc. geschmückt.

Jeder Vater von Zwillingen hat das Recht, als Stellvertreter des Dorf-

häuptlings in dessen priesterlichen Functionen zu handeln. Ist der Häuptling nicht anwesend, so kann er z. B. einen Kranken entzaubern. Auch das Zwillingskind hat schon alle priesterlichen Vorrechte. Für einen Zwillingsknaben giebt es kein verbotenes Fleisch, keine verbotene Milch, auch wird Niemand wagen, einen epaha zu verfluchen. Sollte Jemand einen epaha tödten, so wird des Mörders ganzes Dorf vertilgt. Als Zwillingsknabe erbt er beim Ableben des Häuptlings die Priesterwürde, wenn auch ein älterer Bruder dem Vater als Besitzer des Dorfes folgt, so wird es doch nach dem Namen des mit der priesterlichen Würde bekleideten jüngeren Zwillingsbruders genannt.[1])

---

3. Behandlung der Zwillinge in Amerika.

Eine ähnliche Mannigfaltigkeit der Sitten und des Glaubens in Bezug auf Zwillingsgeburten wie unter den Völkern Afrika's herrscht auch unter den Eingeborenen Amerika's. Zwillinge zu bekommen gilt in Guyana unter den Indianern für eine Schande; die Frauen verspotten die unglückliche Mutter, und diese tödtet und beseitigt oft das eine der Kinder, um der Verhöhnung zu entgehen; auch der Ehemann peitscht seine Frau durch, weil er nicht glaubt, dass beide Kinder von ihm allein herrühren. Nach Schomburgk tödten hingegen die Macusis und Waikas in Britisch-Guyana die Zwillingskinder nicht. — Wenn aber unter den Indianern am Orinoco-Strom eine Frau Zwillinge zur Welt bringt, so wird stets eines der Kinder getödtet, weil sie dem Gespötte der anderen Weiber sich nicht aussetzen will.[2]) Dasselbe wird berichtet von den Salivas-Indianern, welche zwischen dem Orinoco- und Amazonen-Strom wohnen. Jede Frau, die zwei Kinder auf einmal zur Welt bringt, wird dort von den andern verspottet: „Sie gebären wie die Mäuse, die auch mehrere Jungen auf einmal werfen.“ Eine Mutter, welche bemerkt, dass nach der Geburt eines Kindes noch ein zweites zu erwarten ist, verscharrt sobald als möglich das erste, um dem Spotte der Frauen und der Züchtigung des Mannes zu entgehen, welcher das zweite Kind als Frucht der Untreue des Weibes betrachtet.[3]) — Wenn bei den Campas- oder Antis-Indianern in Peru, die am Flusse Ucayali wohnen, Zwillinge geboren werden, so wird nach Ernest Grandidier das zuletzt ankommende Kind lebendig begraben, weil es angeblich ein Kind des Teufels ist; nur das zuerst angekommene gilt für ein Kind des Mannes. Auch nach v. Humboldt[4]) wird bei den schon erwähnten Salivas, welche übrigens als sanft geschildert werden, eines von Zwillingskindern umgebracht, weil sie bei Zwillingsgeburten meinen, die Frau sei untreu gewesen. — Bei den Chibchas (auch Muiscas oder Mozcas) in Neu-Granada, welche fast ganz untergegangen

---

1) Missionär Dannert; Globus 1880. Bd. 38. S. 365.
2) Ph. Salv. Gilii, Nachr. vom Lande Guyana. A. d. Ital. Hamburg 1785.
3) Reise nach Guyana und Cayenne. A. d. Franz. Hamburg 1799.
4) Reise in die Aequin.-Geg. IV. 27.

sind, wurden von Zwillingskindern, deren Geburt als ein Beweis grober Ausschweifungen galt, eines getödtet.[1])

Die alten Mexikaner meinten, dass, wenn eine Zwillingsgeburt stattfand, das eine der beiden Kinder eines der Eltern um's Leben bringen könnte; deshalb wurde das eine nach der Geburt getödtet.

---

4. Behandlung der Zwillinge in Australien.

Während dort Zwillingsgeburten nur deshalb zum Tödten eines Kindes Veranlassung geben, weil man meint, die Kinder müssten von zwei verschiedenen Vätern herrühren und eines derselben sei illegitim, herrscht bei australischen Völkern die Sitte der Tödtung eines Zwillingskindes, damit dem andern die Nahrung nicht entzogen werde. So wird in Neuholland von Zwillingen stets ein Kind dem Tode geweiht; sind die Neugeborenen verschiedenen Geschlechts, dann wird das männliche Kind geopfert. Als Grund dieser Barbarei geben die Wilden an, dass die Mutter unmöglich im Stande wäre, zwei Sprösslinge zugleich zu ernähren.[2]) Dagegen giebt K. E. Jung an, dass von Zwillingskindern bei den Australnegern allerdings stets eins, jedoch oft auch Beide getödtet werden.[3])

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Kind und die Muttersprache.

> Die Sprache ist ausser der Genesis lebendiger Wesen vielleicht das grösste Wunder der Erdenschöpfung.
>
> Herder.

Eines der ersten Merkmale vom Erwachen des Geistes im Kinde ist das Sprechenlernen. Die Laute, welche das Neugeborene zuerst ausstösst, sind lediglich Zeichen und Aeusserungen des Unbehagens. So kommen auch in der ersten Epoche des Lebens überhaupt nur Lust- und Unlustgefühle auf dem Wege des sogenannten Nervenreflexes, d. h. zunächst halb unbewusst zum Ausdruck. Dasselbe ist offenbar auch noch in der höheren Thierwelt der Fall und gewiss gelangten in der Urzeit, dem Jugendzustande des Menschengeschlechts, als sich dasselbe von der Thierstufe allmälig loslöste, noch eine geraume Zeit lang nur sinnliche Gefühle zu gegenseitiger Mit-

1) J. Acosta, Hist. natural y moral de las Indias. Sevilla 1590. 20.
2) Eugen Delessert, Voy. dans les deux Océans atlantiques et pacifiques 1844 et 1847 Paris 1848. S. 142 ff.
3) K. Müller's „Die Natur" 1877. Nr. 7. S. 90.

theilung. Aus solchen Anfängen hat sich nun ohne Zweifel die Befähigung allmälich entwickelt, den erwachenden Gedanken Ausdruck zu geben und mit Anderen in geistigen Austausch zu treten.

Es ist daran zu erinnern, dass zur Entstehung der Sprache sowohl beim Individuum, als auch beim Menschengeschlecht überhaupt immer als Voraussetzung zwei Persönlichkeiten gedacht werden müssen, die das Bedürfniss haben, sich mit einander durch Zeichen zu verständigen, und die nun nach und nach die Entdeckung machen, dass unter den ihnen zu Gebote stehenden Zeichen die Benutzung der Artikulation der Sprachlaute am ergiebigsten und vortheilhaftesten ist. Jedenfalls sind nun auch diejenigen Sprachlaute, welche im Verhältniss zwischen Mutter und Kind die nächstliegenden Bedürfnisse andeuten, sowohl in frühester Epoche, als auch noch jetzt die bevorzugten, eine geraume Zeit sogar noch einzigen Mittel zum gegenseitigen Verständniss. Dann wurde und wird zu weiteren Mittheilungen fortschrittlich übergegangen, indem auch für solche Dinge und Verhältnisse, für diejenigen Wünsche und Bedürfnisse, welche ausserhalb der engeren Beziehung zwischen Mutter oder Vater und Kind liegen, zu gegenseitigem Austausch Bezeichnungen mittels der Sprachlaute durch eine Art Convention gefunden werden. Und diese Uebereinkunft wurde dann in der Sprachentwickelung weiterhin über die Grenze der Familie hinaus bestimmend für andere Individuen, die am natürlichen Lernprocess theilnahmen und es bequem und passend fanden, das Erlernte wiederum zu eigenem Nutz und Frommen beim Gedankenaustausch anzuwenden.

Wer ein Kind im ersten Stadium seines Lebenslaufs als eines der unbehülflichsten Wesen beobachtet, wird es in vielen Stücken bezüglich der Intelligenz weit zurückstehend finden hinter vielen im ersten Jugendzustand befindlichen Thieren. Es wächst des Kindes anfangs noch tief schlummernder und erst ganz allmälich erwachender Verstand nur in verhältnissmässig später Zeit; kaum folgt das Auge des Wochenkindes dem Eindrucke, den das Licht auf die Netzhaut ausübt; es zeigt nur durch Schreien sein Unbehagen an, und dieser Schrei ist der Lockruf für die Mutter, zu helfen, dass sie es pflege, trocken lege, oder ernähre. Dem Lock- oder Warnrufe der Mutter lernt das Kleine erst später folgen. Dagegen verstehen sich Mutter und Kind bei vielen Thieren weit besser. Man hat nun gemeint, dass, wie wir bei unseren Kindern als erste Sprachzeichen die Worte Papa und Mama auftreten sehen, so auch die Ursprache bei ihrer Entstehung die Worte Papa und Mama zuerst bildete. Obgleich Max Müller und Steinthal diese von uns weiter zu besprechende Theorie verspotteten, so scheint doch in ihr ein Theil von Wahrheit zu sein. Wenigstens mag es gerechtfertigt sein, der Spur nachzugehen.

1. Das Lallen des Kindes.

Wenn man recht aufmerksam darauf ist, wie die Sprache beim Kinde nach und nach zu Stande kommt, so nimmt man ganz bedeutsame Erscheinungen wahr, die theils mit der geistigen Entwickelung, theils mit den physiologischen Bedingungen der Sprachorgane zusammenhängen. In dieser Beziehung stellte Prof. Dr. Fritz Schultz[1]) sinnreiche Betrachtungen an; er kommt zu dem Resultate, dass die Aneignung der einzelnen Sprachlaute so geschehe, dass die Laute von geringerer physiologischer Schwierigkeit den schwerer sprechbaren vorausgehen; die Abstufung der Einzellaute selbst wird durch eine Tabelle veranschaulicht; wir können ihm im Ganzen wohl beistimmen.

Die Physiologie hat ohne allen Zweifel über die Sprache und ihre Erlernung das erste Wort mitzusprechen, denn es handelt sich in physiologischer Hinsicht zunächst darum, die Bewegungen und Stellungen zu untersuchen, welche die Sprachwerkzeuge bei der Bildung der einzelnen Sprachlaute ausführen. Der Gegenstand bietet aber auch eine psychologische Seite, denn es gilt auch, zu erörtern, wie die Seele die innere Bedeutung des gesprochenen Wortes auffasst. In diesen beiden Beziehungen hat der Tübinger Physiolog Vierordt in einer Abhandlung[2]) Beiträge gebracht aus Beobachtungen über die Leistungen und allmäligen Fortschritte des sprechenden Kindes. Den Anlass zur Tonbildung durch die Stimm- und Sprechorgane geben von Anfang an fast ausschliesslich nur unbehagliche Empfindungen: Schmerzen, Hungergefühl etc. Erst später kommen Gefühle behaglicher Natur zum Ausdruck. Während das Kind früher die Stimme ausschliesslich zum Schreien gebrauchte, erhalten dann die Töne etwas sanfteres und wohlklingendes, eine ganz andere Klangfarbe (Timbre). Vom 3. und 4. Monat an werden die anfangs blos für sich bestehenden Laute in die mannigfachsten Verbindungen mit einander gebracht. Dabei ist es auffallend, dass das Kind manche Laute mit Leichtigkeit hervorbringt, die ihm später beim Sprechenlernen förmliche Schwierigkeiten machen. Die Einen lassen mehr die Lippenlaute (b, v), die Andern Zungenlaute (l, r, s) hören; sogar die schwierigen Gaumenlaute (ch, k, das hintere n und das harte r) kommen vor. Man hört z. B. mam — ämma — fu — pfu — ess — angka — acha — erra — hab. Diese Lautcombinationen entstehen ursprünglich durchaus unwillkürlich und maschinenmässig. Vierordt macht darauf aufmerksam, dass wir diesen Lautcombinationen eine gewisse Bedeutung bei der allmäligen Entstehung und Erfindung der Sprache zuschreiben müssen.

Die Erzählung des Herodot (II, 2) über den Versuch des ägyptischen Königs Psammetich, die ältesten aller Nationen und Sprachen ausfindig zu machen, bietet hier ein gewisses Interesse dar. Er liess von einem Hirten

1) „Die Sprache des Kindes." Leipzig 1880. E. Günther.
2) „Die Sprache des Kindes" in R. Fleischer's „Deutsche Revue." III. Heft. 4. 1879. S. 29.

zwei Kinder aufziehen, ohne dass dieselben einen Laut hörten; er liess ihnen in einsamer Hütte fort und fort Nahrung reichen, doch befahl er, dass mit ihnen Niemand sprechen solle. Nachdem der Hirte zwei Jahre so verfuhr und einmal die Thür öffnete und hineintrat, kamen die beiden Knaben auf ihn zu und sprachen „Bekos," indem sie die Hände ausstreckten. Als auch beim späteren Besuchen die Knaben dies Wort wiederholten, meldete er dies dem Psammetich. Dieser erkundigte sich, welche Menschen Etwas „Bekos" nennen und erfuhr, dass die Phryger das Brod so nennen. Dies veranlasste, dass die Aegypter meinten, die Phryger seien älter, als sie selbst. Die ganze Erzählung erfuhr Herodot von den Hephästos-Priestern in Memphis.

Ein ähnlicher Versuch wurde, wie die Chronik des Franciskaners Salimbene mittheilt, von Kaiser Friedrich II. angestellt: Er wollte erfahren, welche Sprache und Ausdrucksweise Knaben bei ihrer weiteren Entwickelung zeigen, wenn sie nicht im Sprechen unterrichtet werden. Er gab Wärterinnen und Ammen die Anweisung, den Kindern Milch zu reichen und die Brust zu geben, sie zu waschen u. s. w., ohne sie zu liebkosen oder mit ihnen zu reden; „denn er wollte ersehen, ob sie hebräisch als die älteste Sprache, oder griechisch oder lateinisch oder arabisch oder etwa die Sprache ihrer Eltern sprechen würden. Aber er bemühte sich vergeblich, weil sie alle im Kindes- oder vielmehr Säuglingsalter starben. Sie konnten ja nicht leben ohne den Beifall, die Geberden, freundlichen Mienen und Liebkosungen ihrer Wärterinnen und Ammen; deshalb nennt man Ammenzauber die Lieder, welche das Weib hersagt beim Schaukeln der Wiege, um das Kind einzuschläfern, ohne welche dasselbe nur schlecht schlafen und keine Ruhe haben könnte." Der alte Chronist erklärt gewiss den frühen Tod der Kinder grundfalsch.

Dagegen giebt uns die aufmerksame Beobachtung des Kindes eine Reihe bemerkenswerther Thatsachen kund.

Die Kindersprache zeigt schon in der Form viel Eigenthümliches, das besonders durch die Unvollkommenheit einestheils der Sprachwerkzeuge, anderntheils des geistigen Verständnisses bedingt ist. Man nennt diese unvollkommene Kindersprache „das Lallen." Hinsichtlich der Sprachorgane sind nemlich gewisse unüberwindliche Schwierigkeiten vorhanden; wie kann man z. B. erwarten, dass das Kind die Dentallaute (Zahnlaute) ausspreche, bevor ihm noch die Zähne gewachsen? Daher werden die Kinder vor Erreichung des ersten Lebensjahres wohl die Lippenlaute m, b, p hervorbringen, aber die Dentalen t, d, n und den Labiodentalen f nicht; sie werden für letztere einen Ersatz suchen oder sie überhaupt weglassen. In dieser Hinsicht hat für die italienische Kindersprache Corazzini[1]) eine Tabelle in den wichtigsten Dialekten Italiens zusammengestellt, durch die recht deutlich sowohl das Ersetzen, als auch das allmälige Erlernen der Laute hervorgeht. Erst nachdem die Kinder sich der Dentalen bemächtigt haben, folgt das palatale (Gaumenlauter) c und nach diesem das gutturale (Kehllauter) c,

1) Dessen: I componimenti minori della letteratura popolare italiana nei principali dialetti. Benevento 1877.

dann die Buchstaben l und s und ganz zuletzt die harten Laute r, v, z. Bevor sie diese letzteren aussprechen können, ersetzen sie dieselben durch andere oder lassen sie ganz weg; so sagen viele italienische Kinder pele, bele, olo für pere, bere, sowie ovo, osa anstatt ora und tea anstatt terra. In solcher chronologischen Reihenfolge, wie im Italienischen, eignet sich ähnlich auch bei uns das Kind seine Fertigkeit an, die Laute des Alphabets auszusprechen. Auch bei uns, wie gewiss überall, kommen zuerst die Lippenlaute zum Vorschein, die mit einem Vokal verbunden werden.

---

2. Wie entstanden die Worte Papa und Mama?

Ueber die Urlaute und Sprachanfänge eines während der ersten drei Jahre täglich beobachteten Kindes hat vor Allen der Physiolog Preyer (in Jena) höchst interessante Mittheilungen gemacht.[1]) Nachdem mannigfache Lautäusserungen vom Kinde vorgebracht worden, wurden von der 42. Woche an die Silben ma und pappa, tatta, appapa, babba, pa häufig geäussert; doch noch immer scheiterten die Versuche, das Kind zum Nachsprechen vorgesprochener Silben, selbst solcher zu veranlassen, welche es vorher von selbst vorgebracht hatte. Erst im 11. Monat sagte das Kind das vorgesprochene „ada“ nach; und an demselben Tage antwortete es auf das ihm zugerufene Wort „mamma“ mit „nanna.“ Wir selbst fanden ganz Aehnliches; doch sprachen die Kinder auch oft richtig Mama nach. Unter den Selbstlauten wird bei fast allen Kindern das a (meist mit der Annäherung an ä) zuerst gebildet. Am nächsten liegt dann e und u; am schwersten wird dem Kinde das i, indem dieses die grösste Verengung des Zungen- und Mundkanals erfordert. Unter den Mitlauten bilden sich zuerst b, p und m als natürliche Produkte des Oeffnens und Schliessens der Lippen. Es liegt demnach in der Natur der Sprachentwickelung begründet, dass sich bei den Kindern als erste Zusammensetzungen mama, papa bilden, die als erste Bezeichnungen für die Eltern dienen.

Wie kommt es nun, dass man Papa und Mama für Vater und Mutter gewählt hat? Hierüber ziehen wir Peschels Worte an:[2]) „Die Elternliebe hat, so lange Menschen auf Erden wandeln, stets in süsser Täuschung das Kind missverstanden, als sei ein Lockruf beabsichtigt gewesen, als verlange das Kind nach Vater und Mutter. Dass nun diese ersten Uebungen der Stimmwerkzeuge den Laut des künftigen Wortes, die Deutung der Eltern aber den Sinn der Laute bestimmen, erkennen wir daraus, dass in einer Anzahl von Sprachen der ba-Laut für Vater, der ma-Laut für Mutter gilt, und in einer gleichen Anzahl das Umgekehrte eintritt.[3]) Andere Kinderlaute

1) Preyer, Die Seele des Kindes. Leipzig 1882. S. 286.
2) Völkerkunde von Peschel. 5. Aufl. v. Kirchhoff. 1881. S. 114.
3) Vater- und Mutterrufe aus Sprachen aller Welttheile siehe in d'Orbigni, L'Homme américain. S. 79.

für Mutter sind aithei (gothisch) und atta (sanskrit), letzterer auch für die ältere Schwester giltig. Das lallende Kind hat nun verschiedene Stufen des Sprachverständnisses zu ersteigen, denn es muss zunächst die Erfahrung erwerben, dass bei ma- oder ba-Uebungen entweder die Eltern herbeikommen oder den gegenwärtigen Freude bereitet wird. Dann erst wird der Laut von dem Kinde absichtsvoll geäussert, aber erst viel später und nicht ohne entgegenkommende Bemühung der Eltern gelingt es endlich, dass der eine Laut für den Vater, der andere für die Mutter als Lockruf angewendet werden. Monate, ja Jahre verstreichen, ehe hierauf die Erkenntniss durchbricht, dass Mama und Papa nicht Eigennamen sind, sondern für die Kinder zunächst die Ernährer und Erzieher bezeichnen. Erst bei einer späteren Reife entdeckt das Kind weiter, dass jene Namen den Erzeugern zukommen und den wahren vollen Inhalt erfassen selbst die Erwachsenen erst dann, wenn sie Freuden und Sorgen von Vätern oder Müttern gekostet haben. Wenn auch nicht vollständig, so doch annähernd gleicht der Entwickelungsgang im zarten Lebensalter den ersten Sprechversuchen unseres Geschlechts." — Mit diesen Worten hat Peschel offenbar, wie in so vielen Dingen der Völkerkunde, das Richtige getroffen. Jedenfalls ist sehr bemerkenswerth, dass das Wort Mamma in einigen, durchaus nicht mit einander verwandten Sprachen keineswegs die Mutter, sondern die Frauenbrust bezeichnet, an welcher der Säugling trinkt; denn sowohl im Lateinischen hat das Wort diese Bedeutung, als auch in der Sprache der Tschuktschen[1]) ist Mámmah Frauenbrust, und „säugen" heisst auf tschuktschisch Mammatkóurgin. Die Milchbrüste heissen in der Schweiz Mämmeli, bei den siebenbürger Sachsen Mämcher und kommen als solche in den Wiegenliedern vor. Der Lockruf wurde hier auf die ernährenden Organe bezogen, nicht auf die Mutter selbst.

„Man darf die Namen, welche die Kinder für die Eltern gebrauchen, nicht so betrachten, als ob sie in der Sprache allein ständen." So sagt E. B. Tylor[2]) und fährt fort: „Sie sind nur wichtige Glieder einer Wortklasse, welche, soweit unsere Erfahrung reicht, allen Zeiten und Ländern angehört und eine Kindersprache bildet, deren gemeinsamer Charakter darauf begründet ist, dass sie sich in der begrenzten Reihe der Vorstellungen, an denen Kinder Antheil nehmen, bewegt und diese Vorstellungen mit der begrenzten Reihe von Artikulationen ausdrückt, welche den ersten Sprachversuchen der Kinder angemessen ist .... Verschiedene Beispiele von Kinderwörtern liefern uns den Schlüssel zu dem Ursprunge einer Menge von Namen in den verschiedensten Sprachen für Vater, Mutter, Grossmutter, Tante, Kind, Brust, Spielzeug, Puppe u. s. w. Gleichzeitig wird erklärlich, wie bei dem geringen Vorrath verfügbaren Materials derselbe Laut für die verschiedenen Begriffe dienen kann; warum mama hier Mutter, dort Vater,

---

1) Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europa's. 1881. S. 448.
2) Die Anfänge der Cultur. 1873. I. 224.

dort Oheim, dada hier Vater, dort Amme, dort Brust, tata hier Vater, dort Sohn bedeuten kann."

Die Sanscritforscher waren, so will es mir scheinen, auf eine ganz falsche Spur gerathen: Das Wort Mutter, sanscrit matâ, lateinisch mater, griechisch μήτηρ, führt, so sagten sie, auf eine Wurzel ma „bilden," bedeutet also, wie Einige meinen, die „Bildnerin" des Kindes. Allein es ist doch darauf hinzuweisen, dass es Lallwörter des Kindes giebt, die sich überall gleichlautend wiederholen, und dass auch bei solchen Völkern, die nicht dem indogermanischen Sprachstamme angehören, ganz dieselben Lallwörter gefunden werden. Mama und Papa kommen bei ausserordentlich vielen Völkern des Erdballs vor. So mag es denn mehr als bedenklich, wenigstens zweifelhaft sein, ob man berechtigt ist, bei unserer indogermanischen Bezeichnung der Mutter als Mama an eine ursprüngliche Bedeutung „Bildnerin" zu denken, bei anderen Völkern aber dieselbe Bezeichnung nur als „Lallwort" aufzufassen. Mit der Frage, wie diese Lallworte zu der Bedeutung kamen, wollen wir uns in Folgendem beschäftigen.

Eine ganz richtige Bemerkung machte in dieser Beziehung Sir John Lubbock: „Die am häufigsten und besonders von Kindern gebrauchten Worte werden selbstverständlich meistens durch die einfachsten und leichtesten Laute dargestellt. So haben wir z. B. in Europa Papa und daddy, Mama und baby, Puppe, Ammen u. s. w. Mehrere Gelehrte haben freilich Pater und Papa von der Wurzel pa, „erhalten," und Mater, Mutter von ma, „machen" abgeleitet, und diese Annahme ist von den Vertretern völlig verschiedener Theorien gebilligt, wie z. B. von Pictet, Renan, Max Müller und offenbar auch von Farrar." Max Müller nämlich sagt:

> „Dass der Name Vater in jener frühen Periode geprägt wurde, beweist, dass der Vater die Sprösslinge seines Weibes als seine eigenen anerkannte; denn nur so hatte er ein Recht, den Titel „Vater" zu beanspruchen. Vater ist von einer Wurzel „Pa" abgeleitet, welche nicht zeugen, sondern beschützen, unterhalten und ernähren bedeutet. Der Vater, als Erzeuger, hiess im Sanscrit ganitár, als Beschützer und Unterstützer seiner Nachkommenschaft aber hiess er: pitár. Aus diesem Grunde werden im Veda beide Namen zusammen gebraucht, um den vollen Begriff von „Vater" zu bezeichnen. In ähnlicher Weise wird mâtar, Mutter, mit ganitû, genitrix verbunden und dies zeigt, dass das Wort mâtar bald seine etymologische Bedeutung verloren haben und ein Ausdruck der Verehrung und der Liebkosung geworden sein muss. Bei den ältesten Ariern hatte mâtar die Bedeutung: Macher, von ma, gestalten." [1])

Wie nun aber, wenn feststeht, dass der Urlaut Ma für die Bezeichnung der Mutter, sowie Pa für die des Vaters bei einer grossen Zahl von Völkern

1) Beiträge zur vergleichenden Mythologie. 1856. S. 14.

vorkommt, deren Sprache sich nicht um den Stamm des Sanscrit gruppirt? Dies kann doch kaum als ein „Zufall“ aufgefasst werden. In dem übersichtlichen Verzeichniss, welches Lubbock[1]) über die Ausdrücke für Vater und Mutter bei vielen Völkerschaften aller Continente aufstellt, und welches inzwischen durch neue Beiträge zahlreicher Reisender vermehrt werden kann, finden wir schon für Vater Pa, Baba und Papa, sowie Dada auch Ada oder Aba in ganz Afrika, Baba im Türkischen, Mama im Georgischen, Ama im Mandschu, Bapa im Javanischen und Malayischen, Dada in Siam (Tibet), Pha in Tibet, Aba in Nepal, Aba in Nordost-Bengalen, Ahpa in Birma, Ma in Talaing (Siam), Appu in Mittelindien, Baba in Santhal, Abba bei Khonds, Amme bei den Tuluva (Südindien), Appa bei den Badagas, Appa bei Cinghalesen, Fu in China, Pa Matuatana auf Neuseeland, Tamny auf den Tonga-Inseln und Tama auf Kingsmill, Baab auf Lewi's Murray-Insel, Bab in Nordaustralien, Marmuk in Nordwest-Australien, Murmme in Südaustralien, Pappi in Port Lincoln, Atata bei Eskimo der Hudsonsbai, Atta bei Tschuktschen in Nordasien; und schliesslich unter den Indianervölkern: Appa bei Athapasken (Canada), Dadai bei Omahas (Missouri), Tantai bei Menitaries, Aunkke bei Choktaws (Mississippi), Baba bei Caraiben, Yaya bei den Quichua, Pay, Ipaki, Pagui, Paica bei verschiedenen Stämmen am Amazonen-Strom.

Für Mutter kommt in Afrika häufig vor Iya bei Ota, Egba, Yoruba u. s. w. auch Yeye, Ye und Inya; ebenso Ni, Ne und häufig Na bei Mandingo, Kabunga und anderen Negervölkern; ferner Ba bei Bambarra und Vei, auch Nga bei Soso etc. und schliesslich Ma bei den Mose in Hoch-Sudan und Dewoi in Guinea, Mma bei Kiriman in Südostafrika, und nicht selten Mama bei Songo in Südwestafrika, bei Landoma, Embomma und Malenba, Omma in Wadai und Umame bei den Kaffern. Ferner fand Stanley die Bezeichnung Mama für Mutter bei Ki-Swaheli, Ki-Yanzi, Ki-Bwende, Kakungo und Má-Má bei Macua; Ma bei Setschwana, Imama bei Sakatu, Himama bei Watuta, Mayu bei Ki-Nyamwezy, Maweh bei Ki-Nyambu, Amay bei Ki-Nyassa, Nane bei M-Fan, Emmi in Timbuktu u. s. w.

Weiterhin heisst die Mutter Ana türkisch, Dada Georgisch, Eme in Mandschu, Ibu Javanisch, Ma Malayisch und Siamesisch, Ama in Tibet, Serpa (Nepal), Dhimal (Nordost-Bengalen), bei Cinghalesen und anderen Asiaten, Ami Birmanisch, Enga in Mittelindien bei Ho, Ayya bei Khonds, Appe bei Tuluva, Avve bei Badagas in Südindien, Mu Chinesisch; Matua wahina auf Neuseeland, Fae auf Tonga-Inseln, Mama auf Kingsmill, Ama in Nord-Australien, Barbuk in Nordwest-Australien, Parppe in Süd-Australien, Maitya in Port Lincoln; Amama bei Eskimo der Hudsonsbai; schliesslich unter den Indianern: Unnungeul bei Athapasken, Jhong bei Omahas, Ika bei Menitaries, Iskeh bei Choctaws, Bibi bei Caraiben, Mama bei Quichua, Ami, Ipako, Maou, Naca am Amazonas. Hier scheinen die Indianervölker dem allgemeinen Zuge nicht zu folgen; dagegen macht Lubbock zur Erklärung des

1) Die Entstehung der Civilisation etc. Deutsch von Passow. Jena 1875. S. 354.

Ausnahmefalls darauf aufmerksam, dass vielen amerikanischen Stämmen die Aussprache der Lippenlaute schwer fällt.

Im Hinblick auf diese Zusammenstellung, aus der wir nur einige Beispiele herausgriffen, bemerkt Lubbock im Gegensatz zu Max Müller: „Erkennen wir hieraus, dass die leichtesten Laute, die selbst ein Kind hervorzubringen vermag, fast auf der ganzen Erde für Vater und Mutter angewandt werden; vergegenwärtigen wir uns ferner, dass die Wurzel ba oder pa sowohl „Kind" als „Vater" bedeutet, und dass die beiden Wurzeln pa und ma in verschiedenen Erdtheilen noch andere nahe Verwandtschaften in sich schliessen; und machen wir schliesslich noch die Bemerkung, dass in einigen Ländern die Bedeutung dieser Laute vertauscht ist, wie z. B. in Georgien, wo Mama für Vater und Dada für Mutter, in Tuluva, wo Amme für Vater und Appe für Mutter, in Chilian, wo Papa für Mutter, in Talatskanai, wo Mama für Vater, in Madurese, wo Mama für Vater, Ambu oder Babu für Mutter, und bei einigen australischen Stämmen, wo die Silbe Ma in den Bezeichnungen für Vater und Bar für Mutter vorkommt, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, dass das Sanscrit-Verbum Pa, beschützen, von Pa, Vater, stammt, und nicht umgekehrt."

Die Erscheinung nun, dass die Laute Pa und Ma eine so grosse Verbreitung für die Bezeichnung von Vater und Mutter oder umgekehrt haben, ist gewiss kein blosser Zufall. Sie deutet vielmehr mit Bestimmtheit darauf hin, dass eben diese beiden Laute dem Kinde gewissermaassen als erste Form des Lallens auf den Lippen liegen, und dass eben diese beiden Laute von den Angehörigen des Kindes, welche dieselben vernehmen, mit den zunächst liegenden Begriffen Vater und Mutter eng verknüpft werden, indem sie ihnen als Bezeichnung des Elternpaares völlig geeignet erscheinen. Man hörte das Kind — so denke ich mir den Hergang — oft genug derartige Laute ausstossen, ohne dass es damit mehr bezweckte, als eine fast unwillkürliche Lippengymnastik; dann aber sprach man dem Kinde die betreffenden Laute nach und die „Mama" nickte ihm freundlich zu, wenn sie meinte, dies sei der erste Ruf ihres Sprösslings, der ihr selbst gelte.

Wie sehr dagegen bei einem einzigen Sprachstamme die einzelnen Abtheilungen des Stammes dialectisch Verschiedenes darbieten, zeigt sich beispielsweise an einem Indianerstamme im Südwesten Nordamerika's. Die verschiedenen Yuma-Stämme am Unterlauf des Coloradoflusses haben für „mein Vater" folgende Wörter: opailgh, n'ya naill, neko, n'yep eso, ka-ai, calembag, gi-ta, nokiotche, talega, na-gutk, nukkúta, lothmocul, neko; für „meine Mutter:" amailwhit, atailg', n'ya taill, talye, n'ab eno, katai, nada, ti-ti, entaiitche, titsi-e, hintaik, inta-iya, n'taie, talle.[1]) Hier haben wir eine Sprachfamilie vor uns, doch auch eine so grosse Mannichfaltigkeit der Mutter- und Vaterbezeichnung, dass wir annehmen müssen, jeder Einzelstamm habe sich seine Wörter besonders geschaffen. Der Wortstamm Pa und Ma kam hier nicht zum Vorschein.

1) Albert S. Gatschet Zeitschr. f. Ethnol. 1877. X. S. 390.

Von philosophischer Seite wurde schliesslich darauf hingewiesen, dass man durch das Gebahren der Thiere in ihren Beziehungen der Eltern zu den Jungen gewisse Aufschlüsse über das Zustandekommen der Verständigung unter den Mitgliedern der Familie erhalten kann.

Unter Anderen hat Caspari[1]) zu schildern gesucht, wie in der Familie der sprachliche Lehr- und Lernprocess anhebt:

„Schon das Kind, das kaum der Wiege entwachsen ist, lernt innerhalb der Familie unwillkürlich bei dem ihm oft von der Mutter zugerufenen Lock- und Liebeslaut die Bedeutung ‚Nahrungsspenderin' damit verbinden. Bald geschieht es, dass es diesen Laut nicht mehr gebraucht, um blos seinen Hunger anzudeuten, sondern die Bedeutung der Mutter selbst als Nahrungsspendende wird gemeint, wenn Anderen gegenüber der von der Mutter oft gebrauchte Lockruf zur Mittheilung gebraucht wird. An dieser frühesten und primitivsten Krücke und Wurzel lernt bereits das Kind ebenso wie der früheste Mensch unbewusst den Werth der Mittheilung und Bezeichnungsweise kennen."

Um diese Anschauung an einem Beispiel aus der Thierwelt fernerhin zu begründen, führt Caspari sofort Folgendes an: „Junge Vögel im Neste sind beisammen; die mütterliche Nahrungsspenderin ist abwesend, alle sind vollauf gesättigt; eines von ihnen stösst dennoch den gewohnten Lockruf der Mutter aus, die anderen antworten mit demselben, alle verständigen sich unter dieser Form dahin, dass sie die Mutter als angenehm berührendes Erinnerungsbild (Vorstellung) meinen. Der Vater der Thierfamilie hat einen für die Thiere anderen und deutlich davon unterschiedenen, mehr drohenden Lockruf. Vor diesem haben die Kinder der Thierfamilie beständig Furcht, ihnen bezeichnet dieser Ruf in der Vorstellung der Gewaltige, der Furchtbare! Ist der Vater in der Ferne und die Mutter oder eines ihrer Kinder stösst diesen Laut aus, so verständigen sich alle Glieder sehr rasch dahin, dass hiermit der gewalthabende Vater (als Vorstellung) gemeint sei. In dieser primitiven Weise erlernen die Glieder der Familie unbewusst und unwillkürlich den Werth der Bezeichnung und der Mittheilung. Mit dieser ersten sich erhebenden Einsicht entstehen die frühesten Wurzeln der Bezeichnung und die ersten Anpassungen an die Grundwurzeln der Sprache."

Mit diesem, dem Leben der Vögel entnommenen Beispiel ist meiner Ansicht nach Caspari nicht glücklich gewesen. Denn ich bemerkte nie, dass die jungen Nestvögel (beispielsweise in einer Canarien-Hecke) eine so besondere Furcht vor ihrem Vater äusserten, sobald dieser fütterte. Dagegen ist nach allen Beobachtungen Thatsache, dass bei drohenden Gefahren (Raubvögeln) die Mutter einen ihren Kindern Furcht einflössenden Warnruf erschallen liess, der sie zum Niederducken und Verbergen mahnte, und den sie dann, als sie ihn gelernt hatten, sich gegenseitig zuriefen, um sich einander aufmerksam zu machen, wenn abermals Gefahr nahte.

---

1) Ausland 1877. Nr. 48. S. 951.

Ueberhaupt mag es leicht auf falsche Wege führen, wenn man zunächst die Entwickelung des Sprachvermögens und des Austausches von Vorstellungen durch die Sprache an den Thieren zu studiren sucht. Vielmehr ist es gewiss vor Allem geboten, zu untersuchen, wie sich die Sache beim Menschengeschlecht verhält, und welche Erscheinungen sich namentlich im Leben der Völker bemerklich machen.

---

3. Volksgebräuchliche Sprach-Exercitien.

Nachdem das Kind einigermaassen über die Lallperiode hinausgekommen ist und die Sprachstudien praktisch begonnen hat, ist wohl für die Angehörigen zu bemerken, wie schwierig noch so Manches dem Kinde bei der Aussprache wird; noch fehlt ihm die Direction über die Zunge, und die Accommodation der übrigen Sprachorgane nach Willkür ist noch sehr beschränkt. Da nehmen sich denn die Angehörigen der Sache durch eine Nachhülfe an, und es beginnt schon in frühester Zeit ein häuslicher pädagogischer Unterricht dadurch, dass die Angehörigen dem Kinde gewisse schwierige, nach und nach volksthümlich gewordene Sätze und Worte vorsprechen, die es nachsagen muss, um seine Kunstfertigkeit und Gewandtheit im Aussprechen zu üben. Dies sind „Zungen-Exercitien," Formeln, die wenig oder nur spassigen Sinn haben und gewisse Schwierigkeiten für Denjenigen darbieten, der noch ungeschickt im Reden ist. Viele solcher „Sprüche" fanden im Volke Simrock[1]), Rochholz[2]), Frischbier[3]) und Andere, und wir Alle wohl lernten in unserer Jugend einzelne derselben kennen. Beispielsweise ist eine Aufgabe, Folgendes fehlerfrei so schnell als möglich und in einem Athem herzusagen:

„Wenn mancher Mann wüsste, wer mancher Mann wär',
Gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'.
Da mancher Mann nicht weiss, wer mancher Mann ist,
Drum mancher Mann manchen Mann manchmal vergisst."

So hat man Uebungen für die meisten Buchstaben des Alphabets: „Näge mal de Boll, Boll, Boll, Boll, Boll, Boll." — „De dönne Diewel drog den dicke Diewel dorch den dicke Dreck." — „Fritz, Fritz, friss frische Fische, Fritz!" — „Jene graue Gans ging jenes grüne Gras grasen." — „Hans haut Holz, hinter Häckers Hinterhaus haut Hans Holz." — „Jung, säd de Jung, dat de Jung dem Junge seggt, dat de Jung de Schwien utjeggt." — „Kein klein Kind kann keinen kleinen Kessel Kohl kochen." — u. s. w.

Bei mehreren primitiven Völkern bestehen ähnliche Methoden, wie wir im Kapitel über „Erziehung" nachweisen werden. So berichtet Dr. Pechuel-Loesche: „Die Negermutter an der Loangoküste (Bafiote) lehrt dem Kinde

---

1) Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime, Lieder u. s. w. 2. Aufl. Frankf. a. M. 1857.
2) Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857.
3) Preussische Volksreime und Volksspiele. Berlin 1867.

Kinderverschen, welche (ebenso unlogisch, als allerorten bekannte) absichtlich schwierige Vorstellungen enthalten und beim schnellen Hersagen die ungeübte Zunge zum Straucheln bringen. Das kluge Kind wird Besuchern vorgeführt, erregt Bewunderung und Heiterkeit."

---

4. Das Sprechenlernen und der Aberglaube.

Der Aberglaube wird überall rege, wo es sich um Fertigkeiten handelt, welche die Natur auf unerklärte Weise oft schnell gewährt, andermale mehr oder weniger versagt. In der Volksmeinung giebt es da zauberische Wirkungen. Auch an das Sprechenlernen des Kindes knüpft sich in Deutschland ganz eigenthümlicher, schon auf S. 206 besprochener Aberglaube:

Zwei kleine Kinder, welche noch nicht sprechen können, dürfen sich nicht küssen, sonst bleiben beide stumm; so heisst es nach Mittheilung des Prof. Hildebrandt in Königsberg. Wenn daselbst das erste Kind sprechen lernt und zuerst Papa ausspricht, so ist das nächste Kind ein Knabe; sagt es zuerst Mama, so ist's ein Mädchen.

Wenn die Fusssohlen eines kleinen Kindes gekitzelt werden, so heisst es in Königsberg i. Pr., dass es zum Stottern Anlage bekomme; werden die Fusssohlen geküsst, so hat es keine Achtung vor den Eltern. In Böhmen dagegen heisst es: Das Kind und seine noch stillende Mutter dürfen nicht Fischfleisch essen, sonst lernt es nicht sprechen, weil die Fische stumm sind. Lernt das Kind schwer sprechen, so soll man ihm Lerchenzungen zu essen geben (in Baiern giebt man ihm Bettelbrod), oder der Pathe schlägt ihm stillschweigend mit einem silbernen Löffel dreimal über den Mund. Ebenso haucht ihm zu gleichem Zweck die Mutter, wenn sie es am Charfreitag nach empfangenem Abendmahl zum letzten Male stillt, in den Mund.

In Italien heisst es, wie Woldemar Kaden berichtet: Stottern lernt das Kind, wenn man ihm nicht, nachdem es von der Brust entwöhnt worden, das erste Mal aus einer Klingel zu trinken giebt.

---

5. Die Bezeichnung Kind und Bube.

Das Volk legt einem Worte bisweilen mit der Zeit eine ganz andere Bedeutung bei, als dasselbe ursprünglich hatte. Dies trifft auch unter Anderem die Ausdrücke, mit welchen man das jugendliche Individuum und sein Treiben bezeichnet. Martin Luther durfte vor 300 Jahren noch schreiben: Gott thue nichts als Schlechtes, und das Evangelium sei eine kindische Lehre. Damals bedeutete also, wie noch heute in unserer Redensart recht und schlecht, das Schlechte etwas Schlichtes, das Kindische etwas Kindliches. Im Süden Deutschlands wird jedes männliche Kind ohne Arg ein Bube ge-

nannt, im Norden bezeichnet dieser Ausdruck nur noch einen verworfenen Menschen, gerade so wie die entsprechenden Laute des Englischen für Knabe (knave) diesen üblen Sinn (knavery, Büberei) sich zugezogen haben.[1]) In derselben Sprachgenossenschaft wechseln also Sinn und Bedeutung gewisser Worte zeitlich und räumlich gar sehr, wenn auch ganz unmerklich. Der Neger von Fernando Po, der das Wort bubboh für „ein kleiner Knabe" gebraucht, steht nach E. B. Tylor[2]) auf gleichem Fusse wie der Deutsche, der Bube sagt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Kinderspiel und Kinderlied.

In der geistigen Entwickelung des Menschen kommt während der ersten Lebensjahre die Neigung zum Spielen erst sehr allmälich zum Vorschein. Wenn das Kind zu greifen beginnt, sucht es zunächst diejenigen Dinge zu fassen, die in auffallender Weise vor seinen Augen schweben. Es reagirt nicht blos auf die Töne der Klapper, oder auf den Glanz eines bunten Gegenstandes, den man ihm vorhält; es fängt auch an, sich dieser Dinge selbst bemächtigen zu wollen; nun schwingt es mit Wohlgefallen die Klapper hin und her, den Tönen derselben lauschend, und der Ausdruck der Freude darüber, dass es Dergleichen leisten kann, spiegelt sich in seinen Zügen. Wenn man ihm Ringe und ähnliche Dinge an seinem Bettchen aufhängt, so pendelt es dieselben hin und her; es freut sich, die Sachen selbstthätig in schwingende Bewegung versetzen zu können. Dies sind die ersten Erscheinungen des Spieltriebes, dem fast alle Völker Rechnung tragen, indem die Eltern die Lust des Kindes am Spiel durch kleine Gaben fördern.

Wie das Kind in seiner geistigen Entwickelung dann weiter unter Mitwirkung der Phantasie immer selbstthätiger zu spielen beginnt, hat Professor Preyer, der Jenenser Physiolog, an seinem eigenen Kinde recht hübsch beobachtet.[3]) Er bemerkte die Versuche des Kindes, öfters von selbst das, was es hörte, zu imitiren. „Diese Nachahmungen machen schon bisweilen den Eindruck, als wenn sie nicht willkürlich geschähen. So betrachtete das Kind einmal — in der 83. Lebenswoche — im Garten ein Rothschwänzchen aufmerksam volle 2 Minuten lang und ahmte dann nicht schlecht 5—6 Mal das Piepen desselben nach, hierauf erst sich nach mir umwendend. Als es mich nun sah, schien das Kind erst gewahr zu werden, dass es überhaupt Nachahmungsversuche gemacht hatte. Denn seine Physiognomie war der eines Erwachenden ähnlich, und es war nun nicht zu bewegen, Laute nach-

1) Völkerkunde von Oscar Peschel. 5. Auflage von A. Kirchhoff. Leipzig 1881. S. 107.
2) Die Anfänge der Cultur. Leipzig 1873. I. S. 225.
3) W. Preyer, Die Seele des Kindes. Leipzig 1882. S. 304.

zuahmen. Nach 5 Tagen wiederholte sich das Schauspiel. Wieder wurde das Piepen des Vogels reproducirt und Nachmittags nahm das Kind eine roh aus Holz geschnitzte Kuh von der Gröſse des Rothschwänzchens, lieſs dieselbe in seiner Hand auf dem Tische sich hin und her bewegen und zwar auf den Füssen und piepte nun so, wie es beim Anblick des Vogels gethan hatte: offenbar war hierbei die Phantasie bereits stark erregt. Das hölzerne Thier sollte den oft im Garten beobachteten in der Veranda nistenden Vogel vorstellen, und das Zirpen und Piepen dessen Stimme.“ Wir Alle haben gewiss ähnliche Beobachtungen bei Kindern über die Entwickelung der Fähigkeit zum Spielen als Acte der Nachahmung beim Erwachen der Phantasie gemacht.

Bezüglich des Spieles mit der Puppe, bei der das Kind gleichsam die häusliche Wirthschaft der eigenen Mutter mit dem Säugling nachahmt, stellt Bizyenos[1]) die Behauptung auf: Es ist nicht unwahrscheinlich, dass bevor die Menschen sich ihre primitivste Kleidung anschafften, vor Allem aber, bevor sie zu einem Zusammenleben, einer sesshaften Häuslichkeit, sei es auch mit ganz einfachen Einrichtungen, gekommen waren, für die Kinder keine Veranlassung zum Puppenspiel existirte.“ Wenn dann Bizyenos weiter fragt: „Was mögen sie nun aber bis zu jener Zeit gespielt haben?“ — so setzt er ganz richtig hinzu: „Um diese Frage zu beantworten, müssen wir nun die Kinderstube verlassen. Wir müssen uns dahin begeben, wo der Mensch wirklich in seiner primitivsten Gestalt uns entgegentritt.“ Allein er behauptet auch mit Unrecht, dass man dies „bis heute“ unterlassen hat. Nicht blos der Verfasser dieses Buches hat in der 1876 erschienenen ersten Auflage desselben, sondern auch mehrere daselbst angeführte Schriftsteller haben diesem Gegenstande eingehende Betrachtungen gewidmet. Wir fanden, dass sich auch bei solchen Naturvölkern, die jetzt gleichsam den Urzustand des Menschengeschlechts in ihrer Lebensweise darstellen, das unbefangene Kind sein Spiel durch Nachahmung aller solcher Dinge schafft, mit welchen sich die Eltern je nach ihrem Culturleben beschäftigen. Man darf sich den Urmenschen allerdings nicht mit Hülfe der Phantasie, noch auch auf Grund der Lectüre rein philosophischer Bücher zu construiren suchen.

Im Leben des Menschen hat das Kinderspiel eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Alle unsere Jugend-Erinnerungen knüpfen sich an jene frohen Augenblicke, in welchen wir uns scherzend mit der spielenden Kinderschaar tummelten; willig haben wir uns den Spielgesetzen unterworfen, die sich das kleine Völkchen selbst gegeben hatte und die aus alter Zeit von Generation zu Generation befolgt wurden. Die culturhistorische Bedeutung des Kinderspiels kann kaum trefflicher bezeichnet werden, als mit Rochholz'[2]) schöner Einleitung:

„Das Mutter- und Kindesverhältniss entspringt aus der unabweisbaren

1) Dr. Georg M. Bizyenos, Das Kinderspiel in Bezug auf Psychologie und Pädagogik. Leipzig 1881. S. 2.

2) Rochholz, Alemann. Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857. II. S. 357.

Natur und ist sich also in allen Zeiten und Verhältnissen gleich. Denn was dem rein Menschlichen angehört, bleibt frei von dem Wechsel der Systeme und Moden; so grosse Dinge, wie heute der sogenannte gute Geschmack und die öffentliche Meinung, haben keinen Einfluss darauf, und kaum durch das Nationelle erleidet es einen leisen Eindruck. Die Erzählungen hierüber aus dem höchsten Alterthum machen daher noch immer eine Wirkung auf uns, als stammten sie aus unseren eigenen Jugendjahren. Jene Mutter, die dem eingeschlummerten Säugling die Fliegen wehrt, ist die schon von Homer geschilderte, ist zugleich unsere eigene und wird auch den einst noch kommenden Raphaelen der Gegenstand ihrer Madonnenbilder sein. Jenes Kind, das neben der Mutter herläuft und sie an der Schürze zupft, bis sie's auf den Arm nimmt, ist das homerische Kind und sind wir selbst einmal gewesen. Jenes Söhnlein, das vor des Vaters grossem Helmbusch erschrickt und sich in die Schulter der Amme verbirgt, ist Hektor's Astyanax; da nimmt der Vater den Helm noch einmal ab, obgleich er eben auf dem Wege ist, in den Kampf zu gehen, herzt und befiehlt den Göttern das Kind; da muss die Mutter durch die Abschiedsthräne hindurch mitlächeln über des Kleinen reizende Scheu; und da beschleicht uns selbst eine stille Sehnsucht und wir müssen unserer eigenen lieben Eltern plötzlich gedenken. Nicht mehr das Gedicht, nicht mehr das prächtige homerische Bildwerk ist es dann, nicht mehr unser poetisches Wohlgefallen daran, sondern uns erfüllt ein höherreichendes sittliches Frohgefühl; wir haben die Genugthuung, unsere innersten und verschwiegensten Kindheitsstimmungen als die Empfindung der Welt vor Jahrtausenden schon ausgesprochen und anerkannt zu sehen, da steigen dann die so geheimen Liebesgedanken wie verschüttete alte Statuen an's Tageslicht empor und werden zu neuen Ehren gezogen. Es ist, als ob wir die Wahrheit einen Sieg begehen sähen."

„Ueber der äusseren wandelbaren Natur steht unwandelbar die unseres Herzens, unserer Neigung und Liebe. Daher wächst den edelsten Geistern einer Nation diese Empfindung zu der grossen der Nationalität: das Andenken an die Jugendzeit, Vater-, Mutter- und Geschwisterliebe, Kameradschaft und Freundestreue ist ihnen die ursprüngliche Quelle ihres Wahrheitseifers, ihres Schönheitssinnes. Der Mutterschoos, das Kindergärtlein, der Knabenspielplatz steht noch immer lieb und freundlich vor ihrem Geiste, indess dieser schon die öffentliche Arena betritt und zu solchen Werken sich anschickt, an denen ein ganzes Jahrhundert zehren soll. Wie treu blieb Schiller dem ersten Jugendfreunde, wie aufopfernd ein Goethe gegen die aus der Frankfurter Knaben-Kameradschaft, wie kameradschaftlich fühlt sich Klopstock als Odendichter noch zu unbedeutenden Jugendspielen hingezogen, welch ein guter Bruder und Freundschaftsheld ist Georg Forster, ist der grosse Lessing! Ihr theilweise ärmliches und beschränktes Leben im Elternhause brachte ihnen doch das unschätzbare Glück, der Empfindung der Heimathlichkeit, der trauten Kindertreue recht sicher geworden zu sein, und dieser Herzenszug hielt durch ihr Leben aus."

Rochholz führt eine Galerie von Helden und von Weisen vor, welche das Spiel der Kinderwelt mitbetrachtet, oder mitgemacht, oder weiter ausgedacht haben; lauter Männer, die zusammen einstehen für die Wahrheit des Schiller'schen Wortes, es liege oft hoher Sinn im kindischen Spiele. Dasselbe war auch des grossen Leibnitz Ansicht, der von der scharfen und unnachahmlichen Erfindungskraft redet, die in den althergebrachten Spielen stecke. Heraklit ordnete am Dianentempel zu Ephesus die Knabenspiele, Sokrates machte sie zu Athen mit. Cosmus von Medicis verbesserte seinem Enkel auf öffentlichem Platze die Pfeife; Gustav Adolf spielte mit seinen Officieren Blindekuh; Leibnitz trieb das Grillenspiel, Wallis das Ringelspiel und schrieb eine Abhandlung darüber; sogar der sonst so empfindsame Lavater erfand das Spiel der hölzernen Bausteine. Der spartanische König Agesilaos ritt mit den Kindern auf dem Stecken, Heinrich IV. von Frankreich diente den seinigen selber zum Reitgaul und rutschte mit ihnen im Zimmer umher.

Die Kaiserin Katharina die Zweite von Russland, diese geistvolle Frau, schrieb einst an ihre Freundin, Frau von Bielke in Hamburg: „Sowie ich nur immer konnte, habe ich gelacht, und ich schwöre Ihnen, dass ich noch jetzt, wo doch die ganze Last meines Standes auf mir liegt, Abends aus Herzenslust mit meinem Sohne Blindekuh spiele. Wir sagen zwar, es geschehe der Gesundheit halber, unter uns gesprochen, geschieht es indess nur, um Possen zu treiben."

So ist denn auch die Lust zum Spielen den Kindern aller Völker angeboren; nur die grössere oder geringere Lebhaftigkeit ist etwas verschieden. „Heiterkeit ist den meisten Afrikanern angeboren," sagt R. Hartmann,[1]) „und die Spielplätze ihrer Kinder sind die Stätten fröhlicher Lust. Da geht es im Lärmen und Schreien gar toll her. Ich glaube nach meinen eigenen Erfahrungen und nach denen befreundeter Personen nicht, dass unter den Kindern auf dem dunklen Continent ein sehr viel anderes Gebahren herrsche, als bei unserer lieben Jugend daheim. Die Kinder der Indianer, der Mongolen, der Wasser-Malaien und Creolen sollen im Allgemeinen ernster, ja düsterer sein, als diejenigen der Europäer, Polynesier und Afrikaner, namentlich aber der Nigritier. Unter letzteren giebt es auch hübsche Kurzweil mit Früchten, Samen, Steinchen, befiederten Stäben, mit geflochtenen Häuserchen, Nachbildungen von Thieren aus Holz, Thon u. s. w., mit dem Bau von Kraalen aus Sand u. dgl., endlich die Beschäftigung mit zahmen, lebenden Thieren."

---

1. Aehnlichkeit der Kinderspiele bei allen Völkern.

Das Spielzeug wiederholt sich bei den verschiedensten Völkern. Die Puppenwiegen, die wir unseren Kindern als Nürnbergertand zu schenken pflegen, galten ebenso schon den alten Griechen. Unter den Merkwürdig-

1) Hartmann, Die Völker Afrika's. Leipzig 1879. S. 177.

keiten des Juno-Tempels zu Olympia erwähnt Pausanias eines kleinen, mit Elfenbein verzierten Bettchens, das ein Spielzeug der Hippodameia gewesen sein sollte. Thonpuppen gab es sowohl in Altgriechenland unter dem Namen *κοραι* (Guhl und Koner), als auch unter den schon längst untergegangenen Völkern Nordamerika's, die in den Mounds oder Grabhügeln dergleichen Spielsachen hinterliessen. Die naive Darstellung des Kinderspielzeugs insbesondere der Puppen wiederholt sich auch bei dem Volke der alten Peruaner, in deren Gräbern, sobald sie Kinderleichen enthielten, in mehreren Fällen von Reiss und Stübel[1]) Holzpuppen mit Wiegen, auch eine als Wickelkind ausgeputzte kleine Thonfigur gefunden wurde. Bei dieser Figur war die kleine Thonpuppe einem, die Stelle der Wiege vertretenden Holzgestelle aufgebunden. Die Kinderpuppen der Griechen hatten genau, wie unsere jetzigen, bemalte Holz- und Thonerde-Gesichter. Wenn unter den alten Griechen das Mädchen mannbar wurde, so war es Sitte, dass es sein Spielzeug der Göttin Aphrodite weihte und im Tempel derselben aufhing. Die Dichterin Sappho[2]) begleitete diesen Act frommen Brauches mit einem dichterischen Gebete, die Göttin möge die kindischen Geschenke, als Puppen u. s. w. freundlich annehmen, und „auch," so fährt sie fort:

„Die rothen Kopftüchlein der Puppen
Verachte nicht; dies hab' ich, Sappho,
Geschenkt Dir als nicht unwerthes Geschenk."

Die Kinderklappern und Kinderrasseln hiessen bei den Griechen Platagai, und die Sage hat sogar den Namen ihres Erfinders auf die Nachwelt gebracht; er hiess Archytas. Spielzeug erhielten die Kinder der alten Römer schon an den feierlichen Tagen geschenkt, wo ihnen der Name beigelegt wurde (dies nominum oder nundinae, bei Knaben der 9., bei Mädchen der 8. Tag). Diese Spielsachen hiessen crepundia und wurden selbst von Sclaven dargebracht; sie wurden am Halse getragen und hatten daher vom Klappern (crepare) ihren Namen. Die Kinder der Ureinwohner Deutschlands besassen aber auch schon dasselbe Spielwerk, denn in den alten Heidengräbern findet man solche einfache Instrumente; es sind zwei birnenförmig hohle, an einander gebackene Thonkugeln mit eingedrückten kreisförmigen Verzierungen, innen Klappersteinchen enthaltend.[3]) Ohne Zweifel tändelten die Kinder der

1) Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ancon in Peru. Berlin, Asher. Taf. 88, 89 u. 90.

2) J. C. Poestion, Griechische Dichterinnen. Wien 1876.

3) In Urnengräbern fand man neben Kindesgebeinen rundgeschliffene Kiesel, wie noch heute die Knaben beim Spielen benutzen (Bericht der Deutschen Gesellsch. vom J. 1829. Leipzig. S. 7. — Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig 1874. S. 118). — In der Sammlung der „Deutschen Gesellschaft" zu Leipzig befindet sich ein offenbar als Kinderklapper zu betrachtendes Spielgeräth aus einem uralten Kindergrabe stammend, ein kleiner Vogel aus Thon mit Klappersteinen im Innern. Ein beinernes Gäulchen mit einem Kinderpfeifchen an der Stelle des Rossschweifs beschreibt Preusker in seiner „Vaterländischen Vorzeit" 1844. Auch in der Schweiz (Züricher Antiquar. Mittheil. 2. 12.), in Württemberg (Schwäb. Merkur, 22. Januar 1842), in Sachsen (Geinitz, Die Urnenfelder von Strehlen und Grossenhain, Cassel 1876) wurden Kinderklappern und Kinderrasseln in Heidengräbern gefunden, die aus der Broncezeit stammen. Kinderspielzeug, Vogelfiguren darstellend und aus prähistorischen Gräbern stammend, befinden sich: im Berliner kön. ethnogr. Museum aus den Gräberfeldern von Gross-Czettritz in der Neumark, aus den Gräbern von Lederhose bei Striegau (Schlesien) und aus denjenigen bei Pförten in der Lausitz. Diese Vogelfiguren enthalten kleine harte Steine und dienten als Rasseln.

alten Europäer mit Schnitzbildchen von Pferdchen, Schweinchen und Hündchen; wenn ein Kind starb, so gab man ihm diese Dinge mit in das Grab; dies beweisen die in Heidengräbern hie und da gefundenen Pfeifengäulchen. In sinniger Weise schildert Weinhold[1]) die Spiele der Kinder im nordischen Alterthum. Frühzeitig, sagt Weinhold,[2]) mag die Tocke auch bei den deutschen Mädchen beliebt gewesen sein, wie sie es bei den römischen war, die sie beim Heranreifen der Venus opferten. Vielleicht war sie durch die Römer in Deutschland bekannt geworden, vielleicht auch nicht; die Versuche, Götterbilder in Teig und Holz zu bilden, können auch die Erfindung dieses Spielzeugs veranlasst haben. Genug, im 9. und 10. Jahrhundert war es schon allgemein bekannt, und die Gedichte des 13. Jahrhunderts schildern uns mehrmals die Freude der Mädchen an schönen und vielen Puppen. „Dem Mädchen in seiner stillen, sinnigen und lieblichen Art ist solches Vorspiel der mütterlichen Sorge angeboren und es träumt sich auch gern voraus in die eigene Häuslichkeit.“ Naiv rührend ist die Klage der kleinen Burggrafentochter in Wolfram's „Parcival,“ welche dem heimkehrenden Gaste, der sich scherzend zu ihrem Ritter erklärt, Gaben verehren möchte und doch nichts weiter besitzt, als ihre Docken, die, wenn er sie nähme, sie gern geben würde, wenngleich sie viel schöner sind, als die der Nachbarskinder. Im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich eine Anzahl kleiner, kaum einen Daumen langer Figuren aus weissem Thon, die bei der Umlegung des Pflasters unter der Strasse gefunden wurden; diese Puppen, Frauengestalten in der Tracht des 14. Jahrhunderts, haben am Brusttheile eine Vertiefung zur Einlegung des Pathenpfennigs. Ueber die Kinderspiele, die im frühen Mittelalter bei uns gebräuchlich waren, siehe: „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger“ von Prof. Dr. Alwin Schultz. Leipzig 1879. 2. Capitel.

So scheint denn überall der kindliche Sinn in der Form des Spiels das Gleiche zu wählen. Beispielsweise sagt von den Südslaven der Militärgrenze, von den Croaten, Slavoniern und Syrmiern, Baron Rajacsich:[3]) „Die Spiele der Jugend sind hier die in allen anderen Gegenden bekannten Unterhaltungen, als: das Laufen, das Ballspiel, das Schleifen auf dem Eise u. s. w.“

Auffallend sind sehr bestimmte Beziehungen und Aehnlichkeiten, die sich zwischen dem deutschen Kinderspiel und denjenigen Spielen finden, welche noch heute bei vielen Völkern gebräuchlich sind; viele sind sich einander ganz gleich. Die fleissigsten Studien nach dieser Richtung hat Buchholz gemacht, durch den wir beispielsweise erfahren, dass die „goldene und die faule Brücke“ sich bei Rabelais wieder findet, der im Gargantua das entsprechende französische Spiel angiebt: „au pontz cheuz;“ das Spiel der schweizer Kinder: „Es chunnt en Hêr mit eim Pantoffel“ hatte sein Seitenstück in einem bis in neueste Zeit beim ganzen Volke auf den Faröern gebräuchlichen Tanz. Bei deutschen, czechischen und magyarischen Stämmen

1) Weinhold, Altnordisches Leben. Berlin 1856. S. 290.
2) Weinhold, Die deutschen Frauen. 2. Aufl. Wien 1882. S. 107.
3) Das Leben, die Sitten und Gebräuche der Südslaven. Wien 1873. S. 103.

findet sich ein Knabenspiel, das im sächsischen Voigtlande „Einmalab," auch Potschek, im czechischen Böhmen Spacek heisst: Ein keilförmig zugeschnittener kurzer Pflock wird auf die Erde gelegt und es wird dann mit einem Stocke auf sein zugespitztes Ende geschlagen, so dass der Pflock in einem weiten Bogen fortfliegt; ein anderer Knabe hat ihn mit seinem Stocke aufzufangen; trifft er ihn nicht, so nimmt er den Pflock und wirft ihn gegen den angelegten Stock des ersten Knaben. Ein ähnliches Spiel trifft man in Ungarn an, wo man das zugespitzte Holz Gatschkai (im temescher Banat) oder Piske (oberungarisch) und Pige (magyarisch) nennt. Auch die Ballspiele (nach dem Romanischen ballare tanzen, ballata Tanzlied) ähneln sich in vielen Landen: Das Schlagen der Kugel auf ebener Bahn durch einen Eisenring hiess das „Bugel" schlagen, im Vlämischen „durch die Kloospforte" schlagen wurde closen, cloten, auch bollen und bogheten genannt; und in Norddeutschland ist die „Kliese" ein Holzball, der zu Ostern herkömmlich von Gesellschaften geschlagen wird. Das Tschaugan ist das bei Persern, Arabern und Türken verbreitete Spiel mit dem Schlagball; von dort sollen es die Ritter des deutschen Hauses zu Jerusalem in die abendländischen Balleien verpflanzt haben; das Maille-Spiel ist ebendasselbe. Unser „Gleich oder Ungleich" ist das genuesische A pâ-daespa und das toskanische A pari o caffo; das gewöhnliche „Kugelspiel" heisst in Genua a-e bocce, das man a-e piastrelle nennt, wenn man statt der Kugeln Steine nimmt; unser „Blindekuhspiel" heisst in Italien a mosca cieca (blinde Fliege), in Genua all' orbetto. Auch unser Federballspiel findet sich in Genua unter der Bezeichnung a-o chiummin wieder; unser Eierkippen führt dort den Namen a rompi, unser Anschlagen ist italienisch Azzecca muro (Mauernahen), genuesisch a-o battin. Das „Anschlagen" oder die „Blinzemaus" heisst bei den Griechen Apodidrascinda, Belgisch schuyl winckgen, schuyl hoecxken, Flandrisch duy-kerken, Brabantisch coppen comt ut den hoecken etc.[1])

Die Spielwaaren der Chinesen und Japanesen, sowie anderer asiatischer Völker sind in vieler Beziehung den unsrigen ganz ähnlich, nur sind manche derselben bei ihnen ausgebildet und vervollkommnet, wie die Papierdrachen, die Kreisel u. s. w., da sich mit ihnen auch gern dort die erwachsenen Leute belustigen.[2]) Das Steckenpferd und die kleine Wind-

---

1) Ueber catalonische Kinderspiele und deren Aehnlichkeit mit deutschen siehe Liebrecht, „Zur Volkskunde." S. 390. Hier ist es Fünffingerspiel, „Taubenfliegen," Plumpsack etc.

2) Japanesische Puppen, 2 Stück, die eine gross, die andere klein (wenig über eine Spanne lang) mit Papiermaché-Köpfen, bemalt und fleischfarben, mit beweglichen Gelenken, befinden sich in der von von Siebold dem ethnographischen Museum zu München übergebenen Sammlung. Bogen und Pfeile für Kinder als Spielzeug der Andamanesen befinden sich im ethnographischen Museum zu Berlin unter der Nr. An 78. Die mannichfachen Spiele und Belustigungen der Kinder im Gouvernement Archangel werden in den (russischen) Mittheilungen der Gesellschaft der Liebhaber der Naturkunde Bd. XXX beschrieben (Arbeiten der ethnogr. Section 5. Buch 1. Lief. Moskau 1877). Die Kinder der Kasias (Bengalen) amüsiren sich nach Dalton ähnlich wie die europäischen mit Kreiseln und Stangenklettern (Zeitschr. f. Ethnol. 1873. S. 265). Kinderspielzeug in Südindien gebräuchlich: Thierfiguren, Zappelmännchen, Kugel etc. befinden sich im Berliner ethnogr. Museum. Daselbst ist auch aus Bombay eine Kinderpuppe, sowie Gliederpuppen aus Athen von Terra otta zum Ziehen, um die Glieder zu bewegen.

mühle, die an einem Stabe befestigt ist, und mit der die Kinder in Europa wie in Japan und China gegen den Wind laufen, waren bei uns schon im Mittelalter in den Händen der Kinder, wie Holzschnittbilder aus dem 16. Jahrhundert mehrfach darstellen. Kugelspiele, denen sich unsere Jugend mit Eifer widmet, sind in ähnlicher Weise unter den Kindern der Polynesier heimisch.[1]) Die Kinder der Australier haben ein Tauspiel, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem englischen „Cat's-cradle" hat, doch ist ihre liebste Unterhaltung das Erlernen der Jagd und Fischerei (Lubbock).

Spielsachen für Kinder gab es schon im alten Aegypten in mannichfacher Art und gleich denjenigen, mit denen sich auch unsere Kinder vergnügen. So führt Champollion-Figeac[2]) an: Eine Puppe von Holz mit beweglichen Armen; auf dem Kopfe waren natürliche Haare angebracht, von denen man noch einige sieht. — Eine sehr kleine Puppe aus Elfenbein. Ein Schmied von Elfenbein mit beweglichen Armen, roh gearbeitet. — Bälle aus Stücken Leder, die zusammengenäht und mit Häcksel gefüllt sind. — Ein hölzerner Ball mit roth und blau gemalten Abtheilungen. — Ein Knöchelchen aus Elfenbein. — Kreisel aus Holz, welche gepeitscht wurden etc.

In der ägyptischen Abtheilung des Louvre zu Paris findet sich Spielzeug der Kinder aus Altägypten: ein Ball, auch Puppen von Holz (unter der Katalognummer M. 173. 546) insbesondere eine Klapperpuppe, deren Arme im Schultergelenk beweglich sind und deren Hände einen Holzklotz gefasst halten, der beim Schütteln aufschlägt. Aehnliches enthalten andere ethnographische Museen.

Vielfach finden wir ganz ähnliche Spiele und fast gleiches Spielwerk wie bei uns auch unter den Naturvölkern wieder. Die geistige Richtung wiederholt sich überall, wofür wir nur einige Beispiele aus verschiedenen Klimaten anführen.

Im Spiel zeigt sich die Kinderschaar der Eingeborenen Australiens von Lebenslust bei voller Freiheit und Verzogenheit übersprudelnd. Kaum haben sie den Magen angefüllt, so heisst es wohl „Tschupadu!" (lasst uns spielen!) und nun geht es entweder an Verstecken, Kulkuri, oder Ball spielen, tschubu tschubu, oder eine Nachahmung der Erwachsenen im Kampf, im Werfen oder in Tänzen, und dann ist ein Kreischen und Lachen, dass es weit durch den Busch widerhallt, bis einer der älteren sein Kulu (d. i. genug!) ertönen lässt, und dann kehrt Alles ohne Zögern zu seinen Hütten zurück. Während des Spiels sehen die Alten zu mit unverhohlener Freude, der sie häufig genug ebenso lauten Ausdruck geben, als ihre wilden Sprösslinge.[3])

Die Knaben der Eskimo im hohen Nordosten des amerikanischen Continents spielen gewöhnlich mit kleinen Schlitten und üben sich im Speerwerfen, nachdem sie sich umher tummeln können. Die Mädchen erhalten Puppen aus Wallrosszähnen geschnitzt und mit Fellen bekleidet, oder kleine

1) Ueber die Spiele der Polynesier siehe Gerland. Die Völker der Südsee. S. [illegible]
2) Denon „Gemälde von Aegypten." Frankfurt a. M. [illegible] S. [illegible]. S. [illegible]
3) Dr. F. Lang in „Aus allen Welttheilen." [illegible]. S. [illegible]

Thierfiguren. Ein beliebtes Spielzeug bilden junge Hunde, die mit grenzenloser Rücksichtslosigkeit gequält werden.[1])

Auch die Ostjakischen Kinder spielen mit Kinderpuppen (ostjak. „Agan"), die von ihnen selbst verfertigt werden; dies sind Darstellungen eingeborener Frauen in ihren Pelzen etc. en miniature, die Köpfe durch Entenschnäbel ersetzt. Auch haben sie Puppen aus Schwanenschnäbeln; die Knaben spielen mit Bogen.[2])

Einige der Kinderspiele der Wakamba in Ostafrika sind den europäischen gleich, z. B. „Haschen" und „Versteckenspielen;" auch tragen sich die Kleinen, ganz wie unsere, nicht nur Huckepack, sondern auch Rücken an Rücken mit verschränkten Armen und schaukeln sich in dieser Stellung hin und her. Kleine Mädchen pflücken sich manchmal einen Strauss grellfarbener Blüthen. Die Jungen machen sich den Spass, einen frischgrünen Sorghumhalm in der Asche eines Feuers zu erhitzen. Wenn hierdurch die Luft in den inneren Zellräumen desselben in Spannung versetzt ist, schlagen sie den Halm auf einen Stein, wodurch er mit starkem Knall zerplatzt. In Zanzibar haben sich schon viele indische, ja selbst europäische Kinderspiele, Ballwerfen, Drachensteigenlassen etc. eingebürgert. Dort giebt es auch Spielzeug, z. B. Puppen, aus Palmstroh.[3])

Aehnlich hindeutend auf eigene Erfindungskraft ist das Kinderspiel in anderen Theilen Afrika's beschaffen. Hartmann, der Afrikareisende, giebt an, dass die Kinder der Machololo und anderer Betschuanen sich irdene Figuren von Rindern u. s. w. anfertigen; er selbst sah die Berabra-Kinder sich einfache Spielzeuge aus je einem gestreckten Reissigstück und je zwei kurzen Taubenfedern selbst herstellen, welche vom Winde bewegt, auch dem oberflächlichen Kenner sofort das täuschende Bild einer hurtig über den Wüstenboden dahineilenden Gespenstheuschrecke (etwa Bacillus) darboten.[4])

Die Hütejungen bei Soto-Negern oder Basuto (ebenfalls ein Betschuanenvolk) vergnügen sich im Felde mit Fechtübungen, zu welchen Schild und Stöcke dienen; sie üben sich auch im Werfen mit Wurfkeulen, stellen Jagden nach Hasen und kleinem Wild an, stellen Sprenkel auf und legen Leimruthen. Die Thiere, welche sie fangen, quälen sie gern zum Zeitvertreib. Auch vertreiben sich die Knaben die Zeit mit dem Formen von Thonfiguren. Die Mädchen vergnügen sich mit Springen über einen geschwungenen Riemen, sowie mit einem dem „Sautreiben" ähnlichen Spiel u. s. w., auch mit Tanzen, mit Bauen von Kraalen aus Sand, mit Formen von Töpfen u. s. w. Im Sommer bauen sie sich aus hohem Kraut Hütten.[5])

Nachdem die russischen Soldaten im Januar 1881 die Festung Gök-Tepe, das Haupt-Bollwerk der Teke-Turkmenen, mit Sturm erobert hatten, betrat

1) Bessels, Polaris-Expedition. S. 366. — Eine Puppe der Tschuktschen s. bei Nordenskiöld, Die Umsegelung. S. 139.

2) Westsibirische Expedition in: „Deutsche geogr. Blätter." 1877. II.

3) Hildebrandt in: Zeitschr. f. Ethnologie. 1878. S. 393.

4) Bericht der Berliner Anthropolog. Gesellsch. 1877. S. 457.

5) Missionär Endemann, Zeitschr. f. Ethnol. 1874. S. 37.

der Chefarzt Dr. Heyfelder[1]) das Innere der stark zerstörten und verwüsteten Festung. Er bezeichnet es als ungemein rührend, dass sich unter dem Schutt derselben auch Kinderspielsachen fanden; er sagt: „Nicht weniger ist es ethnographisch und culturhistorisch interessant, dass diese Spielsachen zugleich Urspielsachen sind, die ersten und einfachsten, im Alterthum und zum Theil in der Neuzeit verbreitetsten: Der Ball und der Würfel, wenn ich so den kleinen roth und gelb gefärbten Fusswurzelknochen vom Schafe nennen darf, der sechs Flächen bietet und wahrscheinlich dem Würfel ursprünglich zu Grunde liegt. Ausser Nachrichten der Schriftsteller belehrt uns auch eine antike Statue über dieses bei Griechen und Römern verbreitete Spiel mit den vier Knöchelchen, welche auf eine Steinplatte geworfen werden. In Trier ist das Spiel heute noch so verbreitet, wie im Alterthum, und wird ebenso mit zwei gelben und rothen Knochen gespielt, wie in Gök-Tepe.

---

2. Nationaler Charakter im Kinderspiel.

In den Spielen der Kinder spricht sich überall der Volksgeist und der Nationalcharakter deutlich aus. Wir führen hier nur einige bemerkenswerthe Beispiele an. So heisst es von den Chinesen: „Selbst die Spiele der Kinder sind vom Handelsgeiste gleichsam durchschwängert; ihr liebster Zeitvertreib besteht darin, dass sie offene Buden oder ein Pfandhaus halten, und bald nachdem sie laufen können, gewöhnen sie sich die Handelssprache und Schacherausdrücke an, und an solchem Gedibber ist die chinesische Sprache sehr reich.“ [2]) Dies hat offenbar viel Aehnlichkeit mit dem Gebahren jüdischer Kinder, die auch bei uns schon in ihren Spielen das Kaupeln mit Vorliebe treiben.

Im Dorfe ist es der Dorfplatz, auf dem sich die chinesischen Kinder unterhalten, wobei die Erwachsenen ihren Spielen zusehen. Dort unterhält sich ein kleiner Spitzbube mit einem Wollball, der so fest gedreht ist, als wäre er aus Gummi. Er schleudert ihn weder einem anderen Knaben zum Fangen zu, noch benutzt er ein Schlagbrett, um ihn in die Höhe zu treiben. Das Fangen und Schlagen des Balls sind hier unbekannt; er stösst den Ball, wenn derselbe vom Boden zurückprallt, mit flacher Hand in die Höhe und wiederholt die Stösse, so oft ihm dies möglich ist, ohne den Ball zur Erde fallen zu lassen. Wenn er es fertig bringt, sich auf der Ferse herumzudrehen, während der Ball im Fluge ist, und wenn er den Stoss mit abgewendetem Gesicht auszuführen vermag, so wird er um so mehr bewundert. Fehlt er den Ball, so nimmt ihn der zunächst stehende Knabe auf, und so fort, bis die Reihe an alle Spielenden gekommen ist.

Hart nebenan sehen wir eine andere Gruppe von Knaben; einer von

1) Globus 1881. Bd. XL. Nr. 1. S. 10.
2) Globus 1874. Nr. 17.

ihnen ist damit beschäftigt, ein kleines rundes Ziegelstück auf einem Bein hüpfend mit dem Fusse nach einer Richtung zu treiben. Ein Stück des Bodens ist in gleichmässige Felder getheilt, die ganz genau abgemessen sind, und uns an ein ähnliches Hüpfespiel unserer Jugend erinnern. Vielleicht ist das chinesische Spiel das Original und unseres blos eine Copie davon.

Einige Schritte weiter spielen zwei Knaben mit einem kleinen, an beiden Enden zugespitzten Stückchen Holz, welches so auf einem Steine liegt, dass die eine Spitze frei schwebt. Der eine der beiden Spielenden schlägt nun mit einem Stäbchen auf dieselbe, wodurch das Hölzchen in die Höhe fliegt. Auch dieses Spiel ist bei uns wohlbekannt.

Dort drüben hantiren einige Jungen mit Kupfermünzen und einem Dachziegel; sie lehnen den Ziegel gegen eine sonst passende Stütze, so dass er eine geneigte Stellung bekommt, und nun wirft ein Junge nach dem andern mit einer Münze derart nach seiner Fläche, dass das Geldstück einige Schritt weit abspringt. Nachdem jeder der Spielenden seinen Wurf gethan hat, kommt das Spiel zur Entscheidung: jede einzelne Münze wird dann von ihrem Eigenthümer nach der ihr zunächst liegenden Münze geworfen, und der, welcher glücklich genug ist, das gegnerische Stück zu treffen, steckt dasselbe ein. Dies ist ein sehr beliebtes Spiel der kleinen Chinesen, verleitet jedoch die grösseren Knaben zur Uebervortheilung ihrer schwächeren Kameraden. Wer erkennt nicht in diesem Spiel sofort das auch von unseren Knaben gern geübte „Anmäuern?"

Schreiten wir weiter. Dort unterhalten sich Kinder mit der Peinigung lebender Zikaden. Die unglücklichen Geschöpfe sind an Zwirnsfäden gebunden, an welchen sie von ihren Peinigern mit der grössten Unbarmherzigkeit herumgeschwungen werden. Diese scheussliche Sitte, den Kindern lebende Insekten zum Spielen zu geben, ist unter den Chinesen nur zu sehr verbreitet.

Die Kinder, die sich solchergestalt unterhalten, stehen zwischen sechs und zwölf Jahren und sind durchgehends Knaben. Den Mädchen ist das Spielen überhaupt gänzlich verwehrt. Die Abgeschlossenheit, in welcher das weibliche Wesen in China mehr oder minder gehalten wird, ferner in den reicheren Klassen die Sitte, die zarten Füsse der Mädchen von frühester Jugend an zu schnüren, lässt diesen Umstand erklärlich finden.

Die kurze Reihe der eben beschriebenen Spiele erschöpft nahezu die Unterhaltungen der chinesischen Knaben, bis auf das Theater, das Drachenlaufen, Federballwerfen und dergleichen Zerstreuungen mehr, welche die Kinder mit den Männern gemeinsam haben. Dieselben tragen sämmtlich den schwächlichen kindischen Charakter an sich, von dem sich die meisten europäischen Jünglinge kaum einen Begriff zu machen vermögen. Ein Thatkraft und physische Anstrengung erfordernder Zeitvertreib scheint dem scherzliebenden Geiste des chinesischen Jünglings vollständig fremd zu sein; von

Laufen, Springen, Turnen, Boxen, Ringen, Klettern, Schwimmen, Schiessen, Reiten, Jagen und dergleichen Dingen hat er keine Idee.[1])

Beim Anblick der Kinderwelt in jenem Theile China's, welcher als „Wüste" bezeichnet wird und zwischen Lan-tschou-fu und Liang-tschou liegt, ruft Gustav Kreitner[2]) aus: „Die armen Kinder! Schon im zartesten Kindesalter soll sich das Köpfchen mit den unverständlichen Aussprüchen der grössten Landesphilosophie plagen. Anstatt umher zu springen und herum zu jagen auf dem freien Hofe vor dem Hause, wie es hoffnungsvollen Knaben geziemt, klammern sich die jüngsten in lebloser Resignation an die Hand der Mutter, und die entwickelteren unterstützen bereits den fleissigen Vater bei der Bebauung der Felder. Die Jugend kennt keinerlei Spiele, welche sie zur gemeinsamen Unterhaltung im Freien vereinigen. Ohne Erheiterung und Zerstreuung, ohne Freude und Vergnügen ist die „glücklichste Zeit" in China nur ein vorbereitendes Stadium für die Zeit der Arbeit und Plage. Und doch steckt in den Kindern auch der angeborene Trieb, sich in irgend einer Weise zu zerstreuen. Wie oft bemerkte ich solche Kleine, die, wenn sie sich unbeholfen und unbewacht vor der Hausthür langweilten, Versuche machten, in den Lösslandschaften aus der gelben Erde kleine Pagoden und in den Wüstenstrichen aus den Geröllsteinen niedliche Häuser zu bauen. Das einzige Spielzeug, welches nicht allein bei den Kindern, sondern auch bei Erwachsenen im ganzen Reiche Anwendung findet, ist der Federball. Er besteht aus einem aus Stoffabfällen cylindrisch geformten kleinen Ball, dessen verlängerte Achse nach einer Seite durch einen niedlichen Federbusch geziert wird. Das Spiel ist nichts anderes, als das Emporschnellen und Wiederauffangen des Balls mit der Fussspitze. Hat der rechte Fuss hundert Mal seine Schuldigkeit gethan, so wird hierauf in gleicher Weise der linke geübt. Betheiligen sich zwei Personen an der Unterhaltung, so siegt diejenige, welche nach langweiliger, aus einem Fehler entspringender Abwechselung zuerst zweihundert zählt."

Man sieht aus diesen und ähnlichen Berichten, wie sehr der Mensch in seinem ganzen Thun und Treiben, wie sehr aber auch insbesondere das Kind in seiner Spielthätigkeit, in seiner ganzen pädagogischen Richtung von der äusseren Umgebung der Natur abhängig ist. Der arme productionsunfähige Boden erzeugt eine Bevölkerung, deren geistige Productionskraft in der Jugend durch freies kindliches Gebahren in Spiel und Unterhaltung kaum geweckt und gefördert werden kann.

In Japan geben die Kinder ihre „Kindergesellschaften," zu denen sie ordentlich einladen, und bei welchen sie förmliche Scenen aus dem socialen Leben mit allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Erwachsenen aufführen: z. B. eine Vorstellung, bei der der Arzt zum Kranken gerufen wird, er giebt Verordnungen, man behandelt den Patienten, derselbe stirbt, schliesslich folgt

1) Nach dem Englischen des Sir Walter Medhurst von L. V. Fischer in: „Aus allen Welttheilen." 1881. XIII. Heft 3. S. 73.

2) „Im fernen Osten." Wien 1881. S. 607.

das Begräbniss. So werden Hochzeiten, Gastereien u. s. w. aufgeführt; dabei zeigen die Kinder, dass sie schon die Etikette kennen.[1])

Anders wiederum äussert sich der Volksgeist im Kinderspiele der Naturvölker. Von der indianischen Jugend in Californien berichtet Powers:[2]) „Sie verbringt den grössten Theil des Tages mit Spielen, Jagen und Fischen. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Eigenschaft des Indianers, dass er bei seinen Spielen keine Eifersucht kennt. Stets findet man ihn beim Spiel heiter, fröhlich und gut gelaunt. Niemals vergessen die Knaben, dass das Spiel zur Erheiterung da ist, und niemals haben die Schwachen unter dem Uebermuth der Starken oder die Besiegten unter der Erbitterung der Sieger zu leiden. Die rothe Jugend kennt keine Spielverderber."

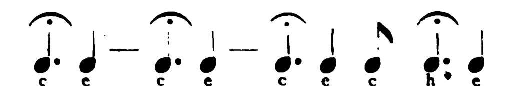
Beim afrikanischen Mädchen kommt die zärtliche Liebe zu Kindern schon früh zum Vorschein. In Makakira, an einem Flusse gleichen Namens in Centralafrika, fand Cameron, dass Mädchen, welche keine Kinder haben, sich oft aus Flaschen, in denen sonst Pombé aufbewahrt wird, Puppen machen; diese werden mit Perlen ausgeschmückt und dann auf dem Rücken festgebunden in der Art, wie die Kinder in ihrem Lande gewöhnlich getragen werden.[3])

Bei den Motu, einem Volksstamm auf Neu-Guinea, haben auch die Kinder ihre verschiedenen Spiele; das Spielzeug liefert ihnen kein Händler, noch fertigt ihnen der Vater oder die Mutter dergleichen; sie machen es sehr geschickt selbst. Kleine Windmühlen von Cocosblättern, Kreisel, fliegende Blasen sind beliebtes Spielzeug. Dies Alles wie bei uns. Allein die Knaben üben sich im Speerwerfen, einer ihrer Kameraden schleudert eine Cocosschale am Boden hin, die anderen suchen sie zu treffen und bereiten sich so zur Jagd vor. Sie tummeln sich im Wasser und erlegen mit Speeren und Pfeilen kleine Fische, die sie nachher am Strande auf den Kohlen ihres Feuers braten.[4]) Auch auf den Salomo-Inseln dienen den Kindern beim Spiel kleine Speere als Wurfgeschosse für aufgehängte Cocosschalen.[5])

Die Spiele der Basuto-Kinder sind, wie ein Missionärbericht sagt, sehr zahlreich und werden fast sämmtlich von Gesang begleitet. Der Tact wird durch Händeklatschen und Stampfen mit den Füssen gegeben, und der Chor oder die Brummstimmen pflegen höchst präcis einzufallen. Gehen mehrere Kinder zu Wasser, was täglich vorkommt, so fängt eins derselben irgend einen kleinen Kindergesang an und wie auf ein verabredetes Zeichen fallen ganz von selbst die anderen in die eigenthümlichen Zwischenstimmen ein und klatschen den Tact mit den Händen dazu. Oder sie sehen Abends das Vieh in den Kraal eingehen; bald werden zwei oder drei Kinder zur Hand sein und eins fängt alsbald an: Kchomo, kchomo, kchomo no nôdi, mit steter Wiederholung nach den Noten:

---

1) Isabella Bird, Unbetretene Reisepfade. A. d. Engl. Jena 1882. S. 97.
2) „Tribes in California" nach Elcho in Westerm. Illustr. Monatsh. 1881. Nr. 298. S. 502.
3) Cameron, Quer durch Afrika. Deutsch. I. S. 236.
4) „Die Natur" 1879. Nr. 22. S. 280.
5) M. Eckardt, Globus 1881. Bd. 39. S. 365.



Was das no nôdi heisst, weiss Niemand. Es gehört einzig in die Kindersprache und kommt etwa dem nachklingenden Jodel irgend eines Liedes gleich; sagen soll der kleine Canon etwa: Das Vieh, das Vieh, das Vieh, es kommt, es kommt! — Oder die Kinder, Jungen wie Mädchen, sehen einen Reiter dahin galoppiren; sogleich erklingt das stereotype: ea kabôlá, ea kabôla = es galoppirt, es galoppirt; oder aber, falls das Pferd nur Schritt geht, dann heisst es sicher: a e kabôlé, a e kabôlé = lass es doch galoppiren, lass es doch eilen! Denn das sehen sie gern.[1])

Ausserdem üben sich die kleinen Mädchen im Picken kleiner Gärtchen, die sie besäen und jäten, wie im Sammeln von Gräsern, aus denen sie dann Körbchen flechten. Die Jungen üben sich schon früh im Nachbilden von Ochsen und Kälbern, die sie aus Thon formen und trocknen, und man kann ihnen besonders im Nachbilden dieser Thiere ein gewisses Geschick nicht absprechen. Auch kleine Viehkraale bauen sie, wenn sie einen freien Sandplatz finden, die sie vermittelst kleiner Pflöckchen einzäunen und in welche sie dann die geformten Ochsen paarweise in längeren Zügen einwandern lassen, gerade wie das lebende Vieh abends in den Kraal einwandert. Hauptspiel bleibt jedoch das Kriegs- und Jagdspiel. Dazu wird nie ein Junge der Basuto ohne einen Schild, der entweder kreisrund oder bei anderen Stämmen oval ist, ausgehen, wozu natürlich auch ein kleiner Köcher mit kleinen vergifteten Pfeilen gehört, wie auch ein kleiner Assagai (Art Spiess), ein Stock und ein Knopfkirri, ein kurzer Stock mit sehr dickem Knopf aus festestem Eichenholz, zum Werfen. Ist, so bewaffnet, ein Haufen versammelt, so beginnen alsbald allerhand Sprünge, ähnlich dem Wilde, das vom Jäger gejagt wird, dann wieder Gestikulationen, die dem Jäger gelten, der etwas auf der Spur hat. Plötzlich verkriechen sich einige hinter Klippen und Büschen, bis in Schuss- oder Wurfweite des vermeintlichen Wildes einer wirft, worauf er hervorspringt und auf jene Stelle zustürzt, gefolgt von allen anderen unter lautem Jubel. Dann entsteht ein wechselseitiger Singetanz, begleitet von allerhand geschickten Hüft- und Luftsprüngen. — Aehnlich geht es beim Kriegsspiel der Basutoknaben zu und Freunde und Feinde verstecken sich erst, dann nachdem Fühlung gewonnen, stürzt man auf einander los und wehe dem, der seinen Schild nicht geschickt zu handhaben weiss, um die Schläge des Kirri richtig zu pariren. Denn es fallen harte Schläge, bei denen Blut fliesst. Kleinere Jungen bekämpfen sich wohl erst noch mit Ruthen und grünen Büschen. Der Feigling, Flüchtling oder gar Schreihals

1) Das Negerkind liebt einfach rhythmischen Gesang: Als Keith Johnston zum Nyassa reiste, versammelten sich zu Nyamba die Kinder des Orts, Knaben und Mädchen, am Abend, placirten sich in zwei Reihen einander gegenüber und unterhielten die Reisenden mit ihren Tänzen bis in die Nacht hinein, während die übrigen den monotonen Gesang anstimmten: „Nyambo-yambo," worauf die anderen antworteten: „oï, oï." (L'Afrique explorée et civilisée: Dec. 1879. S. 107.)

wird verlacht und verachtet. — Wohl dem, der sich bei Zeiten gründlich abzuhärten versteht, denn für die Zukunft kann er es gut gebrauchen." [1])

Eine nationale Bedeutung erhielten die „Spiele" oder vielmehr Wettkämpfe der Knaben bei den alten Griechen, denn unter den bei den olympischen Spielen genannten Wettkämpfen standen auch diejenigen der Knaben auf der Tagesordnung, so dass auch diesen bei jeder Olympiade Gelegenheit gegeben war, sich in nationalen Kampfspielen vor ganz Griechenland auszuzeichnen. Olympiade 37 wurde der erste Sieg eines Knaben im Lauf und eines andern im Ringen erkämpft, während bis dahin lediglich Erwachsene den Kampfplatz betreten hatten. Olympiade 41 fochten auch im Faustkampf Knaben; Olympiade 145 kam das Pankration der Knaben hinzu. Dieses war eine sehr beliebte Complication des Ringens und Faustkampfes, den die Knaben unter sich bestanden. Die Griechen ertheilten den kämpfenden Knaben, die sich wider die Anordnungen der Hellanodiken bei den Kampfspielen vergangen hatten, Schläge (Peitschenhiebe) als Strafe; und wenn durch einen Knaben irgendwie ein Sieg erschlichen worden war, so hielt man sich an seinen Vater, der dann die Strafsumme zahlen musste.

Wie die Tänze der Jungfrauen, so sind auch noch die Spiele der Knaben bei den Neugriechen dieselben, wie bei den Altgriechen, z. B. das sogenannte Astragalusspiel, bei dem es derbe Schläge setzte, und bei welchem einst Patroklus spielender Weise den Sohn des Amphidamas erschlug.

Für nothwendig erklärte Plato die Kinderspiele, die nicht blos dazu dienen, zu ernsteren Geschäften neue Kräfte zu verleihen, sondern die auch, richtig geleitet, geradezu dem Körper und Geiste förderlich werden. Er wünscht sogar, dass der Staat für Spielplätze sorge und über die Spiele eine Aufsicht übernehme.[2]) Aristoteles theilte diese Meinung des Plato. Man muss ruhen, sagte er, um mit verjüngter Kraft wieder an ernstere Arbeiten gehen zu können. Das Spiel aber ist ein Ausruhen des Geistes und zugleich eine heilsame Aufheiterung desselben.[3])

Wie bei uns, so sieht man auch im Orient die Kinder klein und gross in den Höfen, vor den Häusern und auf freien Plätzen allerhand Spiele treiben. Bei diesen Spielen bilden jedoch vor Allem die Knöchel der Lämmerfüsse, welche die Grösse vom Gliede eines Daumens haben, eine Hauptrolle; man nennt sie Kaab, Würfel, und die verschiedenen Spiele, zu denen sie gebraucht werden, „Spiel mit Würfeln." H. Petermann[4]) hat mehrere derselben beschrieben. Das eine von ihnen heisst „drei Schritt:" Jeder der Theilnehmer, deren Zahl beliebig ist, hat seinen eigenen Würfel; sämmtliche Würfel werden in einer Linie auf die hohe Kante gestellt, dann nimmt sie

1) Chr. Stech in Blawbergen in Südafrika in: „Daheim" 1879. 24. S. 383.
2) Gesetze, Buch VIII.
3) Aristoteles ad Nicomachum X. 6, sowie IV. 8. 1. 2. und Politik VIII. 2.
4) H. Petermann, Reisen im Orient. 2. Ausg. Leipz. 1865. I. S. 154.

sämmtlich einer der Knaben in die Hände, schüttelt sie zusammen und wirft sie auf den Boden. Der, dessen Würfel (oder Knochen) zuerst auf die hohe Kante zu stehen kommt, fängt an, und die anderen folgen in der Reihe, in welcher ihre Knochen aufrecht stehend hingeworfen werden. Dann treten sie in die Linie, welche die aufgestellten Knochen bilden, und werfen ihre Knochen in der vorhin festgesetzten Reihenfolge von da weg. Der, dessen Knochen am weitesten gefallen ist, beginnt nun das Spiel, und schnellt mit dem Zeigefinger von der Stelle aus, wohin der Knochen gefallen ist, auf die aufgestellte Linie, um einen oder mehrere von den Knochen derselben drei Schritte und darüber weg zu schleudern, welche er dann „isst,“ d. h. gewinnt. Gelingt ihm dies, so schnellt er wieder von der Stelle aus, wohin sein Würfel gefallen ist, und wiederholt dies so oft, als er Würfel die bestimmte Strecke weit wegschleudert. Sieht der Letzte, dass die Anderen wahrscheinlich nichts treffen werden, so stellt er seinen Würfel dicht vor die Reihe und sagt dabei „darin.“ Wenn dann die Tour an ihm ist, so schnellt er von diesem Stande aus auf die Linie, und wenn er von dieser aus die Knochen drei Schritte oder darüber weggeschleudert, immer wieder von dem Orte aus, wohin der seinige gefallen ist. Sind alle Knochen der Linie „gegessen,“ d. h. weggenommen, so ist das Spiel zu Ende, und der, welcher den letzten Knochen gewonnen hat, beginnt das neue Spiel. Die Knochen der Spielenden können nicht gewonnen werden, da Jeder den seinigen, nachdem er geworfen hat, ohne zu treffen, wieder wegnimmt. Ist aber beim Schnellen der Knochen eines Spielers auf die hohe Kante zu stehen gekommen, so tritt sein Hintermann schnell hinzu, sagt „1100 Schritte weg,“ und schnellt ihn so weit als möglich fort; bleibt dieser wieder stehen, so wiederholt er dies, bis derselbe zu liegen kommt. Der Inhaber des auf diese Weise so weit weggeschleuderten Knochens muss dann, wenn die Reihe wieder an ihm ist, von der Stelle aus, wohin er geschleudert worden, seinen Knochen auf die Linie werfen. Trifft Einer die Knochen der Linie so, dass keiner drei Schritte weggeschleudert ist, so beginnt das Spiel von Neuem.

In Bagdad spielen die Kinder gleichfalls mit Knöcheln, wie in Damaskus, oder auch so, dass sie nur zwei Knöchel nehmen und diese in die Höhe werfen. Kommen beide beim Herunterfallen auf die eine der beiden schmalen Kanten zu liegen, und zwar auf eine und dieselbe, so gewinnt der Werfer doppelt, kommen sie auf verschiedene, so verliert er doppelt; liegen beide auf der gleichen breiten Seite, so gewinnt und verliert er nichts, liegt der eine auf der hohen schmalen, der andere auf der hohen breiten Seite, so verliert er einfach u. s. w. — Auch mit drei Knöcheln wird dasselbe Spiel nach denselben Gesetzen gespielt, diese aber dann an die Wand geworfen. Ebenso haben sie das Spiel mit zwei Kugeln, die entweder gegen einander, oder nach einem in die Erde gemachten Loch geworfen werden. Ferner haben sie die Spiele mit einem Kreisel, mit der Schleuder und mit einem Ball. Dieser wird entweder 100 oder mehr oder weniger Mal, nach

vorheriger Verabredung, an eine Wand geworfen und aufgefangen, oder sie werfen im Freien nach einander. Wenn Einer verfehlt hat, so wirft der Gegner den Ball, so weit er kann, fort und setzt sich auf den Rücken seines Gegners, der ihn dann bis zu dem Orte, wo der Ball liegt, tragen muss. Dasselbe geschieht auch, wenn sie den Ball auf die Erde werfen und wieder auffangen wollen, aber verfehlen. Auch theilen sie sich in zwei Partheien und werfen einander den Ball mit Hülfe eines Stockes zu. Auf beiden Seiten wird ein Zeichen gemacht und wenn Einer den Ball über das entgegengesetzte Zeichen hinauswirft, so hat seine Partei gesiegt. — Ausserdem haben sie noch ein Spiel mit 2 Messingblecnen, die in der Mitte eine Vertiefung haben. Sie werfen diese in die Höhe; wenn beide auf die flache Seite fallen, so gewinnt der Werfer doppelt, auf der entgegengesetzten Seite einfach; fallen sie auf verschiedene Seiten, so verliert er.[1])

Ein anderes Würfel- oder Knochen-Spiel der orientalischen Knaben heisst „Festung,“ das nach ähnlichen Regeln hinsichtlichtlich der Bestimmung der Reihenfolge gespielt wird, doch die Aufstellung der Knochen geschieht so, dass sie gewissermaassen eine Festung bilden, und Einer nach dem Anderen muss auf dieselbe aus gleicher Entfernung einen Knochen schnellen, um sie zu zerstören; wer trifft und zerstört, isst, d. h. gewinnt alle die Knochen, welche auf dieselbe Weise wie der seinige gefallen sind, und schnellt so lange fort, als er einnehmen darf oder sein Knochen auf die hohe Kante zu stehen kommt. Noch ein anderes solches Spiel heisst „Schlag an die Wand,“ wieder ein anderes, das nur mit einem Würfel gespielt wird, „Sultan und Vezier;“ dieselben haben insofern für uns Interesse, als sie wohl darauf hindeuten, wie Griechen und Römer zu ihrem Würfelspiel mit Knochen (Astragali) gekommen sein mögen, und als sie auch in einigen Regeln gewissen Spielen unserer Knaben mit kleinen Kugeln sehr ähnlich sind.

Unter den italienischen Kinderspielen, die Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld anführt,[2]) befindet sich auch ein Spiel „Le castella,“ das Schloss genannt; zu diesem „Schlösserspiel“ giebt jeder Mitspieler vier Nüsse, welche so auf die Erde gelegt werden, dass stets eine auf dreien liegt und so ein castello bildet. Jeder wirft nun mit einer der grössten Nüsse, pallone genannt, nach diesen Schlössern und gewinnt deren so viele, wie er umwirft.

Einige Spiele der italienischen Knaben beschreibt auch Otto Badke;[3]) eines derselben schildert das nationale Treiben der Räuber: Einer Gruppe von Knaben stehen zwei einzelne Knaben gegenüber, die sich mit der rechten Hand gegenseitig halten. Die rechten Arme sind vorläufig heruntergestreckt. Der erste Knabe der Gruppe singt nun:

Thor, du kleiner Thor,
Oeffnet mir dieses Thor!

1) H. Petermann, Reisen im Orient. II. S. 307.
2) Globus 1876. S. 318.
3) Dr. O. Badke, Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. Breslau u. Leipzig 1879. S. 160.

Auf diese Anrede halten jene beiden die Arme empor, so dass sie ein Thor bilden und singen dabei:

> Das Thor ist offen,
> Wer will hindurch gehen?

Der erste aus der Gruppe erwidert:

> Ich habe Furcht
> Vor den Räubern,
> Dass sie mir
> Meine Kinder nehmen.

Dann stürzt er sich in das Thor und alle Uebrigen folgen ihm. Der letzte der Gruppe wird von jenen Beiden unter Absingen der Schlussverse:

> Deine Kinderchen sind geraubt,
> Du bist betrogen und geschlagen

gefangen genommen und mit irgend einer vorher abgemachten Strafe bestraft.

Sehr charakteristisch für den Volkshumor jeder Nation sind vorzugsweise die **Rundgesänge** und **Reigen**, welchen immer eine herrschende, allbeliebte Idee zu Grunde liegt.

Wie jede ernste Handlung des Lebens von den heiteren Kindern bei ihren Spielen scherzhaft nachgeahmt wird, so spielen sie vor Allem auch „Freien" und „Heirathen." Dabei kann man denn wahrnehmen: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen." Bei Völkern, wo der „Frauenraub" Sitte war oder noch ist, muss der Knabe im Spiel sich gleichfalls kämpfend und raubend des Mädchens bemächtigen. Ganz anders dort, wo die Liebe werbend zärtlicher auftritt und bei den Eltern um deren Tochter anhält oder durch einen Freiwerber (Gesandten) anhalten lässt.

In Piemont veranschaulicht die von jeher dort heimischen Bräuche das Kinderspiel „Der Gesandte," welches uns Freiherr **von Reinsberg-Düringsfeld** [1]) schildert:

Ein Knabe, dem die Rolle des Hausherrn zugefallen ist, hält an jeder Hand ein Mädchen, denen zu beiden Seiten in langer Reihe andere sich anschliessen. Ein anderer Knabe steht vereinzelt dieser Kette gegenüber, thut einige Schritte vorwärts und singt:

> Sur imbasciatur
> Herr Gesandter
> Lantanti rulirula
> Sur imbasciatur
> Lantanti rulirula.

Beim zweiten Verse ist er zurückgetreten, beim dritten wieder vorgegangen, beim vierten endlich steht er, wo er stand. Auf dieselbe Weise beim ersten vor, beim zweiten zurücktretend, und diese Bewegungen beim dritten und vierten wiederholend, singt der Hausherr neben den beiden Mädchen, die er führt:

> Casa volè vui?
> Was begehrt ihr?
> Lantanti rulirula
> Casa volè vui?
> Lantanti rulirula.

---

[1]) [illegible] – Ethnographische Curiositäten. Leipzig [illegible]. S. [illegible]

Der Gesandte antwortet:

I vöi una d'vostre fie
(Ich will eine Eurer Töchter),

worauf der Hausherr und die Mädchen fragen:

Quala vöhi vui?
(Welche wollt ihr?)

Der Herr Gesandte will die Braune, die Blonde, die Schönste, die Kleinste, je nachdem. Mädchen und Hausherr fragen jedoch zuvörderst:

Che meste farála?
(Welches Standes wird sie sein?)

Der Gesandte will sie bald zur Prinzessin, bald zur Fruchtverkäuferin u. s. w. Bisweilen dünkt dem Mädchen der Stand, zu welchem es geworben wird, gar zu gering; dann wird es böse, will nichts mehr von der Heirath hören und muss erst durch das Versprechen einer glänzenderen Stellung besänftigt werden, bevor es einwilligt, zugleich mit dem Hausherrn und dem anderen Mädchen weitere Fragen zu thun, deren wichtigste die Morgengabe angeht, welche der Gemahl der Braut zu bieten beabsichtigt. Bleibt zuletzt nichts mehr zu fragen, so wird die Erwählte unter dem Gesange:

Piévla pura cha l'è vostra,
(Nehmt sie nur, denn sie ist Euer),

dem Gesandten übergeben, der sie mit sich fortführt, während die übrigen Kinder mit Jubelrufen im Kreise tanzen.

Die Rundgesänge der französischen Kinder sind ungemein mannichfaltig. In dieser Beziehung sagt André Theuriet: Le répertoire de ces rondes françaises, si alertes, si sautillantes et si gaies, est aussi varié et abondant que les herbes d'une prairie. Il y en a de dramatiques comme le Pont du nord, de galantes comme les Trois filles dans un pré ou Cecilia, d'ironiques comme celle-ci, qui est originaire du Poitou, et dont le mouvement est si bien rythmé, qu'on croit voir à tout moment tournoyer la chaîne des danseurs:

Derrière chez mon père
Il y a un étang,
Trois jeunes demoiselles
S'y vont promenant.
Vous qui menez la ronde,
Menez-la rondement.

En chemin, les trois demoiselles rencontrent un pèlerin qui les implore, mais les belles n'ont pas le coeur tendre et elles rabrouent le quémandeur indiscret:

Avoir pitié des hommes,
Nous n'avrons pas les temps.
Les garçons sont volages
Comme la feuille au vent,
Vous qui menez la ronde
Menez-la rondement.

Die Kinder in Italien haben gleichfalls ihre nationalen, doch auch je nach der Provinz wechselnden Tanzspiele, die zumeist einen neckischen

Dialog aufweisen. In Venedig ist bei den kleinen Mädchen unter Anderen das Fangspiel „Siora Cate“ beliebt: Eines der Mädchen, die zur Signora Catarina geworden, kniet innerhalb des Kreises ihrer tanzenden Genossinnen; nach einigen Rotunden halten diese an und fragen: „Siora Cate, che ora xè?“ d. i. Signora Cate, welche Stunde ist's? Die Cate antwortet: „Un boto de note“ (1 Uhr Nachts); der Kreis beginnt wieder zu tanzen und singt zweimal: „Siora Cate gà dito che xe un boto de note“ (S. C. hat gesagt, dass es 1 Uhr Nachts ist). Dann geht der Dialog weiter: Siora Cate, was machen Sie? — „Ich rühre die Polenta.“ — S. C. hat gesagt, dass sie die Polenta rührt. — S. C. Werden Sie uns eine Schnitte davon geben? — „Wenn Ihr gut seid, werd' ich sie Euch geben.“ — Chor: S. C. Was suchen Sie? „Ich suche die Brille.“ — Chor: Gott wolle, die Mäuse hätten sie gefressen! — S. C. Was suchen Sie? — „Ich suche ein Messer, um Euch umzubringen.“ Da löst sich der Kreis unter Geschrei auf, die Mädchen fliehen nach allen Seiten, die Siora Cate hascht Eines von ihnen, das nun an ihrer Statt als Siora Cate im neuen Kreise umtanzt wird.[1])

Viele Völker, die als wahre „Reitervölker“ sich charakterisiren, die Patagonier, die Beduinen, Araber und manche asiatische Nomaden (Kirghisen etc.) setzen das Kind schon früh auf das Pferd, um ihnen fast noch früher, als das Gehen, die Kunst des Reitens und die heitere Lust an demselben gleichsam spielend beizubringen.

Auch bei germanischen Völkern beginnt man schon längst, bevor das Kind laufen lernt, mit demselben einen Reitunterricht, und übt es im Balanciren bei den Reitbewegungen, indem es Vater oder Mutter auf den Schenkel setzen und unter hüpfenden Bewegungen lustige Reiterliedlein trällern. Unter Anderen singt man:

„Ens'r Bruder Malch'r, dar wold a Rait'r waan
A hatte ach kän Sabl; a konde känn'r wann.
D'Mottr naams knaa schait an,
Hungs Malchan aan d'Sait;
Rait, Malch'r, rait, a Saab'l aan d'r Sait.“
(Oesterreichisch-Schlesien.)

„Tross, tross, tross,
Der Reuter kommt vom Schloss.
Der Reuter kommt von Eisenach
Benne (wenn er) kommt ze womme (wollen wir) lach.“
(Thüringen.)

Schon in „Des Knaben Wunderhorn,“ welches Archim von Arnim und Clemens Brentano 1806—1808 herausgaben, finden wir ein Reiterlied

„Tross, tross trill,
Der Bauer hat ein Füll,
Das Füll will nicht laufen,
Der Bauer will's verkaufen“ etc.

Auch bei den Reiterliedern für Kinder kommt hie und da manche Erinnerung an Heidnisches zum Vorschein. Aus Nieder-Oesterreich sammelte

1) Vgl. Canti populari Veneriani, Dom. Guis. Bernoni. Venezia 1872. Sowie desselben: Nuovi Canti popol. Venez. 1874. Das Ausland: Volksthümliches aus Venedig, von Ida von Düringsfeld 1870. Nr. 10.

unter Anderen Vernaleken ein in der Wiener Gegend vorkommendes Liedchen auf, das man dort singt, während das Kind auf dem Knie geschaukelt wird, und in dem der Schimmel des Wuotan erwähnt wird:

„Hot, hot, hot, Schimmelman!
's Katzerl hat Stieferl an;
Jagerl, geh du voran,
Dass's Katzerl nit beissen kann.[1])

Andere Reiterlieder, die man hier und da in Deutschland den Kindern vorsingt, und die zumal im Knaben einen kriegerischen Geist, Freude am Reiten und gewissermaassen Muth wecken sollen, findet man bei Rochholz, Peter, Zingerle, Frischbier, während eine Anzahl friesischer Schaukel- und Kosereime, sowie Lieder beim Gehenlernen H. Meier[2]) sammelte.

In Toscana lässt man das Kind auf dem Knie reiten unter dem Sange: [3])

Staccio buratto
Martino e cavallaccio
Martino andette a Colle
Tornò tutto molle
Molle asciutto,
Aprimi l'uscio
L'uscio 'un lo voglio aprire
Casca casca giù a dormire.

In der Gegend von Siena wird der Trab des Pferdes imitirt, während das Kind auf dem Beine sitzt:

Trucci, trucci, cavallino,
Porta l'asino al mulino.
Il mulino è rovinato,
Il mugnario fu impiccato,
Fu impiccato alla catena;
La su mamma gli à fatto cena.
E gli à fatto un bel bimbino:
Trucci trucci, cavallino.

Französische Knieliedchen hat Otto Kamp[4]) übersetzt. Eines derselben lautet:

Auf dem Thier, das da rennt,
Kommst du bald an's fernste End.
Nach Rouen über See
Auf dem Pferd so weiss wie Schnee.
Nach Paris fahr im Saus
Auf dem Schwanz der kleinen Maus.
Nach Versailles immer zu
Auf dem Schwanz der bunten Kuh.

Ein anderes Burgundisches Knieliedchen, das besonders in Reims seit den Kämpfen der Herzöge von Burgund gegen diese Stadt volksthümlich ist, heisst übersetzt:

Ihr Reiter, auf's Pferd,
Soldaten zur Erd',
Vorwärts, drauf!
Champagne heisst's Ziel,
Und Hafer giebt's viel,
Pferdlein lauf!

1) Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. S. 63.
2) Dessen „Ostfriesland." Leer 1868. S. 208.
3) Corazzini: I componimenti etc. Benvenuto 1877.
4) Frankreichs Kinderwelt in Lied und Spiel. Wiesbaden 1878. S. 55.

3. Nachklänge aus alter Zeit im Kinderspiel.

Viele Kinderspiele, welche wir jetzt in den civilisirten Staaten Europa's heimisch finden, sind Nichts als „Ueberlebsel" (Survival) oder Ueberbleibsel aus einer sehr frühen Cultur-Epoche. Auf diesen Umstand hat vor allen Edward B. Tylor[1]) aufmerksam gemacht. Er legte die Sache in so einleuchtender Weise dar, dass ich mich nicht enthalten kann, hier seinen Gedankengang zum Theil wiederzugeben.

„Wenn man die Spiele der Kinder und Erwachsenen mit einem aufmerksamen Auge für die ethnologischen Lehren, welche man aus ihnen ziehen kann, prüft, so ist eines der ersten Dinge, das uns auffällt, wie viele von ihnen nur spielende Nachahmungen der ernsten Beschäftigung des Lebens sind. Wie die Kinder in neueren civilisirten Zeiten im Spiele zu Mittag essen oder ausfahren, oder zur Kirche gehen, so macht es wilden Knaben besonders Freude, die Beschäftigung nachzuahmen, welche sie einige Jahre später im Ernst treiben werden; und so sind ihre Spiele thatsächlich ihre Lehrstunden. Die Eskimokinder unterhalten sich damit, dass sie mit kleinen Bogen und Pfeilen nach einer Scheibe schiessen, und kleine Schneehütten bauen, welche sie mit einem Stückchen Lampendocht, den sie sich von der Mutter erbettelt haben, erleuchten.[2]) Miniatur-Bumerangs und Lanzen gehören zum Spielzeug der australischen Kinder; und ebenso wie die Väter die uralte Sitte aufrecht erhalten, sich Frauen zu nehmen, indem sie dieselben mit Gewalt aus einem andern Stamm rauben, so gehört das „Brautraubspiel" zu den regelmässigen Spielen der kleinen eingeborenen Knaben und Mädchen (Oldfield und Dumout d'Urville). Nun ist es etwas ganz Gewöhnliches, dass ein Spiel den ersten Gebrauch, dessen Nachahmung es ist, überlebt. Ein gutes Beispiel ist Pfeil und Bogen. Alt und in der wilden Cultur weit verbreitet, können wir diese Waffe durch das barbarische und klassische Leben hindurch und hinauf bis zu einer hohen mittelalterlichen Stufe verfolgen. Aber wenn wir jetzt bei einem Scheibenschiessen zuschauen, oder zur Zeit, wenn die Kinder mit Pfeil und Bogen spielen, durch die Landstrassen gehen, so sehen wir die alten Waffen, welche bei einigen wilden Stämmen noch ihre tödtliche Stellung auf der Jagd und im Kampfe einnehmen, zu einer blossen Kurzweil erniedrigt. Die Armbrust, eine verhältnissmässig späte und locale Verbesserung des Bogens, ist fast vollkommen aus dem praktischen Gebrauche verschwunden, aber als Spielzeug dient sie noch in ganz Europa, und so wird es auch wahrscheinlich noch lange bleiben. In Alter und weiter Verbreitung über die Erde, von der wilden bis zur klassischen Zeit hinauf, wetteifert die Schleuder mit dem Bogen und Pfeil. Aber im Mittelalter kam sie als praktische Waffe ausser

---

1) Die Anfänge der Cultur. Von Edw. B. Tylor. A. d. Engl. von Spengel und Poske. I. Leipzig 1873. S. 72.

2) Klemm, Culturgeschichte. II. S. 209.

Gebrauch. Trotzdem ist diese alte rohe Waffe von den Knaben in ihren Spielen aufrecht erhalten, welche hierin wieder einmal die Vertreter einer längst vergangenen Culturperiode sind."

Wie sich das einfache Spiel mit Waffen nach und nach zu Uebungen mit denselben gestaltet, zeigt sich an Folgendem: „Sobald der Somali-Knabe entwöhnt ist, kümmert sich seine Mutter nicht mehr viel um ihn. Sie lässt ihn sich ruhig im Sande wälzen, wo die Sonne ihre glühenden Strahlen auf ihn herabsendet, ihn wärmt und kräftigt und sein Wachsthum beschleunigt. Sobald das Kind laufen und seine Hände gebrauchen kann, entfaltet es alle Instinkte seiner Race; es macht sich kleine Bogen, Pfeile und Lanzen und baut sich aus einem Brett und einem Fetzen Leinwand ein kleines Schiff, das es auf dem Wassertümpel am Meeresstrande schwimmen lässt. Der Somali-Knabe geht dann, zum Jüngling herangereift, zu ernsteren Uebungen mit den Waffen über. Die Mädchen leben stets in enger Gemeinschaft mit der Mutter, nehmen an keiner Festlichkeit Theil und gehen wenig aus."[1]) So mögen sich auch bei den alten Germanen, die auf ziemlich gleicher Culturstufe standen, die spielenden Kinder beschäftigt haben. Pfeil und Bogen sind auch noch bei unseren Kindern beliebt geblieben.

Eine höchst interessante Bemerkung über das Spielen der Kinder in Unjanjembe (Centralafrika) notirte Dr. Livingstone[2]) in seinem letzten Tagebuche, als er sich in der Gegend des Tanganyika-See's befand: „In manchen Theilen des Landes ist es auffällig, dass die Kinder so wenig Spielzeug haben; das Leben scheint für sie schon eine ernste Aufgabe zu sein, und ihre Vergnügungen bestehen darin, dass sie die Arbeiten der Erwachsenen nachahmen, indem sie Hütten bauen, kleine Gärten anlegen, Bogen und Pfeile, Schilde und Speere machen. An anderen Orten trifft man wiederum Kinder, die ausserordentlich erfindungsreich sind und allerlei hübsches Spielzeug haben, auch schiessen sie Vögel mit ihren kleinen Bogen und richten gefangene Hänflinge zum Singen ab. Sie sind sehr geschickt, Sprenkel und Fallen für kleine Vögel anzufertigen, wie in der Bereitung des Vogelleims. Ebenso machen sie aus Schilf kleine Spiel-Flinten mit Hahn und Lauf und stellen den aus letzterem kommenden Rauch durch Asche dar, ja sie versteigen sich sogar zur Herstellung von Doppelflinten aus Thon, bei denen der Rauch durch Baumwollenflocken nachgeahmt wird." Sind die Völker, deren Kinder solche Anlagen zeigen, wirklich so wenig bildungsfähig, wie manche Ethnologen glauben?

Die Knaben spielen allerorten mit den Nachahmungen der Waffen, welche die Erwachsenen führen; doch ist offenbar, dass sie auch solche Kriegswerkzeuge dabei im Kleinen nachahmen, mit welchen das betreffende Volk, wie beispielsweise jene Afrikaner mit den Schusswaffen, verhältnissmässig spät bekannt geworden ist. Allein bei vielen solcher Nachahmungen

---

1) Nach G. Révoil in: Globus 1880. Nr. 18. S. 281.

2) David Livingstone's letzte Reise in Centralafrika. Deutsch. S. 272. Abbildung dieser Kinderspiele im „Globus" 1876. Bd. 29. Nr. 12. S. 179.

blieb die Kinderwelt auch am Alten hängen, wenngleich dasselbe schon längst ausser Gebrauch der Erwachsenen gesetzt war. Manche Ethnographen nehmen auch an, dass sehr viele Kinderspiele von einem Volk zum andern importirt worden seien. Hooker schrieb im Himalayan Journal von Dubdi in Sikkim: „Es war mir interessant, ein Kind zu sehen, das mit einer Knallbüchse von Bambus spielte, die ganz den von Federkiel gemachten ähnlich war, welche bei uns jedes Kind kennt, mit dem man ein Kügelchen mittelst eines am oberen Ende hineingetriebenen Drückers hinaussprengt. Man könnte leicht glauben, dass solche Aehnlichkeiten zwischen dem Spielzeug der Kinder in verschiedenen Ländern rein zufällig seien; ich möchte dies jedoch nicht annehmen.“ Es ist allerdings möglich, dass von uns, den civilisirten Völkern, aus das Modell der Knallbüchse einstmals nach Asien zu den dort wohnenden halbcivilisirten Völkern gewandert ist, wie die Schiessgewehre nach Afrika.[1]) Allein an manchen Erscheinungen stellt sich heraus, dass die Erfindungskraft der Kinder bei ihren Spielen nach sehr gleichen Richtungen hinwirkt.

Auf einen anderen Punkt hinsichtlich der culturhistorischen Bedeutung des Kinderspiels macht uns wiederum Tylor aufmerksam:

„Während Spiele uns so von den ersten Anfängen der Kriegskünste erzählen, zeigen sie uns in den Fällen, wo sie zugleich als Unterhaltung und Belehrung für kleine Kinder dienen, frühe Stufen in der Geschichte kindlicher Stämme der Menschheit. Wenn englische Kinder ihre Freude daran haben, Thierrufe und dergleichen nachzuahmen, und das Lieblingsspiel der Neuseeländer darin besteht, im Chor das Zischen der Säge, das Klappen der Axt, das Sausen der Flinte und die übrigen Instrumente, welche ein eigenthümliches Geräusch machen, nachzuahmen, so zeigen beide Erscheinungen als ihre Quelle den Nachahmungstrieb, welcher eine so wichtige Rolle bei der Bildung der Sprache spielte. Wenn wir auf die früheste Entwickelung der Zählkunst blicken und sehen, wie ein Stamm nach dem anderen bei Bildung seiner Zahlwörter von der niedrigsten Stufe, dem Zählen an den Fingern, ausgegangen ist, so finden wir ein gewisses ethnographisches Interesse an den Spielen, welche zur Erlernung dieser frühesten Zählkunst dienen. Das neuseeländische Spiel „ti“ besteht nach der Beschreibung in einem Zählen an den Fingern: einer der Spieler ruft eine Zahl und hat sofort den richtigen Finger zu berühren, während in dem samoaischen Spiel ein Spieler eine Anzahl Finger in die Höhe hält, worauf sein Gegner sofort dasselbe thun muss oder einen Point verliert (Polak). Dies können einheimische, polynesische Spiele sein oder sie können auch unseren eigenen Kinderspielen entlehnt sein. In der englischen Kinderstube lernt das Kind sagen, wie viel Finger die Amme in die Höhe hält, und die feststehende Formel dieses Spiels lautet: Buck, Buck, how many horns do I hold up (wie viel Hörner halte ich in die Höhe)? Bei den alten Römern

[1] Einzelne bei uns eingeführte Spiele, wie Würfel, Kasperle, Racket, Federball, Dame, Schach, sind indo-chinesischen oder tatarischen Ursprungs.

kam zur Zeit des Nero das Spiel mit Errathen der Fingerzahl vor, wobei die Frage lautete: Bucca, Bucca, quot sunt hic? Bei dem genuesischen Spiele a Cancaignan legt ein Kind seinen Kopf auf den Schooss eines anderen, das sitzt und ihm mit beiden Händen die Augen so fest zuhält, dass es nicht sehen kann. Nur muss es dann errathen, wie viel Finger ein drittes Kind, das sich rittlings auf seinen Rücken setzt, in die Höhe hebt, indem es dabei ausruft: Cancaignan, Cancaignan, quante corne l'ha o mae Can? (Wie viel Hörner hat mein Hund?) In Florenz und Pisa heisst dieses Spiel a biccicalla, und der Spruch, mit dem bei diesem der Liegende von dem auf ihm Reitenden aufgefordert wird, die Fingerzahl zu errathen,: Biccicalla, Biccicalla, quante corna ha la cavalla? (Wie viel Hörner hat die Stute?) Bicicú, cú, cú, quante corna san lassu? (Wie viel Hörner sind da oben?) Ein anderes Rathespiel heisst in China tsoey-moey, in Italien Morra, in Frankreich Mourre. Auch die alten Aegypter hatten, wie ihre Skulpturen zeigen, eine Art Fingerspiel, und die Römer nannten ihr Fingerfunkeln: Micare digitis. Tylor spricht noch von manchen anderen Spielen der Kinder, die sich als scherzhafte Nachahmungen hochalter Sitten ausweisen.

In Italien wird das Spiel „Schlägel und Pflock," Mazza e pivreza, gespielt: Die Ersten, welche das Loos trifft, nehmen den Pflock, die Anderen den Schlägel in die Hand, und einer von denen, welche den Pflock haben, sucht ihn in eines der beiden Löcher festzutreiben, welche man dazu gemacht hat, worauf der mit dem Schlägel schnell so nach dem Pflock schlägt, dass er ihn möglichst weit fortschleudert. Wer den Pflock verloren hat, muss ihn wieder holen, während die Spieler, welche den Schlägel haben, mit unendlicher Geschwindigkeit von einem Loch zum anderen laufen und zählen, wie oft sie hin- und herkommen. Können sie, ehe der Pflocksucher zurückkehrt, zehnmal ihre Tour beenden, so werden sie Sieger und nehmen ihrerseits den Pflock; kann aber der mit dem Pflock früher zurück sein, so bleibt er Sieger und darf den Pflock nochmals in ein Loch stecken (Freih. v. Reinsberg-Düringsfeld). Aehnliche Spiele mit Varianten giebt es in Deutschland und England; sie stammen gewiss aus alter Zeit. Vielleicht verbreiteten sie sich bei der Wanderung der Völker über Europa.

In deutschen Landen hat sich, wie genauere Forschung nachwies, im Kinderspiel recht viel Ueberbleibsel aus alter Zeit erhalten. Die eigenthümlichen Gesetze und Regeln, die Formen und Reden, die Sprüche und Lieder, welche noch heute tausendfach bei unsern Kinderspielen vorkommen, waren unzweifelhaft schon vor vielen hundert Jahren in Brauch und Mund der Kinder; sie werden durch diese immer wieder von Neuem frisch und jung, denn fort und fort lehren die grösseren Kinder den kleineren ihre Spielweise, die Gesänge und deren Tonfall. Die meisten der Kinderspiele gehörten selber noch der Kindheit unseres Volkslebens, den frühesten Jahrhunderten unserer Geschichte an. Rochholz macht mit Recht dabei die treffliche Bemerkung, dass Halliwell's englische und Chambers' schottische Sammlung von Kinderliedern durchgängig den deutschen um so mehr ähnlich und

gleich sind, je älter und ursprünglicher sie selbst sind, sie müssen also mindestens ebenso alt sein, als die Einwanderung deutscher Stämme in Britannien. In vorchristlicher Zeit wurde auch einst der norwegische Kinderspruch nach Island getragen.

„Je mehr nach der Völkerwanderung," sagt Rochholz, „die deutschen Volksstämme sich auch in verschiedenartige Sprachstämme sonderten, um so unmöglicher wurde ein gegenseitiges Abborgen dieser Reimsprüche aus gegenseitig sich entfremdeten Mundarten und Sprachen; der Kinderspruch muss also so alt sein, wie unsere deutsche Heldensage, welche vor der Völkerwanderung bei allen deutschen Volksstämmen einheimisch war, von ihnen mit in die Fremde hinausgenommen wurde und in den sagenhaften Erinnerungen des Skandinaviers und Angelsachsen heute noch ebenso fortdauert, wie beim Schwaben, Hessen und Baier. Weil der Longobarde und Gothe in Italien sesshaft wurde, und der Franke in Gallien, darum gleicht selbst in diesen gallischen und italischen Landstrichen noch mancher einzelne Kinderreim nach Inhalt und Form dem unsrigen."

Nachklänge der Zauber- und Runenlieder, die man sonst auf Bast und Rinde ritzte, sind vielleicht jene Lieder, welche die Kinder beim Pfeifchen- und Weidenflöten-Machen singen, und welche hier den Bast vom Holze lösen sollen. Das sind Lieder, wie diese: „Niklos, mach mir meine Pfeife los!" oder „Anne Gret, mach, dass meine Pfeife geht" u. s. w. Zu dem Pfeifenliedchen:

„Zapf, zapf, Pfeife!
Auf dem Mühlendeiche
Da steht ein Mann,
Der heisst Johann,
Der hat so rothe Strümpfe an."

erinnert Rochholz an den rothstrümpfigen Wassermann der Sage, der auf den Mühlendeich heraufsteigt, Regen bringt und den Mühlbach schwellt, sobald man ihn mit der Pfeife lockt.[1])

Auch in folgendem Liedchen, das die Kinder im Vogtlande singen, wenn sie mit ihrer Messerscheide die Rinde losklopfen, haben wir jedenfalls eine sehr alte Ueberlieferung vor uns:

„Pfietsch o, pfeif o,
Lass dein Teich o,
Wenn's Katzerl wiederkimmt,
Is mei Pfeif ro."

Eine andere Reihe gewiss sehr alter Kinderlieder sind die Sprüchlein, mit welchen unsere junge Welt die Thiere in Hain und Flur ansingt. Der Maikäfer, wie das Marienkäferchen (Coccionella septempunctata) haben eine besondere Aufforderung zum Fortfliegen; in Pommerellen singt nach Mannhardt, der in diesen Kinderreimen mythische Elemente vermuthet, das Kind: „Heergottspeerdke, — dine Kinderke schriee, — din Huuske brennt, — Fleeg weg!" — Im nördlichen England heisst's nach Henderson ganz

1) Grimm, Mythol. 1190. — Rochholz, Alemann. Kinderlied. 182. — Firmenich, Germaniens Völkerstimme. II. 102, 561.

ähnlich: „Ladybird, ladybird, fly away home, — Thy house is on fire, thy children all gone;" in der Leipziger Gegend heisst es: „Maikäfer fliege, — Dein Vater ist im Kriege, — Deine Mutter ist in Engelland (auch in Pommerland), — Engelland ist abgebrannt, — Maikäfer fliege!" Dies Sprüchlein wird so oft wiederholt, bis das Käferchen sich aufschwingt. In Frankreich singen die Kinder:

Hanneton, vole, vole!
Ton mari est à l'école,
Il a dit qu'si tu volais,
Tu aurais d'la soupe au lait,
Il a dit qu'si tu n'volais pas
Tu aurais la tête en bas.

Dieses in Reims gebräuchliche Liedlein und noch ein anderes, das man im Elsass findet, übersetzt Kamp[1]) in folgender Weise:

„Fliege, Käfer, flieg' bergan,
In der Schule ist dein Mann,
Hat gesagt, dass wenn du fliegst,
Du mit Milch die Suppe kriegst,
Hörst du aber nicht hierauf,
So bekommst du's hinten drauf."
(Reims; Tarbé's Sammlung.)

„April, fliehe schnell,
Der Mai ist zur Stell',
Damit er gleich den Kopf dir fegt
Und Frost und Regen niederschlägt.
Flieg', Maikäfer, flieg',
Flieg', Maikäfer, flieg'.
Am Himmel, o Graus,
Da brennt schon dein Haus,
Die Türken kommen mit dem Schwert,
Dann wird dir deine Brut verheert —
Flieg', Maikäfer, flieg',
Flieg', Maikäfer, flieg'!
(Elsass; Champfleury's Sammlung.)

Das Schneckenlied variirt in Deutschland mannichfach: „Schneckenhaus, kriech heraus, — Strecke deine vier Hörner heraus, — Sonst werf ich dich in Graben, — Fressen dich die Raben!" — In Nord-England sagen die Kinder: „Snail, snail, put out your horn, — Or I'll kill your father and mother the morn!" — In Süd-England dagegen: „Snail, snail, come out of your hole, — Or else I'll beat you as black as a coal!" — In Süd-Italien lautet ein ähnliches Sprüchlein etwa: „Schnecke, schnecke, streck aus dein Horn, — Deine Mutter giebt dir ihren Spott und Zorn, — Denn sie hat just einen kleinen Sohn geboren!" — Anders klingt's im Polnischen: „Slimac, slimac wypusc rogi, — Dam ci grosz na pirogi!" (Im Polnischen heisst Pirog feines Weizenbrod, Semmel.) — Den Schmetterling singt der Knabe in Nord-England an: „Le, la, let, Ma bonnie pet!" Er wird hiermit eingeladen, sich niederzulassen, damit man ihn fangen kann, wie dies der Junge in Nord-Deutschland thut: „Molketewer sett di, — kömmt e Pogg de frett di!" — Oder in anderer Lesart: „Molketewer sett di, — Gew di e Stökke Botterbrod! — Botterbrod verlang öck nich, — Dusend Dahler gew öck nich!" Dagegen rufen die Kinder im Vogtland, wenn sie einen Schmetterling über sich flattern sehen: „Schmetterling setz dich, — Wenn du dich nicht setzen thust, — Reiss ich dir dei Häusel ein, — Kannst du net mer nein!"

1) Otto Kamp, Frankreichs Kinderwelt in Lied und Spiel. 1878. S. 44.

Unserem deutschen scherzenden Fünffingerliedchen: „Das ist der Daumen, — der schüttelt die Pflaumen etc." ist ein italienisches ähnlich:

„Questo gà fato'l vovo,
Questo l'à messo in fogo,
Questo l'à cusinà,
Questo lo gà magnà,
E sto povareto no ghe n'à gnanca tocà."

Dies heisst: „Der hat's Ei gelegt, der hat's in's Feuer gesetzt, der hat's gekocht, der hat's gegessen, und dieser arme Kleine hat's nicht einmal angerührt."

Das venezianische Fingerspiel lautet:

„Questo domanda del pan,
Questo dise, no ghe n'è.
Questo dise, come faremo,
Quell' altro dice: rularemo,
Il mignolo dise: chi ruba 'mpicca, 'mpicca."

Aehnlich ist das toskanische Scherzlied:

„Questo è l'occhio bello,
Questo è il suo fratello,
Questa è la chiesina,
Questi so' i fratini,
Questo è il campain
Din din din,"

wobei man dem Kinde der Reihe nach auf die beiden Augen, dann auf den Mund und auf die Zähne tupft und es zuletzt an die Nase fasst und schüttelt.[1])

Ebenso heisst es im Plattdeutschen:

„Könne wöppke,
Rod Löppke,
Näse piepke,
Ogebrahnke,
Steern bahnke,
Schipp, schipp, Meirahnke."

Hierbei werden Kinn, Mund, Nase, Augen, Stirn des Kindes nach einander berührt und bei dem letzten Verse das obere Haar gezupft.[2])

Das Fingerlied der Kinder kommt auch in Frankreich vor:

„C'est lui qui va à la chasse,
C'est lui qui a tué le lièvre,
C'est lui qui l'a fait cuire,
C'est lui qui l'a mangé.
Et le petit glin glin
Qui était derrière le moulin,
Disait: Moi, j'en veux, j'en veux,
J'en veux, j'en veux, j'en veux."
(Franche-Comté; nach Ph. Kuhff.)

Von vielen unserer volksthümlichen Scherzräthsel, deren einige sich

---

1) Corazzini, I componimenti minori della popolare italiana nec principali, o saggio di letteratura dialettale comparata. Benevento 1877.
2) Frischbier, Preuss. Volksr. u. Volkssp. 1867. S. 32 mit Hinweisung auf Anderes.

noch in den Kreisen der Jugend erhalten haben, ist es erwiesen, dass sie bereits im neunten Jahrhundert bekannt waren. Unter anderen begegnet man dem bekannten Räthsel von dem Schnee nnd der Sonne: „Es kam ein Vogel federlos, — Sass auf dem Baume blattlos. — Da kam die Jungfer mundlos — Und ass den Vogel federlos — Von dem Baume blattlos," — in lateinischer Fassung bereits in einer Reichenauer Handschrift aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts. Gerade dieses Räthsel scheint sich ausgezeichnet in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten zu haben; Prof. Müllenhoff sagt von ihm: „Man braucht es nur Wort für Wort in's Althochdeutsche oder Angelsächsische umzuschreiben und das Wort „Jungfer" mit „magad" oder „magath" zu vertauschen, so erhält man eine Strophe von regelmässig gemessenen und alliterirenden Versen; jeder Vers hat vier Hebungen und je zwei Lidstäbe." So darf man wohl das Alter dieses Räthsels weit über das zehnte Jahrhundert zurückdatiren.

Unter Anderen zeigt ein schon von Simrock angeführtes, von Panzer mit ähnlichen verglichenes[1]) Kinderliedchen, welches wohl als Abzählreim dient, mythologische Anklänge:

„Sonn, Sonn', scheine!
Fahr über Rheine,
Fahr über's Glockenhaus,
Gucken drei schöne Puppen raus;
Eine die spinnt Seide,
Die andere wickelt Weide,
Die dritte geht an's Brünnchen,
Find't ein goldig Kindchen,
Wer soll's haben?
Die Tochter aus dem Löwen;
Wer soll die Windeln waschen?
Die alte Schneppertaschen."

Hier sind unter den „Puppen" wohl die Nornen als Schicksalsgöttinnen der Neugeborenen gemeint.

Vorzugsweise scheinen viele von denjenigen Kinderliedern recht frühen Epochen zu entstammen, welche sich an bestimmte Jahreszeiten knüpfen. Dem Frühling jubeln die Kinder allenthalben entgegen. Wie noch heute bei Beginn dieser schönen Jahreszeit die Kinder die ersten Veilchen suchen, so geschah es auch im Mittelalter. Das erste Veilchen wurde jubelnd in's Dorf getragen; der glückliche Finder rief:

„ir sult alle wesen frô,
ich han den summer funden."

Dann ward es auf eine Stange gesteckt und umjubelt und umtanzt. Noch im Mittelalter galt der Brauch: „die Zeit empfangen," oder den „Sommer empfahn." J. Grimm[2]) sagt: „Wer das erste Veilchen erblickte, zeigte es an, nun lief das ganze Dorf hinzu, und die Bauern steckten die Blume auf eine Stange und tanzten herum. Ebenso wurde der erste Maikäfer eingeholt, die erste Schwalbe und der Storch begrüsst und die Thürmer der Stadt

1) Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche. 2. Bd. München 1855. S. 545.
2) J. Grimm, Deutsche Mythologie. 1835. S. 438.

waren angehalten, die Ankunft derselben anzublasen, wofür ihnen ein Ehrentrunk aus dem Rathskeller verabreicht wurde.“ Der sogenannte „wilde Alexander“ gedenkt dieses Frühlingsjubels seiner Kinderjahre:

„hie bevor, dô wir Kind wâren
und diu Zeit was in den jâren,
daz wir liefen ûf die wiesen
von jenen wider her zu diesen:
da wir under stunden
viol funden
dâ sieht man nun rinder bisen.“

Es giebt nun noch eine Menge Kinderlieder, die jedenfalls als mythologische Reste der von unseren germanischen Altvordern begangenen, gewissen Gottheiten oder den personificirten Jahreszeiten gewidmeten Feierlichkeiten zu betrachten sind. Beispielsweise besteht die Sommerlust der Mädchen hauptsächlich in dem Reihen- oder Ringeltanz, der von den Erwachsenen längst aufgegeben ist. Die dabei üblichen Reihenlieder haben im Verlaufe der Jahre gewiss manche Abänderung[1]) erhalten; eines derselben lautet:

„Ringel, Ringel, Rosenkranz,
Fuchsschwanz,
Sass auf einer Weide,
Spann so klare Seide,
So klar wie ein Haar,
Spann wohl über sieben Jahr,
Sieben Jahr gesponnen;
Sieben Jahr sind um und um,
Alte Hexe, dreh dich um.“
(Umgegend von Leipzig.)

Bei den letzten Worten muss sich eines der Mädchen umdrehen. Haupt[2]) macht die Bemerkung, dass auch in der Lausitz ein ähnliches Lied heimisch ist, und dass unter den im Liede erwähnten sieben Jahren die sieben Wintermonate zu verstehen seien. Solche Lieder zeigen in der That deutliche Spuren altdeutschen Götterglaubens, und wir besitzen in ihnen jedenfalls die Reste derjenigen Tanz- und Mädchenlieder, deren Gebrauch Bonifacius und die kirchlichen Concilien jener Zeit den neubekehrten Deutschen untersagten. Man erkennt ferner unsere Mädchen-Ringeltänze wieder in den Schilderungen des alten Springel- und Langtanzes der Dithmarschen, wie sie Müllenhoff[3]) giebt. Sehr bestimmt tritt die alte Mythologie auch in jener Abänderung des Spielliedes zum Vorschein, welche im Vogtlande heimisch ist:

„Ringele, Ringele, Rosenkranz,
Wer sitzt drin?
Der alte Kaiser.
Was macht er?
Federn schleisst er,
Kielen beisst er;
Trägt die Magd das Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein.“

---

1 Frischbier, Preuss. Volksreime. S. 157 ff. — Köhler, Volksbrauch etc. S. 182. — Rochholz, Alem. Kinderlied. S. 183. — v. Schulenburg, Wend. Volksthum. 1882. S. 178.

2) Im Nachtrage zu seinem Sagenbuche: Lausitzer Magazin. 41. 1. Bd. S. 91.

3) Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder d. Herzogth. Schleswig, Holstein u. Lauenburg. S. 484.

Hier erscheint uns Odhin als der alte Kaiser in seiner Wolkenburg, ohnmächtig und schwach geworden, da des Winters Herrschaft angegangen ist; er ist im Kinderspiele zur weibischen Beschäftigung des Federschleissens herabgewürdigt worden; die Federn aber sind die Schneeflocken, welche er herabstreut; und der Schluss des Liedes mag das Gewitter andeuten. Solche Auslegungen sind den Männern von Fach geläufig, doch muss man wohl auf diesem Gebiete ziemlich vorsichtig sein. Vielleicht hielten sonst die Jungfrauen bei gewissen feierlichen Reigen an einer Kette oder Blumen-Guirlande, wenigstens weist darauf hin folgender Brauch: In der Schweiz wird, wie Rochholz berichtet, bei diesen Ringeltänzen der Kinder aus den Hohlstengeln des Löwenzahns (Taraxacum pratense) eine der Ausdehnung des Kreises in ihrer Länge entsprechende Kette gewunden; wer sie zerreisst, wird pfandpflichtig:

„Trettet zue, trettet zue,
Sparet nit die nüe Schueh!
Trettet uf das chettemli,
Dass es soll erklingele,
Wer die schönste Jumfer sig,
I dem ganze Ringele."

In den Harzer Bergstädten, wo der Johannistag noch kirchlich begangen wird, schmückt man grosse Tannenbäume mit Blumen und bemalten Eiern und führt um sie einen Tanz auf, dessen begleitender Text lautet: „Die Jungfer hat sich umgedreht — So rar — Wie ein Haar, — So klein — Hühnerlein; — Dreissig, vierzig, funfzig Jahr — Die Jungfer wandt sich um." Diese Harzer Sitte beweist, dass wir es hier in der That mit einem auf den Frühling oder Sommer bezüglichen Spiele zu thun haben.

Auch in anderen Ländern erhielt sich im Kinderspiel ein Rest heidnischen Brauchs. Die Sitte des Dodolo oder Regenmädchens ist durch ganz Ungarland verbreitet und hat ohne Zweifel altmythologischen Ursprung; namentlich unter den Raizen oder Rumänen trifft man sie an. Wenn lange Zeit anhaltende Dürre gewesen, so hüllt sich ein armes Mädchen ganz in grünen Reisig, und ein oder mehrere andere begleiten es. Das Regenmädchen oder Dodolo erscheint im Hofe oder vor dem Hause des Bauern und singt: „Dodolo, Dodolo, Dodolo!" Die Kinder der Umgebung sammeln sich um dasselbe im Reigen und umtanzen es immer mit dem eintönigen Gesang: Dodolo. Dann erscheint der Hausherr mit einem Eimer Wasser und giesst denselben über dem Haupt oder grünen Wighel des Dodolo aus, welches die Erfrischung mit Heiterkeit und lustigen Sprüngen aufnimmt. Während des dreimaligen Ausgiessens des Eimers hat der Hausherr seine Wünsche um Regen zum Himmel entsendet. Dann sammelt ein Mädchen der Umgebung bei den Hauseinwohnern kleine Gaben: kleine Münze, Eier, Korn, Mehl, Schmalz. Diese Geschenke werden von den armen Kindern heimgebracht und geben gute Tage in den kummervollen Hütten. Der Hausherr aber hofft dann sicher auf guten Regen. Hier liegt vor uns eine Art Opfergabe an die Armen zur Erringung der Gunst des Regengottes.

Von deutschen Kinderspielen aus älterer Zeit sind uns zwei reiche Verzeichnisse aufbewahrt. Zunächst in dem mittelhochdeutschen Gedichte: „Der Tugenden Schatz,“ sodann in Fischart's „Gargantua.“ Bei einer Durchsicht dieser und anderer Schriften aus jener Periode (Ende des 16. Jahrhunderts) stellt sich heraus, dass schon damals viele unserer jetzigen Kinderspiele beliebt waren, wenn auch unter anderen Namen. Das bekannte Blindekuhspiel ist in jenen beiden Verzeichnissen als „Blindemaus“ angeführt, doch setzt Fischart neben diesen Namen schon: „Der blinden Kuh.“ Das „Hafen- oder Topfschlagen“ erwähnt Fischart unter der Bezeichnung: „Brich den Hafen.“ Das jetzt unter den Namen: „Platz wechseln,“ „Kämmerchen vermiethen“ und „Schneider leih mir deine Scheere“ bekannte Spiel wird in der Tugenden Schatz angeführt: „Zwei sprachen: der Platz ist mein;“ und das bei Fischart genannte Spiel: „Schulwinkel“ ist unser Versteckspiel mit dem Blinzwinkel. Das Spiel „Fuchs im Loch,“ bei dem der Spielreim heisst: „Fuchs, Fuchs, beiss mich nicht etc.“ führt Fischart auf unter dem Namen: „Wolf, beiss mich nicht.“ Unser Spiel: „Der Abt ist nicht zu Hause“ heisst bei Fischart: „Des Abts und seiner Brüder.“ Das Rathespiel: „Pinkepank, in welcher Hand?“ oder: „Pinkepank, wo steht der Schrank, unten oder oben?“ bei dem es darauf ankommt, zu errathen, in welcher Hand der Stein verborgen sei, erwähnt Fischart unter dem Namen „Steinverbergen.“ Weitere Angaben über die Kinderspiele jener Zeit finden sich in den von den beiden Schwarz (Vater und Sohn) hinterlassenen Aufzeichnungen,[1]) aus welchen wir ersehen, dass in der Mitte des 16. Jahrhunderts das „Tribeln,“ d. h. ein Stück Holz in die Luft prellen, das „Klukern,“ d. h. Marmorküglein in ein Loch an der Erde werfen, das „Raifftreiben,“ sowie das „Eggeti,“ d. h. das Aufsuchen der sich um die Ecke des Hauses Verbergenden unter den Knaben Deutschlands beliebt war. So begegnen wir noch so manchen anderen Spielen und Scherzen unserer Kinderwelt in jenen Verzeichnissen; mit nicht geringer Zähigkeit hält demnach die Jugend an ihren Traditionen fest.

Ein dem „Fascheln“ oder „Fasseln“ der Berliner Jugend ähnliches Spiel ist in der Gegend von Wernigerode heimisch und heisst dort „Ueberhändchenspiel,“ das statt der Steinchen, welche man in die Höhe wirft, um sie wieder aufzufangen, mit „Knöcheln“ gespielt wird. Dies sind die klassisch-antiken Astragali (die Talus der Hammel); und in dem Spiel selbst findet Dr. Max Bartels[2]) die Nachklänge alter Ueberlieferung.

Schon frühzeitig mag, wie Weinhold[3]) vermuthet, die Tocke bei den deutschen Mädchen beliebt gewesen sein. Tocke oder Docke (wahrschein-

1) Math. und Veit Conr. Schwarz nach ihren merkwürdigen Lebensumständen und Kleidertrachten, nach dem zu Braunschweig befindlichen Original beschrieben von C. C. Reichard, Magdeburg 1786. Der ältere oder der Vater Schwarz lebte zwischen 1496 und 1560, der jüngere etwa 1541 bis 1561. Vgl. Scheible's Kloster VI. Bd. 2. S. 558. Petrarchae Trostspiegel zeigt Abbildungen von Steckenpferd, Windmühle u. s. w. aus der Zeit von 1572.

2) Zeitschr. f. Ethnol. 1881. S. 283.

3) Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. 2. Aufl. Wien 1882. I. S. 107 ff.

lich ursprünglich ein Holzkästchen bedeutend) ist das alte deutsche Wort für Puppe und noch in Oberdeutschland und Schlesien üblich. Im 9. und 10. Jahrhundert war dieses Spielzeug schon allgemein bekannt; die Gedichte des 13. Jahrhunderts schildern die Freude der Mädchen an vielen und schönen Puppen; sie bereiteten sich dabei in leichtem Kindessinn auf die schweren Mutterpflichten vor. Mit kleinen und vollen Schreinen und Kasten, mit Hausgeräth und Putz wurde gespielt; und Berthold von Regensburg spricht in seinen Predigten davon, wie die Mädchen alle ihre Liebe auf eitle Sachen würfen, wie kleine Vögel und Hündchen, Puppen, Glasringe, Kränze und dergleichen. Die Kinder der Vorzeit spielten auch mit Thierbildern, die aus Thon, Holz und Metall gemacht waren. Derartige Nachbildungen, oft sehr einfacher und alterthümlicher Art und zum Kinderspiel bestimmt, haben sich bis in die Gegenwart forterhalten; nicht minder die kleinen thönernen oder gläsernen Gefässe, mit denen die Mädchen schon im Mittelalter die Küchenwirthschaft der Mutter nachahmten. Ein interessanter Fund von über hundert Thonfigürchen aus dem 14. Jahrhundert ward 1859 in Nürnberg unter dem Strassenpflaster gemacht; es waren weibliche Gestalten, gepanzerte Reiter, nackte Kindlein, Wickelkinder, auch einige heilige Figuren, dann kleine Töpfe, Kannen, Schalen, Hörner und ähnliches irdenes Spielzeug. Ganz ähnliche Frauenbildchen aus gebranntem Thon, in der Tracht der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatte man früher auf der Burg Tannenberg in Franken gefunden.[1]) In Schlesien sind kleine, etwa 9 Centimeter hohe Frauenfigürchen aus Kalkstein ausgegraben, die nach der Tracht dem späteren 14. Jahrhundert angehörten.[2])

Vieles Ueberkommene sucht man in der Neuzeit ohne Berechtigung auszutilgen. Sehr richtig bemerkt ein Mitarbeiter der „Grenzboten,“[3]) die beklagenswerthe Erscheinung, dass man das Kinderlied in Deutschland gleichsam absterben sieht und dass man an seine Stelle einen recht schlechten Ersatz schiebt. „Die Stätte, wo das Kinderlied ausser der Kinderstube allein gedeiht und wo es vor zwanzig Jahren auch in den grösseren Städten noch von Mund zu Mund ging, sind Garten, Hof und Strasse. Aber in unseren grossen Städten haben die Kinder keine Gärten und Höfe mehr, und die Strasse ist immer gefahrvoller für sie geworden. So werden sie denn in den Kindergärten mit allerhand neumodischen Spielen und Reimen gefüttert, die der gute Fröbel und eine Anzahl Fröbelianerinnen ausgeklügelt haben, und die kindlich sein sollen, aber in Wahrheit kindisch sind. Um das körperliche Wohl und die Zucht und Sitte der ihm anvertrauten Kleinen erwirbt sich der Kindergarten unstreitig grosse Verdienste, aber um die geistige Speise, die er ihnen bietet, ist es recht traurig bestellt. Der Kindergarten hat, — es muss das einmal ausgesprochen werden, — die schwere Sünde auf sich geladen, dass er die gute alte Kinderpoesie hinausgeworfen hat,

---

1) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. 1859. Sp. 210
2) Schlesiens Vorzeit. III. 497 ff.
3) Grenzboten 1878. Nr. 4. S. 155.

weil sie angeblich aus albernen Gassenliedern besteht, die keinen Sinn haben, und hat äusserst gedankenvolle, aber auch äusserst abgeschmackte und poesielose Verslein an ihre Stelle gesetzt."

---

4. Die Literatur des Kinder-Spiels und -Liedes.

Erst seit wenig Jahrzehnten hat sich die Aufmerksamkeit der Freunde des Volkes auf einen der liebenswürdigsten Züge im Leben der Nation gerichtet; man hat begonnen, die Spiele und Lieder aufzusammeln, mit welchen sich die frohe Kinderschaar beschäftigt. Es sind Erfindungen eines jugendlichen Volksgeistes, bei welchen in charakteristischer Weise Humor und Phantasie zusammenwirkten. Lust und Heiterkeit dictirten die Worte und Reime, und der Sinn dieser Worte, sowie des Spiels ist eben nicht weit her. Allein hier macht sich das Gefühl und Gemüth ganz frei geltend; und deshalb sind diese Kinderlieder unserer Beachtung weit mehr werth, als die elenden Machwerke von Poesie, mit der sich unsere, oft recht läppische Kindergärtnerei breit macht. — Wir geben in Folgendem eine kleine, wenn auch keineswegs vollständige Uebersicht derjenigen deutschen Werke auf diesem Gebiete, welche uns selbst als die wichtigsten erscheinen.

A. v. Arnim und Cl. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. 1.—3. Bd. 1. Aufl. 1806—1808. 2. Aufl. 1845—1846. Ferner: „Kinderlieder," Anhang zum Wunderhorn. 1808.

Stöber, Elsässisches Volksbüchlein. Strassburg 1842.

Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.

Gutsmuth's Spiele zur Erholung und Uebung des Körpers und Geistes.

Fiedler, Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau. Dessau 1847.

Aus dem Kinderleben. Oldenburg 1851.

Meier, Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben. Tübingen 1851.

Stöber, Die Sagen des Elsasses. St. Gallen 1852. 19. 60 etc.

Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder. Graz 1855.

Schmitz, Sitten und Bräuche, Lieder, Sprichwörter und Räthsel des Eifler Volks. Trier 1856. 66.

Simrock, Das deutsche Kinderbuch; altherkömmliche Reime, Lieder u. s. w. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1857.

Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857.

Baslerische Kinder- und Volksreime. Basel 1857.

Mannhardt, Germanische Mythen. Berlin 1858. 338 ff.

A. Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg. Weimar 1858.

Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck; Märchen, Sagen, Volksreime. Arolsen 1860.

J. Schaller, Das Spiel und die Spiele. Weimar 1865.

K. Schenk I., „Deutsche und griechische Kindersprüche“ in Haupt's Germania. 1861. Bd. 6. S. 380.

Kehrein, Volkssprache und Volkssitte im Herzogthum Nassau. Weilberg 1862. II.

Scherer, Illustrirtes deutsches Kinderbuch. Stuttgart 1863.

A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreich-Schlesien. 1. Theil: Kinderlieder und Kinderspiele. Troppau 1865.

Frischbier, Preussische Volksreime und Volksspiele. Berlin 1867.

Mühlhause, Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche. Kassel 1867. S. 26 ff.

B. Spiess, Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen. Mit Vorwort von Bechstein. Wien 1869. 66.

Albert Richter, Zur Geschichte häuslicher Erziehung. In der Zeitschrift Cornelia von Dr. C. Pilz. Leipzig und Heidelberg 1870. XIII. 1. und 2.

Wolf, Zeitschr. f. deutsche Mythol. und Sittenkunde. II. 218. III. 32.

Frommann, Zeitschr. f. deutsche Mundarten. Nürnberg. III. 509.

Zingerle, Sitten, Bräuche, Meinungen des Tyroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871. 228.

A. Birlinger, Nimm mich mit. Kinderbüchlein. Freiburg 1871.

W. Götze, Die Volkspoesie und das Kind, in: Jahrb. des Vereins für wissensch. Pädagogik. 4. Jahrg. Red. Dr. Ziller. Leipzig 1872. S. 172 bis 285.

Th. Vernaleken und Frz. Bransky, Spiele und Reime der Kinder in Oesterreich. Wien 1873.

Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. 2. Aufl. Innsbruck 1873.

H. Dunger, Kinderlied und Kinderspiele aus dem Vogtlande, eingeleitet durch einen Vortrag über volksthümliche Kinderpoesie. Plauen 1874.

F. Wöste, Kinderspiele in Westphalen; in: Jahrb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. 1877.

F. Zimmer, Volksthümliche Spiellieder und Kinderspiele für Schule und Haus, gesammelt und mit ausführlichem Literaturnachweis versehen. Quedlinburg 1879.

Th. Gelbe, Ein Kinderspiel aus dem Elsass; in: Germania, Vierteljahrschr. f. Alterthumsk. N. F. 12. Jahrg. 4. Heft. 1879.

Wendische Kinderlieder finden sich in:

L. Haupt und J. C. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz etc. Grimma.

W. v. Schulenburg, Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882. S. 172 ff.

Sammlungen französischer Kinderlieder sind:

Ph. Kuhff, Les infantines du bon Pays de France, le livre des Mères.

Paris 1878. Der Verfasser berücksichtigte in diesem Buche: Lieder im Anschluss an die Feste und Jahreszeiten, Wiegenlieder (berceuses), Spasslieder (risettes), Ammenreime, Abzählreime (formulettes qui sera?), Reigen (rondes), Sprüche (couplets et dictons), Spinnlieder, Handwerksreime, die Thiere im Kinderreim, geschichtliche Volkslieder, Zungenbrecher und Räthsel (devinettes).

Otto Kamp, Frankreichs Kinderwelt in Lied und Spiel. Wiesbaden 1878.

Italienische Kinderlieder sammelte:

G. Pitrè, Giocochi fanciulleschi; in seiner Bibliotheca delle Tradizione popol. Sicil.

Ueber das englische Kinderspiel erfährt man Näheres durch:

Lord W. Lennox, Merrie England: its sports and pastimes. London 1857.

A. Trollope, British sports and pastimes. London 1868.

J. Strutt, The sports and pastimes of the people of England: including the rural and domestic recreation, may games, mumeries, shows etc. 2. edit. W. Home. London 1831.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Erziehung der Kinder.

Der Einfluss des Erziehungswesens auf Leben und Charakter der Völker ist von unberechenbarer Tragweite. Es giebt Kriegsvölker, Hirtenvölker, Ackerbauvölker, speculative Handelsvölker und industrielle Völker. Wenn sich nun der Geist, in dem die Kinder bei solchen Völkern specifisch erzogen werden, nach einer bestimmten Richtung hinwendet, so steigert sich gewiss der specifische Charakter der Nation von Generation zu Generation. Immer ausgeprägter kommen die nationalen Züge zum Vorschein; sie werden zum erblichen Merkmal und zum unterscheidenden geistigen Eigenthum eines jeden Volkes oder Stammes.

In dieser Beziehung erscheint es von höchstem Interesse, nachzuforschen, welche Pflege des Geistes der heranwachsenden Generation ein jedes Volk nach Brauch und Sitte angedeihen lässt. Auf allen Höhegraden der Cultur — von den Urzuständen an, in welchen nur primitive Züge dieser Pflege zur Erscheinung kommen, bis zu den Verhältnissen hochcivilisirter Nationen — giebt es eine Stufenleiter von Volksgebräuchen, die für viele wesentliche Momente des Erziehungswesens maassgebend sind.

Die grössere oder geringere Liebe der Eltern zu ihren Kindern, die Art, in welcher das Gefühl der Liebe zum Ausdruck gelangt, die Sorgfalt, welche die Eltern auf die Entwickelung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten ihres Kindes verwenden, die Strenge und die Methode, welche bei der Anleitung des

Kindes in Anwendung kommt — dies Alles wird bei Beurtheilung des Civilisationsgrades eines jeden Volkes ganz besonders in Erwägung zu ziehen sein.

Jedenfalls überlassen unter den rohesten Völkern die Eltern ihre Kinder in höchster Sorglosigkeit um deren moralische und intellectuelle Fortbildung völlig sich selbst. Der Nachahmungstrieb, welcher vorzugsweise im Seelenleben der kleinen Kinder bei der psychischen Ausbildung eine Rolle spielt, kann sich dann frei und ungehindert geltend machen. Alles Gute und alles Schlechte, das die Kinder um sich her von menschlichen Handlungen sehen, wird ohne Auswahl je nach Lust und Belieben von letzteren nachgeahmt. Das unterscheidende Urtheil, ob das und jenes gut oder schlecht ist, ob man dies oder jenes thun oder lassen darf, wird dem Kinde nie oder nur selten beigebracht. Eine Besserung durch Strafen suchen die Eltern nur insofern zu erzielen, als ihnen selbst die Unterthänigkeit unter den elterlichen Willen, die häusliche Disciplin, nützlich erscheint.

Hier sieht das Kind ganz einfach den Eltern ohne specielle Anleitung ab, wie sie beim Bau der Laubhütte, beim Herstellen der Waffen, beim Erlegen der Thiere, beim Zerlegen derselben, beim Bereiten der Speisen verfahren. Das Kind erwirbt sich selbst ohne Beihülfe sein geringes Wissen und Können, eine eigentliche „Anleitung" dazu findet zwar fast überall, doch nur im geringsten Maasse statt, indem Vater und Mutter eben nur Gelegenheit zum Einsammeln von Erfahrungen geben. Auf dieser Stufe stehen die rohesten Naturvölker.

Etwas anders, d. h. mit wenig mehr pädagogischem Verständniss verfahren die Eltern bei denjenigen Völkern, die schon ein besonderes Ziel der Erziehung vor Augen haben. Hier gilt es den Eltern, ihren Knaben möglichst fest und hart im Charakter zu machen, ihm auch Fertigkeiten beizubringen, die ihn später stark gegen Feinde und geschickt im Erwerben der Nahrung machen sollen. Die rauhe Behandlung seines Körpers hat den Zweck, ihn abzuhärten; er muss sogar den Schmerz ohne Klage ertragen lernen; schon früh übt man den Kleinen im Gebrauch von Pfeil und Bogen, im Schnelllauf, Klettern und Schwimmen. Dem Mädchen werden von der Mutter die kleinen Künste für die häusliche Beschäftigung gelehrt, das Einsammeln und Bereiten der Früchte zur Nahrung, das Kochen des Fleisches, das Stricken der Netze, die Herstellung der Kleidung und der Geräthe, das Gerben der Felle, das Weben der Decken, das Nähen u. s. w. Auch gewisse moralische Züge im Kinde werden geweckt und gepflegt, welche dem Sinne und Geiste des Volkes entsprechen. Hiermit fährt man fort bis zur Pubertät von welchem Zeitpunkt an man meist die Söhne und Töchter unter Vornahme eines feierlichen Actes für selbstständig und genügend ausgebildet hält, ohne dass dieselben jedoch bei Völkern, unter denen patriarchalische Familienverhältnisse herrschen, volle Freiheit und Selbstständigkeit geniessen, so lange Vater und Mutter noch leben.

Ein höherer Grad pädagogischer Einsicht findet sich in solchen Völkerschaften, die eine auf die fortschreitende psychische Entwickelung von Stufe

zu Stufe sich stützende Erziehungsmethode befolgen. Sie unterscheiden recht wohl, was die Alters-Anlage des Kindes in geistiger Hinsicht verträgt, und welche erzieherischen Aufgaben nach intellectueller und moralischer Richtung hin man den Kindern je nach ihrer mit dem Alter wachsenden Befähigung stellen kann. Hier nehmen nicht immer die Eltern die Erziehung ihrer Kinder allein in die Hand, sondern sie beginnen schon die Hülfe Anderer beim Unterricht zu benutzen.

In höchst dankenswerther Weise hat Th. Waitz in seiner „Anthropologie der Naturvölker" diese Angelegenheit in das Bereich seiner Aufmerksamkeit gezogen, indem er über das Familienleben der Völkerschaften, insbesondere auch über das Benehmen der Eltern gegenüber ihren Kindern zahlreiche werthvolle Thatsachen notirte. Allein die volle Bedeutung des Themas erheischt eine mehr in's Einzelne gehende Bearbeitung, als man bei diesem Begründer der Völkerpsychologie finden kann. Im Folgenden will ich suchen, erstens die Gesichtspunkte festzustellen, aus welchen die Angelegenheit betrachtet werden muss, und zweitens die wichtigsten Völkerschaften miteinander zu vergleichen, soweit ich dies selbst hier zu liefern im Stande bin; mir galt es nur, die Augen der für pädagogische Aufgaben sich Interessirenden auf das in culturhistorischer Hinsicht hochwichtige Thema zu lenken.

Es giebt eine Reihe Erziehungsmittel, deren sich die verschiedenen Völker bedienen, doch so, dass eines Derselben je nach Charakter und Brauch der Völkerschaft bevorzugt wird. An sich haben die Erziehungsmittel einen gemeinsamen Zweck. Alle menschliche Erziehung, sagt Professor Kussmaul in Strassburg, bezweckt Beherrschung der angebornen Reflexe durch verständige und vernünftige Motive. Die inneren treibenden und hemmenden Motive entziehen sich unsern Beobachtungen. Die äusseren Mittel sind Zucht durch Ermahnung, Vorbild und Strafe, durch Gründe der Klugheit, Billigkeit, Moral und viele andere. Indem wir daran erinnern, dass wir über mehre dieser Erziehungsmittel z. B. über das oft schon frühzeitige Ertheilen guter Ermahnungen an anderen Stellen gesprochen haben (I. Band Seite 75), werden uns in Folgendem einige Erziehungs-Mittel und -Bräuche beschäftigen.

---

1. Pädagogische Bedeutung des Kinderspiels.

Eine Reihe von Erscheinungen haben die Anthropologen in nicht berechtigter Weise unbeachtet gelassen: Das Spiel der Kinder als Erziehungsmittel bei Naturvölkern. Es kommen hier Züge vor, aus welchen man schliessen darf, dass die Völker recht wohl erkennen, wie der Geist des Kindes durch spielende Beschäftigung mit einem Gegenstand willkürlich nach bestimmter Richtung hingelenkt werden, und dass der Sinn des Kindes schon sehr früh für gewisse Dinge, die man ihm als Spiel und Tand überreicht, Neigung und Vorliebe erhalten kann. Weiteres hierüber findet man auf S. 223.

Man überreicht dem Neugeborenen Symbole, um ihm durch psychische Einwirkung derselben Gefallen an seiner künftigen Beschäftigung beizubringen; — oder man begeht auch symbolische Handlungen, welche Bezug auf die künftige Lebensbestimmung haben, indem man erwartet, dass die Eindrücke um so dauernder haften, je zeitiger und je tiefer sie in das kindliche Gemüth eingepflanzt werden. Dieses spielende symbolische Verfahren zeigt sich durch die allgemeine Sitte bei vielen Völkern vorschriftsmässig gefestigt. Wir haben schon früher (Bd. I. S. 71) im Kapitel: „Darreichen von Symbolen an das Kind," verschiedene Beispiele angeführt, aus welchen hervorgeht, dass die Eltern ganz gewohnheitsgemäss vielfältig dem Kinde Spielsachen schenken, die dem künftigen Berufe des Kleinen entsprechen und Letzteres mit seinen Lebensaufgaben schon recht zeitig vertraut machen, sollen. So gewann das Schenken von Spielsachen auch eine symbolische Bedeutung, und ganz absichtslos wurde das Symbol zum Erziehungsmittel, das Spielzeug zum Symbol. Der Indianer in Südamerika (Guarani) macht ebenso wie die Rothhaut in Nordamerika (Sioux und Algonkin) den Sohn mit Werkzeugen der Jagd und des Kriegs vertraut, indem er ihm als Spielzeug kleine Bogen und Pfeile schenkt und an die Wiege hängt, während das Töchterchen andere Tändeleien erhält. Auch bekommt der Knabe vom Namengeber bei den Guinea-Negern einen Bogen, das Mädchen aber von einer Frau ein Stöckchen zum Umrühren der Speisen. Der Lappländer knüpft seinem Sohn als Spielwerk Bogen, Pfeile und Spiess in verkleinertem Maassstabe, dem Töchterchen Flügel, Füsse und Schnabel des Schneehuhns an die Wiege. Der Montenegriner legt neben den Knaben Pistole und Büchse, neben das Mädchen Spindel und Rocken in die Wiege. So früh sollen die Eindrücke auf die Vorstellung des Kindes durch die elementarsten Künste der Erziehung die Gemüthsart und die Neigungen desselben beeinflussen.

Und von ähnlicher Einwirkung ist ohne Zweifel das Wiegen- und Kinderlied (S. Band II. Seite 128.) Schon Comenius, der erste wissenschaftliche Pädagog Deutschlands, äusserte in seiner „Mutterschule," dass das Wiegenlied, welches die Mütter und Ammen singen:

„Schlaf mein Kindlein feste,
Das ist Dir das Beste etc."

eines der ersten Erziehungsmittel ist.

Wie bei den Naturvölkern, so hat auch bei den Culturvölkern das Spiel des Kindes grosse pädagogische Bedeutung. Die Kinder Englands beginnen schon früh den Sport der Erwachsenen nachzuahmen, und in Deutschland wurden Turnspiele nach und nach national; ebenso gewann in Frankreich in der Kinderwelt das Spiel eine specifische Richtung, wie man aus den Schilderungen von Louis Ratisbonne ersieht, welcher die vielgelesenen Bücher „La comédie enfantine," „Les petits hommes" und „Les petites femmes" schrieb.

2. Pädagogische Bedeutung von Schreck und Furcht.

Die Furcht vor Gespenstern ist ein bei der Erziehung beliebtes Volksmittel. Die mannigfachsten Schreck- und Spuk-Geister hat dabei die Phantasie und der Witz der Völker erfunden. Vor Allen sind wir Deutsche überreich an solchen märchenhaften Gestalten, die zum Theil in der altgermanischen Mythologie eine Rolle spielen. Da gibt es die Elben oder Elfen, die theils als Licht-Elben auftreten, gutmüthig und munter sind, theils als Schwarz-Elben, die bösartig sind, auf Wiesen Tänze aufführen, Menschen herbeiziehen und zerreissen. Dann kommen die Zwerge und die ihnen verwandten Kobolde, Wichtelmännchen, Bergmännchen, Hojemännl, Grieschel, Unterirdischen u. s. w., die meist des Nachts ihr neckendes Wesen treiben und als Bergleute und Schmiede in der Erde arbeiten. Als Kinderschrecken treten die Kobolde auf unter den Namen Popanz, Pozelmann, Pögel, Grau- oder Erdmännle, auch Scherremändle, Butze, Heinzelmännchen, Rumpelgeister, Hütchen, Gütel, Kolbuk u. s. w.: sie stehen in Beziehung zum Gewitter, Donner und häuslichen Feuer. In den grösseren Gebirgen gibt es Berggeister, z. B. auf dem Fichtelberge den Katzenveit, im Harz den Gübich, im Riesengebirg den Rübezahl. Während die Waldgeister meist als gutmüthig geschildert werden,[1]) haust in Getreidefeldern ein weiblicher Korndämon, genannt das Kornweib, die Korn- oder Roggenmutter, Roggenmuhme, Rockertsweibel, Erbsenmutter und wilde Frau. Die Stampa in Tirol mit Pferdekopf, welche Kinder und Wöchnerinnen entführt, ist eine Gestalt der Frigg. Die Sträggele tritt als locale Variation der Hulda oder Berchta in der Schweiz auf; sie ist eine menschenfressende Riesin, mit der man den Kindern und unfleissigen Spinnerinnen droht. Im Wasser treiben die Nixe, auch Nickel, Wasserweiber, Seejungfern u. s. w. ihr Spiel; sie sind tückisch und verlocken die Menschen, dass sie ertrinken; namentlich ziehen sie gern Kinder in's Wasser. Ein gespenstischer Reiter, der Schimmelreiter oder Hardtreiter, geht besonders im Badnischen um und schreckt die Kinder, wie auch ein weisses Rösslein ohne Kopf. Wenn im Badischen die Kinder nicht an's Heimgehen denken wollen, so sagt man: „Geh heim, oder die Nachtfrau holt dich!" In Karsen ist „der Bollenmann," bei Röttingen „der Berch" mit ungeheurem Bauch und Maul der beliebteste Kinderschrecken. Ausser den Gespenster-Pferden gibt es noch andere sagenhafte schlimme Thiere: die Wölfe in Gestalt der Werwölfe, die Hunde aus dem Gefolge des wilden Jägers, die

---

1) Die Wald- oder Hartweiblein, Lohjungfern, Holzweibel, die nach Birlinger an verschiedenen Orten Badens auch Gilren-, Gestädener-, Mauerholz-, Baure-, Schleier- und Falkenhofer-Weible heissen, weisen nach Wolf im Allgemeinen als Waldfrauen auf Genien der Bäume hin. Das Baureweible sitzt in den höchsten Gipfeln der Waldbäume, hängt dort unter Seufzen und Klagen Windeln auf, bei deren Waschen es ein Klagliedlein singt:

„Wässerle, Wässerle, wasche rein,
Getödtet hab' ich mein Kindelein."

fabelhaften Drachen, während der sonst so tückische Fuchs, das dem rothbärtigen Donar heilige Thier, mehr als schelmischer Geselle gilt: er hat die Ostereier gelegt, die dem Donar und der Göttin Ostara geweiht sind, am Ostermorgen von den Eltern versteckt und von den Kindern gefunden werden. Auch der Teufel, der in Tirol an verschiedenen Orten Argsmann, Taxenhacker, Grünäugel heisst, wird hie und da als Kinderschrecken benutzt. Der Bumann ist in Oldenburg eine Kinderscheuche allgemeinster Art und ohne hervorragende Eigenschaften, nur dass man ihn sich schwarz und im Dunkeln hausend vorstellt. „Der Sandmann kommt," sagt man fast überall in Deutschland zu den Kindern, welche sich nicht zu Bette bringen lassen wollen: er streut den Kindern Sand in die Augen. Die Kindergespenster der Schweizer heissen Butzenmann, Klaubauf und Böggel, und der Wauwau holt die Ungeberdigen. Im Spreewald ist bei der dort wohnenden slavischen Bevölkerung der Sserp oder Scerpel ein wie ein Mensch mit langem Kopf aussehendes Gespenst, mit dem man die Kinder schreckt, indem man sagt: „Geht nicht dahin, da ist der Sserpel, der wird euch den Kopf abschneiden."[1])

Als ein besonderes Erziehungsmittel durch Furcht und Schreck wirkt unter Anderem zur frohen Weihnachtszeit in Deutschland der gewiss schon im Heidenthum wurzelnde Brauch des Erscheinens des St. Nikolas oder Knecht Rupprecht.[2]) In manchen Gegenden (z. B. im Fränkisch-Hennebergischen) kommt diese Schreckgestalt schon am 6. December Abends, wenn die Lichter angebrannt sind, vermummt in einem Pelz und eine Gerte oder Ruthe in der Hand; er lässt die Kinder ein Gebet hersagen, droht den Ungezogenen, öffnet jedoch auch seinen Sack, aus dem er Nüsse und Aepfel unter die Kinder wirft. In der Meininger Gegend heisst diese Schreckgestalt Herscheklo-es.

Doch auch die alten Griechen hatten schon ihre Schreckgestalten für die Kinder, die Akko und Alphito; auch drohten sie den schlimmen Zöglingen, dass sie vom Arges Steropes und dem kohlengeschwärzten Merkur geholt würden. Die Lamia ist schon im altgriechischen Volksglauben eine wilde, Menschen fressende, zumal den Kindern sehr gefährliche Unholdin. In Epirus ist es noch heute üblich, die Kinder durch Erwähnung dieses Schreckgespenstes zum Gehorsam zu bringen.[3])

---

3. Pädagogische Bedeutung der Religion.

Wir gelangen nunmehr zu einem wichtigen anthropologischen Kapitel, indem wir die Frage aufwerfen, ob dem Kinde die Religion durch Unterricht und Erziehung beigebracht wird, oder ob ihm die Religion

1) W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen u. Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig 1880.
2) Nach A. Schleicher (Volksthüml. aus Sonneberg S. 37) wird im Meininger Oberlande aus Nikolaus allgemein im Munde des Volks Klas und dann Klues oder Klos, mit Anlehnung an das Wort Klues, d. i. tolle Mannsperson.
3) Bernh. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen etc. I. Leipz. 1871. S. 133.

als eine Mitgift der Natur eingeboren ist? Dieser Alternative gegenüber möchten wir zunächst betonen, dass nach unserer Ueberzeugung das Kind nur die Veranlagung mitbringt, unter dem vielen Guten und Schlechten, was es erlernen kann, auch religiöse Begriffe und Vorstellungen in sich aufzunehmen.

In letzter Zeit ist nun viel darüber discutirt worden, ob es überhaupt religionslose Völker giebt? Th. Waitz, O. Peschel, A. de Quatrefages Sir John Lubbock, E. Tylor und viele andere Ethnographen; ferner Zeller, Meiners, O. Pfleiderer und andere Philosophen sprachen sich in verschiedenem Sinne aus, denn der Begriff „Religion“ war bei ihnen kein übereinstimmender. Wir haben schon an früheren Stellen unseres Buches auf die Thatsache aufmerksam gemacht, dass die Naturvölker zumeist an die Existenz der Seelen und Geister glauben. Darauf weist die Manenverehrung vieler Völker, der Dämonenglaube, der Fetischismus und der Schamanismus anderer Völker hin. Mit den Vorstellungen nach diesen Richtungen hin wird die Jugend stets früh bekannt und vertraut. Es wird ihrer Einbildungskraft das Wesentliche dieses Spiritualismus früh eingeimpft. Und auch selbst von dem Götzendienste, den Völker vor Erreichung einer höheren Culturstufe einst getrieben haben, bleiben noch Spuren oder „Ueberlebsel“ bei hochcivilisirten Völkerschaften in Form von Aberglauben zurück.

Die Ansicht, dass kein Volk ohne Religion ist, vertritt besonders Gustav Roskoff;[1]) nachdem er nachzuweisen versucht hat, dass die Sittlichkeit des Wilden in der Beobachtung der Sitte besteht und die Macht der Sitte auf religiösem Grunde beruht, also die Sittlichkeit auch im Glauben an böse Wesen und Zauberei beeinflusst wird, glaubt er auch behaupten zu dürfen, dass dieser Glaube, der auf das Gefühl der Gebundenheit an übersinnliche Einflüsse, als zauberhafte Wirkungen, hinweist, der auch das Moment einer zurückgebliebenen Wirkung auf das Leben des Wilden enthält, also dem eigentlichen Sinne des Wortes „religio“ entspricht, dass dieser Glaube an Zauberei als Religion gelten und mit diesem Namen belegt werden darf.

Demnach ist nach Roskoff aller Glaube an Uebersinnliches schon Religion, also auch der ganze unter uns und bei jedem Volke herrschende Aberglaube. Weiterhin sagt er am Schlusse seines Buches, indem er

1) Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipzig 1880; in diesem lesenswerthen Buche findet man die reichhaltige Literatur berücksichtigt. Eine Zusammenstellung des Wichtigsten, was über die grosse Streitfrage: „Giebt es oder hat es Menschenstämme mit so niedriger Cultur gegeben, dass sie noch durchaus keine religiösen Begriffe gehabt haben?“ findet sich unter kritischer Beleuchtung in dem Kapitel „Animismus“ bei E. B. Tylor „Die Anfänge der Cultur,“ Leipzig 1873. S. 411 ff. Wir stimmen diesem Autor in den meisten Punkten zu. — Wie sehr man sich im Allgemeinen gewöhnt hat, Religion und Aberglauben als ganz Verschiedenes zu betrachten, geht aus vielen Stellen in der Literatur hervor. In der Regel trennen auch die Reisenden diese beiden Begriffe. So äussert O. Finsch (Zeitschr. der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. 1881. XVI. 4 u. 5. S. 302) erst neuerlich, „dass die Neu-Britannier keine Religion, also auch keine Götzen, Fetische, Schamanen, Zauberer oder Fetischpriester besitzen; man hat aber Gelegenheit, bei ihnen mancherlei abergläubische Ceremonien, namentlich bei Krankheit zu beobachten.“

sich auch auf Zeller[1]) beruft: „Die Religion ist dem Menschen weder angeboren noch ist ihm Religion durch äussere Offenbarung mitgetheilt, was vom Ursprunge des religiösen Lebens überhaupt gesagt werden muss." Wollen wir in der That den Religionsbegriff so weit ausdehnen, dass er auch den ganzen vorhandenen Aberglauben umfasst, so müssen wir sagen, dass bei allen Völkern, sowohl den „wilden," als auch den „hochcivilisirten," die Vorstellung einer Existenz des Uebersinnlichen ein wesentlicher Gegenstand der Erziehung und Belehrung schon in der frühesten Jugend ist. Mutter und Vater, alle Angehörigen prägen dem kindlichen Gemüth durch Erweckung von Furcht vor bösen Wesen und von Ehrfurcht gegen gute, übersinnliche Mächte die Idee einer Einwirkung friedlicher oder freundlicher Naturkräfte ein, unter deren zauberhaftem Einfluss schon das Kind in sittlicher Hinsicht zu gutem oder bösem Thun hingeleitet wird. Da giebt es denn eine ganze Reihe übersinnlicher Wesen, an die das Kind schon zeitig glauben lernt, und die sein zartes Herz mit einer Art religiösen Schauers erfüllen sollen.

---

4. Pädagogische Bedeutung der Sagen und Märchen.

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung im Erziehungswesen bei den auf niedriger Culturstufe stehenden Völkern bildet offenbar die Tradition und die Volkspoesie, die sich in den charakteristischen Sagen und Märchen schon früh der regen Einbildungskraft des kindlichen Geistes mit unwiderstehlicher Kraft bemächtigen und zur ethischen und moralischen Entwickelung der Individuen in fortgesetzten Generationen wesentlich beitragen. Alles was die Mutter ihrem Kleinen fabulirt, pflanzt sich für die ganze Lebenszeit fest in das Herz desselben ein; und nichts hat auf die Vorstellung und auf das ganze sittliche Benehmen einen grösseren Einfluss, als die Lehren und die Moral, welche in den Kleinkinder - Geschichtchen enthalten sind. Wenn Gebrüder Grimm und Andere unsere deutschen Märchen sammelten, so lieferten sie hiermit kostbare Beiträge zur Erziehungs- und Entwickelungs-Geschichte unseres deutschen Volkes; und alle Märchen, die bei den Urvölkern cursiren, sollten als die wichtigsten Merkmale ihres specifischen geistigen Lebens aufgesammelt werden, um sie zu vergleichen und namentlich auch bezüglich des Eindrucks zu prüfen, welchen sie auf Gemüth und Denkungsweise in jugendlichen Jahren ausüben.

Wie in den deutschen Märchen die Tiefe der Seen und Flüsse von Nixen, das Dunkel der Wälder von Elfen bevölkert ist, so hausen auch in den australischen Gewässern fabelhafte Wesen, halb Fisch, halb Mensch, welche den Schwimmer zu sich hinabziehen und am Gestade spielende Kinder in die Fluth locken; so hausen auch im düstern Skrub der Euka-

1) Zeller, Ueber Ursprung und Wesen der Religionen (in: Vorträge und Abhandlungen II. 8.)

lypten Waldgeister; Melapi, Karungpe und Pepe sind die gefürchteten Dämonen.[1]) Bei den Zulu-Kaffern ist, wie Döhne (im Wörterbuch der Zulusprache) anführt, unter den Müttern Gebrauch, eine mythologische Gestalt zu benutzen, um ihre Kinder anzuführen. Die gierigen Mütter spielen den Kindern einen Streich, wenn sie ein leckeres Mahl bereitet haben und es allein zu essen wünschen; sie schicken die Kinder weg, indem sie sagen: geht und ruft Unkulunkulu, dass er Euch gute Sachen gebe; die hungrigen Kinder thun, was ihre Mütter sagen, und werden für ihren Gehorsam ausgelacht.

Wie sehr muss beispielsweise in erziehender Weise ein altesthnisches Märchen wirken, das vielleicht schon seit ungemein langer Zeit die esthnische Mutter ihrem Söhnchen immer wieder erzählt,[2]) und das ich hier folgen lasse:

„Etwa zwanzig Werst von der Stadt Pernau lebte in alter Zeit ein wackerer Fischer Namens Kuusepää (Fichtenkopf). Dieser hatte einen einzigen Sohn Namens Pihlakas (Sperberbaum). Die Eltern verzärtelten das einzige Kind gar sehr, weshalb es thun konnte, was ihm beliebte. Eines Tages verlangte er von seinem Vater dessen Pferd zum Spazierritt, was der Vater nicht gestatten wollte. Der Sohn brauste auf, stampfte mit den Füssen und sagte: „Papa! ich nehme das Pferd mit eigener Erlaubniss, denn ich will reiten!" Der Vater sagte: „Reite nicht mein Sohn, du wirst den Hals brechen." Aber der Sohn achtete des Vaters Verbot nicht, führte das Pferd aus der Koppel und tollte auf demselben so lange herum, bis das Thier zu Boden stürzte und verendete. Am Abend kam er nach Hause und erzählte lachend sein heutiges Ereigniss. Der Vater fluchte schrecklich, bestrafte den Sohn aber in keiner Weise. Des anderen Tages spazierte der Knabe am Strande und sah ein sehr schönes Pferd grasen. Er trat näher, bestieg es und wollte darauf herumreiten, wie er gestern gethan. Da hörte er seines Vaters Stimme, die ihn anflehte, wieder herunterzuspringen und zu fliehen; allein der Sohn war an des Pferdes Rücken wie mit Nägeln befestigt. Das Pferd jedoch sprengte durch unermessliche Räume und stürzte sich zuletzt mit seinem Reiter tief in's Meer. — Die Eltern beweinten ihren Sohn lange, denn des Meeres Neck hatte ihn fortgetragen. Noch heutigen Tages soll Neck oftmals mit dem Sohne jenes Fischers auf seinem Rücken am Strande entlang jagen und ungehorsamen Kindern Schrecken einflössen."

Ohne Zweifel liegt der Erfindung und dem Wiedererzählen eines solchen Märchens eine pädagogische Tendenz zu Grunde, die ihren Zielpunkt, d. h. die Aengstigung vor den Gefahren der Unfolgsamkeit, gewiss besser trifft, als die Struwwelpeter-Bilder, die wir unsern Kindern in die Hand geben.

1) Karl Emil Jung in: Natur, von Müller. 1877. Nr. 38. S. 525.
2) Magazin für die Literatur des Auslandes, 1876. Nr. 10. S. 140.

5. Pädagogische Bedeutung der Räthsel, Sprüche und Lieder.

Während die Märchen moralisch auf das Herz und Gemüth des Kindes einwirken, entwickeln Kinder-Räthsel den jugendlichen Scharfsinn und Verstand. Hierzu gesellen sich in Reimformeln, die zu Zungen-Exercitien dienen, Uebungen im Schnellsprechen und im Aussprechen einer Reihe von Worten, die der Zunge wenig geläufig sind und die man den Kindern in scherzhafter Weise zum Nachsagen aufgibt. Auch hiervon haben Rochholz, Frischbier u. A. vieles Interessante auf deutschem Boden aufgesammelt. — Der grosse Begründer der Pädagogik Comenius[1]) hat in einem besonderen Kapitel („Wie die Kinder in der Beredtsamkeit oder dass sie wohl reden lernen, sollen geübt werden") darauf hingewiesen, dass schon sehr früh die Kinder alsbald nach dem Sprechenlernen zur „Poesie" angeleitet werden sollen und an den Reimen Gefallen finden.

---

6. Pädagogische Bedeutung der Disciplin.

Eine der ersten Aufgaben für die Erziehung besteht darin, das Verlangen und Begehren des Kindes schon früh zu zügeln. In dieser Beziehung wird bei allen Naturvölkern gar sehr gefehlt, indem auf der einen Seite die Willkür zu sehr beschränkt, auf der andern Seite aber dem Kinde schon eine zu grosse Selbständigkeit eingeräumt wird. Die Unarten und Eigenwilligkeiten, welche den Kindern auch bei halbcivilisirten Völkerschaften eingeprägt und ungeahnt zugelassen werden, geben die Grundlage zu einem wilden Wesen im späteren Leben. Die halbcivilisirten Völker des Orients suchen dagegen fast nur das Gefühl für Sittlichkeit im Kinde zu wecken und ihm die Kunst des Schmiegens in die Fesseln beizubringen, welche durch conventionellen Landesbrauch vorgeschrieben werden, und welchen sich unterzuordnen als eine der höchsten Pflichten gilt. Der Sinn für Höheres und Wahres und ebenso die geistige Bildung durch allmälige Reifung im klaren Denken und Begreifen werden erst in bewusster Weise bei civilisirten Nationen Erziehungszwecke.[2])

---

7. Pädagogische Bedeutung der Strafen.

Eines der wichtigsten Erziehungsmittel ist die Strafe, von der viele Völker, den ausgedehntesten, wahrhaft barbarischen Gebrauch machen, während andere das Kind fast nie bestrafen. Es ist hervorzuheben, dass bei den

1) J. A. Comenius, Ausgewählte Schriften. Leipzig. 2. Aufl. Mutterschule S. 44.

2) Ueber die Geschichte der Erziehung bei den alten Völkern (Aegyptern, Griechen, Römern u. s. w.), sowie im Mittelalter vergl. Riecke, in „Neue Encyclop. der Wissensch. und der Künste." Stuttgart. 1. Abth. 2. Bd. 1852. VI.

rohesten Völkern merkwürdiger Weise kaum jemals das Kind gezüchtigt wird, während die halbcivilisirten Völker die häusliche Disciplin durch schlimme Peinigung der Kinder aufrecht erhalten. Solchen Völkern gilt eben feste Unterordnung als besonderer Erziehungszweck.

Ueber die Bedeutung der Zuchtruthe für die psychische Entwickelung des Kindes hat sich der schon erwähnte bedeutende deutsche Schulmann, der im Jahre 1592 geborene Comenius[1]) in trefflicher Weise ausgesprochen: „Mit vernünftigem, zeitlichem Schelten und Loben kann man viel bei Kindern ausrichten, ebenso wie auch bei anderen Leuten. Hilft das nicht, so folgt der andere Grad der Strafe, nehmlich mit der Ruthe schmeissen oder mit der Hand klopfen, zu dem Ende, dass das Kind in sich schlage, sich schäme und künftig besser acht auf sich gebe. Hier muss ich billig eifern über die Affen- und Eselsliebe etlicher Eltern, welche ihren Kindern alles nachsehen und sie ohne alle Zuchtruthe aufwachsen lassen etc. Es hat ein verständiger Mann weislich gesagt, dass wenn gleich ein Kind ein Engel wäre, so bedürfe es doch der Ruthe. Dr. Geiler (von Kaiserberg) der alte berühmte Strassburger Prediger, hat von solchen Eltern, die ihre Kinder nicht züchtigen, nicht übel eine Figur gestellt, da sich die Kinder raufen (in den Haaren), schlagen, mit Messern stechen, und der Vater dabei mit zugebundenen Augen steht."

Wir haben in diesem Buche schon wiederholt auf die Besonderheiten der Völker beim Bestrafen der Kinder aufmerksam gemacht (z. B. Bd. II. S. 6). Die Neuseeländer (nach Hochstetter), die Bewohner der Loyalitäts- und Hebriden-Inseln (nach Cheyne und Turner) züchtigen ihre Kinder fast nie; dagegen kommen bei Indern und anderen Völkerschaften höchst barbarische Strafen in Anwendung, z. B. werden den Kindern die Augen mit Pfeffer eingerieben. Die Ruthe galt, wie wir weiterhin besprechen werden, den Germanen als sehr wirksames Straf-Instrument.

Es kommt nun vor Allem darauf an, die rechten Erziehungsmittel zur rechten Zeit und in der rechten Weise in Anwendung zu bringen. In dieser Beziehung lautet ein deutsches Spichwort: „Ehe ein Kind ein volles Jahr alt ist, darf man es nicht schlagen, sonst fruchten später die Schläge nichts." Hier ist schon darauf hingedeutet, dass man mit der strengen Zucht durch Strafe erst in einer Zeit beginnen soll, wo das Kind begreifen kann, warum man es straft.

---

8. Der Aberglaube in der Erziehung.

Bei civilisirten Völkern gibt es in der populären Anschauung des Erziehungswesens noch hie und da Ueberbleibsel aus früheren Culturepochen; es liegt dabei nahe anzunehmen, dass sich ganz einfacher pädagogischer

---

1) J. A. Comenius, Ausgewählte Schriften; von Beeger u. Leutbecher, Leipzig. II. S. 48.

Regeln der Aberglaube bemächtigt hat, welcher vor einer gewissen Behandlungsweise des Kindes durch Androhen supponirter Gefahren warnt.

Im deutschen Volke gehen von Mund zu Mund gewisse abergläubische Regeln, deren Befolgung oder Unterlassung bestimmten Einfluss auf die Erziehung und geistige Entwickelung des Kindes äussern soll, und von denen wir hier nur einige anführen können. So heisst es fast überall, dass man Kinder unter einem Jahr nicht abbilden, nicht bekränzen, nicht in einen Spiegel sehen lassen soll u. s. w., und knüpft an solche Handlungen die Meinung, dass sie dem Kinde den Tod bringen oder ihm sonst schaden würden; doch sind sie wahrscheinlich entstanden aus der einfachen Absicht, um nicht die Kinder schon früh eitel zu machen. Wenn es ferner in Ostpreussen heisst, dass Kinder nie an einem Fusse unbekleidet sein dürfen, sonst würden sie nie zu Brod kommen, so enthält dieser Spruch wohl nur eine Drohung gegen die Unordnung an der Fussbekleidung des Kindes. Dem ähnlich heisst es in Thüringen: Wenn den Kindern die Strümpfe an den Beinen herabhängen, so wird's schlecht Wetter; das unordentliche Kind wird hiermit für die Witterung verantwortlich gemacht. Und in vielen Gegenden, z. B. um Meiningen[1]) sagt man: Wenn die Kinder zündeln (mit Feuer spielen, anderwärts „kokeln)," so pissen sie des Nachts in's Bett. Eine rein erzieherische Regel cursirt unter Anderem in Hessen: Knaben und Mädchen müssen vor dem Ende ihres siebenten Jahres zu Arbeiten angeleitet werden, die ihrem künftigen Beruf angehören, z. B. Mädchen zum Spinnen, dann werden sie Glück haben. Auch auf den äusseren Anstand, zu dem das Kind angehalten werden soll, wirkt die Macht des Aberglaubens durch „unfehlbare" Sätze ein: Mädchen dürfen, wie's in Böhmen und Schlesien heisst, nicht pfeifen, sonst lacht der Teufel, oder so weint, wie's in Oesterreich heisst, Unsere liebe Frau, oder so kommen, wie der Thüringer Spruch lautet, die Mädchen einst zu Fall.

---

9. Das Erziehungswesen bei Naturvölkern.

Ich will nun Brauch und Sitte im Erziehungswesen einiger Urvölker, dann auch einzelner alter, halbcivilisirter Völker schildern; hierbei werden mannigfache auffallende Unterschiede besonders bezüglich der Anwendung der verschiedenen Erziehungsmittel, der Strafen etc. zu Tage treten, auch kann man selbst unter den Urvölkern je nach dem Charakter ihrer pädagogischen Bestrebungen von den wildesten an bis zu den zahmsten gewissermaassen Gruppen unterscheiden.

Die australischen Wilden, welche ihre Kinder ungemein roh hinsichtlich der diätetischen Pflege behandeln, äussern immerhin eine grosse Liebe zu denselben; alle Berichterstatter (Köler, Cunningham, Stokes, Grey,

---

1) Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg. S. 147.

Turnbull, Campbell, Freycinet) sprechen mit gleicher Bewunderung von der Innigkeit derselben. Um Port Stephens beschränkt sich diese Zärtlichkeit nicht blos auf die Eltern, vielmehr werden Waisenkinder oft von unverheiratheten Weibern oder auch von Ehepaaren adoptirt; am Berg Murchison nimmt sich der ganze Stamm der Kinder liebevoll an, die ihre Mutter verloren haben. Von Erziehung ist dagegen bei den Australiern überhaupt nicht die Rede; Kinder züchtigen gilt ihnen als Grausamkeit; die Väter stehen den Kindern gegen ihre Mütter bei, und so wachsen sie in Ungebundenheit und Uebermuth, ja in Gewaltthätigkeiten heran (Gerland nach Freycinet.) Können in Australien die Knaben einmal laufen, so werden sie in der Handhabung der Waffen unterrichtet, auf Jagden mitgenommen und mit Allem bekannt gemacht, was zu ihrem eigenen Fortkommen dienlich ist. Im Alter von acht bis neun Jahren müssen sie im Stande sein, sich selbst zu helfen und werden daher von diesem Zeitpunkte an sich selbst überlassen. Ueber das gegenseitige Verhältniss zwischen Kindern und Eltern äussert F. Christmann[1]) Folgendes: Um die Kinder bekümmert sich zwar die Mutter in den ersten Jahren noch etwas, später hört aber jeder familienartige Zusammenhang auf, und zwar so vollständig, dass Eltern und Kinder ihr gegenseitiges Verhältniss entschieden vergessen. Indessen mag hierbei berücksichtigt werden, einmal, dass die Australier sehr schnell wachsen und mit 10 bis 12 Jahren ausgewachsen sind, und zweitens, dass der Kreis der intellectuellen Entwickelung zu klein ist, als dass nicht ein halberwachsenes Kind ebenso weit fortgeschritten sein könnte, wie der Aelteste im Stamme. Sie zählen z. B. nicht weiter, als bis vier, alles Andere ist Viel. Die Zeitrechnung wird bei vielen Stämmen nur „nach Schläfen" gemacht, so dass bei ihnen nicht einmal von Mondnächten und noch viel weniger von Jahreszeiten die Rede ist." Häufig zeigen die Kleinen ein munteres und gewinnendes Benehmen, ja bei guter Pflege erscheinen sie wirklich liebenswürdig. „Be-anna," d. i. Vater, werden auch die nächsten Verwandten genannt, welche beim Tode des Vaters eine Art Vormundschaft und Sorge für die Familie zu übernehmen haben.

Die zärtliche Liebe der australischen Mütter zu ihrem Kinde, sagt K. E. Jung,[2]) ist eines der schönsten menschlichen Schauspiele. Und der Vater wetteifert in ängstlicher Fürsorge für die kleinen drolligen Wesen. Unter keiner Bedingung, was das Kind auch immer thut, darf es bestraft werden. Für alle Vergehen und Beschädigungen an fremdem Eigenthum, die sich jugendlicher Uebermuth zu Schulden kommen lässt, haftet der Vater. Das Kind erfährt kaum eine Zurechtweisung. Und wenn einmal das Kleine sich verletzt hat, so fällt der schwere Knüppel des Vaters mit gewaltiger Wucht auf Alle in seinem Bereiche, mögen sie auch nicht die entfernteste Schuld an dem Unfalle tragen. Dabei hat man freilich den Glauben, dass das Quantum von Schmerz, welches das Kind fühle, sich durch die Mit-

1) Christmann, Australien. Leipzig 1870. S. 350.
2) „Die Natur" 1878. S. 271.

leidenschaft Anderer über sie vertheile und so factisch dem armen Kleinen eine Erleichterung geschaffen werde. — Die kleinen schwarzen Wesen mit den grossen lebendigen Augen, der schwarzen Haut und den blendend weissen Zähnen sind drollig genug. Ein höchst interessanter Anblick ist es, einer Schwimmstunde beizuwohnen. Sie beginnen schon früh, oft ehe die Kleinen schon laufen können. Die Lection ist die einfachste. Die Mutter nimmt das Kind auf die Schultern, geht in's Wasser und taucht plötzlich unter, und nun arbeitet das kleine schwarze Ding wie ein schwarzer Pudel im Wasser umher, die Mutter stets sorgsam in der Nähe, sofort das Kleine auf den Rücken ladend, wenn seine Kräfte nachlassen. — Nirgends ist übrigens der Weg zum Herzen des Vaters und der Mutter sicherer durch das Kind zu finden, als in Australien. Ein freundliches Wort, ein Geschenk für die Kleinen hat manchen Reisenden den Weg durch die unerforschten Gebiete gebahnt, manchen wohl aus Gefahr gerettet. Selbst dann werden die Kinder bei den Australiern nicht bestraft, wenn sie sich an dem Eigenthum Anderer vergriffen haben; der Vater und die Mutter müssen für alle Vergehen ihrer Sprösslinge haften und sind gebunden, auf Verlangen des Bestohlenen mit demselben zu kämpfen; solche Begegnungen laufen allerdings gewöhnlich nur mit ein paar Beulen ab. Ist ein älterer Bruder in der Familie, so hat derselbe den Eltern gegenüber für das Thun seines jüngeren Bruders einzustehen; die Sprache besitzt sogar einen bestimmten Ausdruck für diese Haftpflicht, welche man munmananie nennt. [1])

Auf den Inseln Melanesiens (Papua auf Neu-Guinea, Solomo-, Neu-Hebriden- und Fidschi-Insulaner etc.) ist innige Liebe der Eltern zu den Kindern häufig zu bemerken, wie Seemann, Williams, Turner, Meinicke u. A. bezeugen. Dies hat auf die Erziehung grossen Einfluss, denn man bestraft sie nur zu selten. Dennoch beobachtet man, wie die Eltern ihre Kinder zu gewissen Dingen anleiten, z. B. auf Baladea sucht man ihre Sinne recht zu schärfen und an einigen Orten Neu-Guinea's werden sie nach Finsch im Waffenführen unterrichtet. Auf Neucaledonien geniessen stets Knaben gemeinschaftlich diese Anleitung (Turner), während die Mädchen schon früh mit den Müttern in den Pflanzungen arbeiten müssen; allein diese gehen, wenn sie früh verlobt werden, schon im 7. Jahre, in die Familie ihres Verlobten. Bei den niedrigstehenden, sehr culturarmen Bewohnern des melanesischen Archipels (Neu-Irland, Neu-Hannover etc.) fand v. Schleinitz ein hübsches Familienleben: der Vater führt den kleinen Sohn an der Hand bei sich und dieser flüchtet sofort zum Vater, wenn ihm irgend Etwas Angst verursacht. Die Töchter sind immer bei der Mutter zu finden. „Es deutet dies," sagt v. Schleinitz, „und manche andere Zeichen auf Vorhandensein von Gemüth und edleren Gefühlen." Auf der Insel Ruck fand Reina keine Liebe der Eltern zu den Kindern, während auf den Torres - Inseln sich die Väter gegen die Kleinen sehr zärtlich zeigten. Auf den Fidschi-Inseln werden

1) K. E. Jung in: „Aus allen Welttheilen." 1877. S. 347.

die Knaben sehr sorgfältig im Schwimmen, Kahnfahren und Kämpfen unterrichtet, auch auf die Erscheinungen der Natur aufmerksam gemacht (Erskine). Allein es kann von irgendwelcher moralischen Erziehung keine Rede sein: die Eltern strafen nur dann, wenn sie selbst in Leidenschaft oder Wuth sind, und die Kinder widersetzen sich dann; ja die Väter sehen es gern, wenn sie in solchen Fällen die eigene Mutter schlagen, denn dies gilt als Vorzeichen künftiger Tapferkeit (Williams). Die Fidschi-Insulaner gewöhnen ihre Kinder frühzeitig daran, den Mord eines Menschen gering und für etwas ganz Gewöhnliches zu halten: In Somo-Somo sah Williams[1]) eine Mutter ihre Kinder anleiten, auf den Leichen der Feinde herumzutreten. Derselbe Autor berichtet: „So ziemlich das Erste, was ein Kind lernt, ist seine Mutter schlagen."

Die Motu, d. h. die hellen Bewohner Neu-Guinea's, die nach dem Berichte des Missionärs Will. J. Turner „ohne Religion" leben, sind sehr abergläubisch und glauben insbesondere an die Unsterblichkeit der Seele. Kinder kehren oft schreiend nach Hause zur Mutter zurück, weil der verstorbene Vater ihnen erschienen. Die Wittwe tritt heraus und sieht den Verstorbenen vor sich, doch mit den Füssen noch in der Erde, aus der er hervorgekommen; sie will ihn ergreifen, doch er sinkt in den Boden zurück. — Betrug und Lüge scheinen einen wesentlichen Theil ihrer Existenz auszumachen. Kinder fangen an zu stehlen, sobald sie laufen können; es gilt für kein Verbrechen, nur fassen lassen dürfen sie sich nicht.

Bei den Polynesiern (Tonga-, Samoa- oder Schiffer-, Nukahiva- oder Marquesas-Insulanern etc.) wachsen die Kinder, welche beinahe eher schwimmen als laufen lernen, sich selbst und der Natur überlassen, in roher Weise auf; doch äussert sich immerhin eine nicht geringe Liebe zu den Kindern, die sich auch auf die Enkel erstreckt; bei den Maori auf Neuseeland findet man in dieser Hinsicht wenig Zärtlichkeit. In Folge der grossen Freiheit, in welcher der Knabe aufwächst, und in Folge der mit den Männern ganz gleichen Behandlung, die er erfährt, ist er nach Taylor's Beobachtung schon in dem Alter, in welchem bei uns die Knaben in die Schule kommen, ein halber Mann. — Auf den Inseln des Neuhebriden-Archipels werden die Kinder vielfach sehr geliebt und verzogen, niemals aber gestraft.[2]) — Auch auf Tahiti fehlt es nicht an Liebe der Eltern zu den Kindern, dagegen kümmern sich die Kinder um die Eltern so gut wie gar nicht, ja sie vernachlässigen dieselben im Alter; sie kennen keine Pietät. Hier wird an Erziehung nicht gedacht. Von früh an sind die Kinder bei allem Unanständigen dabei; die Mädchen wurden dann im Tapa-Machen unterrichtet und der Schönheit wegen vor der Sonne behütet, die Knaben in Waffen geübt und in den Sagen der Vorfahren, in den nautischen Kenntnissen, welche sie besassen, sowie in ihren praktischen Fertigkeiten unterrichtet (Forster, Mörenhout). In Samoa stehen die Kinder bis zum

1) Williams, Fiji and the Fijians. London 1870. I. 134.
2) Das Ausland 1880. Nr. 40. S. 389.

fünften oder sechsten Jahre ganz unter Aufsicht der Mutter; später lehrt man die Mädchen Wasserholen, Muschelsuchen, Mattenflechten u. s. w. Die Knaben aber gehen mit dem Vater hinaus in die Pflanzung, zum Kahn- und Hausbau, zum Fischen u. s. w. und lernen alle Arbeit auf diese Weise (Turner). Auf Nukahiva haben die Eltern ebenfalls keine Gewalt über ihre Kinder, die sich höchst übermüthig gegen Vater und Mutter betragen.

Bei den Andamanesen (Minkopies) einem Urvolke, das sich durch sehr naives Wesen auszeichnet, sah Jagor, wie die kleinen Knaben sich üben, Pfeile wie Wurfspiesse in Bananen-Stämme zu schleudern.

Malayische Eltern (Bugis auf Celebes, Javanesen, Sumatraner etc.) behandeln ihre Kinder mit inniger Liebe; sie nennen sich nicht selten nach diesen, besonders wenn es ein Sohn ist, auf welchen sie grosse Hoffnungen setzen. Namentlich sollen die Lampangs auf Sumatra eine wahre Affenliebe für ihre Kinder hegen, wie Zollinger fand.

Unter den Mikronesiern der Südsee (Marianen-, Karolinen-, Marshall- und Gilbert-Archipel) wuchsen die Kinder ganz frei auf, ohne dass die Zucht der Eltern und daher die Scheu der Kinder vor ihnen sehr gross gewesen wäre (Le Gobien); doch liebten auf den Marianen die Eltern ihre Kinder auf's zärtlichste. Auch Unterricht fehlte so gut wie ganz; wer etwas lernen wollte, sah, wie es der thätige Arbeiter machte, und bildete sich so durch Uebung, Nachahmung und Erfahrung (Gerland). Jetzt ist die Erziehung nach spanischem Muster gebildet. —

Auf den Karolinen ist Erziehung so gut wie gar nicht; auf Tobi bekommen die Kinder nur dann einen Schlag, wenn sie zu gierig nach der Speise, die sie mit den Eltern theilen, verlangen und die Eltern dadurch zornig werden. Wenn auf Kusaie den oft unverschämten Kindern eines der Eltern wirklich im Zorn einen Schlag gibt, so kann man sicher darauf rechnen, dass das andere sofort die Partei des Kindes ergreift. Doch erwähnt Cantova von den östlichen Karolinen, dass daselbst in jedem Districte zwei öffentliche Erziehungshäuser seien, in deren einem die Knaben, im anderen die Mädchen unterrichtet werden, und zwar in dem, was sie von der Astronomie wissen; der Lehrer hat dazu eine Kugel, auf welcher der Stand der Sterne meistens roth angegeben ist (Sprengel).

Die Liebe der nordamerikanischen Indianer zu ihren Kindern ist so zärtlich und innig, als sie sein kann. Tritt Hungersnoth ein, so erhalten die letzteren stets das Meiste und Beste. Selbst arbeitsunfähige und blödsinnige Kinder werden von den Potowatomie wohl verpflegt. Die Erziehung der Kinder bei den Indianern Nordamerikas ist im Allgemeinen darauf berechnet, in ihnen einen unabhängigen Geist auszubilden. Sie werden daher sich selbst überlassen und von den Eltern in den seltensten Fällen gezüchtigt. Die Strafen, besonders bei den Knaben, sind derart, dass sie diesen Namen gar nicht verdienen; man begnügt sich damit, das Kind einfach zur Rede zu stellen oder mit kaltem Wasser zu begiessen. Man sieht es gern, wenn die Kleinen frühzeitig die Verrichtungen und Neigungen der Erwachsenen nach-

ahmen. Man lässt sie mit den Schädeln der erschlagenen Feinde spielen und unterrichtet sie im regelrechten Scalpiren derselben. Durch eine solche Erziehung, oder vielmehr durch den Mangel an aller Erziehung, wird in den Kindern ein unbändiger, störrischer Sinn herangebildet. Dieselben zeichnen sich frühzeitig ebenso durch Ungehorsam gegen ihre Eltern, als durch Zügellosigkeit und Uebermuth gegen ihre Altersgenossen aus. — Aus solcher Jugend wächst ein unbändiges, stolzes und gewaltthätiges Geschlecht heran, welches jeden Versuch von Seite des Weissen, es zu civilisiren, als einen Eingriff in seine Freiheit und Unabhängigkeit betrachtet und allsogleich zu blutigen Thätlichkeiten bereit ist.[1]) — Bei den Irokesen wurden in älterer Zeit die Kinder, besonders die Töchter, sehr gut von der Mutter erzogen, hauptsächlich durch freundliches Zureden (La Potherie); die Zucht war meist äusserst nachsichtig. Harte Schläge galten meist für eine Barbarei und scheinen, wie Schoolkraft anführt, fast nur von den Chippeway und den Dacota, doch von diesen blos den Mädchen, nicht den Knaben ertheilt worden zu sein. Man freute sich vielmehr über die Zügellosigkeit und Wildheit der Knaben, weil man in diesen Eigenschaften einen Beweis von Kraft sah. Nach Hunter ging man sogar so weit, dass Knaben, die sich feig gezeigt hatten, zu Hause von der Mutter auf jede Weise gereizt wurden, und dass diese sich gern den Schlägen und Stössen der Kinder preisgab, in der Hoffnung, sie dadurch zu Muth und Kühnheit zu erziehen. Kinder der Sioux nahmen an allen Grausamkeiten gegen die Gefangenen Theil; die rohen Takhali geben in dieser Beziehung ihren Kindern förmlich Unterricht. Als Strafen, welche die Kinder erhielten, werden bei den Creek Nadelstiche in's Bein, sonst aber nur Schwarzmachen des Gesichts und damit verbundenes Fasten genannt. Wer nicht zeitig aufstehen wollte, wurde mit kaltem Wasser begossen (Keating). Spielend lernten die Kinder die nöthigen Fertigkeiten, die Knaben vom Vater, die Töchter von der Mutter. Bei den Irokesen wurden die Kinder zeitig in den Waffen (Schiessen mit dem Blasrohr) geübt; auch sollen nach Irving die Kinder der Krähenindianer schon im dritten Jahre zu reiten versuchen.

Die Nachsicht, welche die Indianer sowohl Nord- als Süd-Amerika's gegen ihre Kinder, besonders die Knaben, bei der Erziehung walten lassen, hat nach Waitz[2]) die natürliche Folge, dass die Kinder nicht blos schon früh im höchsten Grade ungehorsam und zügellos werden, sondern dass auch der wilde Unabhängigkeitssinn und der Abscheu gegen jeden Zwang, die dem Indianer so charakteristisch sind, schon in der ersten Jugend in seinem Herzen festwurzelt. — Stilles Ertragen von Schmerz und Krankheit mit vollständiger Selbstüberwindung fordert der Indianer von Jedem als Beweis der Mannhaftigkeit. Allein der Indianer macht es sich auch zur Aufgabe, in seinem ganzen äusseren Benehmen grosse Ruhe und Gleichmässigkeit zu zeigen; durch Selbstbeherrschung hat er seine Gemüthsbewegungen so voll-

1) F. Müller, Allgem. Ethnologie. Wien 1873. S. 250.
2) Th. Waitz, Die Indianer Nordamerika's. Leipzig 1865. S. 101.

ständig in seiner Gewalt, dass selbst die stärksten Leidenschaften nur selten an ihm äusserlich sich darstellen. Ohne Zweifel ist auch dieser Charakterzug Wirkung der eigenthümlichen Indianer-Erziehung. — Auch bei den südamerikanischen Horden, den Passés, Mundrucus, Omaguas u. s. w., wird die Standhaftigkeit und Unempfindlichkeit an Jünglingen durch Geisselungen erprobt.[1]) Die Uaupés und einige andere Stämme dehnen diese Emancipationsprüfung sogar auf die Mädchen aus.

Im tropischen Amerika stehen im indianischen Hauswesen und in den mit Indianismus reich vermischten Volksschichten die Kinder dem Vater fern. Sie sind scheu vor ihm und in der zartesten Jugend von ihm entfremdet; sie fliehen Zuflucht suchend in die Arme der Mutter; frühzeitig entwachsen sie dem väterlichen Hause, und die Mutter wird, wie einst ihres Mannes, so ihres Sohnes Dienerin; doch kindliche Ehrfurcht auch im vorgeschrittenen Lebensalter ist ein allgemein vortheilhaft hervortretender Charakterzug. — In dem Hause des weissen Mannes erzogen, welches dort dem Indianismus fern steht, lehrt der Vater das Kind Achtung und Ehrerbietung der Mutter, und die Mutter dem Vater erweisen; aber das Kind wächst dennoch nicht in und mit Vater und Mutter, sondern zwischen Vater und Mutter auf, zwischen der „Señora“ des Hauses und ihrem „Cavalier,“ dem „Señor;“ und alle Ehrfurcht, die ihm eingeprägt und die es zu beobachten gelehrt, wird nicht so sehr durch das Herz, wie durch die Form, durch den Geist der Urbanität geboten.[2]).

Ob man bei den Eskimo (Inuit) von einer „Erziehung“ der Kinder sprechen darf, ist sehr zweifelhaft; denn wenn gleich unter ihnen die Kinder von ihren Müttern im Allgemeinen zärtlich, ja sogar mit übergrosser Zärtlichkeit behandelt werden, so wird doch immerhin die geistige Pflege des Sprösslings wohl ebenso thierisch sein wie die leibliche. Letztere charakterisirt sich dadurch, dass das neugeborene Kind von der Mutter trocken geleckt wird, und dass auch in späterem Alter die Kleinen, die bis zum 7. Jahre sowohl in der Kapuze getragen, als auch ebenso lange gesäugt werden, von der Mutter nur durch Ablecken, nie durch Abwaschen vom Schmutze gereinigt werden; auch das Putzen der Nase wird von der Mutter lediglich mit dem Munde besorgt. Nach den Mittheilungen E. Bessels'[3]) soll es sogar in King Williams Land nicht selten vorkommen, dass ein 14- oder 15-jähriger Junge, der eben von der Jagd kommt, die Brust der Mutter nimmt, um zu trinken. Hier verharrt demnach der Knabe bis zur Pubertät auf der Säuglingsstufe. Die Eskimo, die östlich im hohen Norden wohnen, behandeln ihre Kinder liebevoll, zuweilen mit fast übertriebener Zärtlichkeit. Zu körperlicher Züchtigung nimmt der Itaner, sagt Bessels,[4]) niemals seine Zuflucht. Die Kleinen wachsen auf wie die Schosshunde. Das

1) v. Martius, Zur Ethnogr. Amerika's. S. 441. 510. 599.
2) Franz Engel, Studien unter den Tropen Amerika's. Jena 1878. S. 207.
3) E. Bessels, Archiv f. Anthrop. 1875. VIII. S. 113.
4) Bessels, Polaris-Expedition. S. 366.

einzige Strafverfahren, welches Bessels in Anwendung bringen sah, ist überaus originell. Die schreienden Rangen, des Gehens kaum kundig und nackt wie die Frösche, wurden von ihren Müttern so lange auf den Schnee gesetzt, bis sie das Weinen einstellten. Und dieses geschah mehrmals, als die Temperatur etliche dreissig Grad unter dem Gefrierpunkt stand.

Man hat die Kindererziehung, sagt H. Rink,[1]) als ein Beispiel des niedrigen Standpunktes der Grönländer hervorgehoben; aber es ist eine Frage, ob die ungebundene Freiheit, namentlich für Knaben, nicht für ihre Ausbildung zum Jagdwerk nothwendig war, wozu ein Muth erfordert wurde, der nicht gebrochen werden darf; und ob nicht der Vater richtig handelte, die Mutter zu strafen, wenn sie Härte gegen die Kinder zeigte. Der Vater hatte hinsichtlich seiner Söhne nur einen Gedanken, und dieser war, sie von frühester Kindheit an in dem Gebrauche der Kajakke und der Waffen zu üben; ihre übrige Ausbildung zu nützlichen Bürgern führten die gesellschaftlichen Verhältnisse mit sich, unter welchen sie aufwuchsen. Auf diese Weise wurden die Söhne von den Vätern erzogen, die Töchter im Alter von ihren Männern, und in beiden Hinsichten war die Erziehung zweckmässig, und es war also die häusliche Zucht vorhanden, deren man bedurfte. Seit der Berührung mit den Europäern hat sich dies geändert.

Die Kinder der Eskimo werden von ihren Eltern innig geliebt. Als gute Eigenschaft der Eskimo am Mackenzie und Anderson-Fluss, der sogenannten Tschiglit, nennt Petitot unter Anderem „Liebe zu den Kindern". Sie wachsen zwar ohne alle Zucht auf, man merkt aber an ihnen nicht jene Rohheit und Gewaltthätigkeit, welche bei anderen Rassen so oft vorzutreten pflegen. In der Regel befleissigen sich die Jungen gegenüber den Alten eines sittsamen, bescheidenen Betragens. Sobald beim Eskimo der Knabe laufen kann, wird er in der Führung der Waffen und im Rudern des Bootes vom Vater unterrichtet. Mit dem fünfzehnten Jahre muss er selbstständig auf den Seehundsfang mitgehen. Mit dem zwanzigsten Jahr muss er Waffen und Boot sich verfertigen und kann sich nun verheirathen. Auch das Mädchen muss mit dem vierzehnten Jahre die Mutter in allen häuslichen Arbeiten wie Kochen, Nähen, Gerben, Häuser und Boote bauen, unterstützen, worauf sie dann, nachdem sie gehörig ausgebildet ist, einem Manne zum Weibe gegeben wird.[2])

Obgleich die Urbewohner der Aleuten-Inseln, welche in ihrer Lebensweise den Eskimos gleichen, niemals heftige Gemüthsbewegungen, wie Furcht, Verwunderung u. s. w. äussern; obgleich sie scheinbar nichts erfreuen, nichts erschrecken kann, sind sie doch nicht gefühllos; in ihrer Brust wohnt ein warmes, Weib und Kinder zugethanes Herz. Der Aleute liebt ebensowohl seine Kinder, wie seine Eltern mit Aufopferung.[3])

1) In der Zeitschr. „Die Natur" [illegible] Nr. [illegible] S. [illegible].
2) F. Müller, Allg. Ethnogr. Wien 1873. S. 204.
3) Langsdorff, Reise um die Welt. Bd. II. S. 62.

Die Tschuktschen behandeln ihre Kinder mit ausgezeichneter Freundlichkeit; niemals hörte man die Eltern ein böses Wort zu ihnen äussern. [1]

Dass die Kinder der Neger von ihren Eltern meist zärtlich geliebt und oft allzu nachsichtig behandelt werden, bezeugt unter Anderem Isert; man schlägt sie nur selten. Doch gibt es auch Ausnahmen, denn Vater und Mutter haben absolute Gewalt über ihre Sprösslinge; in Senegambien ertheilen sie, selbst den schon Erwachsenen, bisweilen furchtbare Schläge, und letztere lassen sich dies geduldig gefallen. In der Regel gehorchen die Negerkinder den Befehlen ihres Vaters pünktlich und gewissenhaft (Caillié). Unter den Krus herrscht grosse Liebe zu den Kindern; auf der anderen Seite zeigt der Sohn grosse Anhänglichkeit an seine Mutter; diese Erscheinung soll nach Wilson ausser in der natürlichen Zuneigung auch in der rechtlichen Einrichtung wurzeln, dass das Kind bei den Negern in Rücksicht seines Standes der Mutter, nicht dem Vater zu folgen pflegt. Die Mutter pflegt dagegen die ersten Keime der Liebe und Zuneigung ihres Kindes; sie sorgt für alle seine Bedürfnisse, sie ist seine beständige Begleiterin und Beschützerin und in all seinen Zwisten mit anderen Kindern seine Freundin und Parteigenossin.

Von einer eigentlichen Erziehung ist unter den Negern nicht viel zu bemerken, doch kommen hier schon einige pädagogische Elemente zum Vorschein. Nach Mungo Park soll bei den Mandingos die Mutter ihre Kinder zur Wahrhaftigkeit anleiten, was freilich Wilson nicht fand; dagegen erhalten die Mädchen Unterricht im Spinnen der Baumwolle und in der Verrichtung anderer häuslicher Arbeiten, die Knaben in der Feldarbeit u. s. w. An der Goldküste begleiten die Kinder ihre Eltern bei allen Geschäften, lernen früh die Sprache, das Benehmen und die Handlungsweise der Erwachsenen. Die Krus halten ihre Kinder im Zaum durch Gespenstergeschichten und durch Erweckung einer abergläubischen Furcht. Man bindet den Kindern nemlich Zaubermittel oder Fetische um den Hals, von welchen man ihnen versichert, dass sie ihnen für jedes Vergehen augenblicklichen Tod bringen würden. Doch reiben sie ihnen auch bei Unbändigkeit Pfeffer in die Augen; die Kinder schreien dabei furchtbar, doch sah Wilson [2]) nie, dass dadurch nachhaltiger Schaden entstand.

Die Kinder der Mandingos werden regelmässig erzogen, aber ihre Erziehung besteht nur darin, dass sie einige Sätze des Koran lesen und schreiben und einige Gebote hersagen können. Sie werden für einen Zeitraum von 3—4 Jahren bei den Marabus in die Lehre gegeben, während welcher Zeit sie gewisse geringe Dienste zu verrichten haben; die Eltern aber müssen innerhalb dieser Frist dem Lehrer von Zeit zu Zeit Geschenke machen. Ist der Vater reich, so muss er seinen Sohn am Ende der Studien desselben vom Marabu durch einen Sclaven oder ein anderes entsprechendes Geschenk loskaufen (Wilson).

1) Nordenskjöld, Die Umsegelung Asiens und Europa's. Deutsche Ausgabe. 1881. S. 395.
2) Lighton Wilson, Westafrika. A. d. Engl. von Lindau. Leipzig 1862. S. 83.

An der Loango-Küste liegt die erste Erziehung in den Händen der Mutter. Die Negerkinder üben sich frühzeitig in gewandter Rede, in Zungenfertigkeit, im Mährchenerzählen; so erklärt sich die spätere Redefertigkeit, die fast alle Neger kennzeichnet. Die Negermutter an der Loango-Küste (Bafiote-Neger) lehrt dem Kinde Kinderverschen, welche (ebenso unlogisch als allerorten bekannte) absichtlich schwierige Wortstellungen enthalten und beim schnellen Hersagen die ungeübte Zunge zum Straucheln bringen. Das kluge Kind wird Besuchern vorgeführt, erregt Bewunderung und Heiterkeit (Dr. Pechuel-Loesche).

Bei den Somali ist die Erziehung eine ganz rohe. Der Vater kümmert sich nicht um die Töchter, während er die Söhne lehrt die Lanze zu werfen und mit dem Schilde zu pariren. Die Mädchen müssen die häuslichen schweren Arbeiten verrichten; sie lernen Stroh flechten, Wasser- und Milchschläuche nähen, kochen, Hütten bauen, das Baumaterial fabriciren, gerben etc. (Haggenmacher).

Im Marutse-Mambunda-Reiche, das im Süden vom Zambesi-Fluss in Afrika liegt und von Makololo und anderen Stämmen bewohnt wird, werden die Kinder den Frauen zur Erziehung überlassen; die Knaben entschlüpfen jedoch schon sehr zeitig den wachenden Mutteraugen und schliessen sich mehr dem Vater an. Kinder eines Freien erhalten Sclavenkinder zu Genossen, zu Spielgefährten und zu ihrem künftigen Tross. Die Eltern sind meist so sehr von ihren Kindern eingenommen, dass Emil Holub[1]) schon zwölfjährige Knaben diese beherrschen sah. Die Knaben werden frühzeitig im Waffengebrauch unterrichtet, sie thun es meist unter sich selbst, sowie im Harpuniren der Fische, und bauen sich frühzeitig ihre eigenen Hütten. Die Mädchen werden tüchtig zur Arbeit angehalten, jedes wird von seiner Mutter als ein erleichterndes Mittel angesehen, während der Vater bezüglich der Unterhaltung in dem aufwachsenden Mädchen die richtige Hülfe für diesen Ernährungs-Zuwachs ersieht und so ein grösseres Feldstück bebaut zu sehen wünscht. Mädchen bis zum zehnten oder zwölften Jahre werden meist zum Wasserherbeischaffen und in dem engeren Umkreis der Haushaltung beschäftigt gehalten.

In Boma, einer Negerstadt am Congo- (oder Zaïre-) Fluss, besteht ein ganz eigenthümliches Institut zur Erziehung der Knaben. Dies ist eine Art Gymnasium (nach französischer Anschauung ein Collége), in welches man die Knaben schon von ihrem frühesten Alter an einquartirt. Hier sprechen sie eine fremde Sprache, d. h. eine solche, die nicht dort gesprochen wird; sie tragen eine ganz besondere Kleidung und bleiben völlig getrennt von anderen Kindern bis zur Beendigung ihrer Erziehung. Der Abbé Durand[2]), welcher dieses berichtet, kennt keine ähnliche Schule in Afrika. Offenbar ist dies eine Schule der Fetischpriester, wo diejenigen Kinder ihre Bildung erhalten, die sich dem Dienste des Fetisch-Cultus widmen wollen. Dergleichen, diesen

1) Mittheil. der geogr. Gesellsch. in Wien. 1879. Nr. 2. S. 30.
2) Bulletin de la société de Géographie. Paris 1876. October. S. 420.

Zwecken dienende Anstalten gibt es auch an der Küste des Golfes von Benin.

Bei den Ewe-Negern an der Westküste Afrika's lässt die Erziehung der Kinder Vieles, beinahe Alles zu wünschen übrig. Sie kennen weder das rechte Erziehungsziel, noch die rechten Erziehungsmittel und Erziehungsweisen. Vom Kind und seiner Arbeit möglichst viel Nutzen zu ziehen, das ist der Zweck der Erziehung. Der Begriff einer Erziehung und ein Wort dafür in der Sprache mangelt ihnen ganz. Vom siebenten bis neunten Jahr an, bis zu welchem sie auch ganz nackt gehen, werden sie zur Arbeit angehalten. Die Aufforderung, Kinder in die Schule der Missionäre zu schicken, wird sehr oft mit der Bemerkung erwidert, dass sie da nur das Müssiggehen lernen und hernach zur Arbeit untüchtig seien.

Im Allgemeinen sind die Kinder der Ewe-Neger sehr ungehorsam, eigensinnig und verwildert. So lange sie noch klein sind, unterbleibt die Zucht „weil sie ja noch nicht gewachsen sind", das heisst, weil sie für ihr Thun noch nicht verantwortlich gemacht werden können; sind sie gross, so ist eine solche gar nicht mehr möglich. So weit Zucht aber wirklich vorkommt, besteht sie darin, dass man den Kindern Koboldgeschichten der entsetzlichsten Art erzählt, ihnen Amulete um den Hals hängt, von welchen man ihnen die Ansicht beibringt, dieselben würden ihnen für jedes Vergehen augenblicklichen Tod bringen. Ein weiteres, ebenfalls bei den Krus (oben auf S. 341) schon erwähntes Zuchtmittel ist, dass man den Kindern Pfeffer in die Augen reibt, oder sie in einen mit rothen Ameisen gefüllten Korb steckt und eine Zeit lang darin zappeln lässt, damit sie von denselben tüchtig gebissen werden.[1])

Die Denga, ein Negervolk in den Nilländern, ist sehr barbarisch; von Erziehung kann bei ihnen keine Rede sein, indessen fehlt es hier weder an Eltern-, noch an Kindesliebe.[2])

Unter den Eingeborenen von El-Bedjah, einem östlich vom Nil etwa vom 26° N. Br. südlich gelegenen Gebiete, lernen die Kinder der Sesshaften beim Fagih, Priester, etwas Lesen, seltener schon schreiben; — in den Dörfern wird der Unterricht häufig erst nach Sonnenuntergang, beim Licht einiger Feuerbrände ertheilt. Die Nomadenkinder wachsen in völliger Unwissenheit auf, lernen aber frühzeitig sich im Reiten der Dromedare und Pferde, sowie in Handhabung der Waffen, in Jagd und Krieg üben.[3])

Frühere Berichte (Alberti, Lichtenstein) rühmten von den Kaffern- und Betschuanen-Stämmen den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, auch sollten jene in vielen nützlichen Dingen Unterricht erhalten; allein nach neueren Wahrnehmungen (Dr. Gust. Fritsch u. A.) beschränken sich diese Vorzüge auf ein ziemlich geringes Maass.

Sobald bei den Basutos das Kind den Rücken der Mutter verlassen

1) Zündel in Zeitschr. der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. 1877. XII. S. 392.
2) R. Hartmann, Naturgesch.-medic. Skizze der Nilländer. II. 296.
3) R. Hartmann, daselbst. II. 256.

hat, wird es zu allerhand kleinen Hülfsleistungen angehalten; es muss Wasser tragen, Holz holen, oder die kleinen Geschwister beaufsichtigen. Ist es ein Mädchen, so muss es wohl auch zur Zeit der Ernte mit aufs Feld zum Jäten, Pflanzen, Picken, während die Jungen die Vögel verscheuchen oder die Aehren abbrechen, welche dann am Abend in Fellen oder Körben nach Hause gebracht werden. Die grösseren Knaben hüten das Vieh und zwar so, dass die kleinsten die Ziegen und Schafe, die mittleren die Kälber, die ältesten die Ochsen und Kühe hüten.

Von irgend welcher systematischen Erziehung ist dagegen bei den Basutos kaum die Rede. Das Einzige, was hierher gerechnet werden kann, ist eine Art Religionslehre, die den Kindern am Abend von den Eltern ertheilt wird. Kurz vor der Koma d. h. der Mündigkeitserklärung, findet über diese Gegenstände eine Art Examen statt. So fand der Missionär Chr. Stech[1]), dass ein ihm benachbarter Basuto seine Kinder über einen kleinen Vogel, den Khohocozo, zu examiniren pflegte, der für heilig gilt. Wehe dem, der ihn nicht nach Farbe, Grösse und Flug kennt, oder seinen Ruf nicht nachahmen kann — er erhält die eindringlichsten Schläge. Glücklich dagegen ist der Junge, der einen solchen Vogel erlegen und sich mit seinen Federn schmücken kann.

Gegen ihre Kinder sind die Eltern bei den Namaqua sehr zärtlich und freuen sich, wenn die Kinder so stark geworden sind, dass sie ihre eigenen Eltern prügeln können; denn dann haben sie die Ueberzeugung, dass sie auch im Kampfe mit den wilden Thieren und Feinden bestehen werden.

Die Erziehung der Kinder bei den Guanchen, jenem interessanten Urvolke, das einst die Canarischen Inseln bewohnte, bestand im Ringen, Laufen, Werfen. Ganz junge Kinder mussten anfangs den aus weicher Erde gemachten Kugeln auszuweichen suchen; dann nahm man Nüsse zu demselben Zweck, dann folgten kleine Kugeln, dann stumpfe, und endlich spitze Pfeile. Sie wurden durch solche Uebungen so gewandt, dass sie den kräftigsten und schnellsten Steinwürfen ausbeugen konnten.

Die empörende Lieblosigkeit der Eltern gegen ihre Kinder, welche Ascherson bei seiner ersten Reise in der Oase Farafrah in der libyschen Wüste bemerkte,[2]) hat er bei seiner Reise in Beharieh nie beobachtet.[3])

Bei manchen Völkern haben die Eltern die Gewohnheit, ihre Kinder ausser dem Hause erziehen zu lassen; so geben bei den Bugis auf Celebes die Eltern ihr Kind, um es nicht etwa zu verzärteln, einem Freunde. Bei den Osseten im südlichen Kaukasus wird der Knabe, sobald er den Namen erhalten hat, in ein fremdes Haus zur Erziehung gegeben, und er sieht seine Mutter nicht vor dem siebenten Jahre; sobald er sechs Jahre vollendet hat, führt der Erzieher (Atalyk) denselben in das Elternhaus zurück; an diesem Tage findet ein Fest statt, wobei der Erzieher und die Amme vom Vater

1) „Daheim" 1879. 24. S. 383.
2) Rohlfs, Quer durch Afrika. S. 282.
3) Zeitschr. f. Ethnologie. 1876. S. 358.

ein ziemlich bedeutendes Geldgeschenk erhalten. Sobald der Knabe in das Elternhaus zurückgekehrt ist, muss er anfangs die Heerde auf die Weide treiben und lernt praktisch vom Vater den Ackerbau, die Viehzucht, Handhabung der Waffen und andere nöthige Künste.[1]) Die gleiche Sitte finden wir bei den Gebirgsstämmen in Kambodja: Die Banar beobachten den auch den Mishmis und den ihnen benachbarten Stämmen bekannten Gebrauch einer spartanischen Erziehung der Knaben, die schon frühe von ihren Familien getrennt werden.[2])

Bei den eingeborenen Scheriffamilien Mekka's besteht noch die aus der vormohammedanischen Zeit überkommene Sitte, die Knaben bald nach der Geburt einem Beduinenstamme auf mehrere Jahre zur Pflege zu geben, damit sie durch das Nomadenleben in der Wüste möglichst gekräftigt werden.

Etwas Aehnliches ist nach Mittheilung eines Missionärs bei den Burjäten Transbaikaliens Brauch. Dort kommt es häufig vor, dass, wenn einem jungen Ehepaar ein Kind geboren wird, das Neugeborene nach einigen Tagen verschwindet. Die Eltern klagen, weinen, bitten aber die Nachbarn, dem Kinde nicht nachzuforschen. Das reiche Burjätenpaar hatte nehmlich für den Fall, dass ihm ein Knabe geboren werde, mit einer armen Familie die Verabredung getroffen, den Neugeborenen bei sich aufzunehmen und zu erziehen. Der arme Burjäte stiehlt sich Nachts heimlich in das Haus des Reichen und empfängt von diesem das Kind. Am Morgen wird dann ein Geschrei erhoben, dass man ihnen das Kind gestohlen. Nach mehreren Jahren erscheint im Haus des Reichen ein junger Burjäte, dem ein feierlicher Empfang bereitet wird. Es zeigt sich, dass der junge Bursche das gestohlene Kind des reichen Burjäten ist. In der Jurte der armen Familie war er, ohne zu wissen, wessen Kind er sei, an Arbeit, Thätigkeit und Entbehrung gewöhnt worden.[3])

---

10. Erziehungswesen bei alten Völkern.

Die altperuanischen Völker sorgten schon mehr für eine gute Erziehung. Dieselbe war zwar dem Vater überlassen, in dessen Gewalt und Dienstbarkeit die Kinder nach Garcilasso bis zum 25. Lebensjahre standen, doch war er für sie verantwortlich. Für ihre Abhärtung gegen Kälte und Ermüdung wurde Sorge getragen. Im 16. Lebensjahre wurden die Jünglinge der Adelsgeschlechter auf ihre körperliche Geschicklichkeit geprüft, und die Kinder der Vornehmen erhielten in den vom Inka gestifteten öffentlichen Schulen Unterricht in der Geschichte, Religion und im Rechtswesen, den einige Mitglieder der Inka-Familie als Lehrer selbst ertheilten.

1) „Das Ausland" 1876. Nr. 9. S. 166.
2) Dr. A. Bastian, Geogr. und ethnolog. Bilder. Jena 1873. S. 121.
3) „Das Ausland" 1878. S. 660.

Die Ausbildung der Kinder bei den Alt-Mexikanern mag höhere Leistungen erzielt haben. Das Kind blieb bis zum 6. oder 7. Jahre im Hause der Mutter; dann erhielt es einen oder mehre mit Sorgfalt gewählte Gesellschafter; im 10. Jahre übergab man es den Priestern zur Erziehung im Tempel. Dies geschah nach Gomara schon im 5., nach Cortes im 7.—8., nach Anderen im 15. Lebensjahre. Torquemada giebt an, dass vom 6.—9. Jahre alle Kinder zum Unterricht in den Tempel geschickt wurden. Die Zöglinge dieser Schulen wurden äusserst streng gehalten, durften den Tempel nicht verlassen, mussten fasten, beten, sich an harte Arbeit gewöhnen, überhaupt ascetisch leben. Der Unterricht in diesen Tempelschulen umfasste geistliche und weltliche Gegenstände. Auch die Mädchen erhielten eine ähnliche klösterliche Erziehung im Tempel und mussten dazu schon am 40. Tage nach der Geburt dem Priester angemeldet werden. Sie mussten im Tempel ein streng religiöses Leben führen und wurden erst mit ihrer Verheirathung entlassen. Ausser jenen Klosterschulen gab es Militärschulen, in welchen die künftigen Krieger herangebildet wurden, so dass der junge Mann von Stande bei den Alt-Mexikanern, wie Waitz[1]) sagt, eine gelehrte oder eine militärische Erziehung erhielt.

Wunderbar schön, von wahrem mütterlichen Gefühl durchhaucht sind die Verhaltungsregeln, welche eine aztekische Frau ihrer Tochter für das Leben mitgab. Ein spanischer Franziskaner-Mönch, der Missionär Bernardino de Sahagun, hat eine Geschichte von Mexiko verfasst, in welcher die religiösen, socialen und kulturhistorischen Verhältnisse dieses interessanten Landes dargestellt sind; er starb im Jahre 1590, und sein Werk wurde erst im Jahre 1829 zum ersten Male herausgegeben (von Bustamento, Mexiko, 3 Bände in Octav). Der Inhalt dieser Vorschriften einer guten Mutter für ihre zur Jungfrau heranwachsende Tochter zeugt von einem lauteren Sinne echt weiblicher Natur.[2])

Es war in Mexiko gebräuchlich, dass das Kind vom 3. Jahr an täglich eine bestimmte Kost bekam und dass ihm gewisse Dinge gelehrt wurden; vom 4. — 6. Jahre an musste es kleine Lasten tragen und geringe Hülfe leisten, das auf dem Markte Verschüttete auflesen u. dergl. Mit 7 Jahren lernt der Knabe mit dem Netze fischen, das Mädchen spinnen; mit 13 — 14 Jahren holt der Knabe Holz im Kahne und fährt auf den Fischfang aus, das Mädchen kehrt, reibt Mehl, bäckt und webt. Die Söhne der Handwerker wurden von ihren Vätern in den Gewerben unterrichtet. Stechen mit Dornen, Peitschen mit Nesseln und Räuchern mit Aji in Nase und Auge waren die gewöhnlichen Strafen des Ungehorsams. Die Mädchen wurden streng zu Fleiss und Reinlichkeit angehalten; sie sprachen ihren Vater selten; wünschte dieser sie zu sehen, so wurden sie von ihrer Erzieherin zu ihm geführt, doch

1) „Anthropol. der Naturvölker." IV. S. 134. Man vergleiche auch das mir leider erst nach Beendigung meiner Arbeit zugegangene Werk: Hubert Howe Bancroft, The native races of the Pacific States of North-America. Leipzig 1875. Band II.

2) „Cornelia," Zeitschr. f. häusl. Erziehung. Von Dr. C. Pilz. XXXIII. 1880. S. 87.

nur um in tiefer Demuth und stillschweigend anzuhören, was dieser ihnen zu sagen hatte. Auch die geselligen Formen und die Höflichkeit wurden beim Unterricht der Mexikaner berücksichtigt. — Hier zeigt sich schon der Ansatz zur wahren Civilisation, die freilich nicht zur Entwicklung kam, und vom Indianerthum wieder überwuchert wurde.

Wie einfach die Kinderhaltung der alten Aegypter gewesen sein muss, geht daraus hervor, dass die ganzen Erziehungskosten blos auf 16 M. berechnet wurden. Die Kinder mussten barfuss gehen (Baas).

Die alten Perser lebten in einem Kriegerstaat; ihre Erziehung war eine öffentliche, eine Nationalerziehung, denn bei ihnen ging die Idee der Familie in der Idee des Staates auf. Ihr König war Vertreter des Ormuzd, des guten Princips. Weil nun Ormuzd's Reich Ausbreitung des Guten und Bekämpfung des Widerstrebenden forderte, so musste das Volk die Jugend zu kräftigen, kriegsgeübten Leuten erziehen; der Staat nahm deshalb die Erziehung seiner Söhne selbst in die Hand; sein Ziel war dabei Wehrhaftigkeit und Wahrhaftigkeit. Herodot berichtet: Die persischen Knaben lernten Reiten, Bogenschiessen und die Wahrheit reden. Näheres erzählt Xenophon's Cyropädie, die älteste Erziehungsgeschichte, die allerdings Dichtung und Wahrheit mischt. Ein vom Geräusche der Welt entferntliegender Platz war der Erziehungsort für die Perser. Er war in vier Abtheilungen getheilt: die eine für die Knaben vom 6.—16. Jahre, die andere für die Jünglinge vom 16.—26. Jahre, die dritte für die Männer vom 26.—50. Jahre, die vierte für die Alten. Hier versammelten sich die Knaben und die Männer jedesmal vor Tagesanbruch. Die Jünglinge schliefen in ihren Waffen vor den obrigkeitlichen Gebäuden, um diese zu bewachen. Jede Abtheilung hatte zwölf Vorsteher; zu Vorstehern der Knaben wurden diejenigen Alten gewählt, welche die wohlgerathensten Kinder in dieser Abtheilung hatten. Hier lernten nun die Knaben Bogenschiessen, Wurfspiesse werfen, auch erhielten sie Unterricht in der praktischen Rechtspflege.

In Altgriechenland wuchsen Knaben und Mädchen unter der weiblichen Pflege gemeinsam auf. Vom sechsten Lebensjahre aber an trennt sich die Erziehung beider Geschlechter. Während das Mädchen unter weiblicher Obhut eine nach unseren Begriffen freilich nur höchst beschränkte Erziehung genoss, begann für den Knaben von da an die eigentliche Erziehung (παιδεία) ausserhalb des Hauses. Aus der Schaar der Haussclaven wurde ein älterer, zuverlässiger Mann als Begleiter (παιδαγωγός) für den Knaben auserlesen. Derselbe nahm allerdings fast nur die Stellung eines treuen Dieners ein, der weniger selbst lehrte, als vielmehr seinen Schutzbefohlenen auf dessen Gängen zu begleiten hatte. Nebstdem hatte der Pädagoge den Knaben in gewissen Regeln des Anstandes (εὐκοσμία) zu unterrichten: Der Knabe musste auf der Strasse mit gesenktem Haupte einhergehen, älteren Personen ausweichen, in ihrer Gegenwart schweigen, die Gewänder schicklich tragen u. s. w. Dann geleitete er ihn aber auch namentlich in die Schule (διδασκαλεῖον) und in die Paläste. Er ist nicht

Lehrer, sondern Erzieher und soll einen sittlichen Menschen aus dem anvertrauten Kinde machen. Der erste Unterricht, den der γραμματικῆς ertheilte, bestand im Lesen (auf deutliche und bestimmte Aussprache wurde gehalten) und Schreiben γράμματα μανθάνειν. Die Schulen waren Privatanstalten und eine Aufsicht des Staates über den Unterricht fand gar nicht oder in sehr beschränktem Maasse statt, daher die Aermeren, im Gegensatze zu den ἐλευθέρως πεπαιδευμένοι oft früh zu einem Handwerk übergingen; ja es mochte vielleicht in einzelnen, wiewohl sehr seltenen Fällen vorkommen, dass Kinder ganz ohne Unterricht blieben. Die Elementarlehrer standen im Allgemeinen nicht in besonderer Achtung; ihre Einnahmen bestanden ausschliesslich im Honorar, welches wohl nach dem Rufe und der Tüchtigkeit in ihrem Fache verschieden war. Zu dem Lesen und Schreiben kamen im διδασκαλεῖον auch noch die Anfangsgründe im Rechnen. — Nach Vollendung des Elementarunterrichts trat bei dem γραμματικός ein höherer Unterricht ein, der besonders im Lesen, Auswendiglernen und Vortragen poetischer Stücke bestand. Grundlagen dieses ganzen Unterrichts waren neben ethischen Gedichten und Fabeln die Gesänge des Homer, dessen Ansehen und Herrschaft in der Schule die abweichenden Ansichten einiger Philosophen, die ihn wegen leichtfertiger Ansichten von den Göttern aus der Schule verbannt wissen wollten, nicht zu erschüttern vermochte. Homer blieb die Quelle und der Mittelpunkt hellenischer Bildung. Neben diesen grammatischen Unterricht trat dann etwa im dreizehnten Jahre der musikalische ein, der nicht allein des Vergnügens wegen betrieben wurde, denn die Musik galt als die edelste Beschäftigung während der Musse; sie hatte für den Griechen eine ethische Bedeutung. Von Anfang an wurden auch die mathematischen Fächer von Philosophen- und Sophisten-Männern und Jünglingen vorgetragen; im 5. Jahrhundert waren sie schon allgemeiner Unterrichtsgegenstand für Knaben. Ein wesentlicher Theil der παιδεία war ferner die Turnübung in der Palästra und dem Gymnasium; man ging dabei vom Leichten, den kindlichen Kräften Entsprechenden (Ballspiel, Laufen, Springen) stufenweise zum Schweren (Ringkampf, Faustkampf, Pankration) über. Damit verbunden waren Uebungen im Schwimmen, wie auch in der Orchestrik. Im Epheben-Alter trat als Vorbereitung zum Kriegsdienst die Uebung in den Waffen und in der Reitkunst ein. Den Unterricht in der Gymnastik leiteten die Paidotriben, die Sophronisten sahen auf Anstand und Ordnung, die Alcipten hatten die diätetische Aufsicht und besorgten das Einreiben mit Oel. Die Zucht war streng und auf Anstand, edle Haltung und Sitte wurde ein besonderes Augenmerk gerichtet. Abgeschlossen wurde die geistige Bildung durch den Unterricht bei den Sophisten und Rhetoren, der besonders die Rhetorik, Philosophie und Staatskunst umfasste. — Die Ausbildung des weiblichen Geschlechts geschah ausschliesslich im Hause und wurde wohl nur von den Müttern und Wärterinnen besorgt, daher höhere Bildung beim weiblichen Geschlecht fast immer mit sittlicher Leichtfertigkeit und Zügellosigkeit verbunden ist und sich fast nur bei Hetären findet.

In Sparta hatte die Erziehung den Zweck, den Einzelnen vollständig dem Staate zu unterwerfen und in demselben aufgeben zu lassen. Ein Familienleben gab es nicht. Schon gleich nach der Geburt entschieden die Aeltesten der Phyle über das Leben des Kindes, das bei einer günstigen Entscheidung bis zum 7. Jahre in der Familie blieb. War das Kind hässlich oder schwächlich, so wurde es in eine Bergkluft am Taygetos geschleudert. Vom 7. Jahre an gehörte der Knabe dem Staate vollständig an und wurde der öffentlichen Erziehung überwiesen. Gegenstände des Unterrichts waren Gymnastik, die besonders Stärkung und Abhärtung bezweckte, und erst in zweiter Reihe Alles, was zur geistigen Ausbildung gehörte. Lesen, Schreiben und Kenntniss des Homer, der auch den Spartanern nicht fremd war, so wie Musik, Alles einfach, mit Verschmähung aller Neuerungen. Dieser Erziehung (*ἀγωγή*) wurden die Vollbürger und Mothaken (Helotenkinder, meist wohl von spartanischen Vätern mit Helotinnen gezeugt) und vielleicht mit Beschränkung der Halbbürtigen (*νόθοι*) theilhaftig. — Vom 7. Jahre an hiessen die Knaben *μίτυλλα*. Mit dem 12. Jahre trat eine härtere Lebensweise und Behandlung ein. Die Knaben mussten das ganze Jahr im Mantel, ohne Chiton, ohne Schuhe, zubringen und auf die gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens verzichten. Sie wurden einer *βοῦα παίδων* (Schaar) zugewiesen, die wieder mehre *ἴλας* (Rotten) umfasste. Gegen das 16. Jahr hiessen sie *σιδεῦναι*, die ältesten unter ihnen *μελλείρενες*. Die bereits zwei Jahre dem Knabenalter Entwachsenen hiessen *εἴρενες*, aus denen bereits Aufseher über die Knaben in den Ilen entnommen wurden. Die Leitung der Erziehung hatten die *παιδονόμος* (zur Vollziehung der Strafen waren ihnen die Mastigophoren zugewiesen) und die *σβίδυοι*, welche über die gymnastischen Uebungen und die Wettkämpfe gesetzt waren. Die kunstgemässe Orchestrik trat besonders bei den Gymnogädien hervor. Zu den Einrichtungen, die besonders Gewandtheit und Abhärtung bezweckten, gehörte ferner die Erlaubniss, heimlich Lebensmittel zu entwenden, sowie die *κρυπτεία* (Vorübung zum Kriege, eine Ueberwachung der Heloten). An den Uebungen der Knaben nahmen, im geraden Gegensatze zu Athen, auch die Jungfrauen Theil. Daher fand man in den spartanischen Frauen einen fast männlichen Charakter und eine gewisse Derbheit. — Der gymnastischen Ausbildung stand die musikalische zunächst; überall aber herrschte das Gesetz der Einfachheit und eine entschiedene Abneigung gegen Neuerungen.[1]) — Leider wurde später die schöne Methode harmonischer Ausbildung von Körper und

---

1) Diese Darstellung ist dem zuverlässigen „Reallexikon" von Fr. Lübker entnommen. Ausführliches findet man in: Prof. Dr. Lor. Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Alterthum. 1. Theil: Die leibliche Erziehung bei Griechen und Römern. Würzburg, Stahel, 1864 und 1868; 2. Theil: Der musische Unterricht oder die Elementarschule bei den Griechen und Römern, daselbst 1876. — In Pouqueville's „Gemälde von Griechenland" (Frankfurt a. M. 18..) ist auf Taf. 86 eine altgriechische Schule (Copie einer alten Darstellung) abgebildet, in welcher ein Knabe durch Ruthenschläge scharf gezüchtigt wird. Auch ist die Art, wie ein altgriechischer Pädagog einen Knaben züchtigt, in einer kleinen Terracotta-Gruppe zu erkennen, die sich im Berliner Archäologischen Museum befindet und etwa einen Finger hoch ist (unter Nr. 7084 im Schrank). — Vgl. Fr. Cramer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthum. 2 Bde. Elberfeld 1832—1838.

Geist im Laufe der Zeit von den Griechen wieder verlassen. Die Gymnastik wurde zur Athletik, die Jugend aber verweichlichte.

Zur Zeit der früheren römischen Republik scheint nach der Beschreibung des Tacitus die Kindererziehung eine trefflichere gewesen zu sein, als zu der Zeit, in welcher dieser Schriftsteller selbst lebte. Derselbe sagt: „Man verbarg damals die von tugendhaften Müttern geborenen Kinder nicht in der abgelegenen Wohnung einer gedungenen Amme. Sie wurden in den Armen und an der Brust ihrer Mutter auferzogen, deren grösster Ruhm darin bestand, ihrem Hauswesen vorzustehen und sich ihren Kindern zu widmen. Man wählte damals immer ältere durch Sittenreinheit ausgezeichnete Verwandte, denen man die junge Familie anvertraute; vor einer solchen wagte man weder etwas zu sagen, noch zu thun, was gegen die guten Sitten verstiess. Eine solche bewährte Erzieherin überwachte nicht blos die Beschäftigungen, auch die Erholung und die Spiele, bei denen Bescheidenheit und Anstand nie fehlte. Auf diese Weise leitete Cornelia, die Mutter der Gracchen, Aurelia, die Mutter Cäsar's, und Atia, die Mutter des Augustus, die Erziehung ihrer Kinder und bildeten aus ihnen die grössten Männer ihres Jahrhunderts. Durch diese weise Erziehungsart nahm die Natur, die sich in ihrer Reinheit und Unverdorbenheit erhielt, die keine unsittlichen Eindrücke empfing, ohne alle und jede Zerstreuung die nützlichen Erziehungsmittel in sich auf, die man ihr bot, und sie widmeten sich ausschliesslich den gewählten Wissenschaften, sie mochten den Krieg, das Recht oder den Rednerstuhl betreffen. Jetzt ist das ganz anders! Sobald ein Kind geboren ist, überlässt man es der Dienerschaft, etwa irgend einer Griechin, der man einen oder zwei Sclaven zugiebt, nur zu oft die schlechteste der Haushaltung, die zu keinem ernsten Geschäft geschickt sind. Die Tollheiten und Irrthümer derselben sind nun die ersten Keime, die in den weichen Köpfen sprossen, und kein Mensch im ganzen Hause hält es der Mühe werth, auf das zu achten, was von dem jungen Kinde gesprochen wird und geschieht. Ja noch mehr. Die Väter selbst, anstatt ihre Kinder von frühester Zeit an an gute Sitten und an Bescheidenheit zu gewöhnen, sind vielmehr die ersten, welche die Zerstreuungen derselben gut heissen, ja wohl gar anordnen, die dann nach und nach den Rest der Scham und der Achtung vor sich selbst und Anderen entfernen.“ [1])

Wenig bekannt sind wir mit dem Erziehungswesen der alten Inder. Aus vielen in ihren Schriften gefundenen Belegen ist zu erkennen, dass bei ihnen eine Elternliebe herrschte, welche auch Strafen auf Vergehen kennt, und dass die Kinder gegen ihre Eltern Liebe und Ehrfurcht hegten. Beispielsweise sagt ein altindisches Dichterwort: Ein Beter verneigt sich, „wie ein Knabe vor seinem herannahenden Vater, dem er seine Ehrfurcht bezeigt.“ Als Erziehungszweck galt, wenn ein Sänger als Geschenk eines guten Gottes,

1) Weiteres findet man in: Dr. Alb. Forbiger, Hellas und Rom. 1. Abtheilung: Rom im Zeitalter der Antonier. 2. Aufl. Leipzig, Fues' Verlag. Das 5. Kapitel bespricht die Kindererziehung der alten Römer. — Friedländer, Sittengeschichte Roms. 2. Aufl. 1865. I. S. 310.

das Soma einen Sohn bezeichnet, und dabei von den Eigenschaften seines Sohnes sagt: „Soma giebt die Milchkuh, Soma das Ross, das schnelle, Soma den Heldensohn, den werkgewandten, der häuslich ist, tüchtig in der Versammlung und tüchtig im Rath, seinem Vater Ruhm erweist — er giebt solchen dem, der ihm huldigt." — Je nach den Jahren des Alters tummelte sich wohl die lustige Kinderschaar im Hause „gleich den schmucken Füllen oder spielenden Kälbern im Stalle, so lange sie Milch trinken." Der Eltern Zucht und Beispiel, Erfahrung waren die gemeinen, wenn nicht einzigen Erziehungsmittel für heranwachsende Kinder.[1])

---

11. Erziehung bei den Germanen.

Unsere Vorfahren, die alten Germanen, mit deren Stämmen die Römer durch langdauernde Kriege wiederholt in Berührung kamen, unterschieden sich in ihrem Erziehungswesen vielfach von den oben genannten Naturvölkern. Im Allgemeinen ist uns freilich in dieser Beziehung nur Unvollständiges bekannt, da die altrömischen Schriftsteller, wie Cäsar, Tacitus u. s. w., nur einzelne charakteristische Grundzüge berichten. Allein aus dem Geiste, der alle germanischen Völker durchdrang, geht schon hinreichend hervor, dass es besonders der Unabhängigkeitssinn, auf der anderen Seite aber auch die Treue war, welche nach psychischer Richtung hin schon in der Jugend ausgebildet wurden, während in physischer Behandlung des Kindes sich das Bestreben kundgab, dessen Körper durchaus zu kräftigen und ihn an Ertragung von Strapazen zu gewöhnen. — Der Grundzug des germanischen Charakters war das Bedürfniss der Selbständigkeit des Einzelnen, sowie der Gemeinde und des ganzen Stammes. Daher zeichneten sich die Germanen durch Achtung der Persönlichkeit (auch der weiblichen) und durch Treue gegen die selbstgewählten Anführer und Genossen aus. „Die beiden Seiten des germanischen Lebens," sagt Anhalt[2]), sind das Gemeinde- und Geleitwesen. Während sich im Gemeindewesen der Trotz der Unabhängigkeit, spricht sich im Geleitethum die Treue und Innigkeit des deutschen Gemüths aus. Dort macht sich die Persönlichkeit in natürlicher Ausbreitung und in dem Stolze der Selbständigkeit geltend, hier ist die unbedingte Anerkennung des Anderen die eigene Befriedigung." Sehr bezeichnend sagt Tacitus[3]) von den Germanen: „Durchweg im Hause nackt und dürftig wächst die Jugend heran zu dem Gliederbau, zu der Leibesgestalt, die wir anstaunen. Jeden nährt der eigenen Mutter Brust, nicht Ammen und Mägden werden sie ausgeliefert. Keine feinere Erziehung

---

1) S. Lefmann, Die Geschichte des alten Indiens. Berlin 1880. S. 106.

2) Anhalt, Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhang mit der allgemeinen Culturgeschichte. Jena 1846. S. 59. 60. — Vergl. auch Cramer's Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung.

3) Tacitus, Germania. Cap. 20.

scheidet den Herrn vom Knechte. Auf dem gleichen Boden wachsen beide zwischen den Thieren des Hauses auf, bis das Alter den Freigeborenen absondert, der innere Adel ihn hervorhebt." Von einem germanischen Volksstamme, den Tenktrern, sagt Tacitus (c. 32): „Die Reitkunst ist bei ihnen der Kinder Spiel, der Männer Wettstreit und noch der Greise Beschäftigung."

In altgermanischer Zeit war somit das Kind nach Tacitus völlig allein der Schule der Mutter übergeben und es blieb frei von Verzärtelung. Gewöhnlich erzog man es, wie auch in Skandinavien in Gemeinschaft und in Gesellschaft unfreier Kinder, mit denen es gleich behandelt wurde in gleichem Spiel und gleicher Beschäftigung. Im Norden war es allgemein Sitte, dass die Eltern ihre Kinder Verwandten und Freunden zur Erziehung übergaben und dazu gern geringere, als sie selbst waren, wählten. So übergiebt Eirick von Hördaland seine Tochter Gydha einem reichen Bauer. Dieser Erzieher (Fostri) übernahm die leibliche Pflege und sonstige Ausbildung des Kindes, suchte ihm Alles was er verstand, zu lehren und seine Erfahrung und Gewandheit ihm anzueignen. Lebensklugheit und der Anstand, die Zucht, waren hierbei gewiss Hauptsache. Bei den Knaben kam natürlich die Ausbildung in körperlichen Fertigkeiten und in der Waffenführung, bei den Mädchen der Unterricht in den Runen und überhaupt den geheimen Künsten hinzu. Eine ähnliche Sitte wie in Skandinavien mag in dieser Hinsicht auch in Deutschland bestanden haben. Die Fürstentochter Gudrun wird zu ihren Verwandten nach Dänemark wegen der Zucht geschickt, und man übergiebt ihren Bruder Ortwin dem alten von Sturmland.[1])

Nachdem in früherer Zeit die Erziehung bei den Germanen lange Zeit den Eltern allein als Aufgabe galt, kamen in späterer Zeit Zuchtmeister auf, althd. Magaczogo, mhd. magezoge, zuerst ohne Zweifel nur für Königs- oder Fürstensöhne, später auch bei Vornehmen und Adel überhaupt. Kenntniss der Gesetze und des Schriftthums verlangte gesonderten, durch Geistliche geleiteten Unterricht, den namentlich Karl der Grosse förderte.[2])

Ohne Zweifel wurden die Kinder der Deutschen in der Zeit bis in's Mittelalter hinein so erzogen, dass die freiste Entfaltung ihrer jugendlichen Kraft möglich war. Die Kinder waren nicht in dumpfe enge Stuben eingeengt, denn in den grossen Städten waren die Gemächer weit und hoch und der Marktplatz breit, Anger und Trift boten sich zu Lauf und Spiel dar; auch in den Burgen nahm der Burghof, draussen der Wallgraben die spielende Jugend auf. Den Kindern der Edlen gesellte man Gespielen zu, meist aus den Kreisen niederer Geschlechter. „Hoher Herren Kinder" sagt der Pater Berthold von Regensburg, der im 13. Jahrh. seine Predigten hielt, „erhalten Zuchtmeister, die Jungfrauen Zuchtmeisterinnen, die allzeit bei ihnen sind und sie Zucht und Tugend lehren. Ihr armen Leute könnt sie Euren Kindern nicht halten. Da Ihr aber und Eure Kinder das Himmelreich eben so nöthig habt, sollt Ihr sie selber erziehen." Und nun giebt er ihnen dazu

1) Weinhold, Die deutschen Frauen. 2. Aufl. [illegible]. S. [illegible].
2) Götzinger, Reallexicon der deutschen Alterthümer. Leipzig [illegible]. S. [illegible].

Rath und Anschlag. „In der Zeit, da das Kind zu sprechen anfängt, sollt Ihr ein kleines Rüthelein bei Euch haben, das jederzeit in der Diele oder in der Wand steckt, so sollt Ihr ihm ein Schnitzlein geben auf die blosse Haut. Ihr sollt es aber nicht auf das blosse Haupt schlagen, wenn Ihr es nicht wollt zu einem Thoren machen. Thut Ihr nicht also, so werdet Ihr Kummer an dem Kinde erleben." — Man brachte die jungen Mädchen wohl auch in Frauenklöstern unter. Dort lernten sie von den Nonnen feine weibliche Arbeit und die Kenntniss alter Legenden, Gebete und biblische Geschichte. Im Mittelalter wurden in Deutschland die Töchter der Landbevölkerung zum Hüten des Geflügels, zu kleinen Arbeiten im Hause und Felde verwendet, sie lernten nothdürftig den Katechismus, kaum lesen, selten schreiben. Anders freilich die Töchter der Vornehmen; diese wuchsen entweder bei Pflegeeltern auf oder wurden der Obhut einer Erzieherin, Meisterin oder Zuchtmeisterin übergeben, die zugleich über die gesammte weibliche Umgebung des Fräuleins gesetzt war. — Wie die eignen Kinder des Frankenkönigs Karl d. Gr. erzogen wurden, erzählt Einhard's Bericht:[1]) Söhne wie Töchter wurden in allen Kenntnissen, die er selbst zu gewinnen suchte, unterrichtet. Die Töchter mussten ausserdem weben und spinnen lernen. Den wissenschaftlichen Theil des Unterrichts leitete immer ein Geistlicher oder Mönch. An den Höfen übernahm der Kaplan die Lehrstunden; oft auch wurden die Mädchen gleich den Knaben in Klosterschulen geschickt. Die Lehrzeit begann mit 5, sogar mit 4 Jahren; indessen fand die Unterweisung in den Elementen der Wissenschaft bei den Germanen wenigstens in Bezug auf die Knaben nur sehr schwer Eingang. Dem Manne gehören die Waffen; sie führen zu lernen und die Glieder des Leibes und damit die Seele zu stärken, war seine Erziehung; das Weib hingegen mochte sich die Künste des Lesens und des Schreibens aneignen.[2])

Die Ruthe war von jeher ein rechtes deutsches Erziehungsmittel; so erklärt denn auch der Volksmund: Frische Ruthen, fromme Kinder; Ruth macht böse Kinder gut; kein Streich verloren, als der daneben fällt; mit den Ruthen schlägt man dem Hintern kein Bein entzwei u. s. w. Wenn es dann noch heisst: Allzu gelind, zieht böse Kind — so begreift man, dass das Ruthenküssen eine ganz übliche Erziehungssitte war, welche Grimm aus Geiler von Kaisersberg (Christl. Bilder) nachwies: „Wenn man ein Kind houwt," sagt Geiler, „so muss es dann die ruoten küssen und sprechen:

Liebe ruot, true ruot,
werestu, ich thet niemer guot;

sie küssent die ruot und springen darüber, jo sie hupfen darüber." Noch in unseren Tagen hat die Kinderwelt dieses alte Sprüchlein als Reminiscenz, („Ueberlebsel") aus früher Zeit aufbewahrt; A. Schleicher fand in der Umgegend von Sonneberg in Thüringen, dass die Kinder sangen:

1) Einhardi vita Kar. M. c. 19.
2) Weinhold a. a. O. S. 125.

Liiwa ruut,
Mach mich guut,
Mach mich frum,
Das ich nei is himela kum.

Vergl. den sich an das Schlagen mit Ruthen knüpfenden Aberglauben S. 208.

Zur Zeit der Minnesänger blieben im Deutschen Reiche die heranwachsenden Kinder bis zum siebenten Jahre unter dem Schutze der Frauen in der Kemenate; selbst das Gesetz erkannte an, dass ein Kind bis zu diesem Alter der mütterlichen Pflege nicht entbehren könne. Vor dem siebenten Jahre durften die Kinder auch nicht am Tische ihres Vaters erscheinen. Hatten sie dieses Alter erreicht, so begann die Erziehung: sie wurden in der feinen Sitte, im höflichen Betragen unterwiesen. Ein dörfischer Lümmel zu sein, galt für den höchsten Schimpf. Zur Bildung aber gehörten ausser einem anständigen Benehmen die Kenntniss der gewöhnlichen Spiele, der Musik und der Sprachen. Schon im zwölften Jahrhundert war es in Deutschland Sitte, Franzosen zu engagiren, damit die Kinder von früher Jugend an dieses schon damals als Umgangssprache so hoch geschätzte Idiom lernten. Wer nicht persönlich um die Erziehung seiner Kinder sich bekümmern konnte, übergab die Söhne einem Hofmeister und nahm auch für die Töchter eine Dame an, die sich deren Beaufsichtigung und Unterweisung widmen musste. Die Mädchen behielten ihre Meisterinnen bis zu ihrer Vermählung. Lesen und Schreiben wurde den Kindern wohl auch gelehrt, aber wenige Männer, die Höchststehenden abgerechnet, haben es in diesen Künsten weit gebracht; nur die Damen scheinen in der Regel des Lesens kundig gewesen zu sein; einige verstanden selbst zu schreiben. Dabei wurde aber ihre Vorbereitung für den Beruf der Hausfrau nicht vernachlässigt. Nähen und Spinnen und alle weibliche Handarbeit mussten sie von früher Jugend an erlernen.[1])

---

12. Erziehung bei Orientalen.

In merkwürdigem Gegensatz hierzu stehen die Völker des Orients. Sie erziehen die einzelnen Staatsmitglieder als Mittel zum Staatszweck. Der bei ihnen herrschende Despotismus lässt das wahrhaft menschliche Selbstbewusstsein nicht erwachen; der Einzelne ist bei ihnen nur um des Ganzen willen da. In solchen Staaten, wo das Ganze wieder nur einem Einzelnen, dem monarchischen Oberhaupte dient, wie beispielweise bei Persern und Chinesen, besteht der allgemeine Charakter der Erziehung in mechanischem Abrichten für einen bestimmten, ausser dem Individuum liegenden Zweck, also zur Unfreiheit und Unselbstständigkeit. G. A. Riecke sagt in dieser Beziehung: „Dort kann der Einzelne zu einem hohen Grade von Körperkraft und Seelenstärke gelangen; er kann zu mancherlei geschickt werden; aber immer wird ihn die Erziehung nur als Mittel gebrauchen und daher in

1) Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Leipzig 1879. 1. Band.

geistiger Unfreiheit und Abhängigkeit zu erhalten suchen. Dies finden wir bei allen orientalischen Nationen als das Gemeinsame ihrer Erziehung." Wir führen als Vertreter dieser Erziehungsmethode nur ein paar Völker vor.

Das türkische Erziehungswesen ist durch das Haremsleben bedingt, daher wesentlich vom europäischen verschieden. „Während bei uns," sagt ein guter Beobachter der türkischen Sitten,[1]) „die Erziehung des Kindes von dem Augenblicke an beginnt, wo es das Licht der Welt erblickt, zuerst unter Leitung der Mutter, dann des Vaters, später der Schule, der Lehrmeister und Professoren, endlich durch Reisen und durch Umgang mit dem anderen Geschlechte, kommt in der Türkei die Mehrzahl dieser Bildungsmittel in Wegfall. Die Mutter, meist eine auf dem Markte gekaufte Sclavin, hat weiter nichts gelernt, als die Künste der Couquetterie, und ist also unfähig, die Erziehung des Kindes zu leiten, während der Vater durch seine Geschäfte des Tags über von dem Wohnhause abwesend ist. Die ersten 6 bis 8 Lebensjahre bringt also das Kind in den Händen von Negerweibern und Eunuchen zu, und während das Kind des Europäers in derselben Periode in den Gewohnheiten der Ordnung, des Gehorsams, der Nacheiferung, der Ehrliebe, der Achtung vor dem Alter, der Pünktlichkeit erzogen wird, wächst das Kind des Türken in absoluter Zuchtlosigkeit auf; von einer Bändigung des Eigenwillens ist nie die Rede, im Gegentheil, der Wille des Kindes ist unter allen Umständen Gesetz für seine Eltern und Diener, und wenn ein Europäer als Zeuge der täglich vorkommenden Auftritte dem Vater darüber seine Bemerkungen macht, so heisst es: Ne japeim? Tchodschuk istior; jazykdyr, d. h. was soll ich machen? das Kind will es so haben; es wäre doch schade! — Diese Grundsätze herrschen in allen türkischen Familien ohne irgend eine Ausnahme, und so erklärt es sich für den Pädagogen auf ganz natürliche Weise, dass selbst der beste Unterricht bei der türkischen Jugend wenig anschlägt, ohne dass man nöthig hätte, eine physische oder intellectuelle Inferiorität der Race anzunehmen. Das Einzige, was dem Kinde in diesen Jahren beigebracht wird, ist eine grenzenlose Verachtung gegen alle Gjauren (Ungläubigen) und eine glänzende Idee von der Ueberlegenheit der türkischen Race über alles andere Menschengesindel. Schulzwang ist hier ganz unbekannt; zwar besteht er auch hier gesetzlich, ja er ist sogar in einem besonderen Artikel (Art. 114) der im Jahre 1877 verkündeten Constitution enthalten; bis jetzt aber ist dies Alles ein todter Buchstaben geblieben."

„In den Elementarschulen lernen die türkischen Knaben etwas lesen und schreiben, ausserdem den Koran und die nöthigen Gebetsformeln, jedoch nur mechanisch, ohne den Sinn der arabischen Worte zu kennen; höchstens kommt dazu noch etwas Rechnen, jedoch nicht weiter als bis zur Kenntniss der vier Species, die sich indess bald mit den übrigen nothdürftigen Kenntnissen wieder verliert. In den Rüschdié -Schulen, d. h. höheren Bürger-

1) Stambul und das moderne Türkenthum. Politische, sociale und biographische Bilder. Von einem Osmanen. Leipzig 1877. — Ueber „Türkisches Kinderleben" siehe in Murad Efendi „Türkische Skizzen." Leipzig 1877. A. Dürr. 2 Bde.

schulen, die erst unter Sultan Abdul Medschid gestiftet wurden, wird noch etwas Geographie und Geschichte gelehrt, aber das Niveau dieser Schulen reicht noch nicht einmal an dasjenige unserer Dorfschulen. Für die moralische Erziehung des Kindes geschieht sehr wenig, für die physische gar nichts. Reichere Türken, von der Unzulänglichkeit dieser Schulen überzeugt, halten ihren Kindern Hauslehrer, meist irgend einen Chodscha aus irgend einer Medresse, der seine Zöglinge mit Ach und Krach nach 5—6 Jahren dahin bringt, dass sie leidlich lesen und schreiben können, auch etwas arabisch und persisch verstehen, im übrigen aber sie in ihrem Racenhochmuth nur noch weiter bestärkt; es kommt auch zuweilen vor, dass der Chodscha sich widersetzt, wenn der Vater für den Unterricht seiner Kinder in fremden Sprachen, Geschichte, Mathematik, Zeichnen, Musik und ähnlichen Lehrgegenständen noch europäische Lehrer engagiren will."

In den türkischen Provinzen Kleinasiens wächst das Kind unter Bedingungen auf, die schlimmen Einfluss auf dessen Charakter ausüben. Während bei uns das Kind auf den Bürgermeister, Pastor oder Lehrer mit heiligem Respect schaut, sagt es sich: „Wenn ich fleissig und ordentlich bin und etwas Tüchtiges lerne, so kann ich es auch vielleicht noch so weit bringen." So erhält das junge Geschlecht etwas Ideales. Im Orient aber erhebt sich auf der einen Seite die Furcht: „Der Mann kann uns schaden," auf der andern Seite der Hass: „Der Mann hat uns schon viel Unrecht gethan." Da tritt denn in der Kinderseele die Vorstellung hervor: „Um ein solcher Mann zu werden brauche ich nicht Fleiss, nicht Tüchtigkeit, nur Geld, nur Geld."[1])

Die semitischen Völkerschaften befolgen in ihren Erziehungsmethoden keine ihnen allen gleichmässigen Gebräuche. Im Allgemeinen werden die Kinder der Semiten recht liebevoll behandelt und erzogen; der Familiensinn ist bei ihnen sehr ausgebildet und erzeugt schon im Kinde warme Anhänglichkeit an die Eltern, eine natürliche Neigung, welche durch gewisse von der Religion für die Erziehung vorgeschriebene Maassnahmen ganz besonders zur Ausbildung gelangt. So finden wir es bei den alten und neuen Juden. Jedoch gelangte auch bei manchen semitischen Völkern die Erziehung nur bis zu einer Art Abrichtung, wodurch es dann kommt, dass schliesslich nach Beendigung der für die Erziehung bestimmten Jahre der Sinn für weitere Ausbildung ganz fehlt. So hält es beispielsweise Eugene Gelliow-Danglar[2]) für erwiesen, dass der egyptische Semite bis zum 15. oder 16. Lebensjahre intelligent und bildsam ist, während sich nach dieser Zeit sein Gehirn gegen den Eintritt weiterer Gedanken zu verschliessen scheint.

Das Familienleben der Tscherkessen ist orientalisch. Die verheiratheten Frauen leben ziemlich in derselben Abgeschiedenheit, wie überall im Orient. Auch die Kinder bleiben nur bis zu einem gewissen Alter in der Familie und werden dann einem Vasallen zur Erziehung übergeben, der dafür

1) Ausland 1877. S. 137.
2) Lettres sur l'Egypte contemporaine. Paris 1876.

keine andere Entschädigung zu beanspruchen hat als die Ehre, durch dieses Verhältniss in eine Art von verwandtschaftlicher Verbindung mit der Familie seines Zöglings, besonders mit diesem letzten zu treten. Diese Erziehung verhindert natürlich jede Verzärtelung, und der Vasall, der sich einer Vernachlässigung in der Erziehung eines Fürstensohnes, namentlich aber in der Uebung desselben in allen ritterlichen Künsten schuldig gemacht, oder einen nicht ebenbürtigen Mann für die seiner Erziehung anvertraute Tochter gewählt hätte, würde zu schwerer Verantwortung gezogen werden. Als ein ganz besonders glückliches Resultat einer vollendeten Erziehung wird es betrachtet, wenn der Zögling so weit gewitzigt worden ist, dass er, nachdem er seinen Erzieher tüchtig bestohlen hat, unbemerkt entweichen kann. Der gewandt und kühn ausgeübte Diebstahl ist bei ihnen eben so wenig ein Verbrechen wie bei den Spartanern. — Von einer geistigen Ausbildung ist hierbei natürlich keine Rede und die Wenigsten kennen den Gebrauch der Schrift.[1])

Das Alles, was wir oben (S. 347) über die alten Perser berichteten, hat sich im jetzigen Persien zu einem ganz anderen Bilde gestaltet. Der Einzug des Mohammedanismus und die Missregierung förderten zugleich die sociale Verderbniss und Verweichlichung. Das Ziel und die Aufgabe der Erziehung ist nicht mehr Streitbarkeit, körperliche Abhärtung und Förderung des Gerechtigkeitssins, vielmehr äusserlich anständiges Gebahren und oberflächliche Bildung.

Die häusliche Erziehung der Perser schildert Dr. Polak, der lange Zeit am persischen Hofe weilte, doch auch einen Einblick in das Innere vieler Privathäuser erhielt, in folgender Weise: „Die Zeit bis zum siebenten Jahre bringt das Kind in Gesellschaft der Mutter, der Mägde und Sclavinnen im Harem zu, und zwar meist mit Spielen unter freiem Himmel. Das Gemisch der sich tummelnden Kinder, verschieden an Alter, Geschlecht und Hautfarbe, und des zahlreichen Hausgeflügels macht auf den Besucher den Eindruck einer kleinen Menagerie. Nicht selten fällt das Kind in das offene Bassin, welches die Mitte des Hofraumes einnimmt, und kommt auch wohl, wenn nicht Hülfe bei der Hand ist, darin um. Kinder der ärmeren Klasse bewegen sich ohne alle Aufsicht vor den Häusern oder auf den Misthaufen in den engen Strassen. Die Kinder begleiten oft die Mutter in die öffentlichen Bäder. Im siebenten Jahre verlässt der Knabe den Harem, um sich von nun an im Birun (Männergemach) zu bewegen. In den vornehmen Ständen erhält er einen Ludimagister (laleh), der ihn in den Regeln des Anstandes (adab), im Lesen und Schreiben, im Koran und im Verständniss der Nationaldichter unterrichtet. Vor allem wird ihm das Ceremoniel des äusseren Benehmens eingeprägt. Er soll in Gegenwart von älteren Leuten sich ruhig verhalten, nicht kindische Fragen an sie richten, überhaupt nicht widersprechen, sondern von Jugend auf eine altkluge Würde behaupten. In Abwesenheit oder nach dem Tode des Vaters sieht man oft schon den achtjährigen Sohn den Ehrenplatz als

---

1) Rittich in Petermann's Mittheil. Ergänzungsheft 54. 1878. S. 5.

Chef der Familie einnehmen, die Eintretenden begrüssen, sie nach ihrem Befinden fragen und die Diener anweisen, Kaffee und Pfeifen für die Gäste beizubringen. Jener kindliche Muthwille, die Lebhaftigkeit, welche uns in Europa an Knaben jugendlichen Alters erfreut, wird in der persischen Jugend, besonders in Gegenwart von Fremden, streng getadelt; man verbietet den Kindern jede rasche Bewegung und erzieht sie zu phlegmatischer Ruhe."

In Altägypten war das innere Familienleben, wie es scheint, fromm und liebevoll. In einem der Grabmäler von Gurnah sieht man, nach dem Berichte des Champollion-Figeac[1]) das Innere eines Hauses gemalt. Eine Familienmutter kommt mit ihren drei Töchtern verschiedenen Alters, begleitet von einem alten Diener und einer nicht mehr jungen Dienerin, nach Hause. Sie gehen durch das erste Zimmer in das zweite, an das mehrere andere stossen; drei junge dienende Frauen kommen ihnen entgegen und bieten ehrfurchtsvoll Früchte und Erfrischungen an. Im Vorzimmer trinkt eine der drei Töchter, während die Dienerin einem kleinen Mädchen und einem kleinen Knaben, die beide nackt ihrer Mutter an die Thür entgegen gelaufen waren, Blumen und Spielwerk vertheilt.

In Oberägypten werden nach Klunzinger die Kinder in Ehrfurcht erzogen, die uns oft despotisch erscheint. In Gegenwart des Vaters zu rauchen, zu sitzen, mehr als nothwendig ist, zu sprechen, wäre frevelhaft. Sind Gäste da, so isst der Sohn nicht mit, sondern bedient; nur auf besonderes Verlangen des Gastes darf er theilnehmen. Der jüngere Bruder hat sich ebenso gegen seinen älteren zu benehmen.

Man schickt in Aegypten die Kinder frühzeitig zur Kettâb (Schule), woselbst sie von einem Figi oder Schullehrer, oft sehr roher und unwissender Art, im Lesen, Hersagen des Koran und im Rechnen, schon seltener im Schreiben, unterrichtet werden. Ein Knabe, welcher Lesen lernt, muss auf dem Boden hockend seine mit Buchstaben oder Koransprüchen beschriebene Holztafel vor sich auf den Knieen halten und seine Lection laut herschreien, wobei er mit seinem Oberkörper pagodenmässig hin und her zu wackeln pflegt; geht es zu langsam, so saust die Peitsche des Figi dazwischen. Töchter erhalten eine nur dürftige Geistesbildung; sie lernen selten Lesen und Schreiben und kaum je mehr, als das Aufsagen einiger Koranstellen.[2])

Die Aufnahme des Schulunterrichts in das Erziehungswesen kommt bei einer nicht geringen Zahl asiatischer und nordafrikanischer Völkerschaften vor. Freilich sind die Methoden des Unterrichts zum grössten Theil noch ganz primitiv. Sie mögen wohl in vieler Hinsicht den noch im alten Rom gebräuchlichen Einpaukereien gleichen, wo der Ludimagister seinen Bakul über die Häupter der plärrenden und buchstabirenden Kinderschaar schwang.

1) Gemälde von Aegypten. Nach Champollion-Figeac. Mit Abbild. Frankf. a. M. [illegible] S. [illegible]

2) Hartmann, Naturgeschichtlich-medicin. Skizze der Nilländer. II. Abth. Berlin [illegible]. S. [illegible]

Das Lehren ist da noch keine Aufgabe einer gesunden Pädagogik, sondern nur ein handwerksähnlicher Beruf.

Unter den Nayers in Malabar wird das Kind im 5. Jahre in die Schule geschickt; der Schulmeister empfängt ein Geschenk von rohem Reis und plattem Reis, Bananen u. s. w. Die Kinder lernen zuerst die Buchstaben mit dem Zeigefinger in flach auf dem Boden ausgestreuten Paddi (Reis mit Hülsen), dann in Sand malen, später mit eisernem Griffel in Palmenblätter einritzen oder (in neuester Zeit) auf Papier schreiben. Ausser malayischem Lesen und Schreiben pflegen sie in den Volksschulen nicht viel zu lernen; Rechnen gilt für höheren Unterricht und wird, wie auch Sanskrit, gewöhnlich in besonderen Schulen gelehrt. Reiche Kinder gehen zuweilen bis zum 16. Jahre in die Schule (Jagor).

Sobald bei den Battah's in Indien[1]) das Kind im Alter ist, wo es etwas lernen soll, schicken die Häuptlinge oder die reichen Einwohner des Dorfes ihren Sprössling zu einem Mann, der geschickt ist, ihm das Schreiben zu lehren. Es ist sehr zu beachten, dass ein so barbarisches und grausames Volk (sie sind Menschenfresser) auf eine solche Erziehung hält; freilich erstreckt sie sich nur auf Schreiben, die Kenntniss einiger Gesetze und die Führung der Waffen.

Sir Forsyth besuchte bei seiner Gesandtschaftsreise nach Turkestan in Jarkand eine Schule: in dem kleinen Lehmhause standen auf einem Raume von 20 Fuss Länge längs der Mauern, eine über der anderen, zwei Reihen Bänke, auf welchen etwa 20 Kinder hockten, die damit beschäftigt waren, eine Stelle aus dem Koran auswendig zu lernen. Alle recitirten zu gleicher Zeit ihre Lection, was einen ziemlichen Lärm verursachte.

In Ost-Turkestan sendet man die Kinder im Alter von 8—10 Jahren in die Schule, ein niedriges, schlecht gelüftetes Erdgeschoss in einer belebten Strasse, wo die Kinder, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite, auf treppenförmig sich erhebenden Tritten kauern. Man lehrt den Kindern lesen und schreiben, den grössten Theil der Zeit nimmt das Einüben der Gebete in Anspruch. Der Lärm dabei ist unglaublich gross. Die Schulen sind Privatunternehmungen, doch üben Geistliche und Beamte auf die Eltern einen Druck aus, damit Jeder lesen und schreiben lerne. Höhere Lehranstalten, Madrassa, finden sich mehrere in jeder grösseren Stadt, auch hier wird jedoch zu viel Gewicht auf die Religion gelegt.[2])

In Kaschgar werden nach Papier[3]) die Kinder aller Bevölkerungsklassen mit einer gewissen Sorgfalt unterrichtet. Im 8. Jahre wird das Kind in die Elementarschule geschickt, mit dem 14. Jahre geht es in ein Collegium oder Madrassé, wo es Medicin, Jurisprudenz, Theologie, Geschichte und Poesie gelehrt erhält; mit dem 16. Jahre besitzt es bei seinem Abgang einen Fonds mannichfacher und solider Kenntnisse; allein die Studien über physi-

1) Comte Meyners d'Estray in „Exploration." 1877.
2) E. Schlagintweit im Globus 1877. 17. S. 265.
3) Bulletin de la Soc. de Géogr. 1877. Dec. S. 598.

kalisches und abstractes Wissen sind ganz vernachlässigt. Der Unterricht ist lediglich ein „moralischer." Zwar giebt es keine Zwangsgesetze für die Eltern, ihre Kinder in die Mactab, d. i. die Elementarschule, zu schicken, allein die öffentliche Meinung ist in dieser Beziehung zwingend.

Von den japanesischen Kindern sagt ein englischer Reisender: „Ihre Intelligenz spricht sich schon in ihren schwarzen, fast übergrossen Augen recht lebhaft aus, und ihr anmuthiges, niedliches Wesen dürfte, im Allgemeinen betrachtet, durch einen Vergleich mit der europäischen Jugend mindestens keine Einbusse erleiden. Man kann sagen, dass sie eher singen als sprechen, und nichts ist ergötzlicher, als das Geplauder einer ganzen Schule. Einer unserer Begleiter hatte ein illustrirtes japanisches Buch in der Hand; um sich zu überzeugen, ob die Kinder lesen könnten, winkte er das kleinste der munteren Schaar herbei und forderte es auf, die Erklärung eines Bildes zu lesen. Das Kind that unverzüglich mit der grössten Artigkeit, was man von ihm verlangte, und keines von den Uebrigen zögerte einen Augenblick, sich dieser Prüfung zu unterwerfen, die sie ohne Ausnahme glücklich bestanden. Dies darf Niemand wundern, denn der Schulunterricht in Japan ist beinahe obligatorisch. Auch scheint sich die dortige Erziehungsweise von der unsrigen wesentlich zu unterscheiden. Nie sah man Jemand ein Kind züchtigen, und das Zetergeschrei, das in unseren volkreichen Städten eine unbändige Gassenjugend bei ihren Spielen ausstösst, kommt in Japan glücklicherweise nicht vor."[1]

Eine Dorfschule in Japan (in Irimichi, Nikko) besuchte Isabella Bird[1]) welche erklärt, dass dort die Schulhäuser den englischen keineswegs nachstehen. Der beste Beantworter der vom Lehrer gestellten Fragen wird Erster. Gehorsam ist auch in der Schule, wie überall in Japan, Grundlage; ein peinlicher Ernst herrscht auf allen Gesichtern der Schulkinder. Strafen bestehen in Ruthenschlägen gegen den Vordertheil des Beines oder darin, dass man den Zeigefinger mit dem beissenden Moxa-Kraut berührt.

Der stricte Gehorsam, an den die Kinder in Japan von früh an gegen ihre Eltern gewöhnt sind, und der auch das ganze spätere Leben hindurch das Verhältniss der Kinder zu den Eltern charakterisirt, macht dem Lehrer leichte Arbeit. Fast traurig und alt sehen die langen Reihen der aufmerksam über die Bücher gebeugten Kindergesichter aus.[2]) Das japanische Mädchen erhielt eine gute Erziehung, wenn es das Hirkana lesen und schreiben, etwas rechnen und die ihrem Geschlechte zukommenden Aufgaben und Pflichten gründlich kennen lernte. Es wurde daneben im Spielen des Samisen und wohl auch des Koto unterrichtet, in der Kunst, Blumen geschmackvoll in Vasen zu stecken, worüber es besondere Bücher giebt, sowie in der Haushaltung. Auf allen Altersstufen hatte es sich grosser Reinlichkeit zu befleissigen.[3]) Samisen und Koto sind Musik-Instrumente.

1) „Unbetretene Reisepfade etc." A. d. Engl. Jena 1882. S. 97.
2) Isabella L. Bird's Reise durch Japan, Globus 1881. Bd. 39. Nr. 10. S. 157.
3) Das Ausland 1881. Nr. 9. S. 167.

Mit einem gewissen Rechte hat Alcock Japan „Das Paradies der Kinder" genannt. Ihre Erziehung wird mit grosser Ruhe und Milde geleitet. Heftige Affectsäusserungen und körperliche Züchtigungen sind gesellschaftlich verpönt. Wenn eine Nation in diesem Punkte es weit gebracht hat, so ist es die japanische. Hier werden die Eltern zu Kindern und freuen sich ebenso am Kreiselschnurren, Drachensteigen u. s. w. wie diese. Es ist ein schöner Anblick, an sonnigen Nachmittagen Schaaren des Volkes, festlich geschmückt, familienweise heranrücken zu sehen, um sich des schönen Anblicks zu erfreuen, den ihnen etwa eine bei schön gelegenen Theehäusern zur Blüthe gekommene Lieblingspflanze gewährt: „Welche friedliche, glückliche Stimmung spiegeln nicht die Gesichter ab bei Jung und Alt! Wie unablässig bemüht sind nicht die Eltern, den Kindern Freude zu machen, an ihren Spielen Theil zu nehmen, sie mit Süssigkeiten zu versehen!"[1]) — In der Kinderstube werden Geist und Imagination durch Märchen und Heldensagen geweckt.

Das Mädchen wird bei den Japanern schon lange vor der Menstruation von den Knaben beim Unterricht abgesondert; es hört auf, mit denselben zu spielen, es tritt unter die Obhut der Mutter und der Obassans (alten Tanten und sonstigen Verwandten des Hauses). Von diesen wird sie auch über die Bedeutung des Vorgangs der Menstruation unterrichtet und erfährt, was sie beim Eintritt derselben zu thun hat (Wernich).

Bei den Aïnos, einem in Japan lebenden eigenthümlichen, rohen Urvolke, wird von den ersten Lebensjahren an strenger und unbedingter Gehorsam von den Kindern verlangt, daneben von den Knaben das Befolgen der hergebrachten Höflichkeitsformen. Einen höchst sonderbaren Anblick soll es gewähren, wenn auch die kleinsten dieser nackten, braunen Geschöpfe, die sich noch kaum auf den Füssen zu halten vermögen, bei jedesmaligem Verlassen oder Betreten des Hauses alle Anwesenden, mit Ausnahme ihrer Mutter, der Reihe nach mit den vorgeschriebenen Handbewegungen begrüssen.[2])

Der sanfte Charakter der Aïnos bringt es aber auch mit sich, dass im häuslichen Verkehr Keiner, sei es Mann oder Weib oder Kind, eine entschieden bevorzugte oder eine entschieden unterdrückte Stellung einnimmt. Die väterliche Autorität erscheint naturgemäss als die leitende, wie es in Japan der Fall ist, die allein maassgebende zu sein. Die Mutter ist für die Töchter, was der Vater für die Söhne ist: sie unterrichtet die Töchter in allen häuslichen Arbeiten, besonders im Sticken und Weben. Die Söhne hingegen müssen schon in früher Jugend den Vater in den Wald, auf die reissenden Flüsse und auf das offene Meer begleiten, um von ihm die Kunst des Bogenschiessens und des Fischfangs zu erlernen. Der willige, von Furcht freie Gehorsam der Kinder gegen die Eltern kann bei den Aïnos ebenso sehr, wie bei den Japanern, rühmend hervorgehoben werden. Das „ungezogene" Kind scheint auch bei den Aïnos, wie in Japan, unbekannt zu sein.[3])

1) Das Ausland 1881. Nr. 9. S. 166.
2) Isabella L. Bird, Globus 1881. Bd. 39. S. 218.
3) Heinrich von Siebold, Zeitschr. f. Ethnol. 1881. Supplement. S. 30.

In China ist das Verhältniss zwischen Kindern und Eltern das Erste und Wichtigste, welches die Gesetze feststellen, und das Gesetz ist dort der unmittelbare Ausfluss des kaiserlichen Willens. Als die Grundlage aller häuslichen und bürgerlichen Tugend, als Wurzel des Staatswohls wird die kindliche Liebe betrachtet, und die väterliche Gewalt ist unbeschränkt. Den Eltern ist es dagegen zur Pflicht gemacht, dass sie ihre Kinder unterrichten und zu Menschen, d. h. zu echten Chinesen erziehen, deren höchste Kunst im mechanischen Nachahmen, deren feinste Bildung in geselliger Höflichkeit und pedantischem Ceremoniell bestehen. Hierauf geht aller Unterricht aus, und freie Bewegung ist dem jugendlichen Wesen nur in geringem Grade gestattet.

Bei der Erziehung ihrer Kinder halten die Chinesen sich streng an den Spruch: „Wer die Ruthe schont, verdirbt sein Kind.“ Die grösste Liebe zu den Kindern hindert die Eltern nicht, dieselben unbarmherzig zu züchtigen. Stirbt ein Kind an der erlittenen Strafe, so werden die Eltern nicht zur Verantwortung gezogen. Unter der Flussbevölkerung ereignet es sich oft, dass aufgebrachte Mütter ihre schlimmen Kinder in's Wasser werfen und, wenn dieselben sich an die Boote klammern, wüthend zurückstossen, bis sie ertrinken. — Die Chinesen halten die Bestrafung ihrer Kinder, falls die Nothwendigkeit dazu eintritt, für eine wichtige Pflicht. Daher rührt es, dass selbst den Söhnen vornehmer Bürger zuweilen zu Hause Fesseln angelegt werden, wenn sie spielsüchtig sind oder anderen lasterhaften Neigungen fröhnen. Eine andere Bestrafung besteht darin, dass man dem Knaben seinen Antheil an dem Schweinefleisch vorenthält, das alljährlich unter die Familienmitglieder vertheilt wird, wenn sie von der Anbetung der Gräber der Vorfahren zurückkehren. Viel strenger noch werden die Kinder bestraft, die ihre Eltern schlagen; zuweilen werden sie sogar enthauptet.[1])

Die alten Chinesen machten, wie Plath[2]) nachwies, in der Erziehung der Knaben und der Mädchen grosse Unterschiede; jene wurden mehr für die Aussenwelt, diese für die Häuslichkeit erzogen. Das Mädchen wird ferner nach Angabe des alten Buches Li-ki Nei-tse angewiesen, langsam Yü (Ja) zu antworten, der Knabe schnell Wei (Ja). Sie soll sanft reden, freundliche Gesichter machen, den Befehlen gehorchen, Seidencocons abwickeln, nähen, weben, Kleider machen und alle Frauenarbeiten thun. Eine ältere Frau (Mu, die Frau Mutter genannt) lehrt dem Mädchen Artigkeit in Worten und Manieren, zu hören und zu folgen, die Hanfsorten zu behandeln, Seidencocons abzuwinden, zu weben und Quasten zu machen. Ausser der Anfertigung von Kleidern lernen die Mädchen die Opfer zu besorgen und den Wein, die Reisbrühe und die Bambusgefässe mit Opfergaben zu präsentiren, ebenso Gefässe mit eingemachten Früchten und die Gebräuche, um bei den Libationen mit auszuhelfen. Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern sind durchgängige Aufmerksamkeit, völlige Hingabe an den Vater, mit Verläugnung aller Selb-

1) L. Katscher, Bilder a. d. chinesischen Leben. Leipzig u. Heidelberg 1881. S. 54.
2) Joh. Heinr. Plath, Ueber die häusl. Verhältnisse der alten Chinesen. München 1862. S. 34 ff.

ständigkeit und Selbstheit. — Nach diesen althergebrachten Erziehungsgesetzen verfährt man in China zum Theil noch heute. Ueberall ist das Bestreben zu bemerken, Alles in der Erziehung auf's Kleinste vorher zu bestimmen und die genaueste Gliederung der Bildungsstufen herzustellen; beispielsweise sind vier vom Leichteren zum Schwereren fortschreitende Lesebücher eingeführt, und sehr bezeichnend ist der Unterricht in der Musik verboten, weil sie nach Confucius zur „Unregelmässigkeit der Sitten" führe. Ebenso bezeichnend sind die von Plath angeführten Stellen in den alten chinesischen Schriften, die das Verhältniss zwischen Kindern und Eltern regeln.

Bei den am Ganges wohnenden alten Indern (Arja) schärfte das Gesetzbuch den Kindern die grösste Ehrfurcht gegen die Eltern ein; dasselbe gab dem Vater das Recht, sie wie die Frau und seine Diener, wie der Lehrer den Schüler mit Schlägen zu züchtigen, die jedoch nur mit Bambusrohr und auf den Hintern ertheilt werden dürfen. Die Legenden der Buddhisten zeigen uns die Söhne, den Vätern zu Füssen fallend, um sie zu begrüssen. Im Epos sehen wir die vom Gesetzbuch vorgeschriebene Pietät der Kinder gegen die Eltern sehr weitläufig ausgeführt und zu jenem Ceremoniel, zu der Ascetik, zu der Uebernommenheit an Tugend gesteigert, zu welcher die guten Anlagen der Inder durch den Sieg des Priesterthums entarteten.[1])

Bei den alten Indern gab es verschiedene Lebensstufen; die erste Stufe waren die Lehrjahre, die zweite die Hausjahre, die dritte die Waldjahre. Die erste Lebensstufe für den Sohn eines Arja, sei er nun ein Brahmana, Kshatryia oder Vaisya, beginnt mit dem 7. bis 11. Jahre. Er wird dann vom Hause weggeschickt und einem Lehrer übergeben. Der Hauptzweck der ganzen Erziehung in Indien ist das Lernen des Veda. Da der Veda auch das Brahman heisst, so nennt man den Lehrling einen Brahmakârin, einen Brahma-Studenten. Die kürzeste Frist für ein Studium des Veda war 12, die längste 48 Jahre. Während der Schüler im Hause seines Lehrers wohnt, muss er sich der strengsten Ordnung fügen. Zweimal des Tages, beim Sonnen-Aufgang und -Untergang, hat er seine Gebete zu sagen. Jeden Morgen und Abend muss er die Runde im Dorfe machen, und Alles, was man ihm giebt, hat er seinem Meister zu übergeben. Er darf selbst nichts essen, ausser was ihm sein Meister giebt. Er muss Wasser holen, Brennholz sammeln, den Boden rings um den Heerd rein halten etc. Dafür lehrt ihm sein Meister den Veda, so dass er ihn auswendig ohne Fehler hersagen kann, und was sonst noch nothwendig ist, um ihn zu befähigen, in den zweiten Stand zu treten und ein Haushalter, ein grihastha zu werden. Der Schüler darf Extrastunden bei anderen Lehrern nehmen, aber seine Confirmation oder was man seine zweite Geburt nennt, kann er nur von seinem Meister und Lehrer, dem Akarya erhalten. Wenn die Lehrzeit vorüber ist, darf der Schüler in sein väterliches Haus zurückkehren.

1) M. Duncker, Geschichte der Arier. Leipzig 1867. S. 185.

13. Erziehung bei modernen Culturvölkern.

Wenden wir uns zu der Erziehungsweise der modernen Culturvölker Europa's, so tritt uns zunächst die eigenartige Methode der Engländer und der Franzosen entgegen. Das englische Kind wird nicht verzärtelt; sein Körper darf sich schon früh in solchen Spielen üben und kräftigen, die dem Organismus eine gewisse Festigkeit, dem Geiste eine Unternehmungslust und Energie verleihen. Das Spiel des Kindes ist schon eine Art Sport; der Knabe, doch auch das Mädchen darf sich, so lange die Familie der Gesundheit wegen an der Seeküste weilt, in den Künsten des Schwimmens und des Bootfahrens üben; noch ganz kleine Kinder sieht man stundenlang mit nackten Füsschen im kalten Wasser des Strandes umherwaden; die Knaben beschäftigen sich mit dem Schlagen und Werfen des Balls, mit Bogenschiessen und Wettlauf. Dabei gewöhnen sich die Mädchen an eine ruhige Häuslichkeit, denn der englischen Familie ist das Haus das traute Heim, dessen engeren Kreis im stillen Zusammenleben schon das jugendliche Gemüth schätzen lernt. Die Mutter hält auf Ernst und gemessenes Benehmen.

Einen ganz anderen Geist zeigt das Erziehungswesen in Frankreich. Ueber dasselbe berichtet ein guter Beobachter, ein Engländer,[1]) Folgendes: „Von ihren ersten Kindertagen an leben die Mädchen an der Seite demonstrativer Mütter, die, was sie denken und fühlen, mit einer natürlichen Unverhohlenheit zeigen und aussprechen, deren sie sich schwerlich klar bewusst sind. Die Kinder erben nicht blos diese Neigung, sondern werden auch durch Beispiel, durch Verkehr und Unterweisung dazu angeleitet, sie in ihren eigenen kleinen Herzen weiter zu entwickeln. Erregbar geboren, werden sie auch zur Erregbarkeit erzogen. Man sagt ihnen, dass Erregbarkeit wenn sie gut ausgedrückt und auf würdige Gegenstände gelenkt wird, eine Quelle der Freude, der Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit ausmacht. Die englischen — und deutschen — Anschauungen von der Sache sind entgegengesetzter Art; allein dergleichen Dinge sind Fragen der Race und des nationalen Brauches. Und der unmittelbare Einfluss der Mutter wird um so stärker, als es fast allgemeine Sitte der Französinnen ist, dass sie ihre Kinder Tag und Nacht um sich haben. Die Mädchen bilden in Frankreich überall das Spiegelbild ihrer Mütter.“ Der Verfasser geht weiter auf die Unterschiede in den verschiedenen Bevölkerungsschichten Frankreichs ein; dann bemerkt er: „Nirgends in der Welt werden die Kinder so verzogen, wie in Frankreich, und die mütterliche Liebe steigt hier häufig bis zur Einfalt und Narrheit. Allein im beständigen Umgang mit der Mutter eignet sich das französische Mädchen Vieles an, was ihm im späteren Leben zum Vortheil gereicht; die Gewohnheit der Rede und die Kunst der leichten Conversation, Manieren und Tact und selbst eine gewisse Menschenkenntniss. Von der Wiege an

1) H. Scheube, Das häusliche Leben in Frankreich. Aus dem Englischen. Berlin 1876. S. 7.

lernt das Mädchen ein Weib werden etc.“ Viel härter lautet das Urtheil des Engländers über die Erziehung der Knaben in Frankreich: „Es würde im Princip unverständig sowohl, als ungerecht sein, wollten wir sagen, dass alle französischen Knaben Schleicher sind; allein so viele derselben sind dies in der schlimmsten Bedeutung dieses hässlichen Wortes, dass selbst die eifrigsten Freunde Frankreichs sich wider ihren Willen zur Constatirung der Thatsache genöthigt sehen und zugeben müssen, dass die grosse Mehrzahl der Knaben in Frankreich entsetzlich schlecht ist, wenn man den englischen Maassstab anlegt und danach in's Auge fasst, was Knaben eigentlich sein sollten. Das Uebel rührt wesentlich von der mangelhaften Unterweisung her. Die einzigen Knaben in Frankreich, die im Allgemeinen unsere Begriffe von Muth, von Mannhaftigkeit und Ehre verwirklichen, sind die Kinder von Landedelleuten (deren es nicht eben viele giebt), die reiten und schiessen lernen, sich im Freien bewegen und angehalten werden, sich wie Männer zu betragen. Weitaus die meisten aber sind unstreitig kleine Schurken, Feiglinge und ungezogen. Wie können dergleichen Knaben jemals zu braven Männern erwachsen? Im Allgemeinen haben die französischen Knaben etwas mädchenhaftes. Um mit ihnen zu plaudern, sind indess viele von ihnen angenehm genug. Sie haben meist gute Manieren (darin sind sie uns überlegen), sind fast immer zärtlich und liebevoll, selbst leidlich gehorsam und scheinen somit, wenn man nach dem Aeussern urtheilt, das Beste zu versprechen. Sie sind gute Söhne und treue Brüder; sie sitzen fleissig über ihren Büchern, sagen ihre Gebete auf, so lange sie klein sind, allein es ist kein rechtes Zeug in ihnen. Sie dürfen ja nicht, wie ordentliche Knaben, mit einander balgen und versteigen sich selten weiter, als zum Kratzen. Die Disciplin macht sie tapfer, wenn sie Soldaten werden.“

Russland bildet in culturhistorischer Hinsicht gewissermaassen den Uebergang vom Occident zum Orient; die Bevölkerung ist von der europäischen Civilisation angehaucht, huldigt aber noch vielem barbarischen Brauche asiatischer Völker; seiner Gesittung nach kann man es als „Halbasien“ bezeichnen. Am deutlichsten kommen diese Culturzustände bei der Erziehung zur Erscheinung. — Ueber die russische Erziehung lässt sich ein patriotischer Altrusse in der conservativen Moskau'schen Zeitung also vernehmen: „Was soll man vollends von unserer Jugenderziehung sagen? Die Intelligenz erzieht ihre Söhne und Töchter im Geiste des Occidents: das Kind plappert von der frühesten Jugend an französische, deutsche und englische Verse her, das Vaterunser kennt es nicht. Die unterste Volksklasse weiss nicht, wie ihre Kinder gelenkt werden, und in den Dorfschulen treiben materialistisch gesinnte Lehrer ihr Wesen. Familienleben — wo bleibt das? Die Kinder brauchen blos in eine höhere Classe ihrer Lehranstalt hinüber zu kommen, um die Väter als abgelebt anzusehen und sich über sie lustig zu machen; 16—17jährige Jungfrauen aber suchen selbständige Arbeit und vertiefen sich bis über die Ohren in die Naturwissenschaft. Alles das, was man früher in Gegenwart eines Mädchens nicht erwähnen durfte, setzt ein

solches Mädchen selbst auseinander und analysirt es mit einem Geschick, wie es zuweilen dem Fachmanne eigen ist. Die Aufgabe, die ihr vom Schöpfer gestellt worden, ist ihr aber fremd."

Blicken wir zum Schlusse auf unser eigenes volksthümliches Erziehungswesen, so nehmen wir wahr, dass es hier gar zu sehr an der Berücksichtigung des ersten Erfordernisses fehlt: an der gleichmässigen Ausbildung von Körper und Geist. In vieler Beziehung gilt noch immer als wahr, was schon vor mehreren Jahren Dr. Schreber[1]) sagte: „Die eigentliche, naturgemässe Erziehung, die häusliche, besteht entweder nur in einem einwirkungslosen Heranwachsenlassen der Kinder, in der blinden Hoffnung, dass, weil Tausende von Kindern hin und wieder einmal durch ganz aussergewöhnlichen Selbsterhaltungstrieb oder durch ganz besonders glückliche Einwirkungen des übrigen Lebens für den Mangel der Erziehung entschädigt wird, man es überhaupt darauf ankommen lassen könne; oder sie ist planlos, ohne wohlberechnete, durchdachte Grundsätze; oder, wo vielleicht auch die Erkenntniss der richtigen Erziehungsgrundsätze vorhanden ist, fehlt doch die zur ausdauernden Durchführung derselben nöthige Kraft. Das Erziehungswesen im Allgemeinen ist immer noch ein nur schwach gelichteter Urwald, dessen Boden einer gründlichen Umarbeitung bedarf." Wenn dann das Kind schulpflichtig ist, so droht ihm durch geistige Ueberbürdung eine besondere Schädigung.

Unser ganzes modernes Erziehungswesen krankt an einer Bevorzugung der Ausbildung des Geistes durch Unterricht und Wissensdressur, während die physischen Fähigkeiten nur wenig zur normalen Entwickelung gebracht werden. Der Arzt Kjellberg in Upsala vergleicht die Erziehung der Jetztzeit mit derjenigen der Griechen und Römer, sowie der der Engländer; er kommt, indem er sich an die Aerzte als Wächter des physischen Lebens wendet, zu dem Schluss: „Ich habe zu zeigen versucht, dass jene Völker der alten und neuen Zeiten, die durch physische, intellectuelle und sittliche Kraft am bedeutendsten waren, auch der Erziehung ihrer Kinder in körperlicher und geistiger Beziehung die grösste Sorgfalt widmeten und dass bei ihnen tägliche Leibesübungen zur physischen Pflege gehörten. Diese letztere bezüglich der Körperbewegung unserer Jugend ist ungenügend und bedarf einer vollständigen Reform, indem die Stunden der intellectuellen Arbeit vermindert und die Zeit der Körperbewegung in gleichem Maasse vermehrt wird."[2])

Es ist allgemein bekannt, dass in Deutschland die Erziehung des Kindes im Hause so manche Mängel aufweist, dass aber in den besseren und mittleren Schichten der Bevölkerung jetzt in immer erhöhtem Grade jenen Stimmen Gehör geschenkt wird, welche eine gleichmässige Entwickelung des Körpers und Geistes fordern. Der allgemein eingeführte Schulzwang mag auch in den unteren Schichten schon Manches gebessert haben, soweit die

1) D. G. M. Schreber, Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit etc. Leipzig 1858. S. 24.
2) Upsala läkare förenings förhandlingar. XII. Band. Upsala, Ed. Berling. 1877.

Schule auch Einfluss auf die häusliche Zucht haben kann. Allein noch bestehen im Volke manche recht unvollkommene Anschauungen über die Aufgaben der häuslichen Erziehung.

„Auf die Erziehung,“ sagt ein Berichterstatter aus dem Fränkisch-Hennebergischen,[1] „wird heutzutage weit mehr Sorgfalt verwendet, als dies in früheren Zeiten geschah und möglich war. Doch treibt man auch hier die Sparsamkeit zu weit. Auch traut man gewissen äusseren Erscheinungen und Handlungen unfehlbare, unerklärliche Wirkungen zu. Sucht z. B. das Kind auf Johanni Kümmel, so wird es gescheit. Will das Kind durchaus nicht gehorchen, so droht ihm die Mutter und spricht (in Meiningen): Du kömmst in die Betterhell on muhst stänerne Hütes on Steckno-edelsbrüh ess etc.“

Welche Rückwirkung erzieherische Fehler auf den Geist der Nation haben, setzte Lazarus in seinem Buche „Das Leben der Seele“ auseinander:

„Der Mensch als Einzelwesen findet, wenn er als solches zum Selbstbewusstsein gelangt und aus kindlichem Thun herausschreitet, in sich selbst eine Summe von Anschauungen und Vorstellungen, die er aus der Familie, aus dem Volke schöpfte, worin er lebt, und die sich forterbt von Geschlecht zu Geschlecht zum Guten oder Schlechten, je nachdem die Söhne das geistige Erbe der Väter wachsen oder erstarren lassen: so ist auch das einzelne Volk, obgleich individuell, nur relativ selbständig und athmet und entfaltet seine Entwickelung nur als Theil des Ganzen.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Kinderfeste und ihre Bedeutung.

Der Sinn für Feste ist ein recht allgemeiner, ziemlich über die ganze Erde verbreiteter. Es mag nur wenige Völker geben, welche es unterlassen, ihren Gefühlen bei besonderen Ereignissen durch gemeinschaftliche Veranstaltungen lauten Ausdruck zu geben. Seitdem sich der Mensch dem Menschen gesellte, seit die Familie besteht, seit die Völker entstanden, wurden Feste gefeiert. Eine pseudonyme Dame[2]) äufserte in dieser Beziehung neulich ganz treffend: „Kein Volk, kein Stand, kein bewusstes Lebensalter fehlt in dem gewaltigen Chor, in welchem, dem Himmel sei Dank, die Jubeltöne überwiegen. Aber aus diesem Bedürfniss nach äusserer Manifestation starker

1) B. Spiess, Volksthümliches etc. 1869. S. 100.

2) O. Ernst, Neugriechische Familien- und Kirchenfeste. In „Unsere Zeit,“ Deutsche Revue der Gegenwart, von v. Gottschall. 1881. X. S. 612.

Empfindungen, welches Allen eigen ist, sind die eigenthümlichsten Besonderheiten emporgesprosst, hat sich eine Stufenleiter festlicher Bethätigungen gebildet von den Blutschwelgereien wilder Sklavenkönige zu den Liebesmählern frommer Brüdergemeinden, von der Weihe der Venus-Priesterin zu der der Vestalin, von der Orgie um die erhandelte Tonne mit betäubendem Feuerwasser zu dem hochgeistigen Rausch einer Dichterapotheose, vom Kriegstanz um den sterbenden Feind zu Festen des Rothen Kreuzes, von der alljährlich neu den Wechsel verherrlichenden Hochzeitspracht mohammedanischer Fürsten zu der goldenen Weihe halbhundertjähriger christlicher Ehe."

Je nach dem Charakter der Festlichkeit und des dieselbe begehenden Volkes bleibt auch die Jugend der Sache nicht fern. Es giebt theils Familien- theils Jahres-Feste, bei welchen es der Kinderwelt vergönnt wird, sich aufs Lebhafteste zu betheiligen. So setzen sich in Folge solcher Betheiligung der heranwachsenden Generation die specifischen Formen und Bräuche der Feier immer auf spätere Generationen fort. Namentlich die germanischen Völker, vor Allen die Deutschen, gestatteten dem heranwachsenden Geschlechte eine Mitwirkung, die dem Feste stets etwas Frisches giebt. Und „wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen." Wenn im Verlaufe der Zeiten die älteren Leute Zweck und Bedeutung eines früher begangenen, sonst regelmässig wiederholten Jahresfestes vergassen, weil eine neue Culturströmung andere geistige Richtungen einschlug, da klingt bei den Festesspielen der Jugend noch immer im kindlichen Chor das alte Thema als Motiv aus entschwundenen Perioden nach.

Für die Entwickelung und Ausbreitung der Kinderfeste giebt es kaum ein günstigeres Land, als Deutschland. Denn im deutschen Gemüthsleben erwacht schon frühzeitig der heitere Sinn für frohes symbolisches Spiel; an die Festtage des Jahres knüpft sich in solchem Kinderspiel eine Reihe feierlich-heiterer Handlungen, welche auf die Bedeutung des Jahrestermins mit sinnigem Erinnern an den nun eingetretenen Wechsel in der Natur mit theilweise recht alterthümlichen Gebräuchen hinweisen. Doch nicht überall herrscht gleiche Empfänglichkeit. In einigen Gegenden des nördlichen Deutschland ist der Boden für die Kinderfeste und ihr Gedeihen ziemlich ungünstig. So schreibt Hermann Meier in Emden über die Ostfriesen: „Die Zahl der wirklichen Kinderfeste ist eine geringe, ausser Geburtstagen und einigen Schulfeierlichkeiten bleibt wenig mehr übrig. Bei Volksfesten spielt das Kind gar keine Rolle, bei Familienfesten eine sehr untergeordnete. Einige Kinderfeste, die wir haben, sind theils aus dem benachbarten Holland herübergekommen, theils sind es noch Anklänge an den früheren Katholicismus." In anderen Gauen stehen die Jahresfeste bei der Jugend in schönster Blüthe.

Wie in den meisten deutschen Provinzen, so zeigen sich auch in anderen Ländern die Kinder für die Festfreuden beim Wechsel der Jahreszeiten zugänglich. Es giebt dabei interessante Analogien. Unserem Weihnachtsbaum und Frühlingseinholen entsprach bei den Altgriechen, wie Konrad Zacher meint, die sogenannte Eiresione. Dies war ein mit bunten Bändern aus-

geputzter, mit Früchten und mannigfach geformtem Backwerk behangener Oel- oder Lorbeerzweig, der an verschiedenen Festen, theils im Frühjahr, theils im Herbst von Knaben herumgetragen wurde und dann entweder vor dem Tempel Apolls aufgestellt ward, oder über der Thür von Privathäusern aufgehängt wurde, ganz wie unsere Pfingstkrone oder in Rom die corona spicea. Der Ueberlieferung nach wurde dabei gesungen:

„Feigen bringt Eiresione und reichlich nährende Brote,
Honig dazu in die Schüssel und Oel, die Glieder zu salben,
Feurigen Weins einen Becher, der Rausch und Schlummer dir spendet."

Dies Lied ist erhalten bei Plutarch (Theseus, c. 22.) und bei Suidas. Dass die Knaben dabei Gaben eingefordert hätten, wird nicht ausdrücklich gesagt, wohl aber wird von Suidas unter dem Worte Homeros erzählt, dass dieser als blinder Greis auf Samos, von Knaben geführt, vor den Häusern der Reichen, Gaben heischend, ein als Eiresione bezeichnetes Bettlerlied gesungen habe.[1]) Wir werden in Folgendem finden, dass dergleichen Bettlerlieder auch noch bei unseren Kinderfesten heimisch sind.

---

1. Das Osterfest.

In den meisten solcher Kinderspiele, die sich an bestimmte Zeiten knüpfen, sind mythologische Vorstellungen erkennbar. Beispielsweise ist ein althergebrachtes Fest die Osterfeier. Die altdeutsche Feier der Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichtes und des strahlenden Morgens, fiel der Bedeutung nach bei verschiedenen germanischen Stämmen gewiss mit derjenigen der Frigg und Herda zusammen, und J. A. E. Köhler[2]) vermuthet, dass das Juelfest nicht blos dem Dienste der Frigg, sondern auch dem der Herda gewidmet war. Dennoch muss man das Juelfest und das Hauptfest der Ostara streng auseinander halten; denn jenes, das Fest der heiligen zwölf Nächte, begann in der längsten Nacht des Jahres und feierte den Wendepunkt der Sonne; das Fest der Ostara dagegen, welches im April gefeiert wurde, galt dem vollkommenen Siege des Lichtes über die Herrschaft der trüben Wintertage.

Eine Art Frühlingsfeier, die am heiligen Abend vor Ostern begangen wird und noch an einigen Orten des Thüringer Waldes und des Eisenacher Kreises besteht, wird in folgender Weise begangen (zu Gerstungen bei Eisenach): Die Schuljugend stellt sich in 3 oder 4 Colonnen, theils vor der Wohnung des Försters, theils auch vor der des Oberholzhauers auf, von wo sie durch abgesandte Deputationen die betreffenden Personen begrüssen, mit Jubel in ihre Mitte aufnehmen und sodann mit diesen nach dem Walde ziehen. Hier angekommen, benutzen sie nach altem Herkommen das Recht,

1) Globus 1877. S. 285.
2) Köhler, Volksbrauch im Vogtlande. Leipzig 1867. S. 7. Vgl. Montanus, Die deutschen Volksfeste, Jahres- und Familienfeste. Iserlohn 1854. — Freih. v. Reinsberg, Das festliche Jahr in Sitten, Gebräuchen und Festen der germanischen Völker. Leipzig 1863.

sich einen besonders hohen Fichtenstamm zu ihrem Osterbaum auszusuchen. Unentgeltlich wird er vom Förster abgetreten, umgeschlagen und jubelnd in den Ort getragen. Auf dem Marktplatz wird er niedergelegt, geschält und bis zum äussersten Gipfel mit gefärbten Eiern, bunten Bändern, Schneckenhäusern u. s. w. behangen. Gegen Abend wird er in der Mitte des Platzes aufgerichtet und am Osterfeiertag beginnt unter ihm der Frühlingstanz mit dem Liede:

Tro ri ro, der Sommer ist nu do!
Wir woll'n nu raus in Garten
Un woll'n des Sommers warten:
Jo, jo, jo! der Sommer is nu do! etc.

Am nächsten Sonntag wird der Baum umgeworfen und seiner Bänder, Eier u. s. w. beraubt.[1])

Dieselbe Sitte, das einkehrende Frühjahr durch Errichtung eines Baumes zu begrüssen, ist in Deutschland, wie wir noch weiterhin besprechen werden, an vielen Orten, doch nur später, meist im Mai, gebräuchlich; sie kommt auch in England vor, z. B. in einem Dorfe in Derbyshire, wo nicht nur die Jugend, sondern auch alle Erwachsenen am „Maibaumfest" rührig theilnehmen.

Durch ganz Deutschland geht die Sitte der bunten (mit den Sonnenfarben bemalten?) Ostereier; sie ist unzweifelhaft heidnischen Ursprungs, und die Ostereier sind wahrscheinlich (nach Wolf, Mannhardt u. A.) Sinnbilder des neuerwachenden Naturlebens. Man versteckt diese Eier besonders am Gründonnerstag im Garten oder in der Stube, legt sie dabei wohl auch in künstlich hergestellte Nester und sagt, der Hase habe sie gelegt;[2]) dann werden sie von der jubelnden Kinderschaar aufgesucht. Der Hase aber ist das Thier der Frühlingsgöttin Ostara und wahrscheinlich das Sinnbild der Fruchtbarkeit. Auch erhalten in vielen Gegenden Deutschlands zu Ostern die Kinder bunte, zuweilen aus Zucker gemachte Eier vom Gevatter geschenkt.

Wahrscheinlich herrschten früher in Deutschland allgemein mit den Ostereiern noch andere Bräuche, die sich hie und da local erhalten. So ist in Oldenburg ein Spiel der Kinder um Eier das „Bicken." Vorzüglich, heisst es aus dem Saterlande, war dieses Bicken beim Abbrennen des Osterfeuers unter Leuten verschiedenen Geschlechts üblich und diente häufig dazu, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue anzuknüpfen (Strakerjan). In Schwaben spielen die Kinder am Ostertag Nachmittags „Klöpfelns"; dabei gilt es, ein Ei an's andere zu schlagen und welches ganz bleibt, hat das andere gewonnen (Louise Pichler). Bis weithin nach Kurland reicht diese Sitte; dort heisst sie „das Schlagen". Schon bei der Vertheilung der Eier giebt es Hader, denn dasjenige, deren eines Ende sich stark zuspitzt, gilt als besonders stark und ist daher besonders begehrt. Sobald Jedes sein Theil Eier hat, beginnt sogleich das Schlagen, d. h. das eine Kind hält das Ei mit der Spitze nach oben in der Faust, während das an-

1) Fr. Schmidt in Weimar, im Globus 1876. S. 209.
2) Vergl. F. L. W. Schwartz, Der Ursprung der Mythol. Berlin 1860. S. 229.

dere mit der Spitze seines Ei's darauf schlägt. Der, dessen Ei eingeschlagen wird, muss es an den glücklichen Gewinner abtreten, so dass man mit Hülfe eines recht starken Eies zu einem ganzen Vorrath gelangt. Im sächsischen Vogtlande macht der Jugend das sogenannte „Eierhärten“ Spass. Schon vier Wochen vor Ostern sehen sich die Buben nach harten Eiern um und bezahlen ein solches, das eine recht feste Schale hat, ziemlich theuer. Erscheint nun Ostern, so versammelt sich die ganze Jugend und das Härten beginnt. Ehe jedoch der eine mit dem anderen härtet, nimmt er das Ei des Gegners und pocht damit gegen die Zähne, indem er dabei mit der einen Hand das Ohr zuhält, um die Stärke der Schale zu prüfen. Glaubt er nun, sein Ei sei härter, so härtet er mit dem Gegner „auf Rück und Spitz“, oder blos „auf Rück oder Spitz,“ d. h. sie schlagen entweder sowohl mit der Spitze als mit der unteren Seite der Eier oder nur mit der oberen und unteren Spitze zusammen. Der, dessen Ei zerbricht, hat verloren. Wer dabei betrügt, z. B. sein Ei mit Pech ausgegossen hat, wird jubelnd vom Platze vertrieben. Jetzt hat diese Lust sehr abgenommen, da die Polizei solchen Lärm nicht auf öffentlichem Platze duldet (Spiess).

In manchen Gegenden, in welchen das Verstecken und Aufsuchen der angeblich vom Hasen gelegten Ostereier nicht gebräuchlich ist, spielen die Ostereier eine andere Rolle. So unterhalten sich in der Lausitz Jung und Alt mit dem sogenannten „Wâleien,“ einem Spiele, bei dem auf einer abschüssigen, 5 oder 6 Fuss langen, oben drei Hände breiten, unten sich herzförmig erweiternden Bahn (Wâlei) Eier herabgerollt werden.[1]) Jede von den 8—10 am Spiele sich betheiligenden Personen hat ihr wohlgezeichnetes Osterei, das sie kunstgerecht von oben hinunterkugeln lässt an das Ende der Bahn, das in drei oben offene Abtheilungen ausläuft. Wessen Ei getroffen ist, der hat es aus der Abtheilung herauszunehmen und hat an den, welcher es mit dem seinigen getroffen hat, Busse (einen Pfennig oder eine Steckenadel) zu zahlen. Lübben, wo dieses Spiel besonders eifrig betrieben wird, hat dazu seinen eigenen Spielberg, dünenartig aus reinem Sande gebildet (F. Weineck). Ausser dem „Härten,“ d. h. dem Aneinanderschlagen mit der Spitze unter der Bedingung, dass das zerbrechende Ei dem Gegenpart gehöre, giebt es für die Kinder in der Oberpfalz noch das „Ringeln:“ Es werden hierbei mehrere Eier, von jedem Mitspieler eines, in einiger Entfernung neben einander aufgestellt; es wird dann von den Mitspielenden von einem flachgehaltenen Brett aus ein Ring gegen die Eier losgelassen und wer so ein Ei trifft, darf es behalten.[2]) Das Werfen der Eier in die Wanne auf 50—60 Schritt war ehemals ein Oster-Vergnügen der Kinder in Schwaben (Birlinger); auch warfen dort die Kinder die bunten Ostereier auf der Wiese, wobei es darauf ankam, das Ei so zu wenden, dass es auf

---

1) Interessant sind die Analogien, dass auch bei den Wotjäken zu Ostern sowohl die Kinder mit Eiern kollern, als auch die Eier auf dem Felde (zugleich mit dem Korn) ausgesäet werden, wo sie die Kinder aufsuchen. Vgl. Dr. Max Buch im Globus 1881. XL. S. 285.

2) Albert Bierling, Erinnerungen aus der Oberpfalz. Weiden 1878.

eine Spitze fällt und nicht zerbricht. Im Saterlande (Oldenburg) wirft man ebenfalls mit Eiern auf Wiesen, und wer in Jever sein Ei am weitesten wirft, bekommt die Eier der übrigen (Strackerjan). Das „Eierwalzen" besteht auch an einigen Orten des bairischen Vogtlandes in der Gegend bei Bayreuth (Köhler). In Ostfriesland wird von den Kindern das Osterfest in verschiedenen Gegenden in verschiedener Weise begangen. Hier wird gehickt, d. h. zwei Knaben messen durch Aufschlagen ihrer Eier die Stärke derselben und das schwächste fällt dem Gegner zu. Dies findet besonders in Emden statt. In anderen Städten und Dörfern, wo, wie auf der Geest, das Terrain etwas eben ist, lässt man die Eier von einer vorhandenen oder gemachten Höhe hinter einander herrollen und sich treffen, und das dabei verletzte fällt dem Gegner zu. An diesem Spiel betheiligen sich auch die Mädchen. Auf der Insel Borkum suchen sich Mädchen und Knaben eine recht moosreiche, folglich weiche Stelle der Gemeindewiese aus und werfen dort mit der Schleuder die Eier hoch in die Luft. Dabei wird gesungen:

> Gele Dole (gelber Dotter) gele Dole, Kiewitsei,
> War is mien Ei?
> War blift mien Ei?
> War is mien Pinkster- un Paaske (Ostern) -Ei?[1])

In Kurland ist das „Eierkullern" in hohem Grade beliebt. Es wird nämlich der Fussboden mit weichen Tüchern bedeckt und auf diese ein schräg gerichtetes Brett gelegt. Nun lässt man der Reihe nach die Eier das Brett herabrollen. Trifft ein herabgerolltes Ei ein, zwei oder drei der schon liegenden, so gehören diese Eier dem Besitzer des Rollenden. Spielt man ungeschickt oder mit besonderem Unglück, so kann man in kurzer Frist um seinen ganzen Vorrath kommen (Th. Hermann).[2])

In einem alten Schriftchen: „Das Augsburgische Jahr einmal," das in Knittelversen die Festfreuden der Kinder aufzählt, heisst es:

> „Kommt Ostern, so legt Eier der Has
> Sowohl in Häusern als im Gras.
> Am Osterdienstag, man darf's glauben,
> Ist's eine Freude um's Eierklauben "

In England, z. B. in Lancashire, treffen wir ähnliche Sitten: „The eggs obtained by the juveniles are very frequently boiled and dyed in logwood and other dyes, on the Easter Sunday, and rolled in the fields one egg at another till broken" (Harland and Wilkinson). „As to Easter eggs, they are as duly painted and gilded and rolled on the greensward, throughout the North of England, as the are in Russia or Germany. I am told, however, that the West Riding forms an exception; pasch eggs are unknown there" (Henderson). Die alten Iren hatten ebenfalls, wie die alten Deutschen, ihre Osterfeier mit der Besonderheit der Eier: „On Easter Sunday all went there to make their Pruchuais Cásca, or Easter feast of eggs, oatmeal-bread, and new Easter ale; to hold their Easter conversazione on the topics of the

1) H. Meier im Globus 1876. Nr. 24. S. 382.
2) S. Abbildung das Eier-Tupfen, von W. Claudius im Daheim 1877. Nr. 27. S. 428.

day, and to open the sports of the season with a chorus of bagpipes and moneen dance."[1])

Nach Friedel in Berlin findet sich auf dem Hausberg bei Eberswalde, Kreis Oberbarnim, ein sonderbarer Irrgang aus verschlungenen Rasenstücken gebildet, auf denen früher Steine gelegen haben. Um Ostern laufen oder besser hüpfen Kinder durch ihn; wer sich herausfindet, ohne überzutreten oder sich zu verwirren, bekommt ein Ei zur Belohnung. Solche aus Hecken oder Rasen gebildete Irrgänge (Labyrinthe) scheinen in heidnischer Zeit mit dem Naturgottesdienst zusammen gehangen zu haben; darauf deutet ihre Benutzung an bestimmten Festtagen, z. B. an Ostertagen.

Unweit Samaden (im Oberengadin) am Inn pflegen die Kinder der Umgegend am Morgen des Palmsonntags Weidenzweige (von Seidelbastweide) mit eiförmigen Kätzchen — olivas — zu suchen und in die Dörfer zu tragen, wo man sie als Zeichen des herannahenden Frühlings in den Stuben aufbewahrt und ehrt.

Wenn die Natur um Ostern aus ihrem winterlichen Schlaf erwachte, so jubelte bei unseren heidnischen Vorfahren Alles der sich verjüngenden Zeit entgegen. Man verbrannte eine Strohpuppe, die den Winterriesen darstellte, in feierlichem Aufzuge. Die Asche des Osterfeuers wurde in's fliessende Wasser geschüttet, nicht aber auf die Felder gestreut. Bis in die neue Zeit hat sich diese symbolische Feuerweihe des erwachenden Frühlings im Volke erhalten.

Das noch hier und da, z. B. in Oldenburg, gebräuchliche Anzünden der Osterfeuer ist nunmehr meist den Kindern überlassen. Schon Wochen lang zuvor schleppen die Knaben hierzu das Holz zusammen, theils plündern sie die Zäune, theils betteln sie die Scheite zusammen, indem sie in possierlicher Verkleidung von Haus zu Haus gehen unter dem Absingen von Osterbettelliedern.

Auf der kleinen Insel Marken an der holländischen Küste gegenüber von Monnickendamm haben die Kinder ihre Festtage, an denen sie in Reihen tanzen, so am Niklastage, dem 30. April, an welchem auf allen Deichen grosse Feuer angezündet und von den Kindern umtanzt werden, wie de Coster berichtet.[2])

Die in slavischen Gegenden, z. B. in Schlesien, Ostpreussen u. s. w. üblichen Schmackostern (Schmeckostern), aus Weidenruthen geflochtene, mit rothen Bändern verzierte, zum Hauen bestimmte Gerten, die man den Kindern giebt, um damit die Leute zu schlagen und dafür Geschenke zu empfangen, ist ein unzweifelhaft heidnischer Gebrauch; ähnlich ist es im Vogtlande, wo es „Aufpeitschen," in der Höfer Gegend auch „Fitzeln" heisst; von dem Geschlagenen erhalten sie dort Pfefferkuchen und Branntwein.

1) Proceedings of the Royal Irish Academy. Dec. 1875. I. S. 267.
2) Eine hübsche Abbildung „Tanz der Kinder auf Marken" giebt „Globus" 1880. 24. S. 373.

2. Das Maifest.

Man nennt die Kindheit gar oft und gern den Mai des Lebens; Kindheit und Mai können in der That als die Wonnezeit in der Natur, wie im menschlichen Leben gelten: König Lenz ist der Glückbringer für die Jugend; ihm jubelt die kleine Schaar vom Herzen zu, wenn er einzieht in die Felder und Fluren; jauchzend sieht sie da Alles sprossen, pflückt draussen die ersten Schneeglöckchen, die ersten Primeln oder „Himmelschlüssel" und kehrt dann stolz mit ihren bunten Frühlingssträussen heim. Und wie die Natur erwacht aus ihrem Winterschlummer, so erwacht da auch in den Kreisen der Kinder das Gedächtniss an die alten Naturfeste, die schon die Ahnen feierten, und die jetzt noch hier und da in der jugendlichen Erinnerung, neu belebt, in mannichfacher Gestalt als Aeusserung lauteren Frohsinns von Jahr zu Jahr wiederkehren. Die oberdeutsche Dorfjugend hat ein Frühlingsspiel, bei dem sie Haselgeschosse auf den Weidenbogen legt, um sie als „Blitzpfeile bis über das Beckenhaus hinüber" zu schiessen. Sie sollen das lastende Märzgewölke durchbohren und der Sonne den Weg bahnen, dass sie die Saaten wieder erwärmen und den „Beckerwecken" reifen lasse. Rochholz macht darauf aufmerksam, dass diesem Jugendbrauche nächstverwandt ist die altnordische Sage vom Oberwandil, d. h. der mit dem Pfeil Arbeitende und (nach Uhland): der aus der Saat hervorstechende, aufschiessende Fruchtkeim.

Eine besondere Form nimmt das Frühlings- und Sommerfest am 1. Mai, am Walpurgistag an (Walperntag). Dieser Tag, dem Donar geweiht, trägt, wie Grimm, Mannhardt, Grohmann, Wuttke und Andere hervorheben, als einer der heiligsten Tage des deutschen Heidenthums, als Opfer- und Gerichtstag der Maiversammlung des Volks, noch immer in dem ihm anhängenden Aberglauben rein heidnischen Charakter. Besonders ist es die vorangehende Nacht, in welcher alle Zaubermächte losgebunden werden.

Der Maitag war bei den Schwaben und anderen deutschen Stämmen ein grosser volksthümlicher Festtag; heute haben meist die Schulkinder mit ihren Kinderfesten diesen Tag für sich in Beschlag genommen, während sie sonst in Procession mit Baumzweigen und Bändern geschmückt auf das Feld zogen (Birlinger). Das Maienholen ist jedoch noch immer ein wesentlicher Theil unserer Kinderlust. Am Niederrhein wird das Maifest durch das Holen der sprossenden Blüthen und knospenden Zweige symbolisch gefeiert. Mit grünen Zweigen und Blumensträussen geschmückt zieht die fröhliche Jugend von Haus zu Haus und singt kindliche Frühlingshymnen:

> Guten Tag, guten Tag in's Haus!
> Hier bringen wir den Mai in's Haus,
> Wir haben heute Maie,
> Der giebt uns unsere Weihe.

Dann erhalten sie Eier und Kuchen, werden aber von neckischen Gemüthern sehr häufig auch zum Willkommen mit Wasser bespritzt. In der deutschen Schweiz ziehen die Kinder gleichfalls mit jungen Maibäumen,

die man mit bunten Eiern und Blumen verziert, von Haus zu Haus und singen ihre Maiverse, die oft mehr naiv und herzlich, als poetisch und ästhetisch sind. Im Oberelsass geht das Mairöschen, oder wie es im Dialekt heisst, das „Maienreesele" um, in der Thanner Flur ein Mägdlein mit Blumen und Bändern phantastisch ausgeputzt, das einen Korb für die geschenkten Gaben in den Händen trägt, denn auf Schenkungen laufen diese Kinderfestlichkeiten stets hinaus. Bekannt ist im Rheinthale das Brunnenkranzfest in Bacharach, wo im Mai die vier grossen Brunnen gereinigt werden; dies ist mit einer Festivität verbunden, bei der sämmtliche Kinder des Ortes hinter dem jugendlichen Träger des Brunnenkranzes einen Zug bilden, Speisen und Delikatessen sammeln und schliesslich einen Kinderschmaus veranstalten.

In mehreren Gegenden Deutschlands, z. B. in Niedersachsen, besteht das Maifest im Aufrichten eines Maibaumes, um welchen man tanzt. Im Städtchen Wolfhagen (Niedersachsen) versammeln sich die Maijungen, als Zimmerleute mit Schurzfell, Tornister bekleidet, auf dem Markte. Unter den Klängen rauschender Musik bewegt sich der Zug nach dem Walde, dort weist der Magistrat junge Birken an, die gefällt werden; diese „Maibäume" werden dann mit Sang und Klang durch den Ort getragen und an den einzelnen Häusern aufgepflanzt. Dem Zuge voran fährt ein Wagen, auf dem eine symbolische Figur, die Maigöttin sitzt, hinter ihr marschirt die militärisch bekleidete männliche Jugend. Aehnlich findet es in Eschwege in Thüringen statt. Als personificirter Mai, eine duftige Blumenkrone auf dem Haupte und am ganzen Leibe mit grünem Reisig und den ersten Frühlingsblumen bedeckt, zieht im Tecklenburgischen ein Knabe als „Pfingstblume" mit einem Kindergefolge von Hof zu Hof. Die Sitte ist in Nord- und Süddeutschland verbreitet; statt Pfingstblume wird der Knabe auch hin und wieder „Pfingstküäm" oder „Kaudernest," oder „Füstge Mai" titulirt, im Elsass aber „Pfingstquark" genannt. Die Kinder folgen ihm von Thür zu Thür und singen:

„En Ei heraus, en Ei heraus!
Oder i schick de Marder in's Hühnerhaus!"

In der Rhön winken der Kinderwelt alljährlich mehrmals erfreuliche Tage: Zur Zeit des Frühlingsanfangs offeriren, von Haus zu Haus ziehend, die Jungen des Dorfes das primitive Modell eines mit Buchs geschnittenen Pfluges, im Arm ein glückverheissendes Sträusschen tragend.[1])

Als sonst in Erfurt die Bürger am Walpurgistage ihren „Walperzug" in's Gehölz machten, wo sie unter Klang und Sang Maien abschnitten und in den Händen nach der Stadt zurückbrachten, stellten sie bei der Rückkehr an die Spitze des Zuges zwei Knaben zu Pferd, mit Goldketten und anderem Geschmeide geschmückt. Ueber den Ursprung dieses Brauchs herrschen verschiedene Sagen, von welchen Uhland folgende mittheilt: Die Edelleute eines Schlosses der Umgegend seien Räuber gewesen, und Kaiser

---

1) Dr. Aug. Schmidt im Bair. ärztl. Intelligenz-Blatt 1880. S. 362.

Rudolf habe sie in Gemeinschaft mit den Erfurtern 1289 erschlagen und das Schloss zerstört; da habe die Edelfrau mit ihren Söhnen den Kaiser fussfällig um das Leben ihrer Kinder gebeten; diese Bitte sei erfüllt, die geschmückten Edelsöhne seien mit ihrem Geschmeide behängt auf Pferden nach Erfurt gebracht worden. Zum Andenken an die Einnahme des Schlosses wurde von den Erfurtern der Walperzug alljährlich veranstaltet, bei dem die zwei geschmückten Knaben vorritten. Allein Uhland bemerkt zu dieser Sage: „Der Walperzug mochte von Anfang an auf eine Eroberung ausgehen, aber die Besiegten sind nicht Raubritter, sondern Winterunholde, denen der freundliche Sommer abgewonnen wird. Im Sinne des Ganzen sind dann auch die erheblichen Einzelheiten aufzufassen. Die zwei reichgeschmückten Knaben, die man mit den Maibüscheln jubelnd in die Stadt geleitete, waren ursprünglich nicht Söhne der Edelfrau, sondern Träger des einkehrenden Frühjahrs."

Das Frühlingsfest gestaltet sich in Frankreich ein wenig anders als in Deutschland. In Lons-le-Saulnier und Château-Chalon (Jura) tragen am 1. Mai die jungen Mädchen ein mit Blumen geschmücktes Kind, „die Neuvermählte," im Triumphe umher und singen dabei folgendes Liedchen:

„Beschenkt zur Hochzeit uns're Braut,
Sie bringt den Mai und Jubel überlaut;
Beschenkt zur Hochzeit uns're Braut
Mit Gaben reich.
Es ist der Mai, den hier ihr vor euch schaut,
Drum gebet gleich."
(Aus Champfleury's Sammlung.)

Die Kinder von Salles an der Marne sammeln nach Angabe Tarbe's Mehl und Eier im Anfang Mai (Marienmonat), backen Waffeln davon und kaufen aus deren Erlös eine Kerze, die sie zu Ehren der Mutter Gottes anzünden und singen:

„Frau, gebt mir ein kleines Ei
Und ein wenig Mehl dabei;
Nicht für mich allein
Soll die Gabe sein,
Eine Kerze kauft ich gern
Für die Mutter unseres Herrn."[1])

---

3. Das Sommerempfangen.

Die verschiedenen Weisen des Sommerempfanges vermochte der gründliche Kenner germanischer Volksbräuche, Jacob Grimm, nach Volksstämmen zu gruppiren: In Schweden und Gothland Kampf des Winters und Sommers, feierlicher Einzug des letzteren; in Schonen, Dänemark, Niedersachsen und England blosser Mairitt oder Einholung des Maiwagens; am Rhein blosser Kampf zwischen Winter und Sommer ohne Wasser-

1) Otto Kamp. Frankreichs Kinderwelt in Lied und Spiel. Wiesbaden 1878. S. 43.

tauche, ohne Pomp des Einreitens; bei Franken, Thüringern, Meissnern, Böhmen, Schlesiern blosses Austragen des winterlichen Todes ohne Kampf und feierliche Einführung des Sommers. Freilich sind hierbei nur die wesentlichsten Merkmale fixirt.

Die Sitte, gegen die Frühjahrszeit hin den Kampf zwischen Winter und Sommer darzustellen, reicht weit nach Norden. Olaus Magnus meldet: „Die Schweden und Gothen haben einen brauch, dass in den stätten die obrigkeit den ersten tag meiens zwei geschwader reuter von starken jungen gesellen und männern versammeln lässt, nicht anders, als wolt man zu einer gewaltigen schlacht ziehen. Das ein geschwader hat einen rittmeister, welcher unter dem namen des winters mit pelzen und gefütterten kleidern angethan und mit einem winterspiess gewapnet ist: der reitet hoffertiglich hin und wieder, wirft schneeballen und eisschemel von sich, als wollte er die kälte erlängern, macht sich ganz unnütz. Hergegen hat das andere geschwader auch einen rittmeister, den heisst man den blumengraven, der ist von grünem gezweig, laub und blumen bekleidet, auch mit andern sommerkleidern angethan und nicht fast wehrhaft, reitet mit samt dem winterhauptmann in die stadt ein, doch ein jeder an seinem besondern ort und ordnung, halten alsdann ein öffentliches stechen und turnier, in dem der sommer den winter überwindet und zu boden rennt. Der winter und sein gefolge werfen um sich mit Asche und Funken, das sommerliche gesinde wehrt sich mit birkenmeien und ausgeschlagenen lindenruten; endlich wird dem sommer von dem umstehenden volke der sieg zugesprochen.“ [1])

Gleiches war in Niederdeutschland von Alters her Sitte; so erwähnt Sastrow in seiner Lebensbeschreibung im J. 1528 eines Mairittes zu Greifswalde, und den Schülern zu Pasewalk wurde im J. 1563 eine „Maigrafenfahrt“ gestattet.

Ehemals gab es in Deutschland am Sonntag Laetare, doch auch an anderen Tagen, ein ländliches Kampfspiel. Zwei Personen, Sommer und Winter vorstellend, ringen mit einander, der Sommer in grünes Laub, der Winter in Stroh oder Moos gehüllt. Der Winter muss stets unterliegen und unter den Jubelrufen der Jugend:

„Stab aus! Stab aus!
Stecht dem Winter die Augen aus!“

wird ihm seine Hülle abgerissen.

Auch in den französischen Osterliedern der Kinder giebt es Andeutungen auf einen Kampf zwischen Sommer und Winter. In Epinal (im französischen Theile Lothringens) setzen dagegen am Osterfeste die Kinder kleine Schiffchen auf die Gosse der Hauptstrassen und begleiten deren Fahrt mit folgendem Liedchen: [2])

„Ostern erscheint,
Winter, sein Feind,

---

1) Grimm, Mythol. S. 735. Vgl. Sello, Frühlingsfeste, in der Wochenschrift „Im neuen Reich.“ 1881. Nr. 22. S. 821.

2) Otto Kamp, Frankreichs Kinderwelt in Lied und Spiel. Wiesbaden 1878. S. 40.

Flieht aus dem Feld;
Freue dich, Welt!
Ostern erscheint,
Alle vereint
Grüssen den Gast, Katze und Hund
Menschen und Vieh freu'n sich zur Stund."

Wie von dem alten Kampf des Winters und Sommers in manchen Gegenden nur die Einholung und Bewillkommnung des Sommers geblieben ist, so hat sich in anderen die andere Sitte, die Vertreibung des Winters, vornehmlich erhalten, und zwar sind das, wie Grimm bemerkt, namentlich die slavischen Länder, von den Deutschen die den Slaven benachbarten mitteldeutschen, in denen der vertriebene Winter so die Hauptrolle spielt. Der Winter, auch Tod genannt, wird meist durch eine Strohpuppe dargestellt, die zum Dorfe hinausgetragen, und entweder über die Grenze geworfen oder verbrannt wird. Analog ist die italienische und spanische Sitte, zu Mittfasten, am Lätaresonntage eine Puppe zu binden, welche das älteste Weib im Dorfe darstellt, von den Kindern hinausgeführt und mitten entzwei gesägt wird. Hier ist also der Winter weiblich personificirt.[1])

In unserer Zeit haben sich fast nur bei den Kindern noch Reste solcher Gebräuche erhalten; die Erwachsenen kennen sie kaum noch aus der Erinnerung. In Mittel-Deutschland gilt folgender Brauch:

Als Kinderspiel existirt noch heute in Schlesien, Böhmen, Sachsen, Thüringen etc. die Sitte, am Sonntag Lätare den Tod auszutragen, oder das „Tod vertreiben." Aus Holz, Lumpen und Stroh wird von der muthwilligen Jugend eine Strohfigur hergestellt, an einer Stange unter Gesängen und Liedern hinausgetragen und ins Wasser geworfen, oder man machte im Felde ein Feuer an und verbrannte sie daselbst unter Narrenspossen und Gaukelspiel. Bisweilen warf man auch den Stroh-Popanz unter Fluchen und Verwünschungen bis zur Flur-Marke und warf ihn über die Grenze auf einen Acker; dann sammelte sich dort die Jugend des Nachbarortes, litt nicht, dass der Strohmann auf ihrer Flur liegen bleibt, so kam es oft zu Zank und Streit. Doch verknüpfte man mit der Handlung auch die Idee des Schutzes vor Krankheit und Sterben; denn die Kinder hielten bei ihren Umzügen den Strohmann öfter an die Fenster der Stuben; dies sollte bedeuten, dass im Laufe des Jahres der Tod bei den betreffenden Familien einkehren werde. Damit dies aber nicht geschehe, geben die Leute den Kindern Geld. Ausserdem erhielten sie bei ihrer Rückkunft Brezeln und gekochte Bohnen zu essen. Die Brezeln waren anfänglich das Bild der wiederkehrenden Sonne, später sollten sie den gekreuzigten Heiland darstellen und waren eine gebräuchliche Fastenspeise. Beim Umzug durch den Ort sangen die Kinder Lieder, unter Anderen:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den reichen in den Kasten,
Morgen wollen wir fasten.

1) Dr. K. Zacher, Globus 1877. 17. S. 269.

Hier ist daran zu erinnern, dass die Franken, Sachsen, Thüringer, doch auch die Serben und Wenden am 25. März ihr neues Jahr antraten! Das symbolische „Todaustragen," durch welches im Volke gleichsam der Winter vertrieben wird, besteht auch bei vielen slavischen Völkern, wie in Schlesien, Böhmen und Mähren, so auch — wenn auch nur in Resten der ursprünglichen Ceremonie — in Krain und in Altserbien. In Mähren wie in Oesterreichisch-Schlesien wird der Tod in Form einer Puppe in weissem weiblichen Anzuge von Mädchen ausgetragen und in's Wasser geworfen; dies geschieht da am dritten Sonntag vor Ostern, welcher der Todsonntag heisst. Auf dem Heimwege tragen sie einen geschmückten Tannenzweig und singen:

„Den Tod haben wir ausgetragen,
Den Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Mai,
Der Blümlein allerlei."

An demselben Tage ist auch das Maifest der Kinder. In dem Liede derselben wird der Mai als Pathe angeredet:

„Poth Mai, Poth Mai,
Gebt mir ein Kreuzer und ein Ei!"

Eine Strophe heisst:

„Die goldne Kett liegt um das Haus,
Die schönste Jungfrau geht heraus,
Sie geht in ihrem Rocke,
Als wie die schönste Docke."
(Vernaleken.)

Als weibliche Figur wird demnach in rein slavischen Gegenden der Winter symbolisch vernichtet, der Sommer als Jungfrau begrüsst.

In Böhmen wird der Tod in Gestalt eines hässlichen Strohgebildes, das eine alte Frau darstellt (im Slavischen ist der Tod weiblichen Geschlechts), unter Gesängen, Liedern und lautem Jubel in den Strassen umhergetragen und schliesslich in's Wasser geworfen. Dies geschieht am „Todtensonntag" (Judica). Anderwärts z. B. in Kroatien und Slovenien wurde die Puppe zu Mittfasten entzweigesägt. Die hierhin gehörenden Thatsachen von alten Gebräuchen hat der Gymnasialprofessor in Pettau, Fr. Huber[1]) zusammengestellt.

In Spanien und Italien haben sich ähnliche Bräuche noch bis in unser Jahrhundert erhalten. In hellen Schaaren liefen die Kinder z. B. in Barcelona durch die Stadt; die einen trugen Sägen, andere Holzklötze und noch andere sammelten Gaben; dazu sangen sie ein Lied, dass sie das älteste Weib suchten, um es entzwei zu sägen. In italienischen Städten hingegen veranstaltete die Strassenjugend die sogenannte „Scampanata," d. h.

1) Die Frühlingsfeier der Slaven, im Globus 1880. Bd. 38. S. 326. Ebenso wie die Kinder von Rhodos ziehen auch heutzutage in Kleinrussland und Bulgarien im Anfang des März die Kinder von Haus zu Haus, besingen den Frühling und tragen eine hölzerne Schwalbe oder Gebäck in Form von Lerchen herum. Die Schwalbe steht bei den Slaven wie bei den übrigen Völkern in hohem Ansehen; sie heisst deshalb bei den Czechen der „Vogel der Jungfrau Maria," bei den Russen „der heilige" oder „göttliche," in Deutschland der Herrgottsvogel, bei den Franzosen „La poule de Dieu." Daselbst Nr. 20. S. 314.

sie lärmte herum, zerbrach alte Töpfe, läutete mit alten Glocken, schrie und lärmte, bis sie schliesslich eine Puppe, welche sie das älteste Weib nannten, zersägte.

In Russland dagegen tragen die Kleinrussen zur Zeit des Frühlingsempfanges eine weibliche Puppe (Mara) durch die Gassen und Felder und verbrennen sie auf einer Anhöhe.

Eine besondere Frühlingsfeier hat man im Kreise Murom, russ. Gouvern. Wladimir nach Dobrynkina. Dort wird mit dem Namen „Kostroma" eine weibliche, aus Stroh gemachte und bekleidete Puppe bezeichnet. Die Jünglinge und Mädchen, die sie angefertigt haben, entkeiden sie wieder unter Gesängen und Scherzreden und werfen sie schliesslich in den Fluss Oka oder in ein anderes Gewässer. An anderen Orten wird die Puppe begraben, oder es wird auch wohl ein junges Mädchen in einen Kasten gelegt und als „Kostroma" in den Wald getragen und unter einer Birke abgesetzt, später vereinigt sie sich mit ihren Gespielinnen. Man nennt diese und ähnliche Gebräuche „die Bestattung oder Beerdigung der Kostroma," und die Sitte hat die Bedeutung „dem Frühling das Geleit zu geben." Die Kostroma ist der Frühling und repräsentirt eine alte, von den finnischen Stämmen Merja und Murom verehrte Gottheit. Vielleicht war diese Göttin des Frühlings Simzerla oder ihre Tochter Merzana.

Diese Mittheilung machte Dobrynkina im Jahre 1874 in der Sitzung der Kais. Russ. Gesellsch. der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnologie.

Auch in jenen Gegenden der Schweiz, in der sich eine rhätische, romanisch sprechende Bevölkerung seit alter Zeit erhalten hat, kommen ähnliche Bräuche vor, doch wird da dem Winter in Gestalt eines männlichen Popanz der Tod gebracht.

Im Bergell (Schweiz) wird noch immer von den Knaben das Frühlingsfest des ersten März (Calendae Martii) gefeiert, in einer Art und Weise, die sich in den Ortschaften vom Comersee bis ins Engadin volksthümlich erhalten hat, obgleich zu dieser Jahreszeit im Bergell und Engadin noch viel Schnee liegt und das Frühjahr noch keineswegs ins Land gekommen ist. Die Knaben ziehen an jenem Tage in militärischer Ordnung durch die Dörfer, die grösseren mit Soldatenmützen, Säbeln und Fahnen, die kleineren mit Glöckchen oder mächtigen Kuhschellen versehen. Durch diesen Lärm wollen sie den Frühling ankündigen, wenngleich sie vielleicht noch im Schnee waten müssen. Sie sammeln von Haus zu Haus, indem sie manchmal auch Etwas deklamiren, Gaben in Naturalien oder Geld, und theilen diese dann unter einander, oder laden für den Nachmittag die Mädchen zum Feste ein.[1])

Die Engadiner Schuljugend fertigte dabei noch vor wenig Jahren einen Strohmann an, setzte ihm einen grell bemalten Holzkopf auf und zog ihm eine drastische Militärkleidung an; ein breitkoppiger Tschakko und

---

1) Lechner, Das Thal Bergell. Leipzig 1874. S. 94.

langer Säbel vollendete die Ausstattung. Dieses Monstrum wurde Pop Tschütschaiver genannt, d. h. Fastnachtspopanz. Dieser Pop wurde nun auf einem kleinen Schlitten durch Schulknaben von Haus zu Haus gezogen. Während der eine Theil der bewaffneten Schaar in das Haus einstürmte, blieben die anderen als Wache auf der Strasse zurück. In der Wohnstube angelangt, verlangte der älteste der Schaar allerlei Lebensmittel, indem er ein Gedicht recitirte, welches folgende Passage enthielt:

Ris, Salziz e murtadellas
E chastagnas, scha sun bellas,
Charn, liagias e charn d'püerch,
Chor: Vin ais il pii grand confüert.

Auf diese Rede antwortete die Hausmutter mit einem Geschenke, bestehend aus Würsten, Kastanien, Reis u. s. w. Diese Gaben wurden bei etlichen Gesellschaftsessen verzehrt, zu welchem auch die Mädchen und Lehrer eingeladen wurden. Nachmittags wurde auf einem Hauptplatze, wo sich Alles versammelte, von den militärisch ausgestatteten Knaben der Pop auf die Armesünderbank gestellt; es wurde ihm ein langes Verbrecherregister vorgehalten. Der Entscheid fiel stets dahin aus, dass der Pop zum Tode verurtheilt wurde. Das Urtheil wurde durch Enthauptung desselben vollzogen und dann der Holzkopf wieder für das nächste Jahr aufbewahrt, um zu gleichem Feste zu dienen.

Caviezel, der dies in seinem Buche „Das Oberengadin" (Chur 1876) berichtet, meint, dass der Act Beziehung zur Vertreibung der einstigen Burgvögte hatte und an eine rächende Volksjustiz erinnern sollte. Allein offenbar ist es lediglich der Ueberrest der alten Frühjahrsfeier mit bildlicher Tödtung des Winters.

---

4. Sommerfeste.

Noch bis in die neueste Zeit fanden sommerliche Auszüge der Kinder, namentlich der Schuljugend, an mehreren Orten Deutschlands statt, und ähnliche Sagen dienten zu ihrer historischen Begründung. Zunächst ist an das sogenannte Kirschfest zu Naumburg zu erinnern; von ihm berichtet die Sage, dass bei der Belagerung der Stadt durch die Hussiten sich Prokop von 559 weinenden Kindern zum Abzug bewegen liess, und dass seitdem die Kinder das Recht haben, am 28. Juli in einen Buchenwald zu selbstgefertigten Laubhütten zu ziehen und Obst in einem bestimmten Umkreise abzupflücken. Abends kehren dann die Kinder, grüne Zweige schwingend, unter Musik heim. Aehnliches wird von einer, Forstfest genannten, zu Camenz gebräuchlichen Schul-Feierlichkeit erzählt; auch hier sollen die Schulkinder durch Bitten den Feind abgehalten haben, die Stadt zu plündern; deshalb habe ein Fleischer zum Andenken an das abgewendete Unglück als Vermächtniss den ihm gehörenden Forst dazu bestimmt, dass sich die Kinder in ihm während der Bartholomäuswoche vergnügen. Der noch an manchen

anderen Orten von Schulkindern ausgeführte „Ruthenzug," bei dem sie aus dem Walde mit grünen Reisern kommen, ist entschieden ein Rest altdeutscher Frühlingsfeier. Ein anderes auf den Herbst verlegtes kriegerisches Kinderfest bestand in Winterthur; unter Trommel- und Pfeifenschall zog das Knabenvolk sammt Lehrer und Stadtrath auf den Limperg, der sich in der Neuzeit durch die daselbst entdeckten Opfergeräthe und Götzenbilder als ein geweihter Berg ausgewiesen hat. Im südlichen Deutschland, besonders aber in der Schweiz, erwuchsen aus solchen Festen die regelmässigen kriegerischen Uebungen der Jugend, wie die Kadettenfeste der Schweiz, das sogen. Dätsch-Schiessen in Memmingen u. s. w.[1])

Ein Kinder- und Schulfest, das fast überall in Deutschland bis noch vor Kurzem gefeiert wurde, ist das Gregoriusfest, welches ebenfalls aus frühesten Zeiten stammt, doch wohl nicht germanischen, vielmehr wahrscheinlich griechischen Ursprunges ist; es scheint eine Nachahmung der griechischen Panathenäen (Volks- und Freudenspiele) und der römischen Quinquatrien (Fest der Minerva) zu sein; beim Uebergange heidnischer Völker zum Christenthum musste selbstverständlich dem Feste ein anderer Name gegeben werden und es mussten ihm auch andere Zwecke untergeschoben werden; Papst Gregor IV. wandelte 828 das grosse Minervafest in das Gregoriusfest um. Eigenthümlich wurde noch bis vor Kurzem unter Auswählung eines „Bischofs" aus der Zahl der Knaben das Fest an mehreren Orten des Fränkisch-Hennebergischen begangen.[2]) In Meiningen wurde dieses alte Bischofsfest mit seinen Umzügen erst im Beginn unseres Jahrhunderts ganz abgeschafft.

---

5. Das Weihnachtsfest.

An der Spitze der Schicksalszeiten stand bei unseren Altvordern die verhängnissvolle, in das Gebiet des Wuodandienstes gehörige Zeit der Wintersonnenwende, in welcher das erste grosse Opferfest, das Juelfest, fiel, und in der die Götter ihren Umzug über die Erde hielten. Diese Zeit der „Zwölfnächte" ist nunmehr vorzugsweise dem Vergnügen der Kinder geweiht, und die christlichen Festtage traten gleichsam an die Stelle jener heidnischen Zauberfeste. Vielleicht nahm schon im germanischen Alterthum die Jugend einen bevorzugten Antheil an der Feier.

Den Saturnalien der Römer, welche unserem Weihnachtsfeste entsprechen, reihte sich das Fest der Sigillaria an, an dem die Kinder mit Bilderchen beschenkt wurden. Darum konnte auch der gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebende Grammatiker Macrobius in seinen Saturnalien sagen: „Die Sigillarien, welche der noch kriechenden Jugend das Spiel mit irdenem Geschirr gewähren."

1) Rochholz, Alemann. Kinderlied. S. 480.
2) Balth. Spiess, Volksthümliches etc. S. 110.

Unter den christlichen Völkern, vor Allem aber in Deutschland ist das Weihnachtsfest ein rechtes und grosses Kinderfest. Schon bevor das eigentliche Fest beginnt, fühlt man sein Nahen: Der Nikolaustag, der 6. December, erscheint und mit ihm jene alte mythisch-pädagogische Schreckgestalt, der Nikolaus oder Klaos der Schwaben, der Heilig-Mann der Niederrheinländer. Als „Knecht Rupprecht" geht dieser Popanz ebenfalls schon einige Zeit vor Weihnachten in Norddeutschland um; eine vermummte Gestalt klopft an Thüren und Fenster, verspricht und gibt Aepfel, Nüsse und Kuchen den guten Kindern, droht aber mit seiner grossen Ruthe den bösen.

Das Mittwinterfest, bei den Germanen auch Julfest genannt, begann mit seiner Vorfeier eigentlich schon im November. Gegen December aber wurde das Hauptfest gefeiert; dasselbe dauerte bis zum Perchtentage d. i. den 6. Januar. Dieses war die Zeit der Zwölften, Rauchnächte oder Loostage; diese Tage waren dem obersten Gotte, dem Allvater der Götter, dem einäugigen Wuodan, geweiht, welcher auf weissem Rosse durch die Lüfte, durch Thal und Wälder ritt und sich jagend ergötzte (Egger). Als Knecht Ruprecht nahm Wuodan christliche Form an; er heisst in Süddeutschland auch Bartel, Bärdel, Klaubauf, in Mecklenburg früher „Wode."

In der Lausitz erscheint ebenfalls dieser bekannte Kinderspuk unter dem Namen Knecht Ruprecht, Klaubauf oder Bärtel. Dieser Name ist volksetymologisch (mit Rücksicht auf seinen langen Bart) aus Bartel entstanden. Als Schimmelreiter tritt oft Ruprecht auf; er ist allerdings der Hruadperaht, der Ruhmglänzende, Wuodan. In Schlesien heisst er auch „der alte Joseph," im nordwestlichen und südlichen Deutschland der heilige Nikolaus, in Norddeutschland der Klas, Bullerklas, Aschenklas oft zu Pferde, öfter geradezu auf dem Schimmel. Ganz das heidnische Wesen bewahrt sein Begleiter, Grampus, in Oesterreich, Bartel in Kärnten, Klaubauf in Baiern, gepelzt, gehörnt, mit rother Zunge, den Tragkorb auf dem Rücken. [1])

Kommt dann in jetziger Zeit das Weihnachten und die Zwölften und bringt der „Heilige Christ" die Bescheerung, so heisst's, der „Weihnachtsmann" habe die Gaben gebracht, die bald am Abend, bald am Morgen aufgetischt sind. Da reiht sich an das Spielzeug, an die Kleider und Bücher das anziehende Geschenk der süssen Speise: das Backwerk, das nicht fehlen darf, und Kleidungsstücke. Dieses Geschenk erhalten die Pathchen bis zum 12. Lebensjahre. Wenn es das letzte Mal geschieht, steckt ein Messer im Weck, zum Zeichen, dass die Schenkerei nun abgeschnitten sei. So kommt's, dass man die Kinder fragt: „Biste scho abgeschneite?" „Na," lautet die Antwort, „ich krie no mahl." [2])

In Kärnthen gehört, wie Rud. Waizer schreibt, [3]) der 28. December, der sogenannte „unschuldige Kindertag," den Kleinen. Zur Erinnerung an die Hinmetzelung der 300 Knäblein unter Herodes gehen die Kinder von

1) L. Freytag in der Zeitschr. des Alpenvereins. 1881. S. 215.
2) L. Höhl, Rhönspiegel. Würzburg 1881. S. 83.
3) Amthor, Der Alpenfreund. 1876. IX. 6. S. 374.

Haus zu Haus mit einer Ruthe „Frisch und gesund göb'n" und heimsen hierfür kleine Gaben in Geld, Nüssen, Aepfeln, Kletzenbrod u. s. w. ein. Im Möll- und Lavantthale nennt man diesen Brauch „Schappen," und die Ruthe heisst „Schappruath'n." Im Lieserthale heisst man's „plissner gean," und da man dort keine Ruthe, sondern ein Fichten- oder Tannenästchen zum „Wixen" verwendet, so heisst man's „Plissenastl," da man die Tannen- und Föhrennadeln „Plissen" zu nennen pflegt. Während des Schappens oder Plissens sagen die Kinder folgendes Sprüchlein: „Plisse lustig, frisch und g'sund, lang löb'n, g'sund bleib'n, gern hab'n." Oder: „Frisch und g'sund! Frisch und g'sund! Wünsch a glückselig neugs Jahr und a Christkindl mit kraussem Haar!" Sie erhalten hierfür ihre Spenden.

Am sogenannten „Kindstag," d. h. den Tag der unschuldigen Kindlein, binden in Baiern Knechte und Buben mehrere Besenreiser in Büschel und hauen damit die Frauen um die Füsse herum — das nennen sie „kindeln." In der Goldenen Aue geschieht dies durch Kinder bei ihren Pathen mittelst Rosmarinstengel.

Mit dem Drei-Königs-Tage schliesst der ganze Cyklus. Am Vorabend desselben, auch Perchtentag in Kärnthen genannt, visitirt Abends die „wilde Gjad" die Spinnstuben und die „Sternsinger" ziehen in ihren Lodenmänteln, Hirten- uud Dreikönigslieder singend, von Haus zu Haus.

Im Norden und Süden unserer deutschen Lande erscheinen dann in der Dreikönigsnacht die „Heiligen drei Könige;" diese Nacht ist sogar im Steierischen nach der Versicherung Rosegger's[1]) die wichtigste unter den heiligen Nächten des ganzen Jahres. Ein sonderbarer Aufzug bewegt sich durch die Strassen des Dorfs: Voran hüpft ein Junge und trägt auf einer langen Stange einen grossen „goldenen Stern;" diesem folgt die Schuljugend in buntem Anzug, zuletzt gar drei grosse Herren in goldenen Gewändern. Das sind die „Könige aus dem Morgenlande." Sie singen den Weihnachtsgruss. „Sie singen vom falschen Herodes, vom holden Jesuskindlein; sie singen von Gold, Weihrauch und Myrrhen . . . . O, nichts sonst haben sie gemeinsam mit den drei Weisen aus Osten, als die Myrrhen, die bitteren Myrrhen. Sie, die da glitzern in Rauschgold und Sonnenpracht — sie sind nur da, um vor den Thüren der Wohlhabenden ein Stücklein Brod zu erbitten; — es sind die Aermsten der Gemeinde."

Am zweiten Christtag begegnet uns in der Rhön ein eigener Brauch,

---

1) P. K. Rosegger, Sittenbilder aus d. steierischen Oberlande. Graz 1870. S. 49. — Die Weihnachtslieder, wie sie in verschiedenen Gegenden Deutschlands gesungen werden, haben zumeist viel provinziell Charakteristisches. Man hat sie zum Theil aufgesammelt, und wir führen nur einige solcher Sammlungen an, während die Lieder zumeist auch in Werken zu finden sind, die dem deutschen Volksliede überhaupt gewidmet sind. So giebt es „Weihnachtslieder," gesammelt von C(arl) Sch(ellnegger), Graz 1870; August Hartmann, Weihnachtslied u. Weihnachtsspiel in Oberbaiern, München 1875; Karl Weinhold, Weihnachts-Spiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, Graz 1853 (Neue Ausgabe Wien 1875) u. s. w. Vergl. auch Anton Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881. S. 30 ff. Simrock, Deutsche Weinachtslieder, neue Ausgabe. Leipzig 1874. Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn. Wien 1858. W. Pailler, Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Innsbruck 1881. Dann besitzen wir noch Einzelnes von Pröhle, Aug. Hartmann, Rosegger, Vernaleken und Anderen; dic Literatur bei Pailler.

das „Höckeltragen" (von Höckel, das Bündel). In grossen weissen Bündeln tragen die Pathen ihren Pathenkindern, und seien sie stundenweit entfernt, das Christgeschenk zu, bestehend in grossen Wecken oder Brezeln, kleinerem Backwerk (der grosse „Reiter" oder die „Docke" aus Marcipan), das oft eine je nach der Provinz wechselnde Gestalt hat. In Jeverland und Ostfriesland hat das Gebäck aus Semmelteig mit Korinthen die Gestalt von Schweinen, Hirschen, Hasen und Pferden und ist 8—10 Zoll lang; in Süddeutschland ist das Schenken der Springerle, Läckerli, des Leb- und Pfefferkuchen Sitte; in Sachsen bäckt man Stollen u. s. w.

Ganz herrlich beleuchtet der Tannenbaum mit seinen vielen Lichtern, goldenen Nüssen und Aepfeln diese schönen Sachen. Woher stammt nun der Brauch, den Kindern einen „Weihnachtsbaum" zu setzen? Haben wir hier Reste eines heidnischen Glaubens und Brauches? Oder verdanken wir der Poesie des Christenthums die schöne Sitte? Den Tannenbaum der Weihnachtszeit deutet Weinhold[1]) als Symbol des Sommers: „So wird also zu Weihnachten mitten im winterlichen Schnee der grüne Tannenbaum als Andeutung der wieder nahenden Macht des Frühlingsgottes aufgepflanzt."

Man nahm bisher an, dass der mit Lichtern besteckte Weihnachts- oder Christ-Baum den romanischen Völkern völlig unbekannt, und dass er ziemlich spät erst in Deutschland aufgetreten sei, da Luther und Andere ihn noch gar nicht erwähnen. Dagegen erfahren wir durch die Nachforschungen von Alwin Schultz („Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger"), dass man schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den Christbaum recht wohl gekannt habe, wobei Schultz noch hinzufügt: „wenigstens in Frankreich"; denn in zwei Gedichten jener Zeit wird ein Lichterbaum erwähnt, auf dessen Spitze ein nacktes Kind, das Christkind, sichtbar ist. Entstanden aber ist die Sitte, einen Lichterbaum zur Weihnachtszeit anzuzünden, vielleicht auf deutschem Boden aus heidnischen Bräuchen; so behauptet unter Anderen Albert Freybe (in seinem Buche „Weihnachten in deutscher Dichtung"): „In Deutschland wurden die Jul-Feuer zum Weihnachtsbaum."

Eine gründliche Untersuchung dieser vielumstrittenen Frage nahm Mannhardt[2]) vor, wobei er zu folgender Entscheidung kam: Die altheidnische Natursymbolik der nordischen Völker und die christliche Poesie trafen in mehreren Punkten zusammen, in der Idee des Lebensbaumes, wie in der Zeit seiner Darstellung. Diese gleichen Elemente zogen sich an und flossen zusammen, und damit brachten sie zugleich die Vereinigung auch der übrigen widerstrebenden Glieder der beiderseitigen Ideenkreise mit sich. Wir schliessen uns in jeder Hinsicht diesem Ausspruch an.

Jene altheidnische Natursymbolik findet sich noch hie und da in einigen Spuren, doch steht sie auf dem Aussterbeetat. So fand Birlinger[3]) in

1) Weihnachts-Spiele und -Lieder. S. 17.
2) Wilh. Mannhardt, Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875.
3) Anton Birlinger, Sitten und Volksbräuche. II. Wiesbaden 1874. S. 12.

manchen Orten Schwabens den Brauch, zur Weihnachtszeit die Obstbäume des Gartens mit einem Strohseile zu umwinden, angeblich um die Fruchtbarkeit derselben zu erhöhen. Dagegen eroberte sich der **Christ- oder Tannenbaum** immer mehr Terrain. Aus Oldenburg schreibt **Strackerjan**[1]: „Der Tannenbaum ist erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hier eingeführt, verbreitet sich aber mehr und mehr." In unserem Jahrhundert hielt er seinen Einzug in England.

In den vlämischen Bezirken **Belgiens**, in Brabant etc. veranstalten die Kinder ein frohes Weihnachten. Schon am St. Niklas-Abend (5. December) stellen sie ein Körbchen, einen Teller oder einen Schuh, den sie vorher selbst geputzt, mit Heu, Brod und Morrüben gefüllt, unter den Schornstein, damit der Heilige, der auf einem Esel reitet, ihnen etwas von den Leckereien und Spielsachen herabwerfen könne, die er in zwei grossen Körben zu Seiten des Sattels mit sich führt. Ehe sie schlafen gehen, singen die Kinder (zu deutsch):

„St. Niklas, mein guter Mann,
Wollt Ihr mir wohl was geben?
Dann dien' ich Euch mein Leben lang.
Gebt Ihr mir Nichts, dann dien' ich Euch nicht,
Dann seid Ihr mein St. Nikläs'chen nicht."

Allein trotz dieser Drohung bringt St. Niklas den Unfolgsamen eine Ruthe, die dann zur Warnung im Schornstein aufgehängt wird. — Am Weihnachtsabend wandern die Kinder von Haus zu Haus mit der Frage: „ist's erlaubt?" und singen dann so gut und schlecht es geht, eines der Kersliederen oder Weihnachtslieder, um dafür Pfefferkuchen, Aepfel oder Nüsse zu erhalten. — Am Tage der „unschuldigen Kinder" oder onnoozel kinderen dag (28. December) sind die Kinder die Herren im Hause. Schon am Morgen verkleiden sich die Knaben mit Weste und Schlafmütze des Vaters und Grossvaters, die Mädchen mit Jacke und Haube der Mutter und gehen truppweise von Haus zu Haus, rufend:

„Ich bin Väterchen, ich bin Mütterchen,
Habt Ihr Nichts zu geben? etc."

Pfeffernüsse, Pfennige und was sie bekommen, stecken sie in einen grossen Sack, den sich die Mädchen dazu umgebunden haben, und zu Hause wird dann gekocht und gebraten, was die Kinder bestellen. — Am Abend vor den drei Königen (5. Januar) ziehen sie mit einem Stern aus buntem Papier herum und singen ein Lied, dessen Strophe nahe der holländischen Grenze ungefähr lautet:

„Wir kommen hier mit unserm Stern,
Wir suchen den Herrn, wir hätten ihn gern;
Stern, ihr müsst so still nicht stehn,
Ihr müsst mit uns nach Bethlehem gehn,
Nach Bethlehem der schönen Stadt,
Wo Maria mit ihrem Kindchen sass."[2]

[1] L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen etc. Oldenburg 1867. II. S. 26.
[2] I. v. Düringsfeld, Forum. S. 145.

Die Abhängigkeit der Menschen von der sie umgebenden Natur macht sich auch in der Kinderwelt bei ihren Festen und Spielen geltend. So haben die Kinder Italiens kein Weihnachtsfest in unserem Sinne. Hierüber schreibt Otto Badke:[1]) „Die Bedeutung, welche dieses Fest für uns Deutsche und unsere nordischen Nachbarn, die Schweden und Norweger, hat, besitzt es bei den Italienern durchaus nicht. Von dem Range eines Hauptfestes sinkt es hier zu einem ganz untergeordneten Festtage herab. Der Himmel ist hier zur Weihnachtszeit ein ganz anderer, als jenseits der Alpen; die Sitte ist es auch. Für die Italiener fällt ein Reiz fort, den das Weihnachtsfest auf die nordischen Bewohner entschieden ausübt, nämlich der, für eine in Eis und Schnee erstarrte Natur einen Ersatz im Zimmer an dem frischen Grün der Tanne zu haben, sich ein Stück Frühling in den kalten Winter hinein zu zaubern ..... Und fragst du einen italienischen Knaben, weshalb wir Weihnacht feiern, so antwortet er: „Perche fù nato il bambino." Der Italiener kennt Christus nur als „bambino," als Kind in der Krippe. Sein späteres Leben ist für ihn so gut, als nicht vorhanden, und damit geht ihm auch sein Leben verloren. Die Madonna vertritt hier seine Stelle; sie ist dem italienischen Landbewohner der Inbegriff aller Religion. Um das Weihnachtsfest in Italien kennen zu lernen, muss man in die Kirchen und auf die Strassen gehen."

---

6. Das Neujahrsfest.

Während bei uns in Deutschland sich die Kinderwelt nur wenig am Neujahrsfeste betheiligt, hat dasselbe bei anderen Völkern für die Jugend eine grössere Bedeutung.

Der Neujahrstag (nach griechischem Kalender der 13. Januar) und nicht das Weihnachtsfest ist in Neugriechenland das Fest, auf das sich die meisten Freuden concentriren. Das bringt ein fröhliches, freigebiges Schenken und Beglücken nach allen Seiten hin, zwischen Kindern und Erwachsenen. Schon am Sylvesterabend durchziehen Schaaren armer Kinder singend die Strassen, Agios Wassilios, den heil. Basil, den Neujahrspatron feiernd. Vor den Thüren der Reichen lassen sie ihre überaus einfachen, unrythmischen Lieder erschallen, bis sie sich öffnen zur Darreichung einer kleinen Geldspende. Später am Abend geht es in den Häusern an ein Verstecken der Geschenke in Schränken, Kommoden und Betten, und den kleinen Kindern werden Spielsachen und Zuckerwaaren aufgebaut.[2])

Schliesslich feiert man auch in China ein Fest, das besonders für die Kinder Bedeutung hat. Zur Feier des Neujahrs sind die chinesischen Kinder festlich geputzt in Kleidern von gold-, silber- und buntdurchwebten Stoffen, mit grellgeschminkten Gesichtern und auf dem Kopfe behangen mit einem

1) Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. Breslau 1879. 218.
2) O. Ernst, Neugriechische Familien- und Kirchenfeste in „Unsere Zeit." 1881. 10. S. 622.

schwarzen Kranz von Seide, mit allseitig 10 Ctm. lang herunterhängenden Franzen. Sich selbst putzt der erwachsene Chinese oder dessen Frau nie auffallend.[1]) — Am Neujahrstag legen die kleinen Chinesen ihr ungezogenes Wesen ab und sie begrüssen sich gleich den Alten, wie ein anderer Berichterstatter, Kreitner,[2]) erzählt: „Einige der Buben trugen am Neujahrstage (der bei den Chinesen auf den dem zweiten Neumond nach unserem Winteranfang folgenden Tag fällt) einen eisernen Ring um den Hals, dessen Gestalt vollkommen einer Fessel glich. Ich erfuhr, dass diese Kinder in Folge eines Gelübdes des Vaters oder der Mutter (entweder nach überstandener Krankheit oder nach der glücklichen Abwickelung eines Geschäfts) Buddha geweiht wurden, mit anderen Worten, dass sie dereinst Lama werden müssen." Am Vorabend des Neujahrstages laufen von 6—9 Uhr Abends acht- bis vierzehnjährige Knaben in den Strassen umher und schreien: „Ich verkaufe meine Thorheit und meine Trägheit jemand Anderem, damit ich im nächsten Jahre weiser sei." Diese Sitte ist namentlich in den Provinzen Kwangtung, Hunam und Hupeh sehr verbreitet.[3])

---

7. Fastnacht.

Fastnacht hat viele Erinnerungen eines alten heidnischen, auf Donar und wohl mehr noch auf Frigg sich beziehenden Cultus, der gleichsam als Vorfeier des Frühlings mit Aussicht auf Beendigung des Winters begangen wurde und besonders auf alle häuslichen Geschäfte der Hausfrau (Flachs, Geflügel u. s. w.) Bezug hatte. In Norddeutschland, insbesondere im Saterlande (Oldenburg) begann die Jugend schon in der Woche vor Fastnacht zu sammeln.[4]) Wie die Jünglinge, so hielten auch die Schulkinder ihre Sammlungen mit Vorsänger, Judas, Eierkülk (der die Eier trug) und Wurstberend (der die Würste trug), mit Wettgesang und Ringzweikampf.

In Süddeutschland betheiligen sich die Kinder gleichfalls an den Fastnachtsfreuden. In Schwaben,[5]) z. B. in Ellwangen, rufen die Kinder dabei:

„Fastnacht, du alte Kuh,
Steck dein — mit Lumpen zu!
Fastnacht komm morgen z'Nacht,
Wenn mein Mueter Küechlen bacht.
D' Küechlen sind verbronna:
Würst bälder kommen!"

Auch schlägt man an einigen Orten Schwabens gedrehte Holzscheiben, wobei die jungen und älteren Burschen rufen:

---

1) Dr. Kantze, Um die Erde. Leipzig 1881. S. 175.
2) Gustav Kreitner, Im fernen Osten. Wien 1881. S. 448.
3) Leopold Katscher, Bilder aus dem chinesischen Leben. Leipzig und Heidelberg 1881. S. 180.
4) Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg. 2. Bd. Oldenburg 1867. S. 57.
5) Anton Birlinger, Sitten und Rechtsbräuche. 2. Bd. Wiesbaden 1874. S. 31.

„Schib, Schib, Schib,
Schib mol über de Rhi!
Weam soll denn die Schib si?
Die Schib got krumm,
Die Schib got grad,
Got reacht, got schleacht,
Sie got dem N. N. eaben reacht,
Got sie nett, so gilt sie nett!"

Die Tiroler (Oberinnthaler) Jugend belustigt sich ebenfalls mit dem Schlagen von Scheiben, welche sie in dem angezündeten Feuer (Holepfann genannt) glühend machen und mit geschicktem Schwung in's Thal schleudern.[1]) So oft die Scheibe im Feuer umgedreht wird und sobald man sie fortschleudert, sagt man:

„Holepfann, Holepfann!
Korn in der Wann!
Schmalz in der Pfann!
Pflueg in der Erd!
Schau, wie die Scheib' aussirert."

Die Fastenabendfreuden in Belgien sind schlichter und gemüthlicher Natur. Es wird lustig geschwatzt, getrunken, gesungen und geschmaust. In manchen Gegenden Belgiens zieht die Jugend von Thür zu Thür und singt ihre Liedchen ab. So finden sich in dem Volkslesebuch von Dautzenberg und Van Duyse folgende Reime:

Ein Klösschen und ein Kohlkopf,
Etwas Brennholz dabei!
Hier wohnt auch noch ein reicher Mann,
Der uns noch etwas geben kann.
Gebt uns was und lasst uns gehn,
Lasst uns nicht so lang hier stehn,
Wir müssen heut noch weiter gehn.

Im Limburgschen begleitet das junge Volk mit einem Lärmtopf[2]) das folgende Lied:

Fastabend kommt heran,
Lasst die Mädchen früh aufstehn.
Sie gucken hier, sie gucken da,
Sie gucken um und um.
Mutter, steht mein Mützchen nett?
Mein Liebster soll heut Abend kommen.
Kommt er diesen Abend nicht,
Dann kommt die ganze Fasten nicht.
Setz die Leiter an die Wand
Und schneid' den Speck drei Ellen lang,
Lass das Messer sinken,
Trag' auf den fetten Schinken!
Vokka, Vokka, Rommelpot (Lärmtopf)!

Dann reicht diese oder jene freigebige Bäuerin einen Kloss oder einen Kohlkopf, ein paar Eier oder ein Stück Speck, und wenn dann die jungen

---

1) Ignaz V. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 1871. S. 140. Ueber die Bedeutung dieser Sitten siehe: Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche II. 1855. S. 539.

2) Der hier als musikalisches Instrument gebrauchte Lärmtopf, Rommelpot genannt, ist ein irdener Topf, mit einer Blase überspannt, in deren Mitte ein Stroh- oder Binsenhalm befestigt ist. Macht man nun Daumen und Finger nass und fährt damit am Halme auf und ab, so giebt der Topf einen schnarrenden Ton von sich, welcher dem unserer Waldteufel gleicht.

Leute an Brennholz und Esswaaren genug haben, so suchen sie eine arme Frau auf und schenken ihr beides, damit sie sich einen Eierkuchen machen kann. Hinterher wird gesprungen und getanzt, wobei man die Kleider umkehrt.

Der Huitzel-Sonntag, das ist der erste Fastnachtssonntag, wird in der Rhön von der Schuljugend dadurch gefeiert, dass die Knaben mit langen Strohfackeln (mit Stroh umwundenen Stangen) auf den nächstgelegenen Berg ziehen und bei Anbruch der Dunkelheit dieselben anzünden. Bald in langer Reihe, bald in Windungen und kreisförmig oder die Fackeln um sich schwingend, so dass ein feuriger Kreis gezogen wird, laufen sie herab in's Dorf. Hier gehen sie nun von Haus zu Haus und „haischen" Eier, Hutzel (d. i. gedörrte Zwetschgen, Birnen und Aepfelschnitte) und Fleisch unter Absingen von Bettelliedern.[1])

Im Fulda'schen sammeln am sogen. Hutzeltage (8 Tage nach dem Fastnachtssonntag) die Knaben in den Häusern des Dorfes Stroh, binden es in Bündel und verbrennen diese unter unendlichem Gejauchze auf den Höhen, indem sie mit demselben hin- und herlaufen und funkensprühende Räder schlagen, ähnlich den „Osterlichteln" am „fränkischen Landrücken". Nach diesem bewegt sich der Zug der Knaben jubelnd und lärmend in's Dorf zurück. Von Haus zu Haus gehend, singen sie:

Siller[2]) kale Erwes[3])
Mit Hutzelbrüh' geschmelzt.
Wenn d'r[4]) uns kei' Hutzel gat,[5])
Soll der Baum kei' Birna troa.[6])
Schäba[7]) hie, Schäba her,
Gat uns die besten Hutzeln her u. s. w.

Ist dieses Lied abgesungen, so werden die Knaben mit Hutzeln und Krapfen, wohl auch mit einem Trunk Bier regalirt, und sie setzen dann ihren Marsch weiter fort.[8])

Dreissigstes Kapitel.

Recht, Stellung und Pflicht des Kindes.

Das Rechtsverhältniss zwischen Kindern und Eltern, wie es sich in der Anschauung verschiedener Völker gestaltet und in besonderen Gebräuchen ausspricht, bezieht sich insbesondere darauf, ob das Kind der Mutter oder dem Vater, ob und bis zu welcher Zeit es den Eltern oder dem Stamme angehört, ob und unter welchen Umständen man die Eltern für verpflichtet zur Aufziehung ihrer Kinder betrachtet, in wie weit sie Gewalt über

1) L. Höhl, Rhönspiegel. Würzburg 1881. S. 87.
2) Silber. 3) Erbsen. 4) ihr. 5) gebt. 6) tragen. 7) Schaub, Strohbündel.
8) B. Spiess, Europa 1881. Nr. 10. S. 375.

Leben und Tod des Kindes haben, wie lange ihre Verpflichtung dauert, die Kinder zu verpflegen, ob sie dieselben verkaufen dürfen, wie sich weiterhin das gegenseitige Erbverhältniss zwischen Kindern und Eltern gestaltet, in welchem Alter die Mündigkeit eintritt und wie es überhaupt mit der Vormundschaft gehalten wird.

---

1. Das Familiensystem.

Bevor wir diese Fragen besprechen, müssen wir einen Blick auf die Entwickelung des Familiensystems werfen. Wir selbst haben uns gewöhnt, unserer eigenen sittlichen Anschauung zufolge anzunehmen, dass das Kind in gleich naher Verwandtschaft zu seinem Vater wie zu seiner Mutter steht. Allein in den Urzuständen des Menschengeschlechts scheint das Verhältniss ein ganz anderes gewesen zu sein. In dieser Beziehung sagt Lubbock:[1]) „Wir sind zu der Annahme berechtigt, dass das Verwandtschaftsverhältniss eines Menschen anfangs nur seinen Stamm, dann seine Mutter und nicht seinen Vater, darauf seinen Vater und nicht seine Mutter, und erst ganz zuletzt beide Eltern betraf.“ In neuer Zeit haben nemlich mehrere Forscher auf dem Gebiete der Culturgeschichte mit grosser Wahrscheinlichkeit dargethan, dass der gesellschaftliche Urzustand des Menschengeschlechts ein alles ehelichen Lebens baarer Hetärismus war. Dies suchten in scharfsinniger Weise namentlich M'Lennan,[2]) sowie Dr. A. H. Post[3]) nachzuweisen; derselben Ansicht huldigt auch Lubbock, welcher dieses Verhältniss mit dem Namen „Gemeinschaftsehe“ (communal marriage) bezeichnete, weil alle zu einer kleinen Gemeinschaft gehörenden Männer und Weiber sich als gleichmässig unter einander verheirathet betrachteten. Die ältesten Geschlechtsgenossenschaften, von welchen das ganze menschliche Staats- und Rechtsleben seinen Ausgangspunkt genommen hat, sind nach Post's Ansicht wahrscheinlich Horden von verschiedenem, jedoch nicht bedeutendem Umfange, in denen Weiber, Kinder und Gut allen Geschlechtsgenossen gemeinsam gehörten, und in denen ein gewähltes oder durch eine Erbfolgeordnung bestimmtes Oberhaupt eine patriarchalische Gewalt ausübte. Nach dieser modernen Theorie bestand die Horde eigentlich aus einer ohne Ehe, folglich auch ohne Familienverband lebenden Ansammlung von Menschen. Diese Genossenschaften zerfallen allmälig in engere Kreise, welche in einem gemeinsamen Verbande verbleiben, wenn schon derselbe ein laxerer ist, als der ursprüngliche. Es entstehen in dieser Weise complicirtere Gebilde, Stämme, welche aus Geschlechterverbänden, Geschlechterverbände, welche wieder aus Geschlechtern zusammengesetzt sind. Durch den Zerfall der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft bildet sich alsdann eine complicirtere geschlechts-

---

1) Sir John Lubbock, Die Entstehung der Civilisation. Jena 1875. S. 62.
2) Studies in ancient History, comprising a reprint of primitive Marriage. London 1876.
3) Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. Oldenburg 1875. — Dessen: Bausteine für eine allgem. Rechtswissenschaft. 2 Bände. Oldenburg 1881.

genossenschaftliche Organisation und Verfassung aus, die sich über die ganze Erde zu allen Zeiten bei jeder Völkerschaft wiederholt, welche eine gewisse Entwickelungsstufe erreicht.

Wenn nun in den ältesten Zeiten dieser Anschauung gemäss alle Stammesgenossen mit einander in ungeschiedenem geschlechtlichen Umgange lebten, so fehlten auch selbstverständlich vollständig irgend welche Verhältnisse, welche den uns geläufigen zwischen Eltern und Kindern analog wären. Alle Kinder sind Kinder des Stammes, sie haben keinen individuellen Vater, und auch ihrer Mutter gelten sie nicht näher verwandt, als irgend einem anderen Stammesgenossen oder wenigstens einer Klasse von anderen Stammgenossen.

So haben sich denn Verwandtschaftsverhältnisse herausgebildet, deren merkwürdige Beziehungen bei den verschiedenen Völkern namentlich Lewis Morgan[1]) und Lubbock[2]) studirten; sie entsprechen unseren europäischen Begriffen von Verwandtschaft in keiner Weise; sie beherrschen aber vor Allem die Stellung der betreffenden Personen zu einander, namentlich die Verpflichtungen und Rechte der Kinder, denn deren Stellung ist mehr durch ihr Verhältniss zum Stamm, als durch das zur Familie bedingt. Bezüglich der mannichfachen Verwandtschaftssysteme verweise ich auf die soeben angeführten Autoren. Es giebt Völker, die nicht einmal den Ausdruck für Vater und Mutter haben, und Latham berichtet, dass beispielsweise bei den Nairs in Indien kein Sohn seinen Vater, kein Vater seinen Sohn kennt.

Einer weiteren Entwickelungsstufe gehört die Erscheinung an, dass Kinder, welche dem Stamme gemeinsam sind, in einem bestimmten Lebensjahre einem individuellen Vater zugetheilt werden.[3])

Je nach den Zuständen der Verbände gestaltet sich auch das Erbrecht verschieden. So lange die alte geschlechtsgenossenschaftliche Vermögensgemeinschaft besteht, giebt es, wie Post hervorhebt, eine Erbtheilung überall nicht. Ein Erbrecht entwickelt sich wohl zuerst dadurch, dass die Genossen allmälig nicht mehr verbunden erscheinen. Dann sind bestimmte Personen befugt, gewisse Gegenstände nach dem Tode des Eigenthümers zu beanspruchen. Namentlich Waffen fallen ausschliesslich den männlichen Erben zu. Schon bei den brasilianischen Indianern fallen Waffen und Schmuck, wenn sie nicht auf das Grab gelegt werden, den Söhnen zu.[4]) Nach deutschem Volksrecht erhielt das Heergeräthe oder doch das Schwert der nächste waffenfähige Schwertmagen.[5])

1) System of consanguinity and affinity in the human family. Washington 1871.
2) l. c. S. 151.
3) Post, l. c. S. 88.
4) Bastian, Rechtsverhältnisse bei versch. Völkern der Erde. Berlin 1872. S. XIV.
5) Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. II. § 576.

2. Andro- und Gynäkokratie.

In den alleraltesten Zeiten war demgemäss das Verhältniss zwischen Mutter und Kind, eine dauernde Beziehung zwischen beiden, so gut wie unbekannt. Nach dieser Vorstellung, welcher sich auch H. A. Wilken[1]) anschliesst, ging das Kind, keiner bestimmten Person angehörend, in der Horde auf, von der es einen Theil ausmachte. Allein dieser Zustand konnte nicht lange andauern. Das von der Natur um Mutter und Kind geschlungene Band musste bald seine Rechte geltend machen; dasselbe gestaltete sich immer fester. So sehen wir denn in der zweiten Phase der gesellschaftlichen Entwickelungsgeschichte das Kind mit der Mutter verbunden. Von der Verwandtschaft mit dem Vater war noch nicht die Rede; man lebte eben noch in der gemeinschaftlichen Ehe; und in der weiblichen Linie zählte man die Descendenz. Es ist die Zeit des Matriarchats, die dem Zustande des Patriarchats vorausging.

Durch ein Missverständniss dieser Erscheinung im Völkerleben hat sich nun freilich die Ansicht verbreitet, dass in den Anfängen der menschlichen Gesellschaft die Mütter als Familienhäupter gegolten hätten.[2]) Zuerst gab das vom Jesuiten Lafitau eingeführte strabonische Wort Gynäkokratie der unklaren Anschauung Raum, dass einst die Männer unter der Gewalt der Frauen standen. Namentlich wurde dieser Begriff durch Bachofen sehr verbreitet.[3]) Dagegen herrschte dereinst und herrscht wohl noch immer unter den Naturvölkern ohne allen Zweifel die Anschauung, dass die leiblichen Beziehungen zur Mutter als ungleich stärker gelten, als diejenigen zum Vater. Die Thätigkeit des Vaters bei Erzeugung der Kinder wird, wie Peschel sagt, als untergeordnet betrachtet. Daraus erklärt sich das Vorkommen des Neffenerbrechts, d. i. des Rechtes, den Bruder der Mutter mit Ausschluss von dessen Nachkommen zu beerben.

Es giebt in der That eine nicht geringe Zahl von Völkern, bei denen alle Familienrechte von der Mutter abgeleitet werden. Die alten Lykier in Kleinasien hatten nach Herodot ein solches Verhältniss, das auch bei den Lokriern, den Etruskern, den alten Aegyptern, den Hebräern, sowie bei den Germanen bestand. Und noch heute finden wir fast in allen Welttheilen das Mutterrecht bei einzelnen Völkern: An der Goldküste treten die Negerkinder in den Stand der Mutter; sie sind je nach dem Stande derselben Freie oder Sclaven, mag auch der Vater sein, wer er wolle. In Australien vererben sich unter den Eingeborenen Familiennamen und Kaste nur von der Mutter. Dieselben Standesunterschiede herrschen auf Neuseeland bei den Maori, auf den Fidschi-Inseln, bei den Polynesiern auf den Freundschafts-

---

1) Over de primitieve vormen van het huwelyk en den vorsprong van het gezin „De indische Gilds." 1881. Amsterdam. S. 1—152.

2) O. Peschel, Völkerkunde. 1. Aufl. 1874. S. 244. 5. Aufl. von Kirchhoff, 1881. S. 228. Den Ansichten Lubbock's wird hier allerdings nicht beigetreten; Peschel nennt es einen „hässlichen" Gedanken, dass die Frauen einer Horde Gemeingut aller Männer gewesen seien.

3) J. J. Bachofen, Das Mutterrecht. Stuttgart 1861.

und Tonga-Inseln, auf dem Marschall-Archipel u. s. w. Ferner im ostindischen Archipel unter den Malayen der Pandang'schen Oberlande, den Batak auf Sumatra, den Alfuren der Minahassa; in Asien bei den Dravida-Völkern Indiens, dann den Khasia, einem Hügelstamme in Assam,[1]) den Bantar, den Malabern und Limbus. In Amerika bei den Arawaken, den Chibchas in Neugranada, desgleichen bei den Macuschi-Indianern in Südamerika, ebenso wie bei den Irokesen und Huronen in Nordamerika. In Afrika herrscht das Mutterrecht bei den nördlichen Stämmen Abessyniens (Munzinger), in mittelafrikanischen Staaten (Barth), an der Südwestküste Afrikas (Du Chaillu).

Eine Darlegung der Bedeutung des Maternitätssystems, des Oheim-Systems, des Schwestersohn-Verhältnisses u. s. w. zum Vergleich zwischen alten und modernen Völkern liefert Bachofen,[2]) indem er besonders anführt, wie die Stärke und Heiligkeit der Blutsgemeinschaft von Bruder und Schwester, Mutterbruder und Mutterschwester nicht die Eigenthümlichkeit eines einzelnen Volksthums ist, sondern als eine Bildungsstufe der Menschheit angesehen werden muss. Allein es erscheint doch auch sehr fraglich, ob man das Recht hat, mit Bachofen so ganz allgemein anzunehmen, dass in den Anfängen der menschlichen Gesellschaft die Mütter als Familienhäupter gegolten hätten, so dass sogar das mehr als zweifelhafte Amazonenthum als Beweis einstiger Weiberherrschaft herbeigezogen werden muss. Die Erscheinung des Mutterrechts lässt noch, wie gesagt, die andere Erklärung zu, dass die leiblichen Beziehungen zur Mutter als besonders stark galten. Bei manchen Völkern jedoch ist der Zweifel an der Vaterschaft maassgebend, wie aus folgenden Beispielen hervorgeht.

Im äussersten Norden des südamerikanischen Continents auf einer Halbinsel wohnen die Goajiro-Indianer, bei welchen, wie bei allen Indianern, das Weib Gegenstand des Ankaufs ist (pro Stück gewöhnlich fünf Rinder). Der Bruder der Mutter eines Mädchens hat das Verkaufsrecht und erhält auch den Preis. Die Goaioros meinen nemlich, betreffs des Vaters könnten Zweifel obwalten; diese seien allerdings mit Beziehung auf die Mutter nicht vorhanden, doch habe diese als Weib eben keine Rechte, diese ständen ihrem Bruder zu.[3])

Aus den lockeren Banden der Ehe erklärt sich auch bei mehreren Negervölkern, z. B. den Bondo, das eigenthümliche Verhältniss zum Onkel und die Rechtlosigkeit des Vaters. „Der Mann," sagt Otto H. Schütt,[4]) „kann als Gatte so oft gewechselt werden, dass es manchmal schwer zu entscheiden sein wird, wer der Vater eines Kindes ist, und die Neger betrachten auch bei den meisten Stämmen den Verkehr ihrer Frauen mit anderen Männern

1) Bastian, Bericht der anthrop. Gesellsch. zu Berlin. 1881. S. 149.

2) J. J. Bachofen, Antiquarische Briefe vornehmlich zur Kenntniss der älteren Verwandtschaftsbegriffe. Strassburg 1880.

3) A. Ernst in: Zeitschr. f. Ethnol. II. Bd. 1870. S. 395.

4) Reisen im südwestlichen Becken des Congo. Herausgegeben von P. Lindenberg. Berlin 1881. S. 56.

nicht für schändend, sehen darüber hinweg oder gestatten ihn sogar, wenn er nur lukrativ ist. Die Kinder erben also auch nicht Rang, Vermögen und Namen vom Vater, sondern vom Onkel, worauf bei den Familien grosser Häuptlinge besonderes Gewicht gelegt wird. Von den Kindern eines Häuptlings sind also die vor Allen erbberechtigt, die aus der Ehe mit einer Nichte hervorgegangen sind, ein Bündniss, das von ihnen, wenn irgend thunlich, jedem anderen vorgezogen wird. Söhne, denen die Behandlung des Vaters nicht zusagt, gehen einfach zum Onkel, ihn nennen sie tatu, das Vater und Herr zugleich bedeutet. Je mehr Söhne und natürlich auch solche freiwillige Söhne ein Mann im Hause hat, desto reicher, desto mächtiger ist er; denn die Kinder verursachen ihm weder Erziehungskosten, noch giebt er ihnen viel Nahrung; im Gegentheil, sie sind seine Diener, sie gehen für ihn auf die Jagd, sie führen Krieg für ihn, sie sind sein Hofstaat."

Die meisten Völker jedoch sind schon jetzt in das Stadium der Androkratie getreten, d. h. sie gestatten dem Vater ein fast unbeschränktes Recht über die Mitglieder seiner Familie und insbesondere über seine Sprösslinge. Er entscheidet über die Frage, ob er das Kind als das Seinige anerkennen will; er schaltet über Leben und Tod des Neugeborenen, wie wir in dem Kapitel über Tödtung und Aussetzen des Kindes besprochen haben (Bd. II. S. 243). Doch das Kind hat dann auch wieder gewisse Rechtsansprüche an ihn, sobald er es einmal als das Seinige anerkannt hat; und auf der anderen Seite verlangt er von demselben die Erfüllung eines immer erweiterten Kreises von Pflichten. Nach und nach, wenn sich die Völker aus dem rohen Urzustand zu höheren Culturstufen erheben, kommen Rechtsverhältnisse, zuerst eingeführt und gestützt durch Sitte und Brauch, zum Vorschein, durch welche das Recht des Vaters über das Kind mehr und mehr geregelt, durch welche auch die Ansprüche der Kinder hinsichtlich der Erbfolge geordnet werden. Es entwickeln sich Rechtsbräuche, die mit dem Volke alt werden, dem Vater sogar gewisse Pflichten gegen sein Kind auferlegen. Schliesslich regelt sich durch Staatsgesetze das ganze Recht des Kindes nach allen Seiten hin.

Ein geringeres Recht auf Fortleben, als gesunde, wohlgestaltete Kinder, haben bei vielen Völkern die missgebildeten; wir führten Bd. II. S. 241 viele Beispiele an, in welchen der Grundsatz zur Geltung kam, dass die Eltern sich ihrer Missgeburten entledigen dürfen. Allein der sociale Instinct ist sich in dieser Beziehung nicht überall gleich; bei den Altmexicanern kam es vor, dass die Cretinen verpflegt wurden.[1] Hier spielte vielleicht eine abergläubische Scheu das Motiv, denn man meinte dort wahrscheinlich ebenso, wie in unseren Ostalpen, wo Cretinen gleichfalls in der Familie sorgliche Pflege finden, dass diese armen Geschöpfe für die Sünden der Familiengenossen büssen.[2] Anderwärts (z. B. auf den Fidschi-Inseln) geschieht es aus Liebhaberei, dass die Häuptlinge zu ihrem Vergnügen Krüppel füttern.[3]

1) Oviedo, Historia general. Band III. S. 307.
2) Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde. Leipzig. 5. Aufl. 1881. S. 206.
3) Waitz-Gerland, Anthropologie. Bd. 6. S. 626.

Das Recht der Eltern, die Kinder mit einander zu verloben, besteht bei sehr vielen Völkern. Ueber diese Sitte sagt Peschel:[1] „Der Glaube, dass der Himmel die Verlobten besser schütze, kann zu Verlobungen in der Wiege, folglich zu Heirathen nach dem alleinigen Willen der Eltern führen.“ Aus jenem Grunde wird bei den Riça, einem südalbanesischen Stamme, ein Sohn, von welchem der Vater meint, er werde sein einziger bleiben, selten 3 Jahre alt, ohne eine Braut zu haben. Aus anderem Grunde nehmen die Jívaros-Indianer im Waldland an der Ostcordillere Ecuadors bisweilen ein noch an der Mutterbrust liegendes Kind zur Frau, um es sich recht nach eigenem Wunsch zur Gattin zu erziehen.[2]

Mehr noch als dies interessiren uns gewisse alte Rechtsgebräuche, von denen sich hie und da Spuren als Ueberbleibsel erhalten haben, und die uns in Folgendem beschäftigen werden.

---

3. Germanisches Kinderrecht.

Wie überall so hatte auch bei germanischen Völkern den grössten Einfluss auf das Kinderrecht die gegenseitige Stellung zwischen den Ehegatten, insbesondere die rechtliche Stellung der Frau in der Familie. Der Mann war der Herr des Hauses und seiner Familie, und das eheliche Regiment wurde in den meisten Fällen von dem Manne streng gehandhabt. Man darf wohl nicht verschweigen, dass im Geiste der Zeit und des Volkes nicht selten die träge Selbstsucht oder die Rohheit der Männer die Ehe herunterdrückte, und dass es nicht immer so schöne Verhältnisse des ehelichen Lebens unter den alten Deutschen gab, von welchen Karl Weinhold[3] einige treffliche Beispiele anführt. Allein die Herrschaft des Gatten hatte bei den Germanen für die Frau (und die anderen Mitglieder der Familie) nicht das Herabwürdigende wie bei den anderen alten Völkern und namentlich bei den Orientalen und Griechen; die deutsche Ehefrau ward als die Genossin des Mannes an Recht und Stand, an Lust und Leid betrachtet, und was ihr das Gesetz verwehrte, räumte ihr die Liebe ein oder verschaffte ihr die Klugheit. Es ist wahr, dass der Gatte sein Weib letztwillig vermachen, dass er sie (in Norwegen) verschenken, sogar verkaufen durfte, allein ein solches Verfahren musste für die Frau die härteste Strafe sein und als solche finden wir sie auch angewandt. In Deutschland war es in Nothfällen dem Manne bis in das 13. Jahrhundert wenigstens gestattet, sein Weib und Kind zu ernähren.[4]

Ein zweiter berücksichtigenswerther Umstand besteht darin, dass sich die Germanen zwar in der Regel an einer Frau genügen liessen, dass sie jedoch auch aus politischen Rücksichten, wie es besonders bei den Nord-

---

1) Völkerkunde. 5. Aufl. S. 218.
2) Reiss: Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin. 1880. S. 333.
3) Die deutschen Frauen im Mittelalter. 2. Aufl. Wien 1882. 2. Band. S. 6.
4) Grimm, Rechtsalterthümer. 461.

germanen und deren Fürsten, sowie den Merowingern nicht ungewöhnlich war, sich in der Zahl der Weiber nicht beschränkten. Dies waren jedoch rechte Ehen, denn die Kinder daraus wurden vollberechtigt.

Verschieden von dieser Vielweiberei war das Concubinat, das neben der mehrfachen Ehe bei den Germanen bestand. Die Kebse war nicht gekauft und vermählt, sondern die gegenseitige, oft auch nur die einseitige Neigung schloss ohne Förmlichkeit die Verbindung, welche der Frau nicht Rang und Recht der Ehefrau, den Kindern nicht die Ansprüche ehelicher Nachkommen gewährte. Der Concubinat wurde während des ganzen Mittelalters von den Reicheren gepflegt, ohne dass die öffentliche Meinung grosses Aergerniss daran nahm. Die Kinder der Kebsen (frillusynir) hatten vor Allem keine Ansprüche auf väterlichen Stand und väterliches Erbe, sondern konnten nur von der Mutter erben. Ebenso verhielt es sich mit der Theilnahme am Wergeld und Bussen, denn sie gehörten nicht zu der Sippe des Vaters. Hatte jedoch der Vater, so bestimmten longobardische, angelsächsische und skandinavische Rechte, in öffentlicher Versammlung die Kinder als die seinen anerkannt, so trat ein engeres Rechtsverhältniss ein.[1] Durch eine spätere rechtmässige Heirath mit der Mutter wurden die Kinder nach der Ansicht des Volkes nicht legitimirt, so sehr auch die Kirche und unter ihrem Einflusse eine Menge Gesetze seit dem 13. Jahrhundert dafür stritten. Diese Ehelichmachung unehelich Geborener hat bis in die neueste Zeit lebhafte Anfechtung gefunden.

In altgermanischer Zeit bestimmten gewisse Rechtsgebräuche die rechtliche Stellung des Kindes.

Die ersten Lebenszeichen, welche jedes Kind von sich giebt, sind der Schrei und das Aufschlagen der Augen. Nach altgermanischem Rechte wurde die Lebens- und Erbfähigkeit des Neugeborenen darnach beurtheilt, dass man es die vier Wände beschreien hört; hierfür führt J. Grimm unter Anderem das alte ostfriesische Landrecht an; und im alemannischen Gesetz war vom Aufschlagen der Augen, vom Ansehen des Hausgiebels und der vier Wände die Rede; dagegen sprechen nordische Gesetze vom Aus- und Einathmen als Lebenszeichen. Hiermit war das Kind unter die Lebenden eingetreten und es hatte Anwartschaft auf die Rechtsvortheile eines Lebenden. Das Recht des Kindes auf Fortleben war jedoch lediglich vom Willen des Vaters abhängig, der es „anerkennen" konnte, indem er das auf die Erde gelegte Kind „aufheben" liess; wollte er aber das auf der Erde liegende Kind nicht aufziehen, so hiess er es aussetzen (altnordisch: út bera, út kasta, nach Grimm). Allein das Kind durfte dann nicht mehr ausgesetzt werden, wenn es nur einen Tropfen Milch oder Honig genossen; dies sicherte ihm sein Leben.[2])

Bei unseren germanischen Vorfahren hatte auch die Wasserweihe,

---

1) K. Weinhold, a. a. O. S. 18.

2) W. Platz, Geschichte des Verbrechens der Aussetzung unter besonderer Berücksichtigung seines Zusammenhangs mit dem Familienrechte. Leipzig 1876.

deren Bedeutung später in die christliche Taufe mit hinüberging, für das Kind den Werth eines Rechtsschutzes. Ursprünglich durften nach dem ältesten nordischen germanischen Rechte die Eltern mit dem Kinde hinsichtlich seiner Aussetzung oder Tödtung nach Belieben verfahren, doch die mit dem Kinde bei der Namengebung vorgenommene Wasserweihe sicherte demselben ebenso das Leben, wie die Darreichung von Milch und Honig dem Kinde Schutz vor dem Aussetzen gewährte, und wie bei den Südgermanen die Namengebung, mit der in christlicher Zeit die Taufe verbunden wurde, das Kind schützte. Als ein Nachklang kann es bezeichnet werden, wenn noch in christlicher Zeit das ungetaufte und namenlose Kind sowohl seinen Eltern wie Fremden gegenüber eines geringeren Rechtsschutzes genoss, und zwar meist desselben, wie das neugeborene. — Auch um dem Kinde die Erbfähigkeit zu sichern, genügte keineswegs die normale Geburt und das Leben des Kindes an sich; vielmehr erscheint ausser der Wasserweihe (oder Taufe), sei es neben derselben, sei es allein ohne dieselbe, in einigen nordischen Rechten das Nehmen der ersten Nahrung; bis zu diesem Zeitpunkt war im friesischen Rechte das Aussetzen erlaubt. — Ueber dieses Nebeneinander zweier, die volle Rechtsfähigkeit bedingender Momente meint Konrad Maurer,[1]) dass die Darreichung der Nahrung wohl der ältere, die Wasserweihe vielleicht der jüngere Brauch sei, zumal in südgermanischen Rechten nur die Namengebung maassgebend erscheine, während man nicht nachweisen könne, ob die damit verbundene Ceremonie die Wasserweihe war. Nach westgothischem Rechte knüpfte sich der Rechtsschutz des Kindes allerdings an die Taufe.

Dass sich im Leben der germanischen Völker das Recht des Neugeborenen auf Fortleben ganz ähnlich wie bei anderen Naturvölkern gestaltete, stellt der hier mehrfach citirte Karl Weinhold[2]) dar: „In dem Alterthum trat der Einzelne hinter die Gesammtheit zurück. Wie selbst die Dichtkunst nicht als eine Gabe zu Lust und Nutz des Einzelnen galt, sondern der Dichter nur der Mund schien, durch welchen der Volksgeist seine Poesie ausströmen liess, so war auch in allen übrigen Verhältnissen die Gemeinde der lebendige Quell, aus dessen Fluth der Einzelne bald Leben, bald Tod schöpfte. Das Leben des Einzelnen hat natürlich in solchen Zuständen keine hohe Bedeutung, sondern wenn die Gesammtheit es zu vernichten beschliesst, so muss es erlöschen. Dem Staate, der auf der Männer Stärke gebaut war, musste daran liegen, diese sich zu wahren; darum tritt überall im Alterthume das Streben hervor, einen schwächlichen Nachwuchs zu unterdrücken und jedem freien Vater wird das Recht ertheilt, schwache Knaben bald nach der Geburt auszusetzen. Das Leben der Mädchen war völlig dem Gutdünken des Vaters überlassen."

„Diese allgemeinen Bemerkungen sind auch für die Germanen als richtig anzunehmen. Wir räumen damit jener Mittheilung des Tacitus, dass die

1) „Ueber die Wasserweihe des germanischen Heidenthums." München 1880.
2) A. a. O. S. 90.

Zahl der Kinder irgend zu beschränken, unter ihnen für verbrecherisch gelte (Germ. 19), nur eine bedingte Wahrheit ein.[1]) Auch bei den Germanen herrschte einst allgemein die alte Sitte, die Kinder auszusetzen. Sie schränkte sich jedoch früh auf einzelne Stämme ein."

Von da an schritt das Kind mit den Jahren in gewissen Zeitabschnitten zu höheren Rechtsvortheilen empor. Vom dritten bis zum neunten Jahr erhöhte sich nach westgothischem Rechte alle drei Jahre das für dasselbe zu zahlende Wergeld um 10 Solidi; vom neunten Jahre an mit jedem Jahre um ebensoviel höher. Das Delbrücker Landrecht macht gewisse Rechtsvortheile für das Kind davon abhängig, ob es eine Lampe auszublasen vermag.

Die rechtliche Stellung der Kinder in der Familie der alten Germanen geht unter Anderem aus folgendem Brauche hervor: Wenn in frühen Jahrhunderten die ganze Familie ausging, so schritten zuerst die Mädchen, dann die Mutter, sodann der Vater, schliesslich die Söhne. Dem Vater folgten die Söhne, weil sie, gleichsam das stehende Heer des Hauses, ihn als ihren Waffenmeister und Feldherrn an der Spitze haben mussten.[2])

Eine gewisse Zurechnungsfähigkeit trat schon vor der Mündigkeit ein. Mit dem siebenten Jahre wurden die Knaben den Frauen genommen und bei Männern erzogen; von dieser Zeit an fängt das Kind an zu lernen. Bis zum achten Jahre hat der Vater alle Handlungen des Kindes zu verantworten; vom achten Jahre an nimmt und büsst der Knabe halbes Recht. Kinder unter sieben Jahren lässt die Volkssage auf folgende Art prüfen: Es wird ihnen ein Apfel und ein Geldstück vorgehalten; greifen sie nach dem Apfel, so kann ihnen ihre That nicht vorgeworfen werden.[3])

Die deutschen Stämme hatten verschiedene Zeiten für die Mündigkeit; mit zehn Jahren wurde bei den Angelsachsen das Kind mündig; ebenso bei den Westgothen; mit zwölf Jahren bei den Longobarden, mit dreizehn Jahren nach schwäbischem Landrecht, mit fünfzehn Jahren in Burgund. Allein das ist nur die erste Stufe:[4]) der Knabe gelangte hiermit erst „zu seinen Jahren," oder „zu seinen Tagen;" und die volle Majorennität trat erst mit achtzehn Jahren ein, denn im schwäbischen Landrecht heisst's:

„Wann ein Mann komt zu achtzehen jaren, so hat er seine volle Tage."

Dagegen heisst's in Lambrecht's Alexander:

---

1) Tacitus scheint bei diesem „numerum liberorum finire flagitium habetur" römische Zustände im Auge gehabt zu haben und es als ungermanisch zu bezeichnen, durch künstliche Mittel den Abortus zu bewirken.

2) Götzinger, Reallexikon des deutschen Alterthums. Leipzig 1881. S. 93.

3) Grimm, Rechtsalterth. S. 410.

4) Auch bei den alten Indern gab es verschiedene Lebensstufen; die erste Stufe eines Arya begann mit dem 7. bis 11. Jahre. — Reste alter Rechtsbräuche finden sich vielleicht in jenen Sitten, welche noch immer hier und da, z. B. in der baierischen Oberpfalz, von den Gevattern hinsichtlich der Beschaffung der Kleidung für den kleinen heraufwachsenden Pathen beobachtet werden. Das kleine und das grosse „Dodegewand" werden dem Kinde zu bestimmten Zeiten und in gewissen Altersperioden übergeben. Den Zeitpunkt, wo der Knabe aus der mütterlichen Pflege in die höhere Stufe der väterlichen Erziehung eintritt, bezeichnet die Vertauschung des bisher getragenen Kittels mit den Hosen. Hierüber Näheres im ersten Bande Seite 218 und 219.

„Nun bin ich funfzehen jar alt
Unde bin komen zo minen tagen,
Das ich wol wafen mag tragen."

So sagt dann Grimm von den deutschen Stämmen: „Die Bestimmungen und Stufen der Majorennität sind mannigfach; fast überall scheint neben der späteren Volljährigkeit eine frühe Pubertät, zwischen beiden aber ein siebenjähriger Zeitraum zu gelten, so dass für die unvolle Mündigkeit 10, 12 oder 15, für die volle 16, 18 oder 21 Jahre gerechnet werden."

---

4. Griechisches und römisches Kinderrecht.

Ein eigentliches Recht auf das Fortleben hatten die Kinder auch im alten Griechenland und in Rom nicht. In Griechenland war mit Ausnahme von Theben die frühe Aussetzung des Kindes nicht verboten, namentlich kam die Aussetzung oft bei Töchtern vor, weil man fürchtete, sie ausstatten zu müssen. Allein sobald man angefangen hatte, ein Kind aufzuziehen, wurde es für strafbar gehalten, dasselbe noch auszusetzen.

Bei den Altgriechen theilten die Gesetze alle Kinder in vier Klassen: 1. rechtmässige, von der Gattin geborene Kinder, 2. unrechtmässige, von einer Beischläferin geborene, 3. Kinder, deren Vater unbekannt war und 4. Adoptivkinder. In den Zeiten vorgeschrittener Civilisation erkannte das Gesetz nur die als rechtmässige Kinder an, deren Vater und Mutter Bürger eines und desselben Staates waren. In gewissen Staaten erbten die unehelichen Kinder das Vermögen ihres Vaters, wenn keine ehelichen Kinder vorhanden waren. — Das natürliche Gefühl, Liebe zu den Eltern, bewog die Kinder, die gewöhnlichsten häuslichen Arbeiten bei ihren Eltern zu verrichten, z. B. ihre Füsse zu waschen, sie zu salben etc. Sie sorgten für ihre Bedürfnisse und opferten Alles auf, um ihrer sterblichen Hülle ein anständiges Begräbniss zu geben. Die Gesetze Solons bestraften diejenigen mit der Atimie (dem Verluste der bürgerlichen Rechte), welche die Urheber ihres Lebens misshandelten; auf der anderen Seite entbanden sie die Kinder von der Pflicht, für den Unterhalt ihrer Eltern zu sorgen, wenn diese vernachlässigt hatten, sie ein Geschäft lernen zu lassen, das sie in den Stand setzte, sich zu ernähren (Pouqueville). In Athen wurden Kinder von Staatswegen gegen die väterliche Gewalt in Schutz genommen.

Ueber die Stellung der Kinder zu ihren Eltern bei den alten Griechen im Heroen-Zeitalter und in den Anschauungen Homers sagt Pouqueville recht treffend: „Die Zuneigung und die Zärtlichkeit der Gatten theilte sich den Kindern mit. Während der Vater in der Tochter die Reize seiner Gattin wiederfand, freute sich diese, an den Söhnen die Züge des Vaters wiederzuerkennen. Hieraus entsprang die Ehrfurcht der Kinder vor ihren Eltern, die einer göttlichen Verehrung nahe kam." Zu jener Zeit hielt sich unter den Brüdern jeder für verpflichtet, dem Erstgeborenen nachzustehen.

d staatlicherseits begünstigte Waisenpflege haben kern des Alterthums die Griechen besessen. Den ver- e ein Vormund, epitropos, gesetzt, der bis zum 18. Jahre und ihre Erziehung Sorge tragen musste und bei fehler- klagt werden konnte. Für Kinder, die ihre Väter im Kriege übernahm nach den Bestimmungen, die Solon für Athen der Staat die Pflege, indem sie bis zum 20. Jahre im Pry- st, erzogen und schliesslich ausgestattet wurden.

alten Römern hatte der Vater ebenfalls das Recht, bei der o infantum, d. h. beim Niederlegen des Neugeborenen auf den sselbe durch die Aufhebung (Sublatio) ausdrücklich als sein Kind anzuerkennen oder nicht. Man sagt immer, die ausgedehnte e Gewalt habe dem Römer das Recht gegeben, bei der Geburt eines zu entscheiden, ob es aufgezogen werden soll oder nicht. In Wahr- ber durfte er eine Aussetzung nur aussprechen, wenn es missgestaltet und die nächsten fünf Verwandten zustimmten. Man behauptet, dass on Romulus die patria potestas nach dieser humanen Richtung hin be- chränkt habe.

Sehr charakteristisch für die altrömische Anschauung ist der Rechts- brauch hinsichtlich der Kindestödtung. In der ersten Kaiserzeit kam das Wort Infanticidium auf, d. h. Ermordung der Kinder durch die Eltern. Wenn eine Mutter ihr Kind tödtete, so wurde dieses wohl für Mord angesehen, aber sie wurde vom Manne als häuslichem Richter bestraft, bis durch Lex Pompeja de parricidiis eine solche That zum Infanticidium erhoben wurde (siehe oben S. 247). Des Vaters selbständiges Walten in der Familie wurde hiermit beschränkt, doch behielt der Vater immerhin das Recht, das Neu- geborene durch die schon erwähnte Aufhebung vom Boden anzuerkennen, oder zu verstossen. Dasselbe Recht des Vaters galt auch schon bei den alten Griechen.

Wenn dann der Knabe, welcher auf der Brust eine, sein Amulet ber- gende Kapsel (Bulla) trug, mannbar geworden, so legte er diese Bulla ab, und man bekleidete ihn feierlich mit der Toga virilis, dem Gewande der Männer, indem er bis dahin nur die Toga praetexta trug, die mit einem Purpursaume eingefasst war. Mit diesem Acte, der wohl zumeist erst nach zurückgelegtem 17. Jahre vollzogen wurde, war er Juvenis; die Juventus der Römer aber währte vom 20. bis 40. Jahre. — Allein wie die Germanen, so unterschieden die Römer noch innerhalb der Kindheit einzelne Altersperioden. Von der Unentwickelung seiner Sprachfähigkeit hiess ein Kind im zartesten Alter „infans, qui fari non potest,“ dann wurde es zum redenden Kinde „infantia major,“ und es hiess dann bis zum siebenten Jahre „infantiae proximus, qui fari potest, quamvis actum rei non intelligat;“ nach dem siebenten bis zum hinterlegten vierzehnten war es „pubertati proximus.“ Ein Mündiger hiess Puber, auch Adolescens.

5. Kinderrecht der Orientalen.

Die väterliche Gewalt war im alten Aegypten unbedingt, aber mehr durch sittliches Gefühl, als durch Gesetz. Das Alter wurde sehr geehrt, und wenn junge Leute einem Greise begegneten, wichen sie ihm bescheiden und ehrfurchtsvoll aus. Diese, eine aufmerksame und geistige Bildung verrathenden edlen Gebräuche traten besonders im Familienleben hervor.[1])

Bei den alten Hebräern war das Ansehen der Eltern den Kindern gegenüber unverletzlich; die letzteren standen in der strengsten Abhängigkeit von jenen. Das Kind, das seine Eltern schlug, sollte mit dem Tode bestraft werden, doch nicht die Eltern durften die Strafe vollziehen, wie etwa bei den Römern, sondern die Klage musste bei den Richtern angebracht werden. Hier war also das Elternrecht gegenüber dem Kinderrecht beschränkt, und die Gemeinde vollzog das Urtheil durch die Steinigung. Zwar sollten die Kinder nicht für das Verbrechen der Eltern büssen, allein in Schuldsachen hatte der Gläubiger auch ein Recht auf die Kinder des Schuldners und durfte sie leibeigen machen. Wie man auf den Segen der Eltern den höchsten Werth legte, so galt ihr Fluch als das grösste Unglück. Die Kinder waren den Eltern Ehrfurcht und Geduld, Gehorsam und Dankbarkeit schuldig; dafür sollten die Eltern das Kind mit der Erkenntniss des Einigen Gottes, seinen Verordnungen und Geboten bekannt machen.[2]) Ueber das Recht der jüdischen Eltern, die Kinder auszusetzen oder zu verkaufen, siehe oben S. 246.

Ueberhaupt liegt im ganzen Orient dem Vater unter allen Umständen die Pflicht der Sorge für seine Kinder ob. Das Kind bezeigt im Allgemeinen der Mutter, unter deren Obhut es zunächst steht, Liebe, dem Vater Ehrfurcht und Gehorsam. Dies verlangt das patriarchalische System, wie es ehemals bei den Juden, jetzt bei Türken, Persern u. s. w. noch zum grössten Theil gilt. Denn der Vater ist Chef des Hauses und der Sohn darf Nichts ohne dessen Erlaubniss thun. Wenn ein Vater in Persien stirbt, so ist es gebräuchlich, dass die Wittwe und die Waisen das Haus seines Bruders beziehen und dort Pflege und Unterhalt finden. Allein der Sohn ist im Orient schon als Knabe der natürliche Vertreter seines Vaters im Hause und meist unterzieht das Kind sich dieser Pflicht mit viel Ernst, Würde und Anstand.

Bis zum siebenten Lebensjahre bringt der Knabe im Orient allerdings lediglich nur in Gesellschaft der Mutter und der anderen weiblichen Bewohner des Harems zu. Nach diesem Jahre aber verlässt er den Harem, um sich von nun an im Männergemache aufzuhalten und einigen Unterricht zu empfangen. Besonders werden ihm die Regeln des Anstandes und Benehmens, die Lehre in Gegenwart älterer Leute sich ruhig zu verhalten,

---

1) Gemälde von Aegypten. Nach Champollion-Figeac. 1839. S. 293.
2) Raetschi, in Herzog's Realencyclopädie. III. Bd. S. 774.

keine kindischen Fragen an sie zu richten, überhaupt nicht mitzusprechen und dergl. eingeprägt. Den Vater betrachtet der Sohn als den Gebieter.[1])

Im mohammedanischen Rechte ist für das Wohl der Kinder durch gewisse Bestimmungen vorgesehen. Das Recht des Kindes folgt dem Rechtszustande der Mutter; ist diese frei, so ist es auch das Kind; ist diese Sklavin, so ist das Kind gleichfalls Sklave des nemlichen Herrn. Allein Sklavinnen dürfen so lange nicht ohne ihre Kinder verkauft werden, als letztere ihrer Pflege bedürfen, und zwar nach den meisten Rechtsgelehrten bis zum 7. Lebensjahre. — Ferner fallen der Unterricht und die Erziehung ausschliesslich dem Vater zur Last, doch bleiben die Mädchen meist bis zu ihrer Vermählung und die Knaben bis zur Beschneidung bei der Mutter im Harem. Die Mutter ist verpflichtet, ihr Kind zu säugen, aber selbst dafür kann sie vom Manne den Ammenlohn beanspruchen (van den Berg).

Ehrerbietung gegen die Eltern ist in Japan die erste Kindespflicht. Darum spricht auch das alte japanische Gesetz eine Strafe von 100 Tagen Gefängniss aus gegen ein Kind, das sich während der gesetzlichen Trauer um Eltern oder Grosseltern verheirathen, und von einem Jahr gegen ein solches, das an der Trauer überhaupt nicht theilnehmen sollte. Es giebt Beispiele genug, dass ein Mann seine Tochter auf einige Jahre an ein Yoshiwara (Freudenhaus) verkaufte. Es geschieht jedoch nur von Eltern niedriger Denkungsart, dass sie ihre Kinder verkaufen. — Das jeweilige Haupt der Familie genoss in der japanischen Familie eben so viele Rechte, wie der Pater familias im alten Rom, die unbeschränkte Macht über Person und Eigenthum seiner Kinder. Den Missbrauch derselben verhinderten in der Regel die natürliche Liebe und die sehr einflussreiche Sitte. Mit diesem ausgedehnten Rechte des Familienhauptes war freilich auf der andern Seite auch eine grosse Verantwortlichkeit für alle Handlungen seiner Untergebenen verbunden. — Eine eigene Erscheinung im japanischen Volksleben war ehemals die Adoption, deren Bedeutung allerdings jetzt durch die Beseitigung des Feudalwesens und die grosse Reduction des Familienlebens bedeutend verringert ist.[2])

Am weitesten in der unbedingten Abhängigkeit der Kinder von den Eltern gehen die Chinesen. In China giebt es kein Gesetz, das die Machtvollkommenheit der Eltern über ihre Kinder einschränkt. Die Eltern, dürfen ihre Kinder sogar verkaufen. Zuweilen verpfänden sie sie an Gläubiger. Manchmal verkaufen sich Kinder, um ihre Eltern aus Geldverlegenheit zu reissen, freiwillig als Sklaven. In dieser Beziehung besteht eine Aehnlichkeit mit den alten Juden, deren Sitte auch insofern analog war, als auch diese über ihre Töchter ein noch ausgedehnteres Verfügungsrecht hatten, als über ihre Söhne: Bekanntlich besass der Jude einst die Macht,

1) Bernh. Neumann (ehemals Chefarzt des Krankenhauses „Meyer-Rothschild" zu Jerusalem), Die heilige Stadt und deren Bewohner etc. Hamburg 1877. Kap. 11.

2) Ausland 1881. Nr. 9. S. 165, 167.

die Eide seiner Töchter für null und nichtig zu erklären, während er dies mit denen seiner Söhne nicht thun konnte.[1])

„Was das Verhältniss zwischen Eltern und Kindern betrifft," sagt Plath[2]), „so förderte die tief untergeordnete Stellung des Sohnes unter den Vater offenbar das System der Unterordnung und des unbedingten Gehorsams, welchen das ganze chinesische Leben beherrscht; aber die gänzliche Unselbstständigkeit des Sohnes bei Lebzeiten des Vaters wird auch zu dem Mangel einer selbstständigen freien Entwicklung in China wesentlich beigetragen haben. Die Vorschriften über Pietät gehen oft in's Kleinliche und fast in's Abgeschmackte." Es wird in den ältesten Büchern der Chinesen, welche Vorschriften über das Benehmen geben, streng unterschieden zwischen den beiden Altersepochen der Kindheit; insbesondere müssen die Knaben und Mädchen, die noch nicht den männlichen Hut und die Haarnadel angelegt haben, von früh bis Abends in kleinlichster Weise zahlreiche Zeichen der Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit beobachten; doch auch die älteren Söhne und Töchter sind auf ein fortgesetztes ehrehrerbietiges Betragen angewiesen, dessen ausführliche Darstellung in jenen alten Werken (Li-ki, I-li und andern) uns höchst lächerlich erscheint. Die den Kindern auferlegten Pflichten der Pietät gipfeln in völliger Hingabe unter des Vaters Willen und in Gehorsam gegen die Mutter, die doch immerhin nur den zweiten Platz einnimmt. Bei der in China heimischen Polygamie müssen auch die Kinder der zweiten Frau die erste Frau vorschriftsmässig als Mutter ehren.

Von manchen asiatischen Völkern können wir nur Rühmliches bezüglich der Stellung melden, welche sie dem Kinde in der Familie einräumen. Im häuslichen Leben ist der Mongole, wie Prschewalski bezeugt, ein ausgezeichneter Familienvater und seine Kinder liebt er leidenschaftlich. Wenn man einem Nomaden etwas gab, so vertheilte er es stets unter alle seine Familienglieder, wenngleich bei einer solchen Vertheilung, z. B. der eines Stückchens Zucker, nur ein kleines Körnchen auf jeden kam. Die Kinder gewähren den älteren Mitgliedern der Familie hohe Achtung. — Nach der Beobachtung des Dr. Brehm erfüllt die Ostjakin ihre Mutterpflichten in der besten Weise, und sie liebt ihre Kinder zärtlich. Denselben wird vor Allem Ehrfurcht vor Gott und Friedfertigkeit im Verkehr mit den Nachbarn eingeprägt.

Die väterliche Gewalt ist bei den Dravidas, den Urbewohnern Vorder-Indiens, unbedingt und hat keine Schranken, und ein Sohn kann vor des Vaters Ableben keinerlei Art von Eigenthum besitzen: Grund und Boden vererbt, sammt dem Vieh, nur auf die Söhne; Töchter können kein Land besitzen. In manchen Bezirken bekommt der älteste Sohn einen Extraantheil; Schmucksachen, Hausgeräth, Geld, überhaupt bewegliche Sachen, fallen den Töchtern zu, welche von den Brüdern erhalten werden, bis sie

1) Leopold Katscher, Bilder a. d. chines. Leben. Leipzig und Heidelberg 1881. S. 53.
2) „Ueber die häusl. Verhältnisse der alten Chinesen." München 1863. S. 47.

heirathen; dann erhalten sie eine Ausstattung. Ein Grundbesitzer, der ohne Manneserben stirbt, wird von der Dorfgemeinde beerbt, und diese vertheilt den Nachlass.

---

6. Kinderrecht der Afrikaner.

Bei mehreren Völkern Afrika's gilt, wie wir oben anführten, das Neffenerbrecht. Als eines von den vielen Beispielen nennen wir die Kimbunda, bei welchen die Söhne als Eigenthum des mütterlichen Onkels gelten, welchen sie auch beerben. Derselbe verfügt über sie unbeschränkt und kann sie im Nothfalle auch verkaufen. Nur die von Sklavinnen geborenen Kinder gelten als Eigenthum des Vaters und sind auch seine Erben.[1])

Die Afrikaner zeichnen sich durch eine ganz bedeutende Anhänglichkeit an die Mutter aus, welcher die Sorge für die Kinder fast ausschliesslich anheimfällt; daher fühlen sich die Kinder zur grössten Liebe für sie verpflichtet; sie ehren dieselbe und fürchten den Vater. Mungo Park spricht von diesem schönen Zug im Charakter der Mandingo-Neger und gedenkt als eines Beweises für diese Thatsache eines Sprichworts, das bei ihnen in Aller Munde ist: „Schlage, mich, aber fluche nicht meiner Mutter." Wilson[2]) constatirt, dass dieses Gefühl allen afrikanischen Stämmen eigen ist: „Ein Afrikaner wird überall Alles, was gegen seine Mutter gesagt wird, sei es auch noch so unbedeutend, schneller ahnden, als irgend eine ihm selbst zugefügte Beleidigung, und wenn ihn nach seinen Begriffen von Ehre und Pflicht irgend Etwas veranlassen kann, das Blut seines Nebenmenschen zu vergiessen, oder sein eigenes Leben zum Opfer zu bringen, so ist es gewiss die Vertheidigung der Ehre seiner Mutter." Dies ist auch ganz besonders bei den Kru-Negern der Fall. „Unter Knaben sind Verunglimpfungen der Mutter immer die hauptsächlichsten Ursachen heftiger Streitigkeiten und Zwiste."[3]) Bei Streitigkeiten der Kinder unter sich wird hier der Vater als Schiedsrichter der Familie angerufen, da zwischen den Kindern der verschiedenen Mütter eines und desselben Haushaltes bei der Polygamie Streit und Zwietracht fortwährend im Gange sind. Die Kinder hören, wie ihre Väter von den Müttern der Parteilichkeit beschuldigt werden, und oft genug mag sich ihnen die Frage aufdrängen, ob ihrem Vater überhaupt irgend ein Grad von Theilnahme für sie eigen sei? Alle dem Vater zugewandte kindliche Zuneigung entwickelt sich gewöhnlich erst im reiferen Alter, wenn die Kinder ihre Stellung besser begreifen lernen und im Verkehr mit der Gesellschaft ausserhalb des Hauses häufiger des Beistands und der Vermittelung des Vaters, als der Mutter bedürfen. Eine besondere rechtliche Stellung haben die Kinder bei den Negervölkern nicht. Unter den

---

1) Magyar, Reisen in Südafrika. Herausgegeben von Hunfalvy. I. S. 284.
2) J. Lighton Wilson, Westafrika. Aus d. Engl. von Lindau. Leipzig 1862. S. 53.
3) Daselbst S. 82.

Batta-Negern werden die Kinder zu schwerer Arbeit angehalten, damit die Eltern faullenzen können. In Zeiten der Noth soll es bei mehreren Negerstämmen vorgekommen sein, dass Väter ungestraft ihre Kinder in die Sclaverei verkauften.

Das Verhältniss der Kinder zu Mutter und Vater ist bei den Negern der Loango-Küste ein solches, dass man sieht, wie sehr die Mutter fort und fort bevorzugt wird. Selbst ältere Personen rufen noch, in Erinnerung der sorgsamen Schützerin ihrer Kindheit, bei Schmerzen, Noth und Kummer stets das Wort: Mutter, Mama. Den Vater hört man in dieser Weise nicht erwähnen. Die Mutter titulirt auch ihre längst erwachsenen Sprösslinge stets noch „Kind.“ [1])

Die Negerinnen in Angola (Westafrika) scheinen sämmtlich sehr viel von ihren Kindern zu halten, wenigstens lässt die Mutter dem Kinde oft eine äffische, übergrosse Sorgfalt zu Theil werden, und misshandelt oder straft das Kind fast niemals. Nur ein einziges Mal sah Pogge in Loanda [2]) eine Mutter ihr Kind auf sehr schimpfliche Weise strafen. „Wahrscheinlich,“ sagt derselbe, „ist diese Liebe eine natürliche, wenngleich auch die socialen Verhältnisse etwas Einfluss üben könnten; nach alten Traditionen nemlich gehört in Angola (ohne Cassange) gerade so, wie jetzt noch in Songo, Minungo und Kioko, das Kind dem ältesten Bruder resp. den Brüdern der Mutter. Stirbt ein Kind, so ist der Vater oder die Familie desselben verpflichtet, dem gesetzlichen Eigenthümer den Schaden mit Sclaven oder Vieh zu ersetzen.

Wo das Neffen-Erbrecht gilt, sagt Pechuel-Loesche bei seiner Besprechung der Zustände an der Loango-Küste unter den Bafiote-Negern, behält die Frau viel festere Beziehungen zu der Familie, der sie entstammt, als sie mit dem Gatten eingeht, dem sie folgt. Ihre Kinder werden nicht diesem, sondern ihrer Familie geboren; nicht der Vater, sondern die Mutter und deren Anverwandte, namentlich der Erbonkel, haben die wichtigste Verfügung über dieselben. So sind die höchsten Geiseln und Bürgen des Negers nicht die eigenen Kinder eines Mannes, sondern die seiner Schwester. Verschiedene Klauseln des unter diesen Negern geltenden Erbrechts sind so günstig für Mutter und Sprösslinge, die ausserordentliche Liebe und Verehrung, welche Letztere für ihre Erzeugerin hegen, geben dieser ein solches Gewicht in der Familie, dass naturgemäss auch ihre öffentliche Stellung dadurch wesentlich beeinflusst wird.[3])

Erst vom 20. Lebensjahre an ist der junge Neger auf der Goldküste sein eigener Herr. Während fast bei allen Negerstämmen die Kinder von dem Vater erben, ist es auf der Goldküste Sitte, dass die Bruder- und Schwesterkinder erben. — Wenn unter den Galla ein Vater stirbt und viele Kinder hinterlässt, so erbt der älteste Sohn Alles ohne Theilung. Lebt der

---

1) Pechuel-Loesche in: Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 18.
2) Paul Pogge, Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's. III. 1880. S. 5.
3) Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 17.

Vater, wenn der Sohn anfängt, sein Haupt zu scheeren, was so viel heisst, als dass er die Mannheit erlangt habe, so giebt er 2—3 Melkkühe nach seinem Vermögen. Ueberdies ist der älteste Sohn verbunden, den altersschwachen Vater zu ernähren. Bei den Betschuanen bleiben die Mädchen ganz bei der sie erziehenden Mutter, bis sie verheirathet werden; die Knaben hingegen übernimmt vom 6. Lebensjahre an der Vater, um sie zu Jägern, Viehhirten oder Ackerbauern auszubilden. Wenn dann der junge Mensch sich im Dienste seines Vaters oder eines Anderen einiges Vermögen erworben hat, so kauft er sich mehrere Ochsen und eine Frau.

Die Erbschaftsgesetze der Somali sind von denen der meisten mohammedanischen Völker abweichend. Nur die männlichen Nachkommen erben, während die Töchter gar keinen Anspruch haben; selbst das mütterliche Erbtheil geht auf die Söhne über. Stirbt ein Familienvater ohne männliche Nachkommen, so sind die Söhne seines Bruders die nächsten Erben; erst in zweiter Instanz erben seine männlichen Nachkommen. Der Sohn muss nach dem Tode seines Vaters seine nächsten weiblichen Verwandten ernähren (Haggenmacher).

Unter den Arabern Algeriens herrschte von jeher nur der Familienbegriff: Vater, Mutter und Kinder, das waren für sie die unentbehrlichen, aber auch genügenden Bedingungen des Gemeinwesens. Und dieses von der Natur geordnete Zusammenleben musste durch das Nomadenthum noch eine besondere Verkittung und Ausprägung erfahren. Die Weltverlassenheit auf den endlosen Steppenweiden, die mancherlei Gefahren, das waren Dinge, die das einfache väterliche Zelt als trautes Heim erscheinen liessen und das Band, das die Natur geschlungen, noch verstärken. Ganz besonders aber wurde die Stellung des Vaters durch das Nomadenleben gehoben. Doppelt nothwendig musste ja in so unstetem Dasein eine feste leitende Hand, eine einheitliche Führung erscheinen. So wurde der Hausvater zum Hausherrn, zum unumschränkten Herrscher, dem gegenüber alle Familienglieder nur Unterthanen, Diener, willenlose Individuen waren. Wenn man nun auch dieses Unterwürfigkeitsverhältniss die Söhne in unwillkürlichem Vorgefühl davon, dass sie ja auch einst zu ähnlicher Machtstellung berufen sein würden, weniger fühlen liess, wenn diese gewissermaassen als Erbprinzen vom Vater gehätschelt wurden, so mussten es dafür um so mehr die weiblichen Familienglieder empfinden, die ja niemals eine andere Geltung, als die absolut Untergebenen erlangen konnten.[1])

---

7. Kinderrecht der Oceanier.

Das Familienleben der Malayen ist meist friedlich und glücklich; der Vater wird von seinen Kindern hochgeehrt und bleibt dies auch, wenn letztere erwachsen sind.

---

1) Das Ausland 1881. Nr. 35. S. 687.

Auf den polynesischen Inseln haben dagegen die Eingeborenen kaum eine Ahnung davon, dass die Kinder gegenüber den Eltern ein Recht auf Leben, Gesundheit und Erziehung haben. In Polynesien erhält das Kind sein Recht auf Existenz, wenn es nur etwa eine Viertelstunde, auf Fidschi, wenn es einen Tag gelebt hatte. Auf Hawai dagegen wurden Kinder oft nach einem Jahre und später noch getödtet.[1] Allein die Kinder leben dort auch recht zügellos. Williams[2] sagt von den Fidschi-Insulanern: „Das Erste, was ein Kind bei ihnen lernt, ist, seine Mutter schlagen."

Die meisten Berichterstatter loben allerdings die Art und Weise, wie die Polynesier ihre Kleinen behandeln.

Die Mütter der Strand-Negritos auf den Philippinen hegen und pflegen ihre Kinder mit grosser Liebe, aber nur so lange, bis sie sich einigermaassen selbst helfen können. Zwar bleiben alsdann die Kinder im Familienkreise, müssen aber für ihre Bedürfnisse selbst sorgen, eine Aufgabe, die ihnen beim anspruchslosen Leben der Negrito's nicht schwer fällt.[3] Die Bewohner der Mac Cluer-Bay in Neu-Guinea scheinen gegen ihre Kinder grosse Zärtlichkeit zu äussern. Auch auf der Insel Neu-Hannover scheint die Behandlung des Kindes eine gute zu sein. Wenn ein Vater sein Kind vertauschen wollte, so durfte dies wohl mehr der Aufregung zugeschrieben werden, welche dem Weggehen S. Maj. Schiff „Gazelle" vorherging, und welches die Eingeborenen in die traurige Aussicht versetzte, kein rothes Tuch mehr erhalten zu können, das sie über Alles liebten. Zur Ehre der Mutter muss gesagt werden, dass sie nicht damit einverstanden schien und mit einer anderen Frau aus einem Nachbarcanoe bemüht war, das schreiende Tauschobject, einen Knaben von etwa $2^1/_2$ Jahren, zu beruhigen.[4]

Wenn bei den Eingeborenen des Seengebietes von Australien Kinder einen Diebstahl begehen, so muss der Vater oder die Mutter dafür einstehen und sich zum Zweikampfe mit der bestohlenen Person bequemen; das Kind selber darf unter keiner Bedingung für sein Vergehen gezüchtigt werden.[5]

Mit den Altersepochen steigt das Recht des Kindes. Im achten Jahre werden die Knaben in Australien sich selbst überlassen und heissen von da an in Victoria „Wankum;" da müssen sie sich aber auch der Operation des Ausschlagens der Vorderzähne unterwerfen und es sind ihnen von nun an mehrere Speisesorten verboten. Ungefähr im sechzehnten Jahre werden die Jünglinge zu „Dschibbon" gemacht, bei welcher Gelegenheit die mannigfachsten Ceremonien abgehalten werden. Bis zum 20. oder 24. Jahre sind ihm noch verschiedene Speisen verboten.[6]

Das Erbrecht der Kinder geht bei Oceaniern vielfach nach mütterlicher Seite hin. Auf den Banks-Inseln (im Westen des Stillen Oceans ge-

---

1) Waitz, Anthrop. Bd. VI. S. 138, 140, 638.
2) Williams, Fiji and the Fijians. I. 134.
3) Mundt-Lauff in: „Deutsche geographische Blätter." 1877. II. S. 94.
4) H. Strauch in Zeitschr. f. Ethnol. 1877. S. 62.
5) E. Jung, „Aus allen Welttheilen." 1877. 12, S. 354.
6) Ausland 1860. S. 63.

legen) vererbt sich das Landstück stets auf die Verwandten „derselben Seite des Hauses," d. h. auf die Kinder der Schwester. Im Falle keine männlichen Nachkommen leben, fällt den Töchtern die Hinterlassenschaft zu.[1])

---

8. Kinderrecht der Indianer Amerika's.

Auch bei den Indianern Amerika's hat das Kind in rechtlicher Hinsicht eine wenig erfreuliche Stellung. Zügellos wächst es herauf bis zur Mannbarkeit; bis dahin sorgt die Mutter lediglich für seine leiblichen Bedürfnisse. Von den Tupi in Südamerika weiss man durch de Laet, dass bei ihnen von Seiten des Vaters erst dann die Anerkennung des Sohnes erfolgt war, wenn er selbst oder einer seiner Freunde das Kind vom Boden aufhob; so herrschte hier eine ähnliche Sitte, wie bei Germanen und Römern. — Zur Sorge für die Kinder, sagt von Martius,[2]) scheint das der Ehe analoge Bündniss unter den Wilden Brasiliens nicht zu verpflichten. Nicht selten erliegen die unmündigen Kinder dem Hungertode, oder sterben aus anderen Ursachen unmenschlicher Vernachlässigung. Von einer Vormundschaft für verwaiste Kinder findet man keine Spur. Oft sterben sie, nach dem Tode der Eltern sich selbst überlassen, in grösster Vernachlässigung. Gewöhnlich werden sie von Nachbarn oder Verwandten aufgenommen; der Häuptling hat keine Aufsicht darüber.

Bei fast allen Völkerstämmen Nord-Amerika's, bei den Irokesen, den Völkern von Nordcarolina, den Cherokees, aber auch bei den Koljuschen werden die Kinder zum Geschlecht der Mutter gerechnet; dies bezieht sich sowohl auf die Succesion der Herrscherwürde, als auch auf das Erbrecht. Wenn ein Mann die Frau verstösst, so folgen die Kinder der Mutter. Das Erbe geht bei den Koljuschen zunächst auf den Schwestersohn, dann auf den jüngeren Bruder der Verstorbenen über. Auch bei den Stämmen der Nordküste Südamerika's, den Caraibenvölkern des Festlandes, gehören bei der Scheidung die Kinder der Mutter, doch erbten hier meist die Söhne von ihren Vätern; in Cumana war der jüngste Sohn der Hauptfrau der alleinige Erbe. Am Orinoco jedoch geht unter den dort wohnenden Indianerstämmen die Würde des Häuptlings vom Vater auf den Sohn, nicht auf den Schwestersohn über.

Unter den Pehuenche wird Kindermord von Seiten des Vaters von den Verwandten der Mutter an ihm wie jeder andere Mord gerächt durch strenge Talio, wenn nicht eine Geldbusse angenommen wird. Den alten Mexikanern erlaubte das Gesetz, das eigene Kind einem Herrn zum Dienst zu verkaufen.

Die Achtung der Kinder gegen ihre Eltern ist bei den Koljuschen heilige Pflicht.

1) Eckardt im Globus 1881. XL. S. 367.
2) v. Martius, Zur Ethnogr. Amerika's, zumal Brasiliens. Leipzig 1867. S. 125.

---

9. Die Adoption.

Die Adoption nimmt im Rechte des Kindes eine ganz besondere Stelle ein. Selbst tieferstehende Völker, von welchen wir schon einige Beispiele angeführt haben, üben die häufig bei ihnen vorkommende Sitte, dass sie angenommene Kinder fast ganz den leiblichen gleichstellen. Die Eskimo knüpfen mit Kindern dergleichen Verbindungen, die ebenso eng sind, wie die Bande des Blutes; der Pflegesohn gilt bei ihnen als Erbe der Familiengüter (Cap. Lyon). Auch unter den Fellatah in Centralafrika soll die Kinder-Adoption sehr verbreitet sein und nach Denham fällt dann die ganze Erbschaft den fremden, nicht den eigenen Kindern zu. Auf Madagaskar nimmt man verwandte Kinder in Pflege, achtet sie wie die eigenen, und die wirklichen Eltern geben dagegen alle ihre Rechte auf (Sibree). Spuren einer Adoption finden wir schon bei den Oceaniern. Auf den alten Marianen-Inseln wird das Kind einer verstorbenen Mutter von einer weiblichen Verwandten aufgezogen (Freycinet), ebenso auf den Gilbert-Inseln; hier glaubte man, dass die Seelen gestorbener Kinder von früher gestorbenen Verwandten im Himmel ernährt werden (Hale). Auch auf den Tonga-Inseln herrscht nach Mariner die Sitte, dass Frauen sich zu Müttern fremder Kinder machen, um sie zu ernähren; dieselbe Sitte besteht ferner auf den Samoa-, Marquesas- und anderen polynesischen Inseln,[1]) z. B. auf den Banks-Inseln.[2])

Bei den Römern spielte die Adoption eine wichtige Rolle. Sie wurde durch eine Nachahmung des Geburtsactes abgeschlossen und war ohne diese Scheinhandlung nicht gültig. Selbst Juno, als sie das Kind ihres Gatten, den Herkules, adoptiren wollte, musste, wie Diodor sehr bezeichnend sagt, dieser „Sitte der Barbaren" sich unterziehen. Ebenso musste der Adoptivvater bei den Aethiopiern dem Adoptivkinde kurze Zeit die Brust oder den Daumen reichen, damit es einen Augenblick daran sauge. Einige Völker gebrauchen noch heute als Symbol der Adoption das Säugungsgeschäft; will z. B. eine Circassierin Jemand adoptiren, so reicht sie ihm die Brust.

In Japan findet eigenthümliche Adoption statt; dies ist ein System, durch welches ganze Generationen sich auf Ahnen berufen können, von denen sie in Wirklichkeit gar nicht abstammen; es hat diese Adoption die Absicht, dasselbe Geschäft wenigstens scheinbar in derselben Familie fortbestehen zu lassen. Ein Musiker z. B. erkennt vielleicht irgend einen Musiker als Sohn an, während vielleicht sein leiblicher Sohn von einem Arzt adoptirt ist und dessen Generation fortsetzt.

1) Lubbock, Entstehung der Civilisation, deutsch. S. 77.
2) Eckardt, Globus 1881. Band XL. S. 367.

Einunddreissigstes Kapitel.

Der Abschluss der Kinderjahre.

Die Mannbarkeit (Pubertät).

Wenn das aufblühende Geschlecht zur Entwickelung in geistiger und körperlicher Hinsicht herangereift ist, so wird diese Zeit des Uebergangs bei allen Völkern als einer der wichtigsten Wendepunkte im menschlichen Dasein begrüsst. Der Knabe soll nunmehr als junger Mann, das Mädchen als Jungfrau in die Reihen der Erwachsenen eintreten. Ueberall gilt diese Epoche für ein Ereigniss, dem man nicht blos im engeren Kreise der Familie, sondern stets auch im weiteren Umfange des ganzen Stammes hohe Beachtung schenkt. Denn das Kind gehört eben nur der Familie an, Jüngling und Jungfrau dagegen sind Angehörige des Stammes, des ganzen Volkes. Die Aufnahme des neuen Mitglieds in die Gemeinschaft des Stammes wird daher selbst von den durch keinen engeren Verband geeinigten Naturvölkern in einer Weise vollbracht, die den Charakter einer nationalen Pflicht und Sitte zeigt. Man unterlässt es nie, mit dem Eintritt der Mannbarkeit eines jungen Menschen formell die Emancipation, die Zugehörigkeit desselben zur Gesellschaft, zu erklären.

Auch dieser Act geschieht, wie alle anderen Volksgebräuche, unter Formen, welche für den Culturzustand jeden Volkes, ja jeden Stammes, höchst charakteristisch sind. Die äusseren Zeichen der Weihe, welche hierbei in so ungemein mannigfacher Art Sitte und Brauch auf das Strengste vorschreiben, sind ganz bezeichnend für die Auffassung der Lebensaufgaben in jedem Volke. Während dem einen Volke als höchste Lebenspflicht Tapferkeit und Muth gelten, sind dem andern disciplinarisches Verhalten, einem dritten Anstand, einem vierten Befolgen religiöser Vorschriften die Punkte, welche den in die Gemeinschaft aufzunehmenden jungen Leuten durch irgend welche symbolische Handlungen als Ziel und Zweck ihres künftigen Thuns und Treibens vorgehalten werden.

Wenn wir selbst mit der Firmung (Firmelung, Konfirmation), der kirchlichen Einsegnung der Jünglinge und Jungfrauen, eine heilige Handlung (Sacrament) vornehmen, die in mehreren christlichen Kirchen mittels der Salbung mit dem Chrisma, mit Gebet und Handauflegen vollzogen wird, so erhält mit Beginn der Pubertät bei anderen Völkern, welchen nur die Sitte, nicht die Religion die Einweihung des mannbaren Individuums vorschreibt, jede junge Person unter feierlichen Ceremonien irgend ein Symbol, z. B. das junge Mädchen einen besonderen Haarschmuck bei einzelnen

Völkern Afrika's in Siam u. s. w.[1]) Eine nicht geringe Zahl der Urvölker begeht hingegen bei solcher Gelegenheit ein weitläufiges Ceremoniel, das mit nicht geringen Peinigungen und Standhaftigkeits-Prüfungen des jungen Menschen verbunden ist. Es liegt in der Natur solcher Völker, den Jüngling, sogar selbst das junge Mädchen erst dann als „mannbar" zu betrachten, wenn sie im Stande waren, zu zeigen, dass sie nicht Geringes im Ertragen von Schmerz und Weh leisten.

Die Naturvölker sind, wie wir in Folgendem sehen werden, in den quälenden Proceduren, die dabei vorgenommen werden, äusserst erfindungsreich. Sie unterwerfen die jugendlichen Wesen so mannigfachen Misshandlungen, dass wir uns fragen müssen, wie und warum sie gerade diese besondere Form von Probe wählten und keine andere. Man bleibt die Antwort schuldig; denn man findet keine Andeutung, warum beispielsweise die Australier ebenso wie die Pepos in Formosa das Ausbrechen eines Zahnes, die Battas auf Sumatra das Zuspitzen und Schwärzen der Zähne, der Indianer dagegen den Biss der Ameisen, andere Völker wieder andere Prüfungs-Methoden wählten. Allein es ist wohl anzunehmen, dass alle diese Methoden sich schon in sehr früher Zeit bei ihnen heimisch gemacht haben, und dass ein jedes Volk sich ursprünglich für diejenige Aufnahme-Ceremonie entschied, die sich seinem Empfinden und Denken gemäss als ein der wichtigen Uebergangsperiode angenommener Act darstellt, und mit welcher man dann noch manche festliche Bräuche verband. Dass dagegen die mit der Mannbarkeits-Erklärung bei vielen Völkern verbundene Beschneidung die besondere Aufgabe hat, dem jungen Manne die sexuelle Reife zu verschaffen, zeigten wir Bd. I. S. 368.

Das Klima und die ganze Naturumgebung üben einen bestimmenden Einfluss auf die Zeit der Mannbarkeits-Erklärung aus. Dies hat schon Th. Waitz[1]) hervorgehoben: „Mit der Wirkung des Klima's steht die leibliche Präcöcität in einer inneren Verbindung theils direct, theils insofern die Länge der Kindheit, die man als einen Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere schon oft hervorgehoben hat, die Dauer der grössten Bildungsfähigkeit bestimmt und ihr Ende in leiblicher wie in geistiger Hinsicht einen gewissen Abschluss der Entwickelung herbeiführt, theils insofern kurz nach dem Eintritt der Pubertät beide Geschlechter in neue Lebensverhältnisse einzutreten pflegen, in denen sie sich selbständig bewegen und eine Reihe von Thätig-

1) Dabei Aenderung des Namens bei Eintritt der Mannbarkeit: am Nutkasund, in Neu-Guinea, Japan, bei Samojeden siehe R. Andree in Zeitschr. f. Ethnol. 1876. S. 257. — Unter den Bewohnern des Seengebiets in Australien wechselt die Bezeichnung für Knaben und Mädchen nicht; es giebt keinen Ausdruck für Kind, wie man keinen für Mensch hat. Nur mit den Altersstufen wechseln die Bezeichnungen; Knaben unter 9 Jahren heissen kurawulie, nach dieser Zeit mockaworo etwa bis zum 12. Jahre, nach der Beschneidung heissen sie thutschawara. Die Mädchen unter 10 Jahren heissen kupu, von da ab führen sie den Namen munkara. Ein junger Mann, stolz im Besitz des ersten Barthaares, heisst thurrie, später mathani, die alten Männer pinaru; die verschiedenen Altersstufen der Frauen bezeichnen die Worte widla, kudlaku und widlapena. E. Jung in: „Aus allen Welttheilen." 1877. S. 353. Heft 12.

1) Anthropologie der Naturvölker. 1. Aufl. 1859. I. S. 398.

keiten und Sorgen für sich und Andere zu übernehmen haben, die ihnen gewöhnlich weder Musse noch Neigung zu fernerer eigener Fortentwickelung übrig lassen."

Die Reihe der Urvölker, welche wir im Folgenden Revue passiren lassen, würden sich wohl vergrössern lassen. Allein sie genügt, um zu zeigen, wie diese rohen Menschen den wichtigsten Schritt im menschlichen Leben behandeln, und wie sehr sich ihr ganzer Charakter dabei in jedem Zuge ihres Benehmens ausspricht. Eine Neigung zu höherer Anschauung, eine wirklich geistige Auffassung der Einweihung eines Jünglings zum Manne, eines Mädchens zur Jungfrau fehlt ihnen fast ganz. Die körperliche Kraft und die Tugend der Standhaftigkeit und der Disciplin werden bei ihren Weihe-Acten vor Allem hervorgehoben als die Forderungen, die man dem jungen Menschen bei der nun gewählten grösseren Selbstständigkeit zu stellen, sich für berechtigt hält. Wie anders fassen dagegen gesittetere Völker die wichtige Uebergangsepoche auf! Bei ihren Einweihungsacten kommt mehr und vorzugsweise die Anerkennung der grösseren geistigen Reife zur Geltung. In dieser Hinsicht spricht sich schon ein dem Edleren zugewendeter Charakter in den Sitten und Bräuchen der alten Mexikaner und Peruaner, sowie der Römer und der Germanen zu jener Zeit aus, wo diese letzteren Völker in die Geschichte eintreten.

1. Australier.

Die Eingeborenen Australiens haben in ihren Stämmen verschiedene Bräuche bei der Erklärung der Mannbarkeit junger Leute. Insbesondere besteht ein grosser Unterschied zwischen den Stämmen verschiedener Gegenden insofern, als die Beschneidung der mannbar gewordenen Knaben im Süden, im Innern, im Norden und Nordwesten, nicht aber im Südwesten und im Osten gebräuchlich ist. Allein auch die wunderlichsten Festlichkeiten, durch die der Knabe zum Manne geweiht wird, sind den verschiedenen Stämmen eigen.

Unter den Wilden von Neu-Süd-Wales gibt es in dieser Hinsicht andere Ceremonien als unter den Stämmen der westlichen und südlichen Theile des Continents. Bei den ersteren ist das Kebarrah oder das Ausbrechen der vorderen Zähne üblich. Ueber den Ursprung dieser Sitte ist nichts bekannt. Einige Einzelheiten über dieselbe theilt Colonel Collins[1]) als

1) Collins, Account of the colony in N.-S.-Wales. London 1798; Angas, Savage life in Australia, and N.-Zealand. London 1847; Freycinet, Voyage autour du monde. Paris 1827. Etwas anders beschrieben Hall, Ethnography etc. Philad. 1846 und Andere diese Ceremonie. Ueber Ceremonien bei Mannbarkeit in Australien siehe Zeitschr. f. Ethnol. 1874. S. 267: Mudlawillpa (Nasendurchlöcherung), Chirrincherrie (Zahnausziehen), Kurawellie Wonkanna (Beschneidung), Willgaroo (Ritzen der Haut mit scharfen Steinen), Mindorie (nächtl. Tanz), Koolpie (Aufschlitzen des Penis). — Ferner siehe: daselbst 285. Operation Malgum bei Mädchen, die Beschneidung der Knaben, die verschiedene Alterseintheilung. — Bei der Mannbarkeit Durchbohren des Nasenknorpels, siehe daselbst 286: Die Grade der Einweihung bis zur Mannbarkeit. — Von der Mannbarkeits-Ceremonie bei den Parnkalla- und Nauo-Stämmen um Port Lincoln und westlich vom Spencer-Golf gab Angas, „Savage Life," Bd. I. S. 113, 116 eine eingehende Schilderung.

Augenzeuge mit. Alle Jünglinge aus der Nachbarschaft von Port Jackson, an welchen bisher diese Operation noch nicht vorgenommen worden war, wurden gegen Ende des Januar zu der Ceremonie zusammengerufen auf einen offenen Platz, genannt Yoolang, der zu dieser Handlung hergerichtet war. Hier hatten sich die eingeborenen Stämme versammelt, bemalt und bedeckt mit Federn und anderem Schmuck, bewaffnet mit Keulen und Spiessen. Bevor nun diese Ceremonie selbst stattfand, wurde jede Nacht getanzt, doch am zweiten Februar langte das Volk von Cammeray (Camera-gal) an und mit ihm der Koradjee oder Priester, der die Operation des Zahnausbrechens ausführen sollte. Auf der einen Seite des Platzes stellten sich die von ihren Freunden umgebenen Knaben auf, deren jeder einen Zahn hergeben musste. Auf der anderen Seite befand sich das bewaffnete Volk, welches die Ceremonie mit Singen und Schreien, mit Zusammenschlagen der Schilde und mit dem Aufstampfen der Füsse eröffnete, indem der ganze Trupp gegen die Knaben vorging. Bei denselben fast angelangt, stürzte einer der Männer aus der Schaar vor, ergriff einen Knaben und kehrte zu seiner Partei zurück. Hier wurde der Knaben mit einem lauten Schrei empfangen; man nahm ihn in die Mitte und hielt die Speere vor ihn, damit er nicht wieder befreit würde. In dieser Art wurden die Knaben, ungefähr 15 an der Zahl, nach und nach eingefangen; sie wurden an dem einen Ende des Yoolang niedergesetzt; jeder von ihnen hielt seinen Kopf mit den Händen und kreuzte die Beine unter sich.

Nun begannen die Koradjees ihre mystischen Bräuche. Einer von ihnen warf sich plötzlich auf den Erdboden, verfiel in eine scheinbare Bewusstlosigkeit, und während die Andern um ihn her tanzten, sangen und ihn mit Stecken schlugen, that er, als ob er von einem Knochen befreit würde, der dann bei der folgenden Ceremonie eine Rolle spielte. Kaum hatte sich dieser Mann, in Schweiss gebadet, vom Boden erhoben, so fiel ein Anderer in scheinbare Agonie und es wurde abermals ein Knochen producirt, nach und nach so viele, als Knaben vorhanden waren, die in die Männerwelt Aufnahme finden sollten. Am nächsten Morgen, bald nach Sonnenaufgang, liefen die Koradjees, die in der Nähe abseits geschlafen hatten, einer nach dem andern zum Yoolang und rannten schnell 2—3 mal rings um den Platz. Dann wurden die Knaben herbeigebracht, auf dem Platze niedergesetzt und von den Operateuren, deren etwa 20 waren und die wie Hunde auf Händen und Füssen krochen, mehrmals umkreist; dabei schleuderten die Operateure mit ihren nackten Füssen Sand auf die Knaben. Die Bedeutung dieser Ceremonie sollte darin bestehen, dass sie Kraft ertheile über die Hunde und dass doch auch alle guten Eigenschaften dieses Thiers auf die Knaben übergehen. Die nächste Scene eröffnete ein starker Eingeborener, der auf seinen Schultern ein aus Gras bereitetes Bild eines Känguruh trug; ihm folgte ein Anderer mit einem Bündel Reissig, während die Uebrigen sangen und den Tact nach den Schritten des letzteren schlugen; schliesslich legte dieser sein Bündel zu den Füssen der Knaben nieder.

Das Vorzeigen eines todten Känguruh sollte andeuten, dass die Knaben fähig würden, solche Thiere zu tödten, während das Reissigbündel das Nest des Thieres vorstellte. Indem einige der Männer langes Gras sammelten, das sie wie einen Schwanz an ihren Hintertheil hielten, suchten sie lebende Känguruhs vorzustellen, auf die zwei Andere mit ihren Waffen Jagd machten.

Plötzlich ergriff dann jeder dieser Männer einen Knaben, hob ihn auf seine Schultern, trug ihn im Triumph umher, und ebenso nahmen Männer andere Männer auf die Schultern, wobei sie wilde Grimassen machten, Andere legten sich nieder und die Knaben wurden auf deren Körper gelegt. Dergleichen excentrische Schaustellungen wurden noch in mancherlei Form vorgenommen, dann aber schritt man zur eigentlichen Operation. Zuerst wurde ein Knabe auf die Schultern eines im Grase sitzenden Mannes gesetzt. Der Knochen, welcher am Tage zuvor zum Vorschein gekommen und an einem Ende zugeschärft war, wurde dazu benutzt, das Zahnfleisch aufzuschneiden, um die Extraction des Zahns leicht zu bewerkstelligen. Mittels eines Holzsteckens von 8—10 Zoll Länge, welcher vom Operateur mit dem einen Ende am Rande des Zahnfleisches angesetzt wurde, während er auf das andere Ende mit einem grossen Steine schlug, war es bald gelungen, den Zahn auszubrechen. Nachdem dies vollbracht, wurde der Knabe wieder in die Nähe seiner Freunde gelegt, die sein Zahnfleisch schlossen und ihn mit den Decorationen seines neuen Standes versahen. Rings um seinen Unterleib legte man einen Gürtel, in den man ein hölzernes Schwert steckte, auch wand man um seinen Kopf ein mit den Blättern des Grasbaumes geschmücktes Band. Seine linke Hand legte er auf seinen Mund, um ihn zu verschliessen, denn der junge Mann durfte nicht sprechen und den ganzen Tag über nichts essen. Das Blut, welches aus der Wunde des Zahnfleisches floss, wurde nicht abgewischt und rann auf die Brust des Patienten und auf den Kopf des Mannes herab, auf dessen Schultern jener sass; hier musste es trocknen und liegen bleiben. Die Knaben hiessen von nun an „Kebarrah“ vom Worte „Keba,“ d. i. Fels oder Stein.

Die Kebarrah-Ceremonie, wie sie von den Stämmen des Macquarie-Districts im Osten des Continents geübt wird, ist in ihren Einzelnheiten einigermaassen verschieden von der beschriebenen, welche die südlich wohnenden Stämme im Brauch haben. Zur Sommerzeit versammeln sich eines Morgens die Stämme auf den Macquarie-Hügeln, um die Mysterien zu feiern. Bei solcher Gelegenheit halten die feindlichen Stämme Frieden. Wenn der Schall des Cooi-Rufes die Vorbereitungen verkündet, ziehen sich die Weiber und Kinder in die Klüfte zurück. Die Stämme, bei denen die Ceremonie ihren Anfang nimmt, eröffnen dieselbe mit einem langgezogenen schrecklichen Schrei, der im Walde widerhallt, und die anderen Stämme beantworten denselben ringsum. Nach kurzem Schweigen ziehen sich die alten Männer zurück, um eine Berathung abzuhalten, inzwischen schlagen die jungen Männer die Bäume nieder, um den Platz frei zu machen. Ein anderer

Schrei folgt, und der ganze Stamm versammelt sich im Kreise; der Wakui, eine Waffe, wird geschwungen, ihr Zischen ertönt in die Ferne und grosse Feuer werden angebrannt. Bei solchen Gelegenheiten sind oft fünf- bis sechshundert Eingeborene gegenwärtig; ihre nackten Leiber haben sie mit Thon bemalt und die Köpfe reichlich mit dem Flaum des weissen Schwans bedeckt. Ein alter Mann stellt sich an einen Baum, macht die wüthendsten Gesten und wirbelt seinen Wakui um sich her. Nun werden die Jünglinge durch ihre Väter oder nächsten Verwandten in den Kreis gebracht und der Kebarrah-Gesang beginnt, indem den Kandidaten auf's Schlimmste die Qualen geschildert werden, welchen sie sich unterwerfen müssen. Dann schreitet man zum Ausbrechen eines Vorderzahns. Dies wird so ausgeführt, dass man in einen Baumstamm ein Loch macht, in welches man einen Stab von hartem Holz steckt; dann bringt man den Zahn in Berührung mit dem Ende des Stabes, indem eine Person den Kopf des Knaben in der richtigen Position hält, worauf ein Anderer mit aller Kraft den Kopf von hinten nach vorwärts stösst. Die Erschütterung bewirkt, dass der Zahn zumeist mit einem Theil des anhängenden Zahnfleisches ausfällt. Einige Männer stehen bei dem Leidenden und drohen ihm, ihn sofort zu tödten, wenn er Schmerz äussert, während Andere lange Streifen in seinen Rücken und in jede Schulter mit scharfen Steinen schneiden. Sobald das Opfer sein Leiden nicht ruhig erduldet, vielmehr Klagen laut werden lässt, so proklamiren die Operateure durch lauten Schrei, dass der Unglückliche nicht werth sei, sich unter die Männer des Stammes zu mischen; dazu kommen die Weiber und bezeichnen spottend den Beschimpften als einen der Ihrigen. Hält jedoch der junge Mensch die Qualen, ohne zu zucken, aus, so ist er hiermit in den Rang eines Jägers und Streiters eingetreten; man umringt ihn und übergiebt ihm das Mundi, d. i. ein kleines Stück einer krystallhellen Substanz, das stets vor den Weibern verborgen gehalten wird. Schliesslich begrüssen den Aufgenommenen, den man mit dem Schilde und den Kriegswaffen geschmückt hat, Männer und Weiber mit lautem Cooi-Rufen.

In den westlichen und südlichen Gegenden Australiens wird die Einführungs-Ceremonie mit dem Knaben in dessen 12. Lebensjahre vorgenommen; sie heisst dort Wily al Kanye und besteht in Folgendem: Jeder Novize hat einen gewählten Pathen, der ihn auf dem Rücken in eines anderen Mannes Schoos legt; die Operateure stehen rings umher. Nun werden den jungen Leuten die Augen verbunden und man legt sie auf einer entfernten Stelle nieder. Die Weiber klagen und kreischen. Die Knaben werden mit ihrer Vorderseite auf den Erdboden gelegt, mit Känguruh-Fellen bedeckt, und die Männer lassen alle 3—5 Minuten Weherufe ertönen. Nach einiger Zeit werden die Knaben wieder aufgehoben, und während sie noch immer die Augen verbunden haben, werfen zwei Männer grüne Zweige auf sie; auch machen dieselben mit ihren Waffen und Schreien einen ganz gewaltigen Lärm, während die Anderen im Halbkreise aufgestellt sind. Plötzlich bringt Einer von diesen Leuten einen Zweig herbei und lässt ihn

fallen, Andere folgen, und so wird nach und nach ein Haufen von Zweigen gebildet, auf den schliesslich wie auf eine Plattform die Knaben gelegt werden. Nun holen die Pathen ihre kleinen, geschärften Quarzstückchen hervor, indem sie zugleich einen neuen Namen wählen für jeden Knaben, den derselbe dann für's ganze Leben behält. Diese Namen enden stets auf alta, ilti oder ulta. Die Pathen öffnen dann die Venen an ihren eigenen Armen, lassen ihren Knaben den Mund aufsperren und träufeln ihnen zunächst etwas Blut in den Schlund. Hierauf fallen die Knaben auf Hände und Kniee, das Blut lässt man auf ihren Rücken rinnen, wo es zu einer Masse gerinnt und eintrocknet; ist diese fest genug, so bezeichnet ein Mann die Stellen, auf welchen die Tättowirung stattfinden soll, indem er mit seinem Daumen-Nagel das Blut entfernt. Nun macht der Pathe dem Knaben mit seinem Kiesel einen tiefen Einschnitt in den Nacken und bringt ihm breite, zolltiefe Wunden von der Schulter bis zu den Hüften bei. Ein Büschel grünes Laub wird rings um den Unterleib geschlungen, um welches noch ein Gürtel von Menschenhaar gebunden wird; jeder Arm wird gerade über den Ellenbogen mit einem Band umwunden; um den Nacken windet man ebenfalls ein Band, welches über den Rücken herabreicht und an den Gürtel von Haar befestigt wird. Das Gesicht und die Vorderseite des Körpers der jungen Männer werden mit Kohle geschwärzt. Zum Beschlusse der Ceremonie umschwärmen alle Männer den Aufgenommenen; sie ermahnen ihn, einige Monate lang nur zu flüstern, und ertheilen ihm Unterricht im Jagen, Fechten und Ertragen der Strapazen[1]).

Ganz eigenthümliche Gebräuche hat der Goulbourn-Stamm, nördlich von Melbourne, unter anderen auch das Zahnausschlagen. Ein Jüngling, der zur Mannheit eingeweiht werden soll, wird von den Stammgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und sich zwei obere Schneidezähne ausschlägt, die er sorgfältig aufhebt und zurückgekehrt seiner Mutter giebt. Dann geht er wieder in den Wald, wo er nun zwei Nächte und einen Tag bleibt. Die Mutter aber sucht einen jungen Gummibaum, den nur Wenige, nie aber der Sohn selber wissen dürfen, und steckt die beiden Zähne in die obersten Aeste. Stirbt der Sohn, so schält man die Rinde unten am Baum und tödtet letzteren durch ein Feuer, welches man unten um den Stamm anzündet, so dass er als ein Denkmal des Todten stehen bleibt (Wilhelmi nach W. v. Bandowski).

Bei den Frauen von Murray ist die einzige wichtige Handlung, die Eyre kennen lernte, das „Einkerben" oder das Tättowiren des Rückens; sobald ein Mädchen erwachsen ist, muss sie sich dieser schmerzlichen Operation unterwerfen. Das junge Frauenzimmer kniet nieder und legt ihren Kopf zwischen die Kniee einer alten starken Frau und der Operateur —

1) In etwas abweichender Art werden diese Feierlichkeiten beschrieben von Wilhelmi, Manners and customs of the Australian natives. Melbourne 1862. 24. — Köler, Monatsschrift der Geogr. Gesellsch. zu Berlin, N. F. I. 55. Berlin 1844. — Wilhelmi, „Aus allen Welttheilen." 1. Jahrg. 1870. 122. Nach diesem wird die Ceremonie im 18. bis 20. Lebensjahre vorgenommen.

dies ist immer ein Mann — macht mit einem Muschel- oder Feuersteinstück reihenweise von der rechten zur linken Seite quer über den Rücken bis dicht an die Schulter lange tiefe Einschnitte in das Fleisch. Der ganze Anblick ist äusserst empörend, während die Schmerzensausbrüche des armen Opfers sich zu einem langen Angstschrei steigern. Dennoch unterziehen sich die Mädchen bereitwillig dieser Qual; denn ein gut gekerbter Rücken wird sehr bewundert"[1]).

Im Seengebiet Australiens vollzieht man bei Mädchen und Knaben die Operation (Tschirrintschirri genannt) in folgender Weise: Zwei etwa 30 cm lange Stäbe vom Cuyamurra-Holz werden an den Enden geschärft, so dass sie die Gestalt eines Keils haben, und zu beiden Seiten eines der herauszuziehenden Zähne eingetrieben. Auf den Zahn selbst legt man ein Stück Wallaby-Fell in 3—4 Falten und setzt darauf ein scharfes etwa 60 Centimeter langes Stück Holz. Ein bis zwei Schläge mit einem schweren Stein auf dieses Holz genügen in der Regel, den Zahn so zu lösen, dass er mit der Hand herausgezogen werden kann. Der zweite Zahn wird auf dieselbe Weise entfernt, worauf man dann feuchten Thon auf die Wunden drückt, um die Blutung zu stillen. Obschon die Kinder noch sehr jung sind und die Operation durchaus nicht schmerzlos sein kann, so verrathen sie doch kaum durch ein Zucken des Gesichts, dass sie leiden. Drei Tage nach der Operation muss das Kind sich wohl hüten, den Rücken von irgend Jemand zu sehen, sonst wächst sein Mund zu und es muss Hungers sterben. Dagegen ist es ihm gestattet, seinen Freunden in's Gesicht zu sehen. Die ausgezogenen Zähne hüllt man in ein Bündel Emu-Federn, welche mit dem unvermeidlichen Fett beschmiert sind, und bewahrt sie ein Jahr oder darüber sorgfältig auf, damit die Adler sie nicht finden und dem Kinde dann an Stelle der ausgezogenen grössere wachsen, welche sich in die Höhe krümmen und unter grossen Schmerzen den Tod verursachen.

Fragt man nach dem Zwecke dieser Operation und Ceremonie, so erhält man keine Antwort; augenscheinlich haben die Eingeborenen keine Kenntniss eines solchen; aber von dem Ursprung erzählen sie, dass der gute Geist, Muramura, nach Erschaffung des ersten Kindes diesem die betreffenden beiden Zähne ausgeschlagen habe — warum wird nicht gesagt. — Die Veränderung im Aussehen des Kindes habe ihm zugesagt, und daher sei der Befehl gegeben worden, man solle so mit jedem Kinde verfahren.

Bis hierher haben sich Knaben wie Mädchen den vorgeschriebenen Riten unterziehen müssen. Die merkwürdige Thatsache, dass die Australier durch operative Entfernung der Eierstöcke bei jungen Mädchen weibliche Castraten herstellen, hat erst neuerlich N. von Miklucho-Maclay[2]) gemeldet, nachdem man schon früher durch Roberts[3]) von ähnlichen Exstir-

1) Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit etc. Deutsch von Passow. Jena 1874. II. S. 150.
2) Zeitschr. für Ethnol. 1882.
3) Dr. Roberts, Reise von Delhi nach Bombay. in Müller's Archiv. 1843.

pationen der Ovarien unter den Eingehorenen Ostindiens Kenntniss erhalten hatte. Miklucho-Maclay erfuhr, dass diese Operation von Zeit zu Zeit an Mädchen vorgenommen wird, um den jungen Leuten eine specielle Art von „Hetaira" herzustellen, welche nie Mutter werden kann. Einer jener Berichterstatter fand ein solches zwitterhaftes Mädchen mit knabenhaftem Aussehen und mit länglichen Narben in der Leistengegend unter den Eingeborenen am sogen. Parapitschuri-See. Ein andermal sah der Naturforscher John Mac Gillivray am Cap York ein eingeborenes Weib, dem man, wie die Narben der Leistengegend zeigten, die Ovarien ausgeschnitten hatte; man hatte dies gethan, weil sie stumm geboren war und man verhüten wollte, dass sie stumme Kinder gebäre. Die nun folgenden Bräuche des Kurrawellie Wonkana (Beschneidung), des Willyara (Tättowirens) und des Kulpie sind nur für Knaben bestimmt.

Die Beschneidung der Knaben wird bei vielen australischen Stämmen des Nordens und Südens (nicht aber im Westen oder am Murray), ebenfalls als Einweihungsact bei Eintritt der Mannbarkeit, d. h. beim Hervorkeimen des Barthaars vorgenommen. Wir haben die Ceremonien, welche hierbei stattfinden, schon im ersten Bande Seite 297 genauer beschrieben, und fügen nur noch hinzu, dass einige dieser Stämme nicht blos oder überhaupt nicht die Vorhaut abschneiden, sondern sogar die Harnröhre aufschlitzen. Dies geschieht am Peake-Flusse 12 Monate nach der Circumcision [1]).

Sobald sich die ersten Barthaare im Gesicht des heranwachsenden Jünglings zeigen, beruft Einer der Alten einen Rath der übrigen Männer. Ausgenommen ist nur der Vater, auch hütet man sich wohl, den Knaben oder seine Eltern von dem Vorgange etwas wissen zu lassen. Einer Frau wird der Auftrag gegeben, dem Knaben eine Muschelschaale am Bande, das Kurie, um den Hals zu hängen. Dies thut sie an einem bestimmten Abend. Sie sucht den jungen Mann unter irgend einem Vorwand unbemerkt von seinen Anverwandten zu sprechen und bei dieser Gelegenheit führt sie ihren Auftrag aus. Der Knabe weiss, was das bedeutet, und stürzt aus dem Lager fort, um sich in kurzer Entfernung niederzulegen. Kaum hat man im Lager vernommen, was geschehen ist, so erhebt sich ein wahrer Teufelslärm; Alles schreit, gestikulirt, tobt, besonders der Vater und die Brüder des Knaben gebehrden sich höchst unwillig über das Vorhaben der alten Männer; indessen es kommt Nichts nach allen Worten; man geht schlafen, als ob Nichts vorgefallen wäre.

Mit Tagesanbruch suchen die jungen Männer im Lager, welche nicht mit dem Jüngling verwandt sind, denselben auf und machen mit ihm eine Rundreise durch die Lager befreundeter Schwarzer. Sie gehen dabei viele Meilen weit, zuweilen 20—30 deutsche Meilen; der Zweck ist, die Eingeborenen von nah und fern zu der bevorstehenden Feierlichkeit einzuladen.

---

1) Zeitschrift f. Ethnol. 1879. Bericht der Berl. Anthr. Gesellsch. S. 255.

Der junge Mann darf bei diesen Besuchen das Lager nicht betreten; bei Tage ist er mit seinen Genossen auf der Jagd, bei Nacht schläft er allein mehrere hundert Schritt von den andern.

Zur bestimmten Zeit kehrt der Jüngling in die Nähe seines Lagers zurück — gewöhnlich dauert die Rundreise vierzehn Tage — und kündigt seine Ankunft seinen Angehörigen dadurch an, dass er während des Tages 2- oder 3 mal ein Feuer von grünen Zweigen anzündet, dessen weithin sichtbare Rauchsäule seinen Aufenthalt angiebt. Nun wird eine Anzahl alter Frauen abgeschickt, um ihn in's Lager zu führen. Vater, Mutter und Brüder kommen ihm entgegen, um ihn zu begrüssen, aber, ehe noch viele Worte gewechselt sind, stürzt eine Anzahl junger Männer herbei, einer packt sich den Jüngling auf den Rücken und, während die alten Männer einen dreimaligen Ruf erschallen lassen, geht es etwa hundert Schritt weg vom Lager. Der junge Mann wird auf die Erde gelegt und mit Fellen zugedeckt. So verharrt er bis zum nächsten Morgen.

Im Lager ist es inzwischen lebhaft zugegangen. Die männlichen Angehörigen fallen über die anderen Männer her, auf deren Anordnung die ganze Sache geschieht, zuerst mit Worten, später mit Knütteln und Keulen, und es dauerte nicht lange, so ist die ganze Schaar damit beschäftigt, einander gründlichst zu bearbeiten. Man hütet sich wohl, einander ernstlich zu verwunden, aber Streiche und Stösse können nicht immer sorgfältig abgemessen werden, und wenn schliesslich Jeder seine eigene Hütte aufsucht, so ist mancher Tropfen Blut geflossen, und der Kopf thut mehr als Einem weh. Die Weiber haben ihr Möglichstes gethan, den Lärm und Aufruhr zu vermehren; sie kämpfen nicht selber, aber sie schreien, weinen, zischen und regaliren ihre Feinde mit allen Schimpfworten, welche ihnen die Sprache zur Verfügung stellt. Nun tritt verhältnissmässige Ruhe ein, die Weiber schweigen ganz, ruhen auch wohl; die Männer aber bewegen, am Boden sitzend, ihren Oberkörper fortwährend hin und her und singen oder summen dabei auf eine höchst eintönige, unmelodische Weise den sogenannten Thahama. Gegen 4 Uhr Morgens müssen sich alle Weiber und Kinder wenigstens 400 Schritt vom Lager entfernen. Hier lagern sie sich, die Weiber legen ihre hölzernen Mulden, Pirras, vor sich nieder und schlagen auf dieselben in gemessenen Zwischenräumen von etwa einer Minute, die Männer schlagen in gleicher Weise in ihrem Lager die Antwort auf ihre Pirras. So bis der Morgen tagt.

Jetzt begeben sich alle Männer zu dem jungen Mann und umstellen ihn in einem Kreise, in welchen der Alte tritt, dem die Operation zufällt. Einer der jungen Männer ergreift eine Hand voll Sand und streut ihn, schnell im Kreise um die Anwesenden laufend, auf den Boden. Dies treibt den bösen Geist Kutschie aus und schliesst den Muramura, den guten Geist, ein. Die Operation mit dem scharfen Stein, gewöhnlich Quarz, ist gewiss höchst schmerzhaft, doch auch hier stösst der Leidende keinen Laut aus. Ist sie vollendet, so beugt sich der Vater oder der nächste männliche Ver-

wandte über den am Boden Liegenden und giebt ihm unter dem Einflusse des guten Geistes einen neuen Namen, den er fortan trägt. Der Knabe, der zuerst ein Kurawulie und nachher ein Mockaworo gewesen ist, tritt nun unter die Thutschawaras ein; er hat fortan alle Rechte und Privilegien, welche den Männern zukommen.

Aber noch hat er zwei Prüfungen zu bestehen, ehe er die höchste Manneswürde erreicht. Das erste ist das Willyaru, das Tättowiren. An irgend einem Abend fallen plötzlich die alten Männer über den ahnungslosen Thutschawara und tragen ihn aus dem Lager fort. Die Weiber erheben sofort wieder ihr Geschrei und Weinen, das bis tief in die Nacht hinein dauert. Der junge Mann schläft mit seinen Entführern einige hundert Schritte vom Lager. Mit Sonnenaufgang kommen auch die übrigen Männer, die alten wie die jungen, zur Stelle, nur sein Vater und seine Brüder bleiben zurück. Man gebietet ihm die Augen zu schliessen. Ein alter Mann, welcher dazu bestellt ist, lässt nun 3 oder 4 alte Männer zur Ader, so dass das Blut auf den Körper des jungen Mannes strömt. Der Aderlass geschieht nach Unterbinden des rechten Oberarms vermittels eines scharfen Steins. Der junge Mann ist bald von Kopf bis zu Fuss mit Blut bedeckt, eine sehr unangenehme Situation, wenn das Blut trocknet und hart wird. Das soll dem jungen Krieger Muth einflössen; er soll sich an den Anblick von Blut gewöhnen. — Nun folgt der zweite Act. Dem jungen Mann wird befohlen, sich auf das Gesicht zu legen. Zwei junge Männer ergreifen scharfe Steine und machen tiefe Einschnitte, an Zahl 6—12, auf Nacken und Schultern. Wenn die Wunden heilen, so bleiben dicke Wülste als Narben, auf welche der Eingeborene stets mit einem gewissen Stolze zeigt. Bis sie aber heilen, muss der junge Mann sich fern vom Lager halten. Man giebt ihm ein Stück Holz, Yuntha; es ist etwa 22 Ctmtr. lang, 6 Ctmtr. breit und kaum 2 Mm. stark; an dem Ende ist ein Loch, in welchem ein mehr als 2 Meter langer Faden befestigt ist. Diese Yuntha muss der Jüngling auf seinen Jagden schwingen, man glaubt, dass dadurch Schlangen, Eidechsen und anderes essbares Gethier sich vermehrt; ebenso muss er jede Nacht, bis seine Wunden ganz geheilt sind, in die Nähe des Lagers kommen, aber nicht näher als 400 Schritte, und die Yuntha schwingen, damit ihr waldteufelartiges Summen seinen Angehörigen anzeige, dass er noch am Leben ist und sie ihm Speise bringen können.

Ist die Heilung vollendet, so kehrt er zurück und es fehlt nicht an Beweisen von Freundschaft unter seinen Genossen. Aber er hält sich nur kurze Zeit bei den Seinen auf, er muss auf die Yinainda, auf die Wanderschaft bei befreundeten Stämmen gehen. Einige seiner Freunde begleiten ihn. Er darf kein Lager ohne irgend ein Geschenk verlassen, sei es Speer, Bumerang, ein gestrickter Beutel, ein paar schöne Federn etc. Diese Geschenke vertheilt er bei seiner Rückkehr unter die Freunde, welche thätigen Antheil an der Operation genommen haben. Inzwischen hat ein junges Mädchen, das zu diesem Zweck den Auftrag erhalten hat, ein Gedicht ver-

fasst, welches sie nach einer ihrer Weisen vorsingt, man tanzt, kreischt, lacht, isst, trinkt, kurz man feiert die Rückkehr des Wiederkommens in bestmöglichster Weise.

Die letzte Ceremonie, die sich der junge Mann gefallen lassen muss, ist die schmerzhafte Aufschlitzung des Penis, Kulpie genannt. Sie erfolgt, sobald der Bart des jungen Mannes so lang ist, dass man die Bartenden zusammenbinden kann. Die alten Männer halten im Geheimen eine Versammlung, bestimmen den Tag, an welchem die Operation vorgenommen wird, und geben vor, dass eine grosse Jagd stattfinden solle, an welcher alle Männer sich betheiligen. Ueber den Rath der Alten hinaus verlautet Nichts über den eigentlichen Zweck der Expedition. Früh am Morgen bricht das ganze Lager mit Ausschluss der Weiber und Kinder auf. Sobald man am verabredeten Platze — immer mehrere Kilometer vom Lager gelegen und durch grosse Bäume, Felsen oder andere Naturmerkmale ausgezeichnet — angelangt ist, so werfen sich fünf junge kräftige Leute, von den Alten dazu bestimmt, auf den Nichtsahnenden. Zwei erfassen seine Arme, zwei die Beine, der fünfte setzt ihm das Knie auf die Brust und verschliesst ihm den Mund mit der Hand. Indessen das ist kaum nöthig, denn auch bei grösstem Schmerze zeigen die Schwarzen eine Selbstbeherrschung, die einen alten Römer geehrt haben würde. Bis seine Wunden geheilt sind, wird der Jüngling von zwei Altersgenossen begleitet und unterstützt, und kehrt er in's Lager zurück, so darf er auch vor Frauen ohne die Unpa oder Thippa erscheinen, welche er vorher stets tragen musste.

Der Gebrauch findet sich bei andern, weiter südlich wohnenden Stämmen nicht, auch ist er im Osten unbekannt. Die Eingeborenen des Seedistrikts vermögen, wenn man sie über den Ursprung und Zweck desselben befragt, eine befriedigende Antwort nicht zu geben. Sie haben ihn von ihren Vorfahren überkommen und bewahren ihn mit einer heiligen Scheu; kein junger Mann dürfte daran denken, sich ihm zu entziehen, selbst wenn er es vermöchte.

Wie also die Beschneidung bei mehreren Stämmen Australiens und ebenso auf mehreren polynesischen Inseln als heilige Sitte und als Symbol der Mannhaftigkeit betrachtet wird, so hat das Zahnausschlagen, das bei einigen australischen Stämmen auch Chirrincherrie heisst, gewissermaassen die Bedeutung eines Zeugnisses für die Erhöhung des Jünglings zum Mann. Die übrigen Abtheilungen des feierlichen Actes sollen ihn theils auf eine Strenge und Festigkeit des Charakters hinweisen, theils mit den äusseren Zeichen seiner neuen Stellung versehen, theils mag auch das Zahn- und Blutopfer dabei eine mystische Rolle spielen.

Bei Jünglingen nehmen manche australische Stämme nicht blos die Beschneidung, sondern auch die Mika-Operation (siehe Bd. I. S. 358), d. h. die Aufschlitzung der Harnröhre vor, um den jungen Mann zu einem sogen. Hypospadiäus zu machen, bei dem der Ausfluss nicht blos des Urins, sondern auch des Semen virile an der Wurzel des Penis stattfindet, so dass der

Betreffende wohl den Coïtus ausüben (immissio penis), jedoch keine Befruchtung (injectio seminis) stattfinden lassen kann. Die Eingeborenen thun das, um nicht zu viele Kinder zu haben; man erzählte N. v. Miklucho-Maclay,[1]) dass am Herbert-Fluss besonders schwache Männer dieser Operation ausgesetzt seien, und von Zeit zu Zeit schliefen die Weiber der Operirten bei nicht operirten Männern, um befruchtet zu werden. Ein Messer (Quarzsplitter im Holzschaft eingelassen), mit dem die Mika-Operation vollzogen wird, hat Miklucho-Maclay abgebildet. Vom Stamme der Nasims, der am Küstenstrich an der Westseite des Carpentaria-Golfs wohnte, erfuhr er Folgendes: „Hier wird an den Knaben im Alter von 14 Jahren von den alten Männern ohne irgend welche Ceremonie zuerst die Beschneidung vorgenommen, und wenn dieselben 18 Jahre alt geworden sind, wird an einigen die Operation der Aufschiitzung des Gliedes mittelst einer Muschel oder eines Quarzsplitters ausgeübt. Nachdem die Harnröhre aufgeschnitten ist, wird ein Stöckchen oder ein dünner Knochen in die Wunde gelegt. Wenn die Wunde geheilt ist, erscheint der Penis sehr zusammengezogen „and has in its collapsed state the appearance of a large button." Es scheint, dass die stärksten jungen Leute vorzugsweise für die Operation gewählt werden, welche Wahl bei diesem Stamme als Ehre gilt. Die Weiber ziehen die Operirten den Nichtoperirten vor."

Wir haben die in den verschiedenen Distrikten so sehr abweichenden Ceremonien deshalb ausführlich beschrieben, weil es gewiss interessant ist, durch Vergleichung die jedem Stamme eigenthümlichen Gebräuche möglichst genau festzustellen, und die etwa vorhandenen Aehnlichkeiten oder Berührungspunkte kennen zu lernen.[2])

---

2. Oceanier.

Auf Neuseeland wird der junge Mensch mit dem 16. Jahre durch die Tättowirung für mannbar erklärt. Auf Taiti wird mit dem 8. Jahre die Beschneidung an mehreren Knaben zugleich durch einen Priester vorgenommen, unter religiösen Feierlichkeiten (Cook); dann folgt mit der geschlechtlichen Reife die Tättowirung, auf welche die Mädchen sehnsüchtig warten, denn nicht mannbar sein, gilt als Schande für sie.[3])

Bei den Noeforezen, einem Papua-Volke auf Neu-Guinea wird bei herangewachsenen Knaben, vielleicht im 12. Lebensjahre die Namensveränderung sehr feierlich vorgenommen. Der Knabe muss eine Reise machen nach einer entfernten Insel. Von hier kehrt er etwa nach einem Monate zurück, und nun wird ein Fest veranstaltet, wobei Musik nicht fehlen darf.

---

1) Zeitschr. f. Ethnol. 1882. S. 27.

2) Dr. Emil Jung, Land und Leute im Seengebiete Australiens. „Aus allen Welttheilen." 1877. 12. S. 356.

3) Forster, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1783. 374.

Es wird auch gesungen, aber nicht getanzt, weshalb das Fest auch nicht bis zum Morgen währt, was sonst der Fall ist. Die Hauptsache ist immer das Essen und werden dazu einige Tage zuvor Kähne voll Vorräthen herbeigeschafft, denn es darf an Nichts fehlen. Der Tisch muss beladen sein mit Näpfen voll Reis, Sagobrei, Bohnen, Potatoes, gebratenen Pisangs, Zuckerrohr u. A. Wenn es irgend möglich ist, darf der Sagoweer (Palmwein) nicht fehlen. Der König des Festes wird gebadet, erhält einen Maar und wird dann von einer Menge von Frauen umhergefürt auf den dazu ausgebreiteten Messingschüsseln. Danach bekommt er einen neuen Namen, wobei zwei- bis dreimal über den Kopf des Knaben mit einem Gewehr geschossen wird, um dem Feste mehr Weihe zu geben[1]).

Auf Tonga wird die feierliche Beschneidung erst im 14, Jahre vorgenommen (Mariner), in Samoa dagegen im 9.—11. Jahre; hier finden dabei keine Feierlichkeiten statt, während das Tattuiren der Knaben im 17. Jahre mit manchen Ceremonien verbunden ist. Die Mädchen auf Tonga haben ein Fest für sich beim Eintritt der Mannbarkeit, wobei man sie beschenkt.[2])

Bei den Malaien, namentlich bei den Atjinesen ist das Abfeilen der Zähne zur Zeit der Pubertät gebräuchlich und gilt als Verschönerung.[3])

Beim Mannbarwerden legt der junge Alfur auf der Insel Ceram (Niederländisch-Indien) den djidako, d. i. ein weisser, aus Baumbast gefertigter Gürtel, an. Dann wechselt der Vater den Namen. Ein Vater heisst z. B. Sapialeh, beim djidako-Anlegen seines Sohnes Teleamie heisst er Sapialeh-Teleamie-amay; wird darauf der zweite Sohn mannbar, so verändert sich der Name des Vaters in Sapialeh-Teleamy-Karapupuleh-amay u. s. w.; je länger der Name, desto mehr Ansehen, denn der Betreffende liefert dem Stamme viele wehrbare Männer. Uebrigens bleibt doch der Geburtsname immer der Hauptname, die Zusätze dienen mehr zum Unterschiede, da das Namen-Repertoir bei ihnen ziemlich dürftig ist.[4])

Bei den Battas auf Sumatra feilt man den Kindern im 10.—12. Jahre die Zähne spitzig und schwärzt sie (Burton). Dagegen ist unter den Pepos in Formosa das Ausschlagen der Augenzähne gebräuchlich bei Kindern von 6—8 Jahren, um, wie sie meinen, das Athemholen zu fördern.

Nach erfolgter Mannbarkeit verlassen auf einigen Archipelen des Stillen Oceans, z. B. auf den westlich gelegenen Banks-Inseln die jungen Männer zur Zeit der Nacht die elterliche Hütte, um im Gamal, dem Gemeindehause (dem Mbure der Vitianer), zu schlafen.[5])

Auf Wuap, einer der Carolinen-Inseln, findet die Isolirung der Mädchen beim Herannahen der Reife statt; dann verlassen die Mädchen das elterliche Haus im Dorfe und leben einige Zeit (2 bis 3 Monate) in kleinen

1) Missionär J. B. von Hasselt in Zeitschr. f. Ethnol. 1876. VIII. S. 185.
2) Turner, Nineteen years in Polynesia. London 1861. S. 177, 181, 184.
3) Moor, Notices of the Ind. Arch. Singapore 1837. S. 252.
4) Capitain Schulze in der Zeitschr. f. Ethnol. 1877. — Bericht der Berliner Anthropol. Gesellschaft S. 121.
5) M. Eckardt, Globus 1881. XL. S. 367.

Hütten, welche eigens für diesen Zweck unweit dieses Dorfes, aber an einem abgelegenen Orte errichtet sind. Dort halten sie sich während der ersten Regeln und noch einige Zeit nachher auf.[1])

Auf mehreren Südsee-Inseln haben beim Eintritt der Menstruation die Mädchen ein Fest, wobei man sie beschenkt.

---

3. Indianer Südamerika's.

Die Einweihungs-Ceremonien der südamerikanischen Indianer unterscheiden sich von denjenigen der Australier besonders dadurch, dass bei jenen nicht blos die Jünglinge, sondern mehr noch die jungen Mädchen harten Proben unterworfen werden. Am glimpflichsten verfahren mit dem zarten Geschlecht die Warrau-Indianer in Britisch-Guyana. Tritt bei ihnen das Mädchen in das Alter der Reife, so wird dies dadurch angekündigt, dass man dasselbe seines langen Haares beraubt. An diese Ceremonie reiht sich ein festlicher Tanz, wobei das Mädchen geschmückt mit Perlen und weissen Daunen verschiedener Vögel erscheint, die mit Gummi-Auflösung an den glattgeschorenen Kopf, an die Arme und Schenkel befestigt werden.[2]) Schlimmeres nehmen mit den Mädchen die Macusis-Indianer vor, die gleichfalls in Britisch-Guyana wohnen; sie sondern das zum ersten Male menstruirende Mädchen als „unrein" von allem Umgang mit den Bewohnern der Hütte ab; ihre Hängematte wird in die äusserste Kuppelspitze der Hütte gehängt, wo die Aermste dem ganzen Rauche, der jetzt womöglich noch vermehrt wird, ausgesetzt ist. In den ersten Tagen darf sie während des Tages die Hängematte nicht verlassen; nur während der Nacht muss sie aus dieser herunter kommen, sich an ein selbst angezündetes Feuer setzen und die Nacht an diesem zubringen, sonst bekommt sie eine Menge schlimmer Geschwüre am Halse, einen Kropf u. s. w. So lange die heftigsten und auffallenden Symptome des physischen Uebergangs anhalten, bleibt sie dem strengsten Fasten unterworfen. Haben diese nachgelassen, so darf sie aus der Höhe herabsteigen und einen kleinen Verschlag beziehen, der unterdessen in dem dunkelsten Winkel der Hütte gemacht worden ist. Am Morgen kann sie sich in einem eigenen Topfe, an einem besonderen Feuer ihren Cassada-Mehlbrei kochen, der während der ganzen Absonderungszeit ihre einzige Nahrung bildet, bis etwa nach 10 Tagen der Piay (Zauberer, Arzt) erscheint, sie und alles, womit sie in Berührung gekommen ist, entzaubert, indem er das Mädchen und die werthvolleren Sachen anbläst. Töpfe, Trinkschalen, die dasselbe gebraucht, werden zertrümmert, die Scherben vergraben. Noch aber wartet des Mädchens eine schmerzhafte Probe. Nach der Rückkehr aus dem ersten Bade muss es sich während der Nacht auf einen Stein oder Stuhl stellen,

---

1) Miklucho-Maclay im Globus 1878. Nr. 3. S. 41.
2) Schomburgk, Reisen in Britisch-Guyana. Leipzig. I. 168.

wo es von der Mutter mit dünnen Ruthen gegeisselt wird, ohne eine Schmerzensklage ausstossen zu dürfen, welches die schlafenden Bewohner der Hütte aufwecken könnte, ein Ereigniss, das nur Gefahr für ihr künftiges Wohl im Gefolge haben würde. Bei der zweiten Periode der Menstruation findet diese Geisselung wieder statt, später aber nicht mehr. Das Mädchen kann wieder unter den Bewohnern erscheinen, es ist rein, und wenn es bereits versprochen sein sollte, so erscheint der Bräutigam am folgenden Tage in der Hütte und führt die junge Braut heim.[1])

Noch qualvoller waren die Martern, welche ehemals andere Caraiben-Völker in Britisch-Guyana den mannbar werdenden Mädchen zu Theil werden liessen. Dem Mädchen wurden zuerst die Haare abgebrannt, dann wurde es auf einen Stein geführt, wo ihm der Zauberer mit den Nagezähnen der Dasyprocta zwei tiefe Einschnitte längs des Rückens und von Schulter zu Schulter machte, die er mit Pfeffer einrieb, ohne dass die Gequälte einen Schmerzenslaut ausstossen durfte. Nach dieser Operation wurde sie mit an den Körper gebundenen Armen in die Hängematte gelegt und ihr ein Amulet von Zähnen umgehangen. Nachdem sie drei Tage ohne Speise und Trank, ohne ein Wort sprechen zu dürfen, gelegen, wurde sie abermals auf die Platte getragen, wobei die Füsse aber die Erde nicht berühren durften. Dann wurden die Arme losgebunden und das Mädchen nach der Hängematte gebracht, die es nun einen Monat hüten musste, ohne etwas anderes zu sich zu nehmen als ungekochte Wurzeln, Cassadabrod und Wasser. Am Ende des Monats wiederholten sich diese Operationen nochmals und erst nach Ablauf des dritten Monats war die Prüfung überstanden.[2])

Die Coroados in Brasilien sondern die jungen Mädchen während der ersten Periode von allem Verkehr mit den Eltern, Geschwistern und Stammgenossen ab und sie sollen sogar nach Angabe der Brasilianer in einem besonderen aus Baumrinde geformten Behälter (casca) diesen Zeitraum zubringen müssen;[3]) von da an dürfen sie heirathen.

Die Conibos am Ucayale-Strom in Peru feiern das Mannbarwerden der Mädchen mit grossen Festlichkeiten. Dabei werden neue Flöten gespielt, denn das Chenianabiqui-Fest soll würdig begangen werden, und es ist dabei ausnahmsweise den Frauen erlaubt, gemeinschaftlich mit den Männern zu tanzen; neben der Flöte mit fünf Löchern erschallt die Trommel; die jungen Mädchen müssen sich toll und voll trinken und werden einen Tag und eine Nacht lang von den alten Frauen im Tanz herumgedreht, bis sie niedersinken und wie Leichen am Boden liegen.[4])

Ueber die am Ucayale-Fluss hausenden Chunchas und die von ihnen zur Pubertätszeit an Mädchen vorgenommene Ceremonie und Beschneidung vergl. Bd. I. S. 313.

---

1) Schomburgk II. 315.
2) Daselbst II. 431.
3) Burmeister. Reise nach Brasilien. Berlin 1853. 250.
4) Nach Marcoy in K. Andree's Globus. Bd. 9. S. 106.

Die Mundrucûs, welche im Stromgebiet des Tapajoz wohnen, suchen ihre Knaben, um sie zur Männlichkeit zu erziehen und zur Heirath vorzubereiten, in Ertragung des Schmerzes vom Bisse der grossen Ameise (Tocanguira, Cryptocercus atratus) zu üben, deren einige in baumwollene Aermel eingesperrt die Arme des zu Prüfenden verwunden und in Geschwulst und Entzündung versetzen. Die Nachbarn muntern ihn durch wildes Geschrei zur Ertragung des Schmerzes auf, und die Ceremonie wird gewöhnlich bis zum 14. Jahre fortgesetzt, wo der Jüngling den Schmerz ohne ein Zeichen des Unmuthes zu ertragen gelernt hat, worauf er emancipirt wird und heirathen kann.[1] Noch schmerzhafter schildert Daniel diese Prüfungen, indem der Kandidat den Vorderarm in eine mit Sauba, einer kleinen Ameisenart, gefüllte Kürbisschale stecken und so lange dareinhalten muss, als die Horde um ihn herumtanzt. Der Oberarm wird zu dieser Ceremonie mit bunten Federn verziert. Auf gleiche Art versuchen auch die Tamanacos am Orinoco die Standhaftigkeit ihrer Jünglinge.

Die Muras im Flussgebiet des Madeira begehen jährlich einmal acht Tage lang ein Fest, welches den Eintritt der Jünglinge in die Mannbarkeit feiern soll. In einem geräumigen, offenen Hause versammeln sich die Männer, denen die Weiber reichlich Cajiri und andere berauschende Getränke spenden. Sie reihen sich sodann nach gegenseitiger Wahl paarweise zusammen und peitschen sich mit langen Riemen von Tapirhaut bis auf das Blut. Diese Geisselung ist ein Act der Liebe und dürfte als Ausdruck eines irregeleiteten Geschlechtsverhältnisses zu betrachten sein. Nachdem die blutige Operation mehrere Tage lang fortgesetzt worden, blasen sich die paarweise verbundenen Gefährten Parica, d. i. eine narkotische Substanz (Pulver aus den getrockneten Saamen der Mimosa acacioides), mittels einer Röhre aus Bambus (Tabacos) in die Nasenlöcher; eine plötzliche Exaltation, unsinniges Reden, wildes Springen u. s. w. sind die Folgen dieser Operation.

Bei den Uaupés haben die Mädchen bei Eintritt der Pubertät, auf eine kärgliche Kost beschränkt und im oberen Theile der Hütte zurückgehalten, eine Emancipationsprüfung durch schwere Streiche mit schmiegsamen Ranken zu überstehen; sie empfangen von jedem Familiengliede und Freunde mehrere Hiebe über den ganzen nackten Leib, oft bis zur Ohnmacht, ja bis zum Tode. Diese Execution wird in sechsstündigen Zwischenräumen viermal wiederholt, während sich die Angehörigen dem reichlichen Genusse von Speisen und Getränken überlassen, die zu Prüfende aber nur an den in die Schüsseln getauchten Züchtigungsinstrumenten lecken darf. Hat sie die Prüfung überstanden, so darf sie Alles essen und wird als mannbar erklärt. Das Einwickeln, die Hautverwundung und das Bemalen der Mädchen bei der Mannbarkeits-Erklärung kommen bei den Manáos und ihren Stammverwandten, wie auch bei den Tamayos in Südbrasilien vor. Unter den Passés übersteht die angehende Jungfrau, im oberen Raum der Hütte auf die Hängematte verwiesen, ein Monate langes Fasten.

1) v. Martius, Zur Ethnogr. Amerika's, zumal Brasiliens. S. 403, 410, 589, 599, 644.

Beim Dorfe St. Paulo de Olivenza, nur einen geographischen Grad östlicher gelegen als die peruanische Grenze, dem äussersten westlichen Punkt am Amazonas, welchen Bates[1]) erreichte, wohnen die zahmen Tucunas, welche ebenso wie die Collina und Mauhé den Gebrauch haben, die Mädchen, sobald die ersten Zeichen der Mannbarkeit eintreten, als ob sie ein Verbrechen begangen hätten, unter die Balken im Dachwerke der Hütte, wo sich der Rauchfang befindet, zu exiliren und einen Monat lang zu magerer Kost zu verurtheilen. Bates hörte von einem Fall, wo diese Misshandlung den Tod des Opfers nach sich gezogen hatte.

Unter den Völkern am La Plata-Strom nähet man die zum erstenmale Menstruirende in ihre Hängematte und lässt nur eine kleine Oeffnung am Munde, damit sie Athem holen könne.[2])

Bei den Roucouyenne-Indianern in Südamerika vom Stamme der Yacouman am Yary-Fluss wohnte der französische Arzt Jules Crevaux[3]) einer Ceremonie, genannt Maraké, bei, sie bestand in Martern, welcher sich Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren, und Erwachsene, die Heirathskandidaten waren, zu unterziehen hatten. Zuerst setzte man die beim Tanze gebrauchten Costüme und namentlich die mit Federn bedeckten Hüte in Stand; letztere sind colossale Gebäude von nicht weniger als 1 ½ m Grösse; sie sind mit Massen von Federn und mit den glänzenden Flügeln von Käfern verziert. Den Unterleib bedecken sich die Roucouyennes mit einer Menge von Binden. Manche Tänzer tragen an dem rechten Bein eine Art Knieband mit daran befestigten Schellen; noch andere haben auf dem Rücken als wunderlichen Schmuck einen hölzernen Fisch mit Löchern, in welchen grosse herabhängende Vogelschwänze stecken. Bei Sonnenuntergang beginnt der Tanz beim Scheine grosser Feuer unter Gesängen, welche Liebesgeschichten und Kriegsthaten verherrlichen. Die jungen Leute stehen dabei rund um ein mit einem grossen Stück Rinde bedecktes Loch und stampfen alle im Tacte mit dem rechten Bein darauf, während sie es mit dem linken festhalten, und bei jedem Tritte entlocken sie einer kleinen Bambu-Trompete einen kurzen Ton. Mit Sonnenaufgang legen die Tänzer ihre Costüme ab und alsbald beginnt die Makaré-Marter. Der Piay lässt einen der Heirathscandidaten von drei Männern ergreifen, einer hält ihn an den Beinen, der zweite an den Armen, während ihm der dritte mit Gewalt den Kopf nach hinten dreht. Dann setzt er ihm die Stacheln von einem Hundert Ameisen an, welche in einem gitterförmigen Geflecht so stecken, dass sie um die Mitte des Leibes festgehalten werden. In gleicher Weise werden ihm Wespenstiche an der Stirn beigebracht und dann der ganze Körper abwechselnd mit Ameisen und Wespen bearbeitet. Der ohnmächtig gewordene Patient wird schliesslich in die Hängematte gelegt; in derselben wird er mit Stricken festgebunden und dann ein kleines Feuer unter ihm angezündet.

---

1) Nach Bates, The Naturalist on the river Amazonas. London 1864. „Das Ausland" 1864. 50. S. 1182.
2) Antonio Ruis, Conquist. espiritual de Paraguay.
3) Globus 1881. XL. Nr. 6. S. 81.

Bei den Lenguas in Paraguay pflegen sich einige Frauenzimmer zur Zeit der Mannbarkeit zu tättowiren, und dann wird ein grosses Familienfest gefeiert, bei dem sich die Männer in Branntwein berauschen oder Chicha trinken (Demersay). Die Charuas und Minuanes malen dem zum ersten Male menstruirenden Mädchen drei blaue Streifen von der Stirn zur Nasenspitze, zwei andere über die Schläfe herab. Die Payaguas tättowiren das Gesicht in ähnlicher Art.[1] Auch die Abiponer tättowiren die mannbar werdenden Mädchen (Dobrizhoffer), während sie den jungen Männern zur Pubertätszeit Blutentziehungen machen. Die Patagonen feiern den Eintritt der Pubertät bei jungen Mädchen durch Pferdeopfer.[2] Die Guayquiries lassen ihre Töchter bei Eintritt der Pubertät fasten.[3]

Die Chibchas (auch Muiscas oder Mozcas), ein fast ganz untergegangener, die Chibcha-Sprache redender Volksstamm, der in Neu-Granada, besonders in Bogota und Tunja lebte, feierten die Mannbarkeit der Mädchen durch ein Fest.[4]

Bei den Ureinwohnern der Landenge Darien durften die jungen Mädchen, wenn sie in das Alter der Geschlechtsreife traten, das Haus nicht verlassen und sich keinem Fremden zeigen (Lionel Wafer).

---

4. Indianer Nordamerika's.

Am Ausgange des Knabenalters steht unter den Indianern Nordamerika's das Fest der Mannbarkeit und Wehrhaftmachung, das bei einigen Stämmen durch mehrmonatliche Ceremonien, Fasten und andere Feierlichkeiten eingeleitet wurde.

Ehe der Jüngling zum Krieger wird, hat er sich nicht nur allerlei Ceremonien zu unterwerfen, sondern auch während seiner ersten drei Feldzüge manche lästige Bräuche zu beobachten, deren die älteren Krieger überhoben sind. Er muss stets sein Gesicht schwarz bemalen, eine Kopfbedeckung tragen und den alten Kriegern auf dem Fusse folgen. Nie darf er vor ihnen hergehen; ihm ist verboten, sich den Kopf oder irgend einen anderen Theil des Körpers mit den Fingern zu kratzen, er muss dazu ein Stückchen Holz nehmen. Seine Geräthe und Waffen darf ausser ihm Niemand anrühren. Am Tage darf er weder essen noch trinken, noch sich setzen; wenn er einen Augenblick Halt macht, um sich auszuruhen, wendet er sein Antlitz der Heimath zu, damit der grosse Geist erfahre, dass er wieder in seine Hütte zurückzukehren wünscht.

Die Mandan-Indianer im Osten der Felsengebirge haben gleichfalls sehr peinigende Ceremonien für die Mannbaren, welche sie das O-kih-pa

1) v. Azara, Reisen in Paraguay; übersetzt v. Weyland. I. S. 207, 224. II. S. 26.
2) Musters, Unter den Patagoniern. S. 85.
3) P. Gumilla, El Orinoco ilustrado. P. 1. Cap. 10. S. 95.
4) Waitz, Anthrop. der Naturvölker. IV. S. 367.

nannten und beim „Feste der grossen Fluth" begangen wurden. Den jungen Männern, welche während des vergangenen Jahres die Mannbarkeit erreicht hatten, wurde nemlich ein Gottesgericht der Entbehrung und körperlichen Marter auferlegt, das wahrhaft grauenerregend ist. Den durch vierthalbtägiges Fasten und ebenso lange Schlaflosigkeit mattgewordenen Jünglingen stiessen zwei maskirte Operateure ein zugespitztes Messer mit ausgezackter Klinge, so dass jeder Einschnitt den grösstmöglichen Schmerz verursachen musste, am Vorder- und Oberarm, Schenkel, Kniegegend und Waden, dann an Brust und Schultern durch das Fleisch, worauf spitze Holzpflöcke von der Dicke eines Fingers sofort durch die Wunden geschoben wurden. Dann liess man vom Dache der Medicinhütte einen Lederstrick herab, den man an diese Pflöcke von Brust oder Schulter befestigte und woran man die Gemarterten, die obendrein mit Medicinbeutel, Schild und an Armen und Füssen befestigten Büffelköpfen beschwert wurden, soweit emporhisste, dass letztere frei hin- und herbaumeln konnten. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, anfangs langsam, dann immer schneller und schneller, bis der Gewirbelte das Bewusstsein verlor und regungslos dahing, den Kopf vornüber, die Zunge weit aus dem Munde heraus. Die Marter in der Luft dauerte 15—20 Minuten. Dann nahm man den Gepeinigten und entfernte die Pflöckchen an Brust und Schultern, beliess aber die übrigen. Wer sich endlich zu erheben vermochte, schleppte sich zu einem neuen Quälgeist, von welchem er sich zu Ehren des grossen Geistes den kleinen Finger abhacken liess, ein Gebrauch, der ganz gleich bei den Buddhisten Hinterindiens wiederkehrt. Zuweilen wurde darauf mit dem Zeigefinger in derselben Weise verfahren. Endlich zur Medicinhütte hinausgeführt, hatten sie noch das „Jekinahka Najaik" den letzten Lauf zu überstehen. Man packte sie nemlich und schleppte sie so wild, als nur möglich, um die Hütte herum, so dass Büffelköpfe, Schild und alles andere an den Pflöcken Befindliche auf- und niedersprang, wobei sie das Bewusstsein verloren, ehe sie auch nur den halben Kreis durchgemacht hatten. Endlich riss man ihnen, was an den Pflöcken befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüschel und liess sie liegen. Nach einiger Zeit erhoben sie sich und gingen, so gut sie konnten, nach ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband. So unempfindlich ist der Indianer, dass man seit Menschengedenken sich nur eines einzigen tödtlichen Ausganges dieser Marter zu erinnern wusste. Im Zusammenhange mit diesem Feste stand der „Bellokh Napik," der grosse Büffeltanz, dessen Ausführung die Mandan das Kommen der Büffel zuschrieben, um sie während des folgenden Jahres mit Nahrung zu versorgen.[1])

Einige bei anderen Stämmen vorkommende eigenthümliche Handlungen hat Waitz[2]) zusammengestellt. Wenn in Nord-Carolina die jungen Männer und selbst die jungen Mädchen 5—6 Wochen lang in ein dunkles Haus ein-

---

1) Eine ziemlich ausführliche Schilderung des O-ki-pa siehe im Globus Bd. XVI, 4—7 und 17—21. Vergl. Catlin, Nord-Am.-Indians, Vol. I. S. 172.

2) Waitz, Anthrop. der Naturvölker. Leipz. 1862. III. S. 118.

gesperrt wurden, wo sie hart fasteten, angeblich um sie gehorsam zu machen und abzuhärten, so steht dies nach Waitz wahrscheinlich mit jenem Feste der Einweihung in Verbindung, bei welchem oft sehr schmerzhafte Proben der Standhaftigkeit gefordert wurden. Vor Allem aber ist für den Uebergang des Knaben zum Manne sein „Lebenstraum" von Wichtigkeit, durch den er einen individuellen Schutzgeist erwirbt, welchen er von da an als eine „Medicin," gewöhnlich in Gestalt eines Thierbalgs, immer mit sich führt. Zu diesem Zwecke zieht sich der 14—15jährige Knabe in die Einsamkeit zurück, um besser träumen zu können. Der Traum offenbart ihm sein Lebensschicksal und seine künftige Bestimmung; die höheren Weisungen, die er durch ihn erhält, begleiten ihn sein ganzes Leben hindurch. Manche sonderbare Namen erklären sich aus diesen Traumbildern: „Loch im Himmel" war der Name eines Mannes, dem sein Schutzgeist durch ein Loch im Himmel erschienen war. Es handelt sich nemlich vor Allem darum, dass dieser sich sehen lasse: es muss das Fasten und Träumen so lange fortgesetzt werden, bis ein Thier erscheint. Nach dem Erwachen wird diesem Thiere sogleich nachgespürt und der Balg oder sonst ein Theil des erlegten, welchen der Traum besonders bezeichnete, sorgfältig aufbewahrt und stets getragen werden, denn der Verlust desselben würde, wie Catlin angiebt, die tiefste Verachtung des „Mannes ohne Medicin" von Seiten Anderer und beständiges Unglück im späteren Leben zur Folge haben.

Unter einigen Völkern Nordamerika's herrschen ähnliche Bräuche, wie die Südamerikaner mit den jungen Mädchen vornehmen. Wenn bei den Delawaren ein Mädchen zum ersten Male menstruirt, so bringt man es in eine Hütte ausserhalb des Dorfes, verhüllt ihm 12 Tage lang den Kopf, damit es Niemand sehen könne, lässt es wenig essen, nichts arbeiten, und tractirt es mit Brechmitteln; alsdann wird es gewaschen, neu gekleidet und nach weiteren zwei einsam zugebrachten Monaten für mannbar erklärt.[1])

Unter den californischen Indianervölkern giebt es einige Stämme, z. B. die Hupa, die den Eintritt der Reife beim Mädchen als Fest feiern. Fühlt die Indianerin diesen Zeitpunkt nahen, so muss sie, wo immer sie auch sich befindet, den väterlichen Wigwam aufsuchen. Bleibt sie diesem fern, so wird sie ausgestossen und gilt fortan als eine fremde. Die Hupa erzählen eine rührende Legende von dem Mädchen Nish-Fang, welche diese Sitte am besten illustrirt. Das Hupa-Mädchen hatte die Heimath ihres Vaters verlassen und lebte bei einer weissen Familie am Red River. Als Nish-Fang den Zeitpunkt kommen fühlte, welcher in der Heimath festlich begangen wird, fastete sie drei Tage und am Morgen des vierten wanderte sie dem heimathlichen Thale zu in Begleitung von Hupa-Mädchen, die sie abholten. Eine lange, mühselige Wanderung über felsige Bergketten, durch tiefe, zerklüftete Thalschluchten, und wilde, einsame Wälder lag vor ihr. Während der ganzen Wanderung, die mit den Fasttagen neun Tage in Anspruch

1) Waitz, Anthrop. der Naturvölker. IV. S. 125.

nahm, durfte kein Mensch ihr Antlitz sehen; wenn daher Einer in ihre Nähe kam, bedeckte sie das Gesicht mit ihren Händen. Der Mann, welcher gewaltsam ihr Gesicht enthüllt hätte, wäre sofort dem Tode verfallen. So wanderte Nish-Fang, nur von Wasser und Wurzeln lebend, über die brennenden Felsen, deren Pfade das Maulthier erklomm; sie stieg hinab in die tiefen Canaons der Stromthäler, sie schritt durch die Wälder. Als Nish-Fang schwach und müde wurde, leiteten sie ihre Gefährtinnen. Schon war die Höhe der zweiten Bergkette erreicht, wo ein silberheller Quell zum Heimathsthal fliesst. Die Mädchen rasteten bei der Quelle und erfrischten sich durch das kühle Wasser. Als sie aber aufbrachen und vor sich die wilden Rosen sahen, und die flüsternden Blätter des Manzanita, da war Nish-Fang's Kraft erschöpft, und sie sank mit den Händen über den Augen ohnmächtig auf den Moosgrund. Da hoben die Gefährtinnen sie auf und trugen sie in das sonnige Trinity-Thal hinab, wo sie im Schatten dünnblättriger Eichen erwachte und die Hupa um sie her den Jungferntanz aufführten und die alten Chorgesänge in ihr Ohr tönten. Der Aelteste des Stammes nahm sie bei der Hand, und Nish-Fang, das Mädchen, wurde unter die Weiber des Stammes aufgenommen.[1])

Der Kin-Alktha oder Jungferntanz ist ein langes Fest. An neun Tagen kommen die Männer des Abends zum Tanze zusammen. Die Frauen nehmen keinen anderen Antheil am Tanze, als dass sie dazu singen. Das Mädchen darf unterdess kein Fleisch essen und sich vor keinem Manne sehen lassen. In der zehnten Nacht versteckt es sich in einem Winkel der Hütte. Es kommen dann zwei junge Männer und zwei alte Weiber aus ihrer Verwandtschaft, um die Jungfrau zu suchen und hervorzuholen. Die jungen Burschen stülpen sich eine Maske aus Leder und Schilf auf den Kopf, der an den Seelöwen erinnert, und nehmen das Mädchen in ihre Mitte; rechts und links von ihnen stellen sich die alten Frauen auf. So treten die Fünf unter die Versammlung. Das Mädchen schreitet zehn Mal vorwärts und rückwärts, erhebt die Hände zu den Schultern und singt. Das letzte Vorwärtsschreiten endigt mit einem Hochsprung. Darauf begrüsst die Versammlung das junge Geschöpf durch laute Zurufe — und die Ceremonie ist beendigt.

Die Wintun-Indianer, ein californischer Stamm, veranstalten, wenn ein Mädchen in das Alter der Mannbarkeit zwischen dem 12. und 14. Lebensjahre tritt, einen grossen Tanz, der bathless chuna (Reifheitstanz) genannt wird, und zu welchem die Bewohner aller umliegenden Dörfer eingeladen werden. Das Mädchen hat sich für das Fest in der Weise vorzubereiten, dass es drei Tage vor Beginn desselben sich jeder animalischen Nahrung gewissenhaft enthält und nur von Eichelbrei lebt. Während dieser Fastenzeit ist sie aus dem Lager verbannt und hat allein in einer entfernten Hütte zu leben. Todesstrafe wird über den verhängt, der sie während dieser Zeit berührt oder es nur wagt, sich ihr zu nähern. Nach Ablauf der drei Tage

1) Nach Power's „Tribes of California." Elcho in Westerm. Ill. Mon.-Heften, 1881. Nr. 298. S. 502.

nimmt sie eine geweihte Suppe zu sich, die von den Früchten der buckeye california in folgender Weise bereitet wird: die Früchte werden erst eine geraume Zeit unterirdisch geröstet, um das Gift auszuziehen; dann kocht man sie in einem Sandloch mittels heisser Steine. Durch das Verzehren dieser Masse macht sich das Mädchen würdig, an dem bevorstehenden Tanze Theil zu nehmen und die Pflichten einer Frau zu übernehmen. Die eingeladenen Stämme erscheinen nun nach und nach und der Tanz kann beginnen. Sobald eine Ortschaft oder die Deputation einer solchen auf dem Gipfel eines Hügels erscheint, dann formirt sie sich in eine lange Reihe und tanzt den Hügel hinunter und um den Lagerplatz, feurige, sinnliche Lieder singend. Wenn alle Deputationen versammelt sind, was 2—3 Tage in Anspruch nimmt, dann vereinigen sich Alle zu einem grossen Tanze, der aber streng genommen nur in einem Rundmarsch um das Dorf besteht, während ununterbrochen Chorgesänge erschallen. Zum Schluss der Ceremonie nimmt der Häuptling das Mädchen bei der Hand und tanzt mit ihm die ganze Linie entlang, während die Gäste für diese Festivität improvisirte Gesänge anstimmen. Dieselben haben nie eine feste Form und wechseln mit der Veranlassung, für welche sie gedichtet sind. Ein Lied, wie es bei einem grossen Tanze zu Ehren eines Mädchens gesungen wurde, lautet in der Uebersetzung:

Du bist kein Mädchen mehr (bis)
Der Häuptling, der Häuptling (bis)
    Ehret dich
In dem Tanz, in dem Tanz,
In der langen und doppelten Linie
    Des Tanzes.
Tanz, Tanz, Tanz, Tanz.

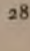
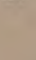
Nicht immer sind die Gesänge so unschuldig und keusch, wie der vorstehende, sondern so obscön werden sie manchmal, dass eine Publication derselben unmöglich sein würde. Dann kommen auch Gesänge, in welchen jeder Indianer seine eigenen separaten Gefühle ausdrückt, doch halten sie, seltsam genug, vollkommen Tact mit einander. Doch die Frauen drücken bei dieser Gelegenheit keine unkeuschen Gefühle aus.[1])

Die Thlinket oder Thlinkiten in Alaska (ehemals Russisch-Amerika) pflegen die Mädchen bei Beginn der Mannbarkeit ganz eigenthümlich zu behandeln. Sie gelten für unrein und werden durch drei Monate, früher sogar durch ein Jahr in eine abseits gelegene Hütte verbannt. Hier darf das Mädchen Niemand besuchen ausser der Mutter und der weiblichen Dienerin, welche ihm die Speisen zuträgt. Zu Ende des bestimmten Termins wird ihm die untere Lippe durchbohrt und ein silberner Stift, das Zeichen der Reifheit, durchgesteckt.[2])

Die Koljuschen an der Küste der Bering-Strasse verbinden den Gebrauch der Absperrung der Mädchen zur Zeit der Menstruation mit dem

1) Nach Stephen Powers in Contributions to North American Ethnolog. III. „Tribes of California." Washington 1877. Siehe Globus 1879. Nr. 10. S. 156. Die Wintun wohnen in Californien in den Gebirgen an den Quellen des Sacramentoflusses.

2) Müller, Mittheil. der Anthropol. Gesellschaft in Wien. 1871. Nr. 8.

Gebrauche, durch eine Operation den Kaljuga oder Holzklotz in die Unterlippe einzusetzen. Cl. Erman[1]) berichtet hierüber Folgendes: Ausserhalb des koljuschischen Dorfes steht eine Reihe von 6—8 Fuss hoher Hütten oder Käfige, die nur mit einem vergitterten Lichtloch versehen sind. In jedem dieser Ställe befand sich ein Mädchen; nur eines derselben zeigte ihr Gesicht, welches mit Russ und Kohle unsauber beschmiert war. Man erfuhr, dass diese Mädchen eben menstruiren. Verheirathete und unverheirathete Frauenzimmer werden dieser Behandlung in ganz gleicher Weise unterworfen; von einer schweren Sünde, und zwar für beide Theile, sei erst dann die Rede, wenn etwa eine dieser Eingeschlossenen von einem Manne besucht werde. Wenjaminow giebt an, dass die erste solcher Einsperrungen, die ein Mädchen erlebe, nach altem Gebrauche ein Jahr gedauert habe, und dass sie von der Durchschneidung der Unterlippe und dem mit dieser verbundenen Feste unmittelbar gefolgt wurde. Bei den Sitchaer Koljuschen sei diese Zeit zwar auf 3—6 Monate heruntergesetzt, die sonstigen Ueblichkeiten während derselben aber vollständig beibehalten. So werde namentlich während derselben der Betroffenen eine Art von Hut mit sehr langer Krempe aufgesetzt, damit sie nicht durch ihre Blicke den Himmel verunreinige. Jede spätere Einsperrung für die koljuschischen Mädchen soll nur 3 Tage dauern und ebensolange die gewöhnliche Einsperrung der Frauen, vor deren unheilvoller Nähe die menschliche Gesellschaft nach jedem Gebahren noch ausserdem 10 Tage lang in der besagten Weise geschützt wird. Dieselben Vorsichtsmaassregeln werden auf den aleutischen Inseln in ebenso strenger Weise wie auf Sitcha beobachtet. Nach Wenjaminow bestand die Sitte dort sogar in Absperrungen, welche für Frauen und ältere Mädchen jedesmal sieben Tage dauerten, nach der ersten Menstruation aber zweimal, resp. 40 und 20 Tage. Sie ist dort erst durch die immer häufigeren Bekehrungen zum Christenthum abgeschafft worden. Bei den Ttynai (etwa 65° Breite, 200° O. von Paris) sah und beschrieb Capitän Sagoskin dieselbe Sitte noch 1842 wie folgt: „In dem Wohnorte Kadichljakakat befanden sich jetzt nur zwei Frauen (die Männer waren zur Jagd gegangen), eine alte und eine jüngere; die letzere war aber in der Menstruation begriffen und deshalb mit schwarz bemaltem Gesichte unter einer ledernen Zeltdecke eingesperrt.“

---

5. Asiaten.

Nur die samojedischen Rennthiernomaden scheinen nach Pallas eine ähnliche Vorstellung mit der Menstruation zu verbinden, denn sie schliessen die Menstruirenden von einem Theile des Zeltraumes aus, halten ihre Nähe während der Jagd eines edleren Wildes für nachtheilig und räuchern sie mit verbranntem Rennthierhaar und mit Castoreum. Bei den Buräten baden und

1) Zeitschr. f. Ethnologie. 2. Jahrg. 1870. Heft IV. S. 318.

waschen sich die Weiber vom Eintritt der Menstruation an nicht mehr bis zum Lebensende (N. J. Kaschin).

Manche Völker halten das Weib überhaupt vom Eintritt ihrer Mannbarkeit an bis zu einem gewissen Grade für „unrein." So darf bei den Lappen kein mannbares Weib den Platz hinter dem Hause berühren, der dem Thor und der Sonne geheiligt ist, ebensowenig darf es eines jener geheiligten Gebiete und Berge betreten, auf welchen die religiösen Denkzeichen des „Storjunctare" errichtet sind.[1])

In Siam werden, wie mir der verstorbene, dort mehrere Jahre als Consul angestellte Sir Robert Schomburgk mündlich mittheilte, dem Mädchen beim Menstruationseintreten die Haare abgeschoren und manchmal 5—6 Tage Feierlichkeiten abgehalten, welche besonders bei königlichen Prinzessinnen gross sind. Nach Grehan wird dem siamesischen Knaben im 12.—13. Jahre der Haarschopf feierlich abgeschnitten.

Dagegen wird bei den Hindu den Knaben im 8. bis 12. Jahre der Kopf rasirt, und von da an unterrichtet ihn der Oberpriester in den heiligen Gebräuchen. Ueber die Lebensstufen der Inder berichteten wir oben S. 363.

Während der ersten Menstruation muss bei den Badagas im Nilgiri-Gebirg das Mädchen (wie die Wöchnerin) 3 Tage lang in einer abgesonderten Hütte verweilen und darf keine Milch berühren. Freundinnen bringen ihr Nahrungsmittel, die für stärkend gelten. Die Absonderung findet nur für das einemal statt.

Den Eintritt der ersten Menstruation zeigt das Nayer-Mädchen in Malabar durch ihre Mutter ihrer Schwiegermutter, d. h. der Mutter ihres zur Zeit begünstigten Liebhabers an, die ihr einen Krug Wassers über den Kopf giesst.[2])

Zwischen dem 12. und 14. Jahre werden bei den Badagas im Nilgiri-Gebirg die Mädchen tättowirt und danach trägt man ihnen eine schwarze Stirnkruste auf.[3]).

Wenn bei den Vedas, einer südindischen Sclavenkaste, sich bei dem jungen Weibe[4]) die Geschlechtsreife einstellt, so wird dasselbe in einer für den Zweck erbauten besonderen Hütte untergebracht, in welcher es 5 Tage verweilt; nach Verlauf dieser Frist bezieht es eine andere, halbwegs zwischen jener und der Wohnstätte ihres Mannes belegene Hütte, in der es abermals 5 Tage zubringt. Täglich geht das junge Weib aus, um sich zu waschen. Am zehnten Tage aber wird sie von ihrer und ihres Mannes Schwester an das Wasser geführt, sie badet, wäscht ihre Kleidung, reibt sich mit Turmerik ein, badet abermals, ölt ihren Körper und kehrt dann (am 10. Tage) mit ihren Begleiterinnen in ihre Wohnung zurück. Dort angekommen, kochen die drei Frauen Reis und verzehren ihn gemeinschaft-

1) Scheffer, Lappland. S. 113.
2) Jagor im Bericht der Berliner Anthrop. Gesellsch. 1878.
3) Derselbe daselbst. 1876. S. 196 u. 200.
4) Das mit dem 7. bis 9. Jahre verheirathete Weib cohabitirt mit ihrem Manne schon vor Eintritt der Geschlechtsreife.

lich. — Während jener Tage der Absonderung darf der Mann in seiner Hütte nur Wurzeln essen, keinen Reis, aus Furcht, vom Teufel umgebracht zu werden; am 9. Tage aber findet ein Fest statt. Der Boden der Hütte wird mit Palmbranntwein besprengt, man ladet Freunde ein und bewirthet sie mit Reis und Branntwein. Die Frau hält sich noch abgesondert in der zweiten Hütte. Am 10. Tage aber muss sich der Gatte aus seiner Wohnung entfernen und darf sie erst wieder betreten, nachdem die Weiber den Reis aufgezehrt haben. Während der nächsten 4 Tage darf der Mann weder Reis im eigenen Hause essen, noch Umgang mit seiner Frau pflegen. Jedes Versehen in dem vorgeschriebenen Ceremoniell wird von den Tschawus (den zu Teufeln gewordenen Geistern gestorbener Vorfahren) streng geahndet.[1])

Allerdings bestehen die Förmlichkeiten, mit welchen der junge Mensch in die Reihen der Erwachsenen bei halb civilisirten Völkern z. B. in China und Japan eingeführt wird, im Wesentlichen noch mehr in Aeusserlichkeiten; ein geistiger Inhalt wird bei diesem Acte vermisst. So wird bei den Chinesen der Eintritt in das Jünglingsalter bei Knaben (vom zwölften bis fünfzehnten Jahre) durch die Verleihung einer Mütze gefeiert; bei Mädchen gilt als mitsprechendes Zeichen das Schmücken mit der Nadel, dem Kopfputz der Frauen.

Bei den alten Chinesen, deren Sitten und Gebräuche besonders Plath nach den Angaben ihrer aus sehr früher Zeit stammenden Bücher schildert, wurden zur Zeit der Aufnahme des Kindes in die gesellschaftlichen Kreise, im 15. Lebensjahre, dem Knaben der männliche Hut, dem Mädchen die Haarnadel angelegt.

In Japan schneidet dem Jüngling von 15 Jahren dessen Pathe die vordere Haarlocke ab und giebt ihm einen neuen Namen. Die Locke wird aufbewahrt und später dem Verstorbenen in den Sarg gelegt.

Der Uebertritt des Knaben in das Mannesalter wird bei den Aïnos in Japan mit Festlichkeiten begangen, bei denen, wie gewöhnlich, der Saké die Hauptrolle spielt. Wie bei den Japanern, findet dabei ein bestimmter Haarschnitt und das Aufsetzen einer Art von Mütze statt.[2])

Dass die Beschneidung der Jünglinge, welche unter den bei der Mannbarkeits-Erklärung erwähnten Gebräuchen einen sehr wesentlichen Platz einnimmt, auch bei den Südarabern gleichsam als Befähigungszeugniss zum Eintritt in die Männlichkeit und in das Kriegsleben gilt, haben wir nach Niebuhr und Anderen schon im ersten Bande Seite 351 angeführt. Barbarischen Völkern gilt ohne Zweifel diese Operation nicht nur als nothwendige Vorbereitung zur Ausübung sexueller Function, sondern auch als Wahrzeichen für persönlichen Muth und männlichen Charakter. Im Dschauf in Südarabien gilt nach Halévy die Circumcision als der erste Act der Männlichkeit und als feierlicher Eintritt in das Kriegerleben; wer nicht den Muth

1) Jagor im Bericht der Berliner Anthrop. Gesellsch. 1879. S. 169.
2) H. v. Sieboldt, Zeitschr. f. Ethnol. 1881. Supplement S. 32.

hat, diese Operation als Erwachsener an sich vornehmen zu lassen, gilt als Feigling und seine Berührung könnte einen auf seinen Ruf eifersüchtigen Gegner nur beschmutzen.

---

6. Afrikaner.

Wir gehen nun zu den Völkern Afrika's über. Sobald bei dem Mädchen unter den Szuahelis in Zanzibar die Zeichen der Mannbarkeit eintreten, was gewöhnlich im 12. und 13. Jahre geschieht, so wird sie an demselben Tage von einer alten Frau gewaschen, mit einer für diesen Zweck gebräuchlichen Malerei im Gesicht versehen, schön frisirt, mit Schmuck behangen und bei ihren Bekannten in der Stadt herumgeführt, wobei sie Geschenke einsammelt, aber auch viele Neckereien von ihren Gefährten dulden muss.[1] Nach Mittheilungen des Dr. O. Kersten werden dort die Mädchen von jenem alten Weibe in der Kunst „Digitischa" unterrichtet, d. h. in der Ausführung gewisser Hüftbewegungen, die den Reiz des Coïtus angeblich erhöhen.

Unter den Bewohnern von Sennar (Schilluk) wird nach Lord Prudhoe bei beiden Geschlechtern zur Zeit der Pubertät ein Zahn aus dem Oberkiefer herausgenommen.

In Ostafrika beschneiden die Wanika (Wadigo), Wakamba, Wadjagga, Masai und Wakikuyu die Mädchen nach dem ersten Zeichen der Pubertät. Die Kiswaheli-Mädchen werden bei der ersten Menstruation geschmückt und von ihren frohlockenden Freundinnen begleitet, durch die Strassen der Stadt geführt, gleichsam um öffentlich zu zeigen, dass sie mannbar seien. Bei den Mohammedanern der Zanzibar-Küste werden gewöhnlich die gleichaltrigen Knaben einer Verwandtschaft oder Freundschaft am gleichen Tage beschnitten. Bei den Masai, Wanika, Wakikuyu und anderen vereinigen sich hierzu jedes 3. oder 4. Jahr alle reifen Kinder eines kleineren oder grösseren Districts. Die Knaben werden getrennt von den Mädchen, von einem Zauberpriester, die Mädchen von einer alten Frau beschnitten. Das von dem Wakamba gebrauchte Operationsmesser wird von einem bestimmten Schamanen aufbewahrt. Es wurde Hildebrandt etwa 0,1 m lang sehr dünn und von weichem Eisen gemacht, spatelförmig und nur an einer Seite schneidig beschrieben. Dasselbe Messer wird, nachdem die Operation an den Knaben vollzogen ist, zur Beschneidung der Kikamba-Mädchen benutzt, zu dessen Zwecke aber oben an der abgerundeten Spitze umgebogen. Grosse Festlichkeiten beschliessen diesen Act bei den Wakamba. Aehnlich bei den Wakikuyu. Hier werden Jünglinge von 16—17 Jahren, d. h. wenn sich bereits Bartflaum zeigte, und die mannbaren Mädchen eines Districts am gleichen Tage beschnitten. Zuerst auch hier die Jungen. Sie hocken alle in einer Reihe. Der Beschneider, der aber kein Zauberer ist, hat sich

---

1) Zeitschr. f. allgem. Erdkunde. 1860. IX. S. 460.

festlich geschmückt, ihm hilft ein hinter der Reihe stehender Mann, welcher das Glied des Jünglings festhält. Der Operateur beginnt beim ersten in der Reihe. Sein Messer ist etwa 0,2 m lang mit lanzenförmiger, zweischneidiger Klinge. Er hält es beim Schnitt in eigenthümlicher Weise, indem der Mittelfinger hinter dem Messerhefte, die anderen Finger vor demselben zu liegen kommen. Die abgeschnittene Vorhaut wird vor jedem in die Erde vergraben, wozu sich der Beschneider eines spitzen Stabes bedient. Das Blut wird zur Erde rieseln gelassen und später wieder bedeckt. — Zur Stillung übermässiger Blutung der Beschneidungswunde stecken die Kiswaheli-Knaben das Glied in heissen Sand. Die Somal und Wakamba streuen gepulverte Styrax-Lösung oder andere adstringirende Stoffe auf. Zur Heilung nimmt man Fett, Ricinusöl und dergl. — Die Kikuyu-Mädchen werden von einem alten Weibe mit einem der dort gebräuchlichen dreieckigen Rasirmesser operirt, d. h. das langgezogene Praeputium clitoridis abgetragen. Zum Auffangen des Blutes wird das junge, noch unaufgerollte Spitzenblatt der Banane vorgehalten, welches dann sammt dem Fleische verscharrt wird. Nachdem die Procedur an allen Kindern vollzogen ist, führen die Eltern und die Kinder einen grossen Tanz auf, die männlichen Mitglieder des Distrikts um die Jünglinge, die weiblichen um die Jungfrauen. Die Operirten, welche auf der Erde sitzen bleiben, werden in ein grosses Ledertuch gehüllt, nur der Kopf bleibt frei. Die Angehörigen schütten ihnen grosse Massen frischer Milch über den Kopf und Körper und sie sind unter die Erwachsenen des Stammes aufgenommen. Dann erst erhalten sie vom Vater Waffen. Auch 2—3 Ochsen geben die Eltern jedem der Jünglinge. Diese begeben sich gemeinschaftlich weit von den Dörfern weg in den Wald, schlachten dort die Ochsen und verzehren deren Fleisch. Nach etwa einem Monat kehren sie zum elterlichen Dorfe und Hause zurück, erhalten nochmals Vieh und ziehen wieder in ihr Waldversteck. So treiben sie es, so lange Fleisch da ist und bis sie des Fressens und Faullenzens müde und „stark und fett" geworden sind. Dann verschaffen ihnen die Väter Weiber. [1])

Bei einigen Völkern Westafrika's, z. B. den Mandingo-Negern, werden die jungen Leute beiderlei Geschlechts mit eintretender Geschlechtsreife beschnitten.[2]) Die Operation wird immer an mehreren jungen Leuten zugleich verrichtet, welche dann zwei Monate lang von jeder Arbeit frei sind und während dieser Zeit eine besondere Gesellschaft ausmachen, welche Solimane heisst; sie ziehen in den Ortschaften der Nachbarschaft umher, tanzen und singen und werden überall gut bewirthet; auch eine weibliche Solimane sah Mungo Park in Kamalia. Man findet über die an der Westküste Afrika's gebräuchliche Circumcision Genaueres in Band I. S. 364 dieses Werkes. Auch unter den Negern in Old-Calabar wird jedes Mädchen, wie Archibald Hewan angiebt, bei Eintritt der Pubertät beschnitten, d. h. es wird ihr die Clitoris amputirt.

1) Hildebrandt: Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 399.
2) Mungo Park, Reisen im Innern von Afrika. Berlin 1799. S. 238.

An der Westküste Afrika's, im Königreich Loango, werden die reifgewordenen Mädchen, bevor sie zu den Erwachsenen gerechnet werden dürfen, durch alte Frauen, Ngembi genannt, in Mysterien eingeweiht. Die Ngembi gehen in den Wald, reinigen eine Stelle, auf der sie eine heilige Hütte bauen; diese darf kein Mann betreten. Dann kommen sie in's Dorf zurück und holen die Igondschi, Novize, welche nie zuvor an jener Stelle gewesen sein darf und während der Einweihungszeit, d. h. drei Tage lang fasten muss. So lange wird auch ein Feuer im Walde unterhalten, neben welchem stets eine Einweihungsfrau sitzt, dasselbe unterhält und dabei singt: „Das Feuer wird nie sterben." In der dritten Nacht wird die Novize in der Hütte mit schwarzer, rother und weisser Farbe bemalt; sie ruft Okanda! yo, yo, yo! und draussen stehen Männer, welche eine Trommel schlagen. Alles, was in der Hütte vorgeht, wird vor den Männern geheim gehalten; man weiss nur, dass die Gebräuche phallischer Art sind.[1]) Ein anderer Bericht dagegen meldet Folgendes:

Die Bafiote-Neger an der Loango-Küste bringen die Mädchen, sobald bei ihnen die erste Menstruation eintritt, in eine für sie reservirte, etwas abgesonderte, jedoch oft mitten im Dorfe gelegene Hütte. Von diesem Tage an bis zur Hingabe an einen Mann werden sie Jungfrauen: nkumbi oder tschikumbi genannt (dies ist auch der Name des den Bafiote wohlbekannten Hymens). Die Hütte heisst in Folge dessen auch nso tschikumbi. Nur drei Mädchen finden Raum in jeder derselben; ist eine grössere Anzahl im Dorfe gleichzeitig herangereift, so stellt man weitere Hütten auf. Wohlhabende und vornehme Eltern lieben es, ihren Töchtern eine besondere, oft sehr zierlich gearbeitete und reich geschmückte nso tschikumbi neben ihrer Wohnung zu errichten. Die für den allgemeinen Gebrauch bestimmten zeigen einfachere Ausstattung. Das Innere ist mit tukula bemalt, Matten bedecken den Fussboden und die erhöhten Lagerstellen; gewöhnlich sind auch einige vom weiblichen Geschlechte geschätzte Fetische vorhanden. Eine beliebige Frau, eine Vertrauensperson, wird von den Eltern gewonnen, um die Tochter zu unterrichten. Ueber die Art der Vorbereitung ist wenig zu erfahren. Die Instruction der nkumbi scheint sich auf mütterliche Aufklärungen über zukünftige Pflichten zu beschränken; nicht der geringste Grund liegt vor, irgend welche Abrichtung, wie etwa die Digitischa der Ostküste, anzunehmen.[2]) Während ihrer Clausur scheint die Novize keine besondere Diät zu halten, doch darf sie die Erde nicht mit einem entblössten Theile ihres Körpers berühren; sie ist also „unrein". Will sie ein Bedürfniss verrichten, so legt sie bei gutem Wetter irgend eine Fussbekleidung an und sucht irgendwo ein freies Plätzchen, bei schlechtem Wetter wird sie wohl auch auf dem Rücken hinausgetragen. Täglich 2 mal erfolgt Einreibung mit Tukula (rother Farbe) oder Palmöl. Ist sie aus der Clausur entlassen, so geht sie zum Badeplatz.

1) Winwood Reade, Savage Africa. S. 243ff.
2) Pechuel-Loesche: Zeitschr. f. Ethnol. 1878. S. 23.

Die Okande, ein Negervolk in Westafrika, welches Dr. Oscar Lenz 1876 besuchte, führen Ende März und Anfang Februar grosse Feierlichkeiten auf, wobei sie das Schauspiel eines Kampfes zwischen je 100 Feinden darstellen. Zwischen den Zuschauern und den darstellenden jungen Künstlern war ein Zug von 30 jungen Burschen postirt, deren isolirte Stellung dem Dr. Lenz auffiel. Auf Befragen erklärte man ihm, dies seien Neulinge, die noch nie einen derartigen Kriegstanz und die darauf bezüglichen religiösen Ceremonien gesehen hätten. Als nun die beiden kriegführenden Parteien sich am Schlusse der Vorstellung vereinigt hatten, wurden diese Neophyten von einem Theil derselben umringt, an Händen und Armen gepackt und gleichfalls in den Wald geschleppt; dort aber schmückten sie sich mit Laubwerk, malten sich Gesicht und Oberkörper schwarz und wurden dann in den Kreis der Krieger aufgenommen. Es war dies jedenfalls die symbolische Darstellung des Uebergangs vom Jüngling zum Mann, der das Recht und die Pflicht hat, an den Kämpfen der Okande theilzunehmen.[1])

Hat im Marutse-Mambunda-Reiche am Zambesi-See in Afrika (Makololo und andere Stämme) ein Mädchen die Reife erreicht, so werden sofort ihre Gespielinnen davon benachrichtigt, die sie dann täglich acht Tage lang spät am Abend aufsuchen und bis tief in die Nacht in ihrem Höfchen unter Castagnetten- und Gesangbegleitung einen Tanz aufführen, nachdem zuvor eines der Mädchen bei anbrechender Dunkelheit im Orte herumgehend, die Genossinnen durch lautes Jodeln zum Besuche aufgeboten hatte. Hat die Tochter eines Königs oder eines seiner nahen Verwandten ihre Pubertät erreicht, und ist sie eine „Verlobte", so wird sie von ihren nächsten weiblichen verheiratheten Verwandten in ein nahes Dickicht geführt, wo sie eine Woche lang, nur von einer Sclavin bedient, ein abgeschiedenes Leben führen muss. Sie wird jedoch täglich von ihren Freundinnen (gegen den Abend) aufgesucht, die ihr Nahrung hinstellen, ihr Kopf wird mit Parfüm eingerieben und sie mit Ermahnungen und Zureden für den ehelichen Stand vorbereitet, um nach Ablauf der Frist ihrem Gemahl übergeben zu werden. (Emil Holub.)

Wenn an der Goldküste die Negermädchen in das Alter der Mannbarkeit treten, so werden sie im grössten Putze durch die Strasse geführt und ihrer Jungfräulichkeit in allerhand Lobliedern im vollsten Maasse Weihrauch gestreut (Brodie Cruickshank).

Auch ist es bei allen Negern, die sich zur mohammedanischen[2]) Religion bekennen, üblich, an den jungen Männern erst zur Zeit der Pubertät die Beschneidung vorzunehmen, sobald eine gewisse Anzahl derselben in dieses Alter gelangt ist. Je mehr Knaben beisammen sind, um so mehr Freundschaften werden bei dieser Gelegenheit geschlossen, die nachmals auf

1) Verhandlungen der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin. III. 9 u. 10. 1876. S. 226.

2) Die Beschneidung wird von den Mohammedanern nicht immer nach dem Vorbilde Ismael's erst im 13. Lebensjahre vorgenommen; in einzelnen Ländern findet sie im 5. oder 6. Jahre statt, in der Regel jedoch viel früher, am liebsten in der frühesten Kindheit (van den Berg).

Lebenszeit dauern. Diese Feierlichkeit, der nur Männer beiwohnen dürfen und die stets an einem abgelegenen Platze stattfindet, lernte Bruce[1]) kennen. Die Griot's (Sänger) führten mit ihren Trommeln den Vortrab des Zuges, und ohne Gesang wurde langsam ein Marsch geschlagen. Die Marabuts (Priester oder Heilige) der benachbarten Dörfer folgten paarweise in langen weissen Röcken und mit langen Hassagaien. Hinter ihnen kamen in einiger Entfernung die Knaben, welche beschnitten werden sollten, in lange Gewänder, wie Kutten, gekleidet. Sie gingen einzeln, und neben jedem ein oder zwei Verwandte, sie zur Standhaftigkeit ermunternd. Zweitausend bewaffnete Neger beschlossen den Zug. Auf den Versammlungsplatz war ein Brett gelegt, auf dessen beiden Seiten sich die Priester und Vornehmen stellten; in der Mitte des Platzes standen die Knaben und deren Freunde, um welche ein Kreis geschlossen wurde. Der erste Marabut verrichtete das Gebet, dann kam der Beschneidungspriester und der Vater des ersten Knaben, der beschnitten werden sollte, wozu er auf das Brett gesetzt wird.

Bei den von den Hottentotten begangenen Ceremonien am Feste der Mannbarkeit sollen nach Kolben und Thunberg sehr schmutzige Handlungen vorkommen; Waitz vermuthet, dass sich diese Ceremonien darauf beschränken, dass die Jünglinge mit „heiligem Wasser" besprengt werden.

Bei den Nama-Hottentotten wird am Tage der Mannbarkeit, wenn das Mädchen die erste Menstruation hat, dasselbe in einen reichgeschmückten Broak-Kaross gekleidet, der sie gleichsam als heirathsfähig bezeichnet. Dies Kleid ist eine Art Mantel, aus Schakal- oder Katzen-Pelz; bis dahin geht das junge Mädchen völlig nackt einher. Nach dieser Einkleidung sitzt sie drei Tage lang dem Eingang der Hütte gegenüber an der Seite, wo das Hausgeräth sich befindet, in einem von fusshohen Stäben eingeschlossenen, $2^1/_2$—3 Fuss im Durchmesser weiten Kreise mit türkenmässig untergeschlagenen Beinen, den Mund zum Zeichen ihres Hochgefühls und Stolzes fischmaulartig vorgestreckt und zuweilen mit ihrem Kopfe herausfordernd nickend. Am dritten Tage endlich wird eine junge fette Ferse geschlachtet. Der nächste Anverwandte, gewöhnlich ihr ältester unverheiratheter Vetter, erscheint mit der Nachbarschaft zur Gratulation und zum Schmaus. Indem er ihr das Magenfell des Rindes über den Kopf hängt, wünscht er ihr, so fruchtbar zu sein, wie eine junge Kuh, und recht viele Kinder zu gebären. Dann kommen ihre Freunde und Freundinnen mit ähnlichen Glückwünschen, worauf der Festschmaus beginnt und unter Tanz und Gesang, wobei man sich womöglich in Honigbier bezecht, endigt.[2])

Wenn die Zeit kommt, wo bei den Makalaka (Südafrika) die alten Weiber das Mädchen für heirathsfähig erklären, so hat die Schöne die fürchterliche Tortur des Tättowirens durchzumachen. Man denke sich den folternden Schmerz, wenn die ganze Gegend der unteren Brust und des

1) Bruce, Reise zur Entdeckung der Quellen des Nil. Leipzig 1790.
2) Theophilus Hahn in Andree's Globus 1868. XII. S. 307.

Bauches von Seite zu Seite, mit Ausnahme einer zollbreiten Mittellinie, in runder Summe etwa 4000 Schnittchen durch die Haut erhält, geordnet in 30 oder mehr parallele Linien, die übrigen Einschnitte an anderen Theilen des Körpers gar nicht zu rechnen. Man denke sich sodann diese kleinen Wunden mit einem ätzenden, durch Kohlenpulver geschwärzten Safte eingerieben, damit erhöhte Narben entstehen. Man denke sich ferner den Fall, dass diese Schönheitslinien nicht eng oder hoch genug befunden wurden, wo dann die Marter wiederholt werden muss. [1])

Bei den Zulu-Kaffern werden die Mädchen zum Zeichen der Reife nur mit rother Erde bestrichen.[2]) Von den Ama-Kosa wird, wie bei den Betschuanen, der Muth und die Standhaftigkeit der Knaben zur Zeit der Mannbarkeit bei einem Feste durch eine Prüfung festgestellt; zugleich findet die Beschneidung statt.

Als ein höchst wichtiges Fest, das stets im Monat Mai abgehalten wird, gilt unter den Kaffern die Beschneidung der im 8. oder 10. Lebensjahre stehenden Knaben. Man baut den beschnittenen Knaben eine grosse Rohr- oder Strohhütte, fast wie eine Scheune, in deren kleineren Abtheilungen, bis 25 an der Zahl, sich die Beschnittenen aufhalten, abgesondert von den Eltern und aller anderen Gesellschaft. Man bereitet ihnen das Essen, und erlaubt ihnen auch wohl, sich selbst Wurzeln zu suchen. Sie sind mit Binsen am Leibe bekleidet und tragen eine tonnenförmige Binsenmütze. In der Mitte des September ist erst dieser Aufenthalt beendigt. Dann kommen die Weiber und tanzen bis spät in die Mitternacht; auch stellen sich nach und nach alle Leute der Nachbarschaft ein. Das Oberhaupt der Horde geht mit seinem Gefolge nach der Hütte, und aller Unrath um die Hütte herum, alle Ess- und Trinkgeschirre werden nun in dieselbe hineingeworfen. Man tanzt bis Abends 8 Uhr; hierauf führt man die jungen Leute fort, hinter welchen die Hütte an vier Ecken angezündet wird. Sie dürfen sich aber nicht umsehen, sonst würden die Genesenen wieder krank werden. Tags darauf werden die Beschnittenen ganz früh in einen Wald gebracht; dort erhalten sie ihren Lagerplatz unter einem grossen Baume auf Matten. Bald erscheint das Oberhaupt und der Arzt (d. h. der Zauberer, welcher die Beschneidung verrichtet hat); die Knaben werden mit Korallen und Hassagaien beschenkt und dadurch gleichsam unter die Krieger aufgenommen. Hierauf bewirthet man sie. Schliesslich laufen auch die Mütter mit Freuden zu ihren Kindern herbei, doch werden sie von letzteren mit Stockschlägen empfangen, um anzuzeigen, dass sie nun Männer und der Aufsicht der Mütter entwachsen sind. Singen, Tanzen und Trinken beschliessen die Feierlichkeit.

Die Ceremonie, mit welcher bei mehreren Kafferstämmen eine Bande von Knaben unter die Männer aufgenommen wird, heisst Seccho. Die jungen Candidaten sind dabei meist vierzehn Jahre alt, und jeder von ihnen trägt in seinen Händen ein Paar Sandalen, deren Gebrauch alsbald offenbar

1) C. Mauch in Petermann's Mittheil. Ergänzungsheft Nr. 37. 1874. S. 352.
2) Dohne, Das Kafferland und seine Bewohner. Berlin 1843. S. 352.

wird. Sie werden in eine Reihe gestellt und vor ihnen nehmen die älteren Leute des Dorfes Platz, mit langen Ruthen oder Gerten bewaffnet und dieselben unter Springen und Tanzen schwingend. Dann beginnt die Prüfung. „Willst Du den Häuptling gut schützen?" so fragen die Tänzer den Knaben. „Ich will," antwortet dieser. Alsbald fallen gleichsam als erster Lohn für die Loyalität die Hiebe mit der Ruthe auf des Knaben Rücken; und obgleich die Kraft eines jeden Streiches einigermassen gebrochen wird durch die Sandalen, welche der Knabe wie einen schützenden Schild vorhält, so färben doch nach einiger Zeit blutrothe Streifen die Haut des Geschlagenen. Allein der Knabe darf sich nicht zurückziehen; er springt umher und grinst. „Willst Du wohl das Vieh hüten?" „Ja." Und wiederum fallen die Schläge auf den Rücken nieder, und abermals hüpft und greint der Arme vor seinen Quälern. Dies ist der barbarische Katechismus einer Probe, nach deren Ueberstehen sich der junge Kaffer nun selbst als Mann fühlt und sich als anerkannt unter den Geschlechtsgenossen betrachten darf. Ein Kaffern-Mädchen würde nie einen Jüngling lieben, der nicht diese Seccho-Probe bestanden hat.

Die Kaffern üben nicht blos an den Knaben die Circumcision aus, sondern auch die Mädchen werden zur Pubertätszeit einer besonderen Ceremonie ausgesetzt, welche Intonjane heisst. Sie wird 7—10 Tage in eine besondere Hütte gesetzt, in der sie nur von einer einzigen Gefährtin gepflegt und lediglich mit Milch ernährt wird. Ist das Mädchen aus guter Familie, so schlachtet man dem Feste zu Ehren 7—10 Stück Vieh und es ist während dieser Zeit des Festes manche unmoralische Handlung erlaubt. Bei dieser Gelegenheit lassen sich alle Mädchen, welche in das Alter der Pubertät gelangt sind, mit ihren Liebhabern ein, oder es werden von älteren Frauen Männer ausgewählt, die mit ihnen cohabitiren, so lange das Fest dauert. Das Mädchen dagegen, um deren willen das Fest gefeiert wird, begiebt sich unter Begleitung ihrer Gefährtinnen im Dunkel des Abends to a convenient spot, nicht weit vom Kraal, where the carefully hider ander ground the fork with wich hat been accustomed to eat food during the time of her separation. Hiermit wird sie am nächsten Morgen für „intombi" erklärt, d. h. für eingetreten in den Zustand der Weiblichkeit und reif zur Verheirathung.[1])

Den Brauch einer ähnlichen Ceremonie fand Livingstone bei den Betschuanen. Hier wird sie Boguera genannt, und ist eine mehr durch die Sitte, als durch Religion vorgeschriebene Institution. Alle Knaben zwischen 10 und 14 oder 15 Jahren alt werden als die Lebensgefährten für die Söhne eines der Häuptlinge ausgewählt. Sie müssen sich an einem Platze im Walde versammeln, wo ihnen für ihre Unterkunft Hütten errichtet werden. Dann kommt ein bestimmter alter Mann zu ihnen, und dieser lehrt ihnen nicht blos das Tanzen, sondern er unterrichtet sie auch in den Geheimnissen der afrikanischen Politik und Verwaltung. Jeder Knabe muss eine Lobrede auf sich selbst ausdenken und diese mit der gehörigen Geläufigkeit halten. Ein guter

1) Maclean, Compendium of Kafir Laws and Customs. 1858.

Theil Schläge ist nöthig, bevor diese Leistung beigebracht ist, so dass sämmtliche Knaben zahlreiche Narben auf dem Rücken haben, wenn sie aus ihrer Abgeschiedenheit zurückkehren. Sie befolgen von da an die Anordnungen ihres jugendlichen Commandanten, führen unter sich gleichsam ein Leben der Gleichheit und des theilweisen Communismus und nennen sich untereinander Kameraden (Molekane). — Die Ceremonie des Boguera ist ein ausgezeichnetes Mittel, die Mitglieder des Stammes an die Familie des Häuptlings durch strenge Disciplin zu fesseln. Bei der Rückkehr von der Ceremonie erhält derjenige Knabe einen Preis, der am schnellsten laufen kann. — Bei den Makatisses, einem Betschuanen-Volke, wird nach Delaguorge zur Pubertätszeit der Mädchen die Beschneidung vorgenommen. Die Betschuanen feiern die Beschneidung überhaupt als nationales Fest, ähnlich wie die Kaffern.

Unter den Basutos findet das Fest der Mannbarmachung, die Koma, bei grossen Stämmen jährlich, bei kleineren alle zwei oder drei Jahre statt und währt vom Mai oder Juni bis in den August. Zunächst wird ein angesehener Zauberer ersucht, die Koma zu leiten. Dieser wählt nun einen verborgenen Platz im Felde oder im Gebüsch aus und „feit" ihn durch Zaubermedicin gegen auswärtige oder auch einheimische neidische Zauberer. Sodann wird der Platz mit Dorngebüsch umzäunt. Aber auch schon in einiger Entfernung von dem Hain wird Dorngebüsch ausgestreut, um jede Annäherung Unberufener fernzuhalten. Zugleich werden aber auch andere Haine mit solchen Dornhaufen umgeben, denn der Ort der Koma muss bis zum Eintritt derselben geheim gehalten werden. Wer den Platz unbefugter Weise betritt, wird jämmerlich zugerichtet oder gar getödtet.

Ist der Platz eingezäunt, so schneiden sich die schon für mündig erklärten jungen Burschen eine Anzahl langer Ruthen von der Dicke eines Fingers und der Länge eines Menschen. Eine solche Ruthe wird in das Strohdach eines jeden Hauses gesteckt, in welchem sich die jungen Leute befinden, die der Koma unterworfen werden sollen.

Ist Alles vorbereitet, so wird der Platz bekannt gemacht, damit die Mütter und die erwachsenen Mädchen wissen, wohin sie während dieser Monate das für die Feiernden, die Zauberdoctoren, die Häuptlinge und die übrigen Theilnehmer bestimmte Essen bringen sollen. Die Koma selbst beginnt mit einer Beichte, welche die Aspiranten auf Mündigkeit abzulegen haben. Die dabei zu Tage tretenden Vergehen werden durch harte Züchtigung geahndet. Sodann macht ein grosser Topf voll Zaubermedicin die Runde und ein Jeder muss davon trinken. Wer die Wahrheit gesagt hat, dem soll die Medicin nicht schaden, während der Lügner alsbald die furchtbarsten Schmerzen empfindet und endlich todt zu Boden stürzt. So sonderbar sie klingt, so ist an der Thatsache selbst wohl nicht zu zweifeln, denn ernste, nüchterne und verständige Schwarze haben dem Missionär Chr. Stech in Blauenbergen [1]) wiederholt versichert, dass sie es mit eigenen Augen an-

1) „Daheim" 1879. 24. S. 384.

gesehen hätten, wie Lügner todt zu Boden stürzten. Es hängt das natürlich so zusammen, dass der Zauberdoctor und der Häuptling in solchen Fällen wussten, dass sie einen Lügner vor sich hatten, und ihm so oder so Gift einflössten.

Nachdem sodann die jungen Leute beschnitten worden und unter die Erwachsenen aufgenommen sind, beginnt ein wahrhaft entsetzliches systematisches Quälen der armen Menschen. Die Härtesten kommen am besten weg; wer schreit, wird gequält, bis er verstummt oder zu den Schmerzen lacht. Jeder Mündige hat das Recht, sein Müthchen an den Opfern der Koma zu kühlen und sie mit langen Ruthen nach Lust zu schlagen. Dann bekommen sie auch selbst Ruthen in die Hände, mit denen sie sich gegenseitig den Rücken zerfleischen müssen. Man quält sie auch sonst auf jede Weise, hält sie über Feuer u. s. w. Die Mädchen müssen z. B. Tage und Nächte lang im Wasser zubringen, oder ihre Glieder werden zusammengeschnürt und sie müssen Tage und Wochen lang in den unnatürlichsten Stellungen dasitzen. Viele erliegen den Qualen, aber die Mütter und Schwestern bringen nach wie vor das Essen für sie, und erst nach Monaten, wenn die Koma zu Ende ist, erfahren sie, dass ihr Liebling nicht wiederkehrt. „Die Koma hat ihn gefressen," heisst es dann. An eine Flucht aus dieser Hölle ist nicht zu denken — schon der Versuch wird mit dem Tode bestraft.

Alle diese Proceduren werden unter Tanz, Getrommel, und weitschallenden Gesängen vorgenommen. Tanzen, Essen, Trinken und Quälen der jungen Leute bilden während dieser ganzen Zeit die ausschliessliche Beschäftigung der Festgenossen. — Gegen Ende des letzten Monats werden die jungen Leute mit den Namen der Götter und anderen Geheimlehren bekannt gemacht und sie müssen geloben, sie nicht zu vergessen.

Nunmehr findet als Schlussact eine gemeinsame Jagd statt, an der sich auch der Häuptling betheiligt, und zu der die für mündig Erklärten sich weiss oder grau färben. Dann geht es in die Hauptstadt, wo der Häuptling sie als seine Kinder, als wahre Männer, bezüglich Männinnen begrüsst und ihnen neue Namen giebt. Damit sind sie denn für Erwachsene erklärt.

Mit einigen Varianten beschreibt ein anderer Missionär, K. Endemann, diese Aufnahme-Ceremonieen der Basutos, die derselbe Sotho-Neger nennt; wir geben in Folgendem seinen Bericht,[1]) der auch die mit den Mädchen vorgenommenen Gebräuche enthält. Nach ihm heisst der Act, durch den die jungen Leute in den Kreis der Erwachsenen eingeführt werden, „pollo;" die Bedeutung desselben ist die Erklärung der weiblichen Reife. Für das männliche Geschlecht findet dabei die Beschneidung statt. Pollo von volla heisst „Auszug," weil die Betreffenden hinaus in's Feld ziehen. Das Pollo findet nicht jedes Jahr statt, auch nicht zu gleicher Zeit für beide Geschlechter. Wer sich ihm nicht unterwerfen wollte, würde getödtet, mindestens verjagt werden. Alle, die zusammen das pollo durchgemacht, bilden

1) Endemann: Zeitschr. f. Ethnol. 1874. S. 37.

eine *χoéra*, Kameradschaft. Jede dieser Kameradschaften hat einen bestimmten Ort. Dort wird vom naka die Beschneidung vollzogen. Wehe dem, der dabei Angst zeigt, oder Zeichen des Schmerzes von sich giebt! Er erhält unbarmherzige Schläge mit Ruthen vom beiwohnenden älteren Mannsvolke. Nach vollzogener Beschneidung wird die gewöhnliche Bedeckung der Lenden nicht wieder angethan, sondern ein dem der Mädchen ähnlicher Schurz. Die Beschnittenen bleiben drei Monate im Felde, bis sie völlig heil sind. Währenddem vertreiben sie sich die Zeit mit Singen und Tanzen; ausserdem werden sie „geschult" von einem dazu gesetzten Aufseher. Die Schulung betrifft die Einweihung in Alles, was ein Mann zu beobachten hat. Bei derselben erhalten die Schüler von den sie besuchenden älteren Beschneidungsclassen oft unbarmherzige Schläge, die um so unbarmherziger sind, je mehr einer Zeichen des Schmerzes von sich giebt. Eine bestimmte Zeit dürfen die Neubeschnittenen kein Wasser trinken; harte Stäupe lohnt Uebertretung dieses Verbots. Die Speise wird den Beschnittenen täglich von bestimmten männlichen Personen in's Feld getragen; eine weibliche darf ihnen nicht nahen. Nach Verlauf von drei Monaten ziehen die Beschnittenen, mit einem neuen k*χ*ésoa angethan, nach Hause.

Das Pollo der Mädchen hat mildere Formen. Sie ziehen in Begleitung ihrer Aufseherinnen nach einer Stelle am Wasser, wo es tief genug zum Untertauchen ist. Dort müssen sie einen in's Wasser geworfenen Armring tauchend herausholen. Des Tages treiben sie sich im Felde umher, um für den weiblichen Beruf „geschult" zu werden, daneben zu tanzen und zu singen. Aber Nachts brauchen sie nicht im Felde zu bleiben; doch leben sie abgesondert. Sie schmieren sich mit Asche. An einem Orte sah Endemann, dass sie Flechten von Gras (ähnlich den Strohseilen) wie Shawls um Hals und Kopf gewunden trugen und zwar über der Brust gekreuzt und auf dem Rücken zusammengebunden. In der Zeit ihres Pollo darf ihnen keine männliche Person zu nahe kommen; sie wird sonst von der Aufseherin mit Ruthen durchgehauen. Das Weibervolk ist überhaupt in der Zeit wie unsinnig; sie nehmen Vermummungen vor, ziehen Männerkleidung an, tragen Waffen; am Mannsvolke üben sie allerhand Muthwillen, der in einzelnen Fällen bis zum Todtschlag geht, der dann nicht geahndet wird. Die Mädchen des Pollo nehmen während desselben bestimmte Waschungen am Wasser vor. Den Schluss von Allem macht ein Fest im Januar oder Februar, der Erntezeit der ersten grünen Feldfrüchte, zu dem die zuletzt beschnittenen Burschen eingeladen werden. Da giebt's Schmauserei, Tanzvergnügen und Unzucht.

---

7. Die alten Mexikaner und Peruaner.

In einem bedeutenden Abstande zu den rohen Sitten jener Völker stehen die Bräuche, welche die alten Mexikaner als Ueberlieferung aus früher Zeit bei der Emancipation der Kinder befolgten. Goldene Worte der Weis-

heit gab in einer wohlgesetzten Rede der Vater aus höheren Ständen dem jungen, in die Welt tretenden Mädchen als Ermahnung auf ihren Lebenspfad mit. Waitz[1]) gab diese schönen Sprüche nach den Aufzeichnungen ausführlich wieder. Nachdem jeder Knabe von Priestern während des 6.—9. Lebensjahres (nach Anderen bis zum 15. Jahre) Unterricht im Tempel erhalten hatte, wurde er dann mit einer Vermahnung vom Priester entlassen, um eine selbständige Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen. Die Entlassung der Mädchen aus der Tempelschule geschah erst, wenn sie sich verheirathen wollten.

Die alten Peruaner des untergegangenen Inka-Reiches scheinen zwei Feste für die Einweihung der Jünglinge gehabt zu haben. Im 10. oder 12. Lebensjahre wurde das erste derselben begangen, wobei der Knabe seinen zweiten Namen erhielt; im 16. Lebensjahre kam das zweite Fest, die Wehrhaftmachung, verbunden mit der Ohrdurchbohrung; dabei wurde vielleicht ein Huldigungseid dem Inka geleistet. Die jungen Leute von Adel fasteten zuerst sechs Tage, dann mussten sie um die Wette laufen, mit einander kämpfen und wurden einen Monat lang in jeder Weise auf ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit, Kraft und Standhaftigkeit geprüft. Nach bestandener Probe durchstach ihnen der Inka die Ohren, wodurch sie in den Adelstand aufgenommeu wurden, und nun verlieh er ihnen die Schürze als Zeichen des männlichen Alters.[2])

---

8. Die Römer.

Bei den alten Römern war die Mündigkeits-Erklärung anfangs lediglich eine Angelegenheit der Familie; dann aber wurde die Sache in der Kaiserzeit ein viel umstrittener Gegenstand bezüglich des Alters. Erst Justinian bestimmte überall das 14. Jahr als Eintritt der Mannbarkeit für das männliche Geschlecht, dagegen hatte für das weibliche Geschlecht von jeher das 12. Jahr als Zeichen der Reife (Ende der Impubertas) gegolten, und so blieb es auch. Mit dem Anfange der Mündigkeit stand das Anlegen der Toga virilis, die eigentliche Erklärung des jungen Menschen zum Manne, wohl nicht in Verbindung, wie ja auch die Rechte und die Verpflichtungen der Römer zu verschiedenen Altersperioden begannen und nicht an ein bestimmtes Jahr gebunden waren, z. B. der Kriegsdienst begann mit dem 17., die Fähigkeit zu adoptiren mit dem 18. Jahre.[3])

Die Feierlichkeit, welche die Römer beim Austritt aus den Knabenjahren begingen, hiess Tirocinium; es war dies die Bekleidung des Jünglings mit der Toga virilis. In der ältesten Zeit mag diese Feierlichkeit nach Böttiger's Ansicht im 16. Jahre, in späteren Epochen wird sie wohl

1) Waitz, Anthrop der Naturvölker. IV. S. 135.
2) Daselbst S. 418.
3) Pauly's Realencyclopädie I. 475.

stets mit dem 15. Jahre begangen worden sein; allein der Vater konnte den üblichen Termin etwas hinausschieben. Der für diese Feierlichkeit bestimmte Tag waren die Liberalia, der 16. März; — da wurde im Hause den Laren geopfert, wo der Knabe seine Bulla und die übrigen Insignia puerilia (Zeichen seiner Knabenschaft) ablegte; dabei trug er eine Tunica recta oder regilla. Die ihm angelegte Toga virilis hiess auch Toga pura, sowie libera. Dann zog man mit Freunden zum Forum, opferte auf dem Kapitol, und nunmehr konnte der Jüngling in das öffentliche Leben eintreten.

---

9. Germanen und Deutsche.

Unsere Vorfahren, die Germanen, übergaben den herangewachsenen, reifen Jünglingen als Zeichen der Manneswürde die Waffen, die sie von da an auch fort und fort zu tragen berechtigt waren, denn die Germanen verhandelten, wie Tacitus berichtet, keine Sache, weder eine öffentliche noch private, anders als in Wehr und Waffen. Solche aber durfte keiner anlegen, bevor nicht die Gemeinde ihn für wehrhaft erklärt hatte: „Dann schmückt in öffentlicher Versammlung entweder ein Häuptling oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Frame: das ist ihre Toga, das der Jugend erste Ehrenstufe, bis dahin war er Glied des Hauses, nunmehr gehört er zu den Wehrhaften.“ [1]) Unter den einzelnen Stämmen der Germanen mögen bei der Aufnahme des jugendlichen Volkes unter die Mitglieder der Gemeinde als „Wehrfähige“ mannigfache Bräuche bestanden haben. Wir wissen durch Tacitus [2]) nur von den Chatten: „Mit dem Eintritte der Mannbarkeit lassen sie Bart und Haupthaar wachsen, und erst, wenn sie einen Feind erschlagen, legen sie diesen der Tapferkeit geweihten Schmuck ihres Antlitzes ab.“

Dies stimmt nicht mit indischem Brauch überein. In Altindien wurde das Knaben- und frühe Jünglingsalter (adolescentia) nach den Grhyasutra durch die Godanavidhi geweiht, eine Ceremonie, die im 16. oder 18. Jahre eines Jünglings beim Eintritt der Mannbarkeit und kurz vor seiner Verheirathung mit seinem Barte vorgenommen wurde. Avesta 6,68 enthält hierbei gesprochene Worte:

„Savitar der kam herbei mit dem Barbiermesser, mit heissem Wasser tritt heran, o Vayu; die Adita, Rudra, Vasu sollte ihn (den Bart) scheeren: einträchtig scheerte König Soma's Bart, einsichtsvoll!“ etc. [3])

Wahrscheinlich war, wie Grimm bemerkt, in den ältesten Zeiten bei den Germanen kein bestimmtes Alter durch den Gebrauch für die Wehrfähigkeitserklärung vorgeschrieben, sondern man wählte den Zeitpunkt nach dem Maasse körperlicher Kräfte; man beurtheilte vielleicht den jungen Mann darnach, dass er

---

1) C. Tacitus, Germania Kap. 13. Ante hoc domus pars videntur, mox reipublicae.
2) Daselbst Kap. 31.
3) H. Zimmer, Altindisches Leben. Berlin 1879. S. 222.

den Speer schwingen konnte, oder auf andere Weise. In den „Weisthümern" heisst es: „dass Alles, was Spiess und Stangen tragen mag, Heerfolge thun muss." Der mündige Bauernjunge trug einen Stab, oben und unten mit Ring und Stachel versehen. Ueber das Lebensjahr, in welcher bei den verschiedenen Stämmen die „Wehrbarmachung" eintrat, siehe im Kapitel über „Kinderrecht."

Noch einmal lebte im deutschen Volke während des 12. und 13. Jahrhunderts beim romantischen Ritterwesen die alte Sitte der Wehrhaftmachung auf durch den Ritterschlag. Nicht mehr alle Deutsche empfingen diese Würde, nicht mehr nahm die Familie daran Antheil, nicht mehr die Volksversammlung, an deren Stelle die Kirche getreten war. Auch das Uebrige war ausgebildeter; wer Ritter werden wollte, musste erst den Stand der Buben und den der Knappen durchlaufen und sich einer so hohen Ehre, wie der des Ritterstands, würdig gemacht haben.[1]) Die Schwertleite, die zum Ritter machte, verlieh die rechte Mündigkeit.

Allein es mögen unter den Germanen auch gewisse Prüfungsmethoden für die Jünglinge üblich gewesen sein. Vielleicht ist der folgende Brauch ein Ueberbleibsel aus alter Zeit. Die Angelsachsen in Altengland prüften den Knaben, indem sie ihn auf ein abschüssiges, sehr geneigtes Dach setzten, ob er sich muthig benimmt: „It was a usual trial of a child's courage, to place him on the sloping roof; if he helt fast, he was styled a stout land brave boy."[2])

Wenn bei der Confirmation in Deutschland sich hie und da einige abergläubische Sitten zeigen, so sind dieselben gewiss ebenfalls noch als Ueberbleibsel altgermanischer Bräuche aufzufassen; denn wahrscheinlich wurden auch unter den gemeinsamen Völkern gewisse Ceremonien beim Eintritt der jungen Leute in die Gemeinschaft der Erwachsenen vorgenommen. So stecken sich in Brandenburg bei der Konfirmation die Mädchen Nadeln in's Haar, um sich vor Kopfschmerz zu bewahren. In Mecklenburg heisst es: Wenn bei der Confirmation eine Kerze auf dem Altar verlischt, so stirbt ein Confirmand. In Ostpreussen und Mecklenburg behalten bisweilen die jungen Konfirmanden, „um glücklich zu werden," beim Abendmahl das geweihte Brod im Munde, ohne es zu geniessen, und bewahren es dann heimlich auf. Dagegen glaubt man in Oldenburg, dass man die Hexenkunst schon früh, am besten am Tage vor der Confirmation erlernen könne.

Die christliche Kirche hat es nicht versäumt, den Act der Mannbarkeits-Erklärung durch ihre weihende Betheiligung gewissermaassen zu veredeln und die ethische Bedeutung der geistigen Reife in den Vordergrund zu stellen. Durch die Confirmation erkennt sie den jungen Menschen als selbstständiges Mitglied der christlichen Gemeinde an. Der Genuss des Abendmahls soll ja nach christlichem Lehrsatz mit einer Selbstprüfung verbunden sein, ob man würdig sei, an dem heiligen Mahle theilzunehmen.

1) F. Bülau, Weiske und v. Leutsch, Die Germania des Tacitus. Leipzig 1828. S. 209.
2) S. Forsyth, The antiquary's portfolio. I. London 1825. S. 14.

Die Confirmation ist ohne Zweifel diejenige kirchliche Handlung, welche den nachhaltigsten Eindruck auf das religiöse Empfinden ausübt. Die Erinnerung an die Stunde, da der Confirmand unter den Augen der Eltern, zu eigenem Bewusstsein herangereift, an den Altar trat, wo der Seelsorger nach feierlicher Ermahnung zur Tugend und zu allem Guten ihm die Hand auf das Haupt legte und das weihevolle: „Der Herr segne Dich und behüte Dich" — aussprach, senkt sich tief in die weiche, empfängliche Seele, und überdauert alle späteren kirchlichen Acte des Lebens. Dazu kommt in das Bewusstsein des Jünglings die mit der Confirmation verbundene ernste und schwere Frage: „Was willst Du werden?" Und schliesslich wird er auch äusserlich gesellschaftlich mehr ausgestattet; er erhält in der Tracht gewissermaassen die Merkmale eines für die Gesellschaft reiferen Menschen.

Bei der Confirmation, welche in der Regel auf Ostern fällt, spielt wiederum die Pathenschaft (Bd. 1. S. 218) eine Rolle. Der oder die Pathe hören fortan gewissermaassen auf, dem jungen Erdenbürger die bisherige Aufmerksamkeit zu widmen, doch überreichen sie demselben meist noch zum Schluss ein besonderes Geschenk; dasselbe besteht in einigen Gegenden Deutschlands in einem Kleidungsstück. In Tirol erhalten die Kinder von ihren Pathen gefärbte, besonders rothe Eier, hier und da auch Osterbrod, und die Knaben bekommen in manchen Gegenden aus Brod gefertigte Hasen, Hirsche oder Hühner, die Mädchen dagegen solche Hennen. Wenn in Baiern der Dod herangewachsen ist, bringt die Gevatterin das „Duadndingad" (Oberpfalz), d. i. ein weites Leinenhemd mit dem Jesu-Namen auf dem Herzschilde am Schlitze, einen ganzen Anzug, dazu ein Schüsserl und einen blechernen Löffel. Im sächsischen Vogtlande besucht der Konfirmand gewöhnlich am Beichttage seinen Pathen und erhält von demselben ein Buch oder eine Denkmünze (Köhler); auch in der Lausitz gehen die Kinder zum Pathen „abdanken" oder „abbitten" und sagen ihren Dank nach traditionellen Formeln, welche sie ohne Zuthun des Predigers oder Lehrers unter einander fortpflanzen, oder auch von der Mutter empfangen, wobei sie zum Zeichen des Dankes dem Pathen die Hand reichen. Dieser Umgang findet daselbst meist am Mittwoch vor Ostern, also den Tag vor dem ersten Genusse des Abendmahls, statt; darauf schicken zu Ostern die Taufzeugen noch einmal die übliche Gabe, die gewöhnlich zu jeder Osterzeit der Pathe dem Kinde überreicht und in gebackenen Ostersemmeln, bunten Ostereiern, einem Pfefferkuchen und einem Tuche, einer Schürze, einem Kleide u. s. w. besteht (F. Weineck). Im Fränkisch-Hennebergischen erhält zur Confirmation der angehende Christ einen Tuchrock, das Mädchen ein Kleid (B. Spiess). Dergleichen Sitten findet man auch über Norddeutschland verbreitet.

Die Communion wurde in der christlichen Kirche nicht zu allen Zeiten erst im Alter der Reife der Jugend ertheilt. Vielmehr reichte man im 3. Jahrhundert, obgleich der Apostel (1. Corinth. 11. 28) auf ein reiferes Alter

hinweist, schon den Kindern das Abendmahl. Diese Kindercommunion hing offenbar mit der Kindertaufe zusammen, mit welcher auch die Firmung (Confirmatio) verbunden war.[1]) Diese Sitte der Christen im Orient erhielt sich auch im Occident während der folgenden Jahrhunderte bis in die Zeiten Karl's des Grossen; doch schon im 9. Jahrhundert wurde die Nothwendigkeit der Kindercommunion bestritten. Der Aberglaube hielt noch lange fest daran, dass das Entziehen des Abendmahls den Kindern Nachtheil bringe. Die tridentinische Synode endlich verdammte die Nothwendigkeit der Kindercommunion; dagegen hält die griechisch-orientalische Kirche an derselben noch bis auf den heutigen Tag fest.

Wir schliessen unsere Vergleichung der Völkerschaften mit dem Ausspruche eines Mannes, der sich durch seine Untersuchungen über Mythe und Sage nicht geringe Verdienste erwarb; F. L. W. Schwartz[2]) sagt: „Der gebildete Europäer liest zwar von Botokuden und Buschmännern, Kamtschadalen und Papua-Negern, von ihrer Rohheit neben allem Menschlichen kann er sich aber schwer einen Begriff machen, kaum denken, dass die ganze Menschheit je bei allen besseren Regungen im Einzelnen sich auf dem Standpunkte kamtschadalischen Unflaths befunden habe, weil die Geschichte uns sofort in ihren Anfängen eine reiche menschliche Entwickelung aufweist. Die Mythologie zeigt aber eben an den himmlischen Reflexen bei den Stammvätern der später gebildeten Völker dieselbe vollständige und leidenschaftliche Rohheit, das Baarsein Alles dessen, was man Scham oder Scheu nennt, und beweist damit, dass Alles, was jetzt die gebildete Menschheit als mit der Natur des Menschen gleichsam verwachsen ansieht, erst als Resultat einer viele Jahrhunderte alten, aus dem Schmutz durch die begabtesten und edelsten Geister vorbereiteten und durch das Christenthum gezeitigten geistigen und sittlichen Bildung ist. Die Schule aber gleichsam, welche die Menschheit erst überhaupt dazu befähigte, war vor allem die Herrschaft der an die Mythologien sich anschliessenden Gebräuche und des damit verbundenen Aberglaubens, die dem Naturmenschen das erste Gesetz vorschrieben, dem er sich in einer Art angewöhnter Pietät fügen lernte."

---

1) Julius Lippert, Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. S. 349.
2) F. L. W. Schwartz, Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischer und deutscher Sage. Berlin 1860. S. XIX.

Register.

A.

Abendmahl bei Mannbarwerden II. 449.
Aberglaube bei Schwangerschaft I. 21.
  deutet Merkmale am Kinde als Zeichen für dessen Zukunft I. 48.
  beim Kleiden und Hüllen des Kindes II. 39.
  beim Tragen des Kindes II. 87.
  mit der Wiege II. 114.
  bei Schlaflosigkeit II. 127.
  beim Säugen II. 161.
  beim Entwöhnen II. 100.
  mit Sympathie II. 192. 197.
  bei Krankheit II. 210.
  bei Zwillingsgeburt II. 266.
  beim Sprechenlernen II. 286.
  in der Erziehung II. 332.
  Verhältniss zur Religion II. 328.
Abessinier, Behandlung Schwangerer I. 25.
  Namengebung I. 186.
  Taufe I. 270.
  Beschneidung der Knaben I. 361.
  Beschneidung der Mädchen I. 377. 380. 383.
  Tragen des Kindes II. 74.
  Säugen des Kindes II. 140.
  Dauer des Säugens II. 100.
  Mutterrecht II. 304.
Abführmittel II. 234.
Abhärtung II. 1.
Abiponer, Ceremonien nach der Geburt I. 60
  Männerkindbett I. 150.
  Kindermord II. 253.
Abnehmen des Kindes II. 218.
Abtreibung II. 201.
Abzählreime II. 315.
Adoption II. 410.
Aegypter, Geburtsgöttin das. I. 39.
  Unreinsein im Kindbett I. 55. 58.
  Ceremonien nach der Geburt I. 65.
  Glückwünsche für das Kind I. 76.
  Opfer bei der Geburt I. 81.
  Schutzmittel gegen Unholde I. 126.
  Böser Blick I. 132.
  Schutzmittel gegen bösen Blick I. 134. 137. 142.
  Namenertheilung I. 164. 168. 178. 186.
  Lebensmittel als Wochengaben I. 246.
  Baden des Kindes I. 257. 267.
  Oel oder Butter als erste Nahrung I. 284.
  Einträufeln von Zuckersaft I. 285.
  Beschneidung der Knaben I. 342. 355.
  Beschneidung der Mädchen I. 377. 378. 383.
  Waschen des Kindes II. 10.
  Tragen des Kindes II. 63.
  Entwöhnen II. 184.
  Kindermord II. 245.
  Aberglaube bei Zwillingen II. 266.
  Erziehung bei Semiten das. II. 356. 358.
  Mutterrecht II. 393.
  alte, Kinderspiel II. 294.
  alte, Erziehung II. 347. 358.
  alte, väterliche Gewalt II. 402.
Aethiopier, Cauterisiren I. 339.
  Beschneidung I. 342.
Afghanistan, Namengebung I. 186.
  Richten der Glieder I. 301.
  Säugen des Kindes II. 152.
Afrikaner, Nabelschnur das. I. 16.
  Namengebung I. 163. 165. 167. 172. 177. 185.

Afrikaner, Besprengen des Kindes I. 259.
Durchbohren der Lippe I. 297.
Exstirpation der Brustwarze I. 298.
Plattdrücken der Nase I. 303.
Anspitzen und Abraspeln der Zähne I. 306.
Verunstaltung des Schädels I. 319.
Beschneidung I. 361. 362. 363. 364.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 374.
Beschneidung der Mädchen I. 377.
Vernähen der Mädchen I. 385.
Behandlung der Nachgeburt II. 199.
Aberglaube beim Zahnen II. 227.
Kindermord II. 258.
Zwillingstödtung II. 267.
Mutterrecht II. 394.
Kinderrecht II. 405.
Brauch bei Pubertät II. 437.
Ainbeth, eine der Nornen I. 41.
Aino, Namengebung I. 160. 185.
Trinkgelage nach der Geburt I. 65.
Tättowiren I. 336.
Tragen des Kindes II. 70.
Säugen des Kindes II. 144.
Aberglaube bei Zwillingen II. 266.
Erziehung II. 361.
Brauch bei Pubertät II. 436.
Akkadier, Beschwörungen II. 211.
Akko als Kinderschrecken II. 327.
Alaska, Reinigen des Neugeborenen II. 19.
Kinderstuhl II. 119.
Säugen der Kinder II. 145.
Brauch bei Reife des Mädchens II. 433.
Albinos II. 241.
Aleuten, Liebe zum Kind II. 264.
Erziehung II. 340.
Alfuren, Nabelschnur bei denselben I. 16.
ihre Behandlung Schwangerer I. 23.
Anerkennung durch den Vater I. 61.
Opfer bei der Geburt I. 81.
Haarabschneiden I. 292.
Tragen des Kindes II. 67.
Mannbarkeitserklärung II. 424.
Algier, Schutzmittel gegen bösen Blick I. 137.
Kinderrecht II. 407.
Alitta als Geburtsgöttin I. 39.
Alkohol als Kinderheilmittel II. 231.
Alphito als Kinderschrecken II. 327.
Alpingi, Zwillingstödtung II. 267.
Ama-Xosa siehe Kaffern.
Ammenwesen II. 175.
Amulete I. 121. 125. 135. II. 194. 196. 212.
Amulete, bei den Römern II. 401.
in Australien II. 421.
Anahita als Geburtsgöttin I. 41.
Anaitis als Geburtsgöttin I. 38.
Anblasen des Kindes II. 200.
Andamanesen, Namengebung I. 160.
Haarabschneiden I. 292.
Richten der Glieder I. 301.
Kindespflege II. 6. 7.
Tragen des Kindes II. 69.
Erziehung II. 337.
Androkratie II. 393. 395.
Anerkennung des Kindes durch den Vater I. 61. II. 395.
bei Germanen II. 397.
bei Altgriechen I. 62.
bei Römern II. 401.
Angola, Kinderrecht II. 406.
Anhauchen des Kindes II. 200.
Ankleiden des Kindes als feierlicher Akt I. 286.
Anlage, verschiedene, des Kindes II. 7
Anthun II. 210.
Apono, Zwillingstödtung II. 267.
Araber, Geburtsgöttin ders. I. 38.
Ceremonien nach der Geburt I. 70.
Horoskop I. 84.
Wahl des Namens I. 161.
Namengebung I. 170. 171. 173. 180. 185.
Abreiben des Kindes mit Salz I. 280.
Beschneidung I. 344. 351. 354. 370.
Beschneidung der Mädchen I. 377. 382.
Vernähen der Mädchen I. 386.
Reinigen des Neugeborenen II. 14.
Reinigen des Kindes II. 22.
umhüllen das Kind nicht II. 27.
Legen des Kindes II. 57. 58.
Kriechen ihrer Kinder II. 125.
Säugen des Kindes II. 152.
Ammen bei denselben II. 178.
Entwöhnen II. 185.
Kindermord II. 245.
Kinderrecht II. 407.
Brauch bei Pubertät II. 436.
Araukaner, Namengebung I. 163. 167.
Argentinische Republik, Seelen früh verstorbener Kinder I. 103.
Armenier, ihre Behandlung Schwangerer I. 19.
Geburtsgöttin derselben I. 38.
Wahl des Namens I. 162.
Namengebung I. 164. 180.
Reinigen des Kindes durch Salz I. 280.
Richten der Glieder I. 299.
Bestreuen des Neugebornen mit Salz II. 16.

Armenier, Reinigen des Kindes II. 20.
Wickeln des Kindes II. 35.
Wiege derselben II. 107.
Laufapparat II. 125.
Stellung beim Säugen II. 146. 153. 156.
Dauer des Säugens II. 171. 173.
Entwöhnen II. 184. 186.
Betäubungsmittel II. 233.
Arzneien, Sympathie dabei II. 287.
Arzneiliche Behandlung II. 230.
Aschera, Göttin der Israliten I. 39.
Asiaten, Bräuche beim Mannbarwerden II. 434.
Assyrer, Geburtsgöttin derselben I. 39.
Beschneidung I. 344.
Tragen des Kindes II. 64.
Beschwörungen II. 211.
Astarte als Geburtskönigin I. 39.
Astrologie II. 193.
Aufhebung als Anerkennung des Kindes II. 397.
des Neugeborenen bei den Römern II. 401.
Aufnahme des Kindes I. 48.
in die Gemeinschaft II. 411.
Augenkrankheiten II. 235.
Augenlider, Schwarzfärben ders. II. 201.
Augurium I. 21. II. 195.
Ausschlag, sympath. Mittel II. 219.
Aussegnung der Wöchnerin I. 251.
als Entzauberung I. 51.
Aussetzen der Kinder II. 243.
bei Germanen II. 398.
bei den alten Griechen II. 400.
bei den Römern II. 401.
Australier, Nabelschnur daselbst I. 15.
Behandlung der Schwangeren bei ihnen I. 22.
Elternliebe I. 61.
Tod des Kindes I. 91.
beim Tode der Mutter I. 109.
Namengebung I. 160. 163. 165. 169. 170. 172. 178. 186.
Ablösen eines Fingergliedes I. 288.
Ordnen der Glieder I. 299.
Duchbohrung der Nasenwand I. 305.
Abschneiden eines Fingergelenkes I. 335.
Tättowiren I. 336.
Beschneidung I. 357. 358.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 376.
Waschen des Neugeborenen II. 14.
umhüllen d. Kind mit Asche II. 26.
Australier, Tragen der Kinder II. 66. 71.
Dauer des Säugens II. 171.
Kindermord II. 253.
bei Zwillingen II. 275.
Kinderspiel II. 294. 389.
Dämonen daselbst II. 329.
Erziehung II. 333.
Kinderrecht II. 408.
Mannbarkeits-Erklärung II. 413.
Auszüge beim Sommerfest II. 381.
Azteken, Erziehung II. 346.

B.

Babongo, Tragen b. Kindes II. 76.
Babylonier, Geburtsgöttin ders. I. 39.
Bad, Sympathie dabei II. 201.
Badagas, Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Austheilung von Nahrung bei der Geburt I. 83.
Horoskop I. 84.
Schutzmittel gegen Unholde I. 126.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 133.
Namengebung I. 163. 168. 186.
Reis bei der Namengebung dem Kind in den Mund gesteckt I. 284.
Richten der Glieder I. 300.
Verunstaltung des Schädels I. 320.
Tättowiren I. 337.
Cauterisiren I. 339.
hüllen das Kind nicht ein II. 32.
Kinderheilmittel II. 237.
Brauch bei Mannbarwerden II. 435.
Baden des Neugeborenen II. 10.
des Kindes als mystischer Akt I. 257.
Badewasser des Kindes I. 51.
Bärtel am Weihnachtsfest II. 503.
Bafiote, Kinderrecht II. 406. Siehe auch Loango.
Brauch bei Pubertät II. 439.
Bagdad, Wiege daselbst II. 97. 105.
Spiel daselbst II. 302.
Baiern, Wickeln des Kindes II. 38.
Kindersterblichkeit durch Nichtstillen II. 162.
künstl. Ernährung II. 189.
Feier des Kindstags II. 384.
Baktrer, deren Geburtsgöttin I. 38.
hielten Wöchnerinnen für unrein I. 54.
Ballspiel II. 293.
Banat, Namengebung I. 177.
Banks-I., Mannbarkeitserklärung II. 424.

Barbeth, eine der Nornen I. 41.
Bart, Abschneiden bei Mannbarkeit II. 448.
Baschkiren, Namengebung I. 164.
Tragen des Kindes II. 82.
Wiege derselben II. 104.
Basken, Männerkindbett I. 145.
Basutos, Glaube ders. über Herkunft d. Kinder I. 3.
Wahl des Namens I. 161.
Haarabschneiden I. 293.
Ordnen der Glieder I. 299.
Scarificiren I. 338.
Bestreichen des Kindes mit Fett II. 10.
Reinigen des Kindes II. 20.
Tragen des Kindes II. 73.
Säugen des Kindes II. 150.
Dauer des Säugens II. 169.
Entwöhnen II. 186.
Sympath. Behandlung II. 213.
Kindermord II. 258. 259.
Zwillingstödtung II. 268.
Kinderspiel II. 295. 299.
Erziehung II. 343.
Brauch bei Pubertät II. 444.
Battahs, Geschenke an die Mutter I. 70.
Untertauchen des Kindes I. 258.
Beduinen, Vernähen der Mädchen I. 387.
Tragen des Kindes II. 82.
Behandlung mit Sympathie II. 192.
sympathet., des gesunden Kindes II. 198.
Beine, Behandlung derselben I. 334.
Bejah, Castriren I. 340.
Beschneiden der Mädchen I. 386.
Belgien, Glückshaube daselbst I. 14.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 98.
Speisen beim Kindtaufsmahl I. 231.
Weihnachtsfest II. 386.
Fastnachtsfreuden II. 389.
Berchta als Geburtsgöttin I. 42.
Beruhigungsarzneien II. 231.
Beschneidung I. 342.
der Mädchen I. 377.
in Australien II. 413. 419.
auf Taiti II. 423.
auf Tonga II. 424.
bei Arabern II. 436.
bei afrikan. Völkern II. 437. 438. 440. 442.
bei Negern II. 445.
Beschreien I. 129.
Beschwören II. 211. 215.
Besessen II. 210.
Besprechen II. 211. 216.
Betäubung durch Opium II. 233.
Beten über eine Krankheit II. 212.
Betschuanen, Absonderung im Kindbett I. 59.
Beschneidung I. 363.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 372.
Beschneidung der Mädchen I. 377. 381.
Tragen des Kindes II. 73.
Säugen des Kindes II. 150.
Kindermord II. 258.
Kinderspiel II. 295.
Erziehung II. 343.
Kinderrecht II. 407.
Brauch bei Pubertät II. 443.
Bett II. 50.
Sympathie mit dems. II. 203.
Bettellied der Altgriechen II. 369.
der Deutschen II. 374. 376.
in Belgien II. 386.
im Engadin II. 381.
Beule, sympath. Mittel II. 223.
Bhavani als Geburtsgöttin I. 38.
Bicken mit Ostereiern II. 370.
Binden für das Kind II. 28.
Birmanen, Tättowiren I. 337.
Blick, böser I. 129.
Blitz als Ross der Anahita I. 41.
Blumengraf II. 377.
Bruch, sympath. Mittel II. 201.
Böhmen, Aberglaube daselbst über Herkunft der Kinder I. 7.
Aberglaube bei Schwangerschaft I. 28.
Die Wöchnerin ist unrein I. 50. 51.
Anerkennung durch den Vater I. 63.
Symbole für das Kind I. 74.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 98.
Unholde verfolgen das Kind I. 112.
Beschreien I. 132.
Messen des Körpers I. 302.
Waschen in Salzwasser II. 17. 18.
sympathetische Mittel für Schlaf II. 127.
Todvertreiben II. 378.
Bogos, Absonderung im Kindbett I. 59.
Tragen des Kindes II. 77.
Boguera, Einweihungsceremonie II. 44.
Bongo, Entwöhnen II. 185.
Borneo, Behandlung Schwangerer daselbst I. 23.
Verunstaltung des Schädels I. 319.
Kindermord II. 257.
Bosnien, Beschneidung I. 353.
Botokuden, Namengebung I. 176.
Durchbohren der Lippen und Ohren I. 297.

Botokuden, Tragen der Kinder II. 70.
Missbildung II. 241.
Brabant, Taufsalz I. 286.
Bräune, Heilmittel II. 218.
Brasilien, Männerkindbett I. 149. 152. 156.
Brechmittel II. 234.
Bretagne, Schutzmittel gegen Verzauberung I. 137.
Taufe I. 188.
Bruch am Nabel bei vielen Völkern II. 27.
Brunnen, aus dem die Neugeborenen kommen I. 6.
heilige in Schottland II. 213.
in Slavonien II. 214.
Brust, Comprimiren derselben I. 298.
Brustwarzen, Ausdrücken ders. I. 298.
Bube, Bedeutung dieses Wortes II. 287.
Büssen der Rose II. 216.
Bugis, Erziehung II. 344.
Bulgaren, Pathenröckchen I. 240.
Bulla II. 401.
Bumann als Kinderschrecken II. 327.
Buräten, Reinigen des Kindes II. 20.
Einwickeln in Lammfell II. 32.
Säugen des Kindes II. 155.
Entwöhnen II. 186.
Erziehung II. 345.
Buschmänner, Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 372.
Butter, Darreichen derselben an das Kind I. 284.

C.

Californier, Kindermord II. 252.
bei Zwillingsgeburt II. 269.
Ceremonie mit mannbaren Mädchen II. 431.
Campas-Indianer, bei Zwillingen II. 274.
Caraiben, Männerkindbett I. 148. 156.
Namengebung I. 175. 186.
Tabaksrauch, magisches Heilmittel I. 283.
Haarabschneiden I. 293.
Verunstaltung des Schädels I. 309.
Behandlung der Beine I. 334.
Beschneidung I. 357.
Mannbarkeit der Mädchen II. 426.
Carolinen-Inseln, Behandlung der Schwangeren daselbst I. 19.
Unreinsein im Kindbett I. 58.
Namengebung I. 179.
Carolinen-Inseln, Castriren I. 341.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 375.
Tragen der Kinder II. 67.
Säugen daselbst II. 148.
Dauer des Säugens II. 170.
Kindermord II. 256.
Erziehung II. 337.
Mannbarkeit II. 424.
Chartago, Kindesmord II. 246.
Carthaginienser, ihre Behandlung Schwangerer I. 19.
Castraten, weibliche II. 418.
Castriren I. 340.
Cauterisiren I. 339.
Celebes, Behandlung Schwangerer daselbst I. 23.
Verunstaltung des Schädels I. 318.
Beschneidung I. 361.
Beschneidung der Mädchen I. 385.
Einhüllen des Kindes II. 35.
Säugen daselbst II. 149.
Celten, Baden I. 267.
Celtiberer und Cantabrer, Männerkindbett I. 145.
Ceremonien und Feierlichkeiten nach der Geburt I. 63.
bei Pubertät II. 411.
Ceylon, Horoskop I. 87.
Kindermord II. 261.
Chaldäer, Mondcultus derselben I. 39.
Horoskop I. 84.
Beschneidung I. 343.
Charakter, nationaler, im Kinderspiel II. 296.
Chibchas, Tod der Wöchnerin I. 109.
bei Zwillingen II. 274.
Chinesen, Nabelschnur daselbst I. 17.
Behandlung Schwangerer I. 24.
Glaube an Versehen I. 32.
Absonderung der Wöchnerin I. 57.
Anerkennung durch den Vater I. 62.
Symbole für das Kind I. 73.
Glückwünsche für das Kind I. 76.
Horoskop I. 85.
Tod des Kindes I. 94.
Männerkindbett I. 146.
Wahl des Namens I. 161. 177.
Namengebung I. 184. 185.
Pathenröckchen I. 240.
Haarabschneiden I. 290.
Verunstaltung der Füsse I. 330.
Verunstaltung der Beine I. 335.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 375.

Chinesen, Reinigen des Neugebornen II. 15.
Legen des Kindes II. 57.
Tragen des Kindes II. 66.
Kinderstuhl II. 119.
Laufapparat II. 124.
Säugen des Kindes II. 153.
Dauer des Säugens II. 172.
Kindermord II. 261.
Spielzeug II. 293.
Charakter des Kinderspiels II. 296.
Erziehung II. 362.
Neujahrsfest II. 387.
Kinderrecht II. 403.
Brauch bei Pubertät II. 436.
Chinooks, Abplatten des Schädels I. 308.
Chippeway, Absonderung im Kindbett I. 60.
Reinigen des Kindes II. 20.
Dauer des Säugens II. 168.
Chirrincherrie, Zahnausziehen II. 413. 418.
Chokand, Laufapparat II. 124.
Christbaum II. 385.
Christenthum bei Mannbarkeits-Erklärung II. 449.
Circassier, Adoption II. 410.
Circumcisio, s. Beschneidung.
Confirmation II. 411.
in Deutschland II. 449.
Congo-Neger, Erziehung II. 342.
Conibos, Ceremonien nach der Geburt I. 69.
Mannbarwerden der Mädchen II. 426.
Convulsionen, sympath. Mittel II. 220.
Corfu, Opfer bei der Geburt I. 82.
Corsen, Männerkindbett I. 144.
Coroados, Mannbarkeit der Mädchen II. 426.
Couvade (Männerkindbett) I. 143.
Cretinen II. 393.
Croaten, Schutzmittel gegen bösen Blick I. 139.
Cuba als Schutzgöttin I. 40.
Culturvölker, Erziehung II. 364.
Cunina als Göttin der Wiege I. 40.
Cybele als Göttin der Fruchtbarkeit I. 40.
Czechen, Sprichwörter derselben über Mütter I. 2. S. auch Böhmen.
Geburtsgöttin derselben I. 43.
Schicksalsgöttin I. 47.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 97.
Einträufeln von Honig I. 285.

D.

Dämonen der Krankheit II. 211.
Dänen, Glaube an Glückshaube I. 14.
Taufmahl I. 225.
Baden I. 267.
Mairitt II. 376.
Dajaks, Behandlung Schwangerer I. 23.
Verhalten der Männer bei der Schwangerschaft der Frau I. 36.
Tabu-Zustand im Kindbett I. 58.
Männerkindbett I. 147.
Namengebung I. 174. 175.
Haarabschneiden I. 289.
Dalekarlien, Wiege daselbst II. 105.
Dalmatier, deren Glaube an Glückshaube I. 13.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 98.
Wickeln des Kindes II. 34.
Säugen des Kindes II. 156.
Dauer des Säugens II. 174.
Kinderheilmittel II. 235.
Damaras, Beschneidung I. 361.
Dampfbad, Reinigen des Neugeborenen in solchem II. 19.
Delawaren, Ceremonie mit mannbaren Mädchen II. 431.
Deutsche, Sprichwörter derselben über Mütter I. 1.
Glaube derselben über die Herkunft der Kinder I. 3.
Glaube an Glückshaube I. 13.
Nabelschnur als Amulet I. 16.
Behandlung Schwangerer I. 19.
Aberglaube bei Schwangerschaft I. 29.
Glaube an das Versehen I. 32.
Frauen derselben müssen Gelüste befriedigen I. 94.
Geburtsgottheit derselben I. 42.
Deutung der Merkmale am Kinde I. 49.
Aberglaube hält die Wöchnerin für unrein I. 50.
Feierlichkeiten nach der Geburt I. 66.
Eingebinde I. 71.
Wochensuppe I. 71.
Symbole für das Kind I. 74.
Gebete für das Kind I. 77.
Opfer bei der Geburt I. 82.
Horoskop I. 87.
Tod des Kindes I. 94.
Ungetaufte Kinder I. 96. 212.
Seelen frühverstorbener Kinder I. 98. 99. 102.
Sterben der Wöchnerin I. 106.

Deutsche, Hebammen zu Frauen der Unholde geholt I. 110.
Unholde entführen die Wöchnerin I. 110.
Unholde verfolgen das Kind I. 114.
Hexen I. 116.
Wechselbalg I. 117.
Schutzmittel gegen Unholde I. 121. 125. 128.
Beschreien I. 132.
Schutzmittel gegen Beschreien I. 135. 137. 138. 139.
Taufverfahren gegen Verzauberung I. 143.
Verhalten der Pathen I. 159.
Wahl des Namens I. 162.
Taufe I. 164. 187. 188.
Namengebung I. 180. 181. 182. 184.
keine Namen Verstorbener I. 189.
Taufgebräuche I 190.
Pathen I. 191.
Wahl der Pathen I. 192.
Name der Pathen I. 192.
Gevattern I. 192.
Gevatterbitten I. 193.
Zahl der Pathen I. 196.
Rechte und Pflichten der Pathen I. 198.
Alt- und Nebengevattern I. 199.
Tracht der Gevattern I. 200.
Taufzeug I. 202.
Tragen zur Taufe I. 203.
Haus- und Kirchentaufe I. 203.
Spruch vor dem Kirchgang I. 204.
Taufzug zur Kirche I. 204.
Ceremonien beim Kindtaufzug I. 206.
Taufhandlung I. 207.
Spruch nach dem Kirchgang I. 207.
Bedeutung der Taufe I. 208.
Halten beim Taufen I. 210.
Westerhemd I. 211.
Taufkleid I. 211.
Aberglaube beim Taufen I. 211.
nach der Taufe I. 218.
Kindtaufsmahl I. 221. 222.
Ehrengäste beim Mahl I. 223.
Taufgäste I. 224.
Namen des Taufmahles I. 225.
Zug in's Wirthshaus I. 225.
Taufmahl auf Kosten der Pathen I. 226.
Empfang im Taufhaus I. 226.
Kindtaufskuchen I. 227.
Spazieren der Taufgäste I. 228.
Speisen beim Kindtaufsmahl I. 229. 230.
Freudenweckele und Lachkaffee I. 231.
Scherze beim Taufmahl I. 231.
Deutsche, Tanz beim Tauffest I. 233.
Geschenke bei der Kindtaufe I. 233.
Pathengeschenke I. 235.
Pathenbrief und Eingebinde I. 236.
Pathengeld I. 237.
Pathenröckchen I. 239.
Symbolische Pathengeschenke I. 240.
Geschenke der Pathen unter sich I. 241.
Fortgesetzte Geschenke der Pathen an das Kind I. 242.
Wochenbesuche I. 245. 250.
Wochengeschenke I. 245.
Kleider als Wochengaben I. 246.
Lebensmittel als Wochengaben I. 246.
erster Kirchgang I. 253.
Einsegnungsceremonien I. 254.
Aberglaube beim Einsegnen I. 256.
Baden I. 267.
Bekleidung I. 286.
Darreichen von Salz I. 286.
Ausdrücken der Brustwarze I. 298.
Ordnen der Glieder I. 302.
Messen des Körpers I. 303.
Kindespflege II. 8.
Reinigen des Kindes II. 24.
Wickeln des Kindes II. 38.
Lager des Kindes II. 50.
Hängematte als Wiege II. 99.
Wiege II. 111.
Sympathische Mittel für Schlaf II. 127.
Wiegenlied daselbst II. 134.
Säugen des Kindes II. 145. 159.
Dauer des Säugens II. 174.
Ammen II. 179.
Entwöhnen II. 187.
Aberglaube beim Entwöhnen II. 191.
Aberglaube mit Sympathie II. 200. 201 ff.
Aberglaube beim Zahnen II. 227.
Missbildung II. 242.
Kinderheilmittel II. 237.
Aberglaube bei Zwillingen II. 266.
Reiterlied II. 306.
Kinderspiel II. 311. 318.
Aberglaube in der Erziehung II. 333.
Erziehung II. 366.
Sommerempfangen II. 377.
Sommerfest II. 381.
Weihnachtsfeier II. 382.
Weihnachtsfest II. 383.
Fastnachtsfeier II. 388.
Brauch bei Pubertät II. 448.
Digitischa II. 437.
Disciplin, pädagogische Bedeutung II. 331.
Donar, Feier desselben am 1. Mai II. 374.

Dravida, Mutterrecht II. 394.
Kinderrecht II. 404.
Drei-Königs-Tag II. 384.
Drüsengeschwulst, sympath. Mittel II. 220.
Durchräuchern des Kindes I. 283.

E.

Ecuador, Beschneidung der Mädchen I. 385.
Ehemann, dessen Verhalten bei Schwangerschaft der Frau I. 35.
Ehe-Verhältnisse II. 391.
Eierhärten II. 371.
Eierkullern zu Ostern II. 372.
Eierstöcke, Exstirpation II. 419.
Eierwalzen II. 372.
Eihäute als Glückshaube I. 12.
Einhüllen des Kindes II. 25.
Sympathie dabei II. 202.
Einmauern von Kindern I. 82. II. 219.
Einschläfern des Kindes II. 126.
Einsegnung der Wöchnerin I. 251.
Einweihungsact bei Pubertät II. 413.
Eiresione, Oel- oder Lorbeerzweig II. 369.
Elfen als Schreckmittel II. 326.
Elsass, Maifest II. 375.
Emancipation II. 411.
Engadin, Osterfest II. 373.
Frühlingsfest II. 380.
England, Aberglaube daselbst über Herkunft der Kinder I. 7.
Glaube daselbst an Glückshaube I. 14.
Seelen verstorbener Kinder I. 97. 101.
Namengebung I. 183.
Taufzeug I 211.
Taufmahl I. 225.
Kindtaufskuchen I. 228.
Ausdrücken der Brustwarze I. 298.
Verunstaltung des Schädels I. 325.
Einhüllen des Kindes II. 37.
Kriechen der Kinder II. 122.
Wiegenlied II. 132.
Schlaftränkchen II. 232.
Literatur dès Kinderspiels II. 322.
Erziehung II. 364.
Spiel mit Ostereiern II. 372.
Mairitt II. 276.
Entführung der Wöchnerin durch Unholde I. 110.
Entwöhnen II. 110.
Aberglaube dabei II. 190.
Erbrecht II. 393.
bei Germanen II. 397.
Erbsilber, Sympathie mit demselben II. 218.
Ermahnungen, gute, an das Neugeborene I. 75.
Ermorden des Kindes II. 243.
Ernährung des Kindes II. 141.
künstliche II. 180.
Erziehung II 322.
Eskimo, Absonderung im Kindbett I. 61.
beim Tode der Wöchnerin I. 109.
Wechselbalg I. 118. 121.
Durchbohren der Backen I. 298.
Verunstaltung des Schädels I. 314.
Tättowiren I. 336.
Kindespflege II. 4.
Einhüllen des Kindes II. 35.
Tragen des Kindes II. 65. 84.
Dauer des Säugens II. 171.
Entwöhnen II. 181.
Aussetzen des Kindes II. 251.
Kinderspiel II. 294. 308.
Erziehung II. 339.
Adoption II. 410.
Essen, Sympathie bei dems. II. 204.
Esten, ihre Behandlung Schwangerer I. 27.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 138. 142.
Reinigen des Neugeborenen II. 19.
Wickeln des Kindes II. 36.
Wiege desselben II. 95. 104.
Säugen des Kindes II. 158.
Dauer des Säugens II. 174.
Entwöhnen II. 187.
Räucherung bei Krankheit II. 235.
Kindermärchen II. 330.
Etrusker, deren Geburtsgöttin I. 39.
Cauterisiren I. 339.
Mutterrecht II. 393.
Ewe-Neger, Erziehung II. 343.

F.

Fabulinus als Schutzgott beim Sprechenlernen I. 40.
Färben der Augenlider II. 201.
Fallhut II. 123.
Familie, Aufnahme in dieselbe I. 48.
Familiensystem II. 391.
Fascien II. 28.
Fastnacht II. 388.
Feld, aus dem die Neugeborenen kommen I. 7.

Fellah, Einhüllen des Kindes II. 32.
Fellatah, Adoption II 410.
Fenster, Sympathie mit dems. II. 203.
Feste der Kinder II. 367.
Fett, Bestreichen des Kindes I. 280.
Feuer, mystische Kraft dess. II. 194.
Spielen mit dems. II. 206.
zu Ostern angebrannt II. 373.
Feuerbrände zu Fastnacht II. 389.
Feuerländer, deren Kindespflege II. 4.
Tragen des Kindes II. 65.
Fezzan, Säugen des Kindes II. 152.
Kinderheilmittel II. 236.
Fidschi, Nabelschnur daselbst I. 15.
Feierlichkeiten nach der Geburt I. 67.
Namengebung I. 179.
Einsegnung der Speise I. 284.
Beschneidung I. 360.
Reinigung des Neugebornen II. 18.
Tragen des Kindes II. 67.
Säugen des Kindes II. 145. 148.
Kindermord II. 256.
Erziehung II. 335. 336.
Mutterrecht II. 393.
Unart der Kinder II. 408.
Fingergelenk, Abschneiden desselben I. 335.
Fingerspiel II. 311.
Finnen, Kindbett als Reinigung I. 57.
Tod des Kindes I. 93.
umhüllen das Kind nicht II. 26.
Legen des Kindes II. 59.
Wiege II. 95.
Wiegenlied II. 132.
Entwöhnen II. 183.
Firmung II. 411.
Formosa, Ceremonie nach der Geburt I. 63.
Forstfest II. 381.
Franken, Verunstaltung des Schädels I. 324. 327.
Frankreich, Aberglaube daselbst über Herkunft des Kindes I. 7.
Glaube an Glückshaube I. 13. 14.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 96.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 136.
Männerkindbett I. 146.
Taufzeug I. 211.
Taufmahl I. 225.
Salz als symbolisches Nahrungsmittel I. 286.
Verunstaltung des Schädels I. 325.
Wickeln des Kindes II. 37.
Wiegenlied II. 133.
Säugen des Kindes II. 158.
Frankreich, Gebet bei Krankheit II. 213.
Kinderheilmittel II. 237.
Kinderspiel II. 305.
Reiterlied II. 307.
Literatur des Kinderlieds II. 321.
Erziehung II. 364.
Frühlingsfest II. 376. 377.
Weihnachtsfest II. 385.
Freia als Geburtsgöttin I. 42.
Freundschaftsinseln, Castriren I. 341.
Friesland, Wiegenlied daselbst II. 139.
Frigg siehe Freia.
Cultus derselben zu Fastnacht II. 388.
Frühlingsfeier II. 369. 374.
in Frankreich II. 376. 377.
Frühlingsvorfeier II. 388.
Fuchs als Kinderbringer I. 7.
als Spender der Zähne II. 229.
Fünffingerliedchen II. 314.
Füsse, Verunstaltung derselben I. 330.
Furcht als Erziehungsmittel II. 326. 329.

G.

Gängelbänder II. 123.
Galla, Kinderrecht II. 406.
Geburt, Taufe vor derselben II. 197.
Geburtsact, macht Wöchnerin und Kind unrein I. 49.
Geburtsgottheiten I. 37.
Geburtstage, gute und schlimme I. 88.
Gefahren, die dem Kind und der Mutter drohen I. 89.
Gehen der Kinder II. 40. 120.
Gehkorb II. 123.
Gelüste der Schwangeren I. 33.
Gemeinschaftsehe II. 391.
Georgier, Behandlung der Wöchnerin bei denselben I. 55.
Reinigen des Kindes durch Salz I. 280.
Bestreuen des Neugeborenen mit Salz II. 16.
Wiege II. 107.
Kinderarznei II. 235.
Germanen, Glaube derselben über Herkunft der Kinder I. 3.
Aberglaube bei Schwangerschaft I. 29.
hielten das Kind für unrein I. 51.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 95.
Wahl des Namens I. 162.
Namengebung I. 164. 168. 178.
Taufgebräuche I. 190.
Gevatterschaft I. 191.

Germanen, Geschenke an das Neugeborene I. 235.
Begiessung des Kindes I. 264.
Bestreichen mit Honig I. 285.
Kindespflege II. 8.
Aberglaube bei Kinderkrankheit II. 215.
Kindermord II. 248.
Erziehung II. 351.
Feier des Mitwinterfestes II. 383.
Kinderrecht II. 396.
Brauch bei Pubertät II. 448.
Germanische Völker, Anerkennung durch den Vater I. 62.
Geschenke an Mutter und Kind I. 70.
beim ersten Zahn II. 227.
zu Weihnachten II. 383.
zum Neujahrsfest II. 387.
Geschlechtsgenossen II. 391.
Geschlechtstheile, Deformiren der weiblichen I. 372.
Gespenster als Erziehungsmittel II. 326.
Gevatterschaft I. 189.
Gevatterstehen ist Schwangeren verboten I. 21.
Gewöhnung II. 1.
Gilbert-Inseln, Seelen früh verstorbener Kinder I. 95.
Adoption II. 410.
Glieder, Ordnen derselben I. 299.
Glückshaube I. 12.
Glückskinder I. 49.
Glückwünsche für das Kind I. 76.
Göttin der Wiege II. 93.
Goldküste, Erziehung II. 341.
Kinderrecht II. 406.
Brauch bei Pubertät II. 440.
Gothen, Reinigungsbad I. 264.
Glaube an Schutz-Nornen I. 41.
Gottheiten der Geburt I. 37.
Gregoriusfest II. 381.
Griechen alte, ihre Behandlung Schwangerer I. 26.
Geburtsgöttin I. 39.
Schicksalsgöttinnen I. 47.
Ceremonien nach der Geburt I. 64. 66. 67.
Geschenke an die Kindbetterin I. 71.
Symbole für das Kind I. 73.
Glückwünsche für das Kind I. 76.
Opfer bei der Geburt I. 81.
Horoskop I. 84.
Unholde verfolgen das Kind I. 112.
Verwünschen I. 129.
Griechen, alte, Böser Blick I. 131.
Schutzmittel gegen Beschreien I. 138.
Wahl des Namens I. 162.
Namengebung I. 164. 179. 180. 187.
Schmausereien bei der Namengebung I. 229.
Geschenke bei der Namengebung I. 235.
Baden I. 267.
Bestreuen des Kindes mit Salz I. 281. II. 17.
Milch und Honig als erste Nahrung I. 285.
Kinderwartung II. 9. 62.
Wiege II. 109.
Wiegenlieder II. 130.
Säugen des Kindes II. 156.
hielten die Wöchnerin für unrein I. 53.
Ammen bei denselben II. 176.
Entwöhnen II. 183. 187.
Missbildung II. 242.
Aussetzen II. 246.
Erziehung II. 347.
Kinderfeste II. 368.
Panathenäen II. 382.
Neujahrsfest II. 387.
Kinderrecht II. 400.
Waisenpflege II. 401.
Grönländer, Nabelschnur als Amulet bei ihnen I. 16.
enthält sich der Arbeit bei Schwangerschaft der Frau I. 35.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 104.
Erziehung II. 340.
Grusier, Wiege derselben II. 107.
Stellung beim Säugen II. 146.
Guanas, Kindermord II. 253.
Guanchen, Namengebung I. 163.
Waschen des Kindes I. 257.
Kindermord II. 259.
Erziehung II. 344.
Guarani, Männerkindbett I. 149.
Namengebung I. 175.
Gürtel, Lösung bei der Geburt I. 46.
Siehe Neger.
Guinea-Neger, Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Gurier, Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Schutzmittel gegen Unholde I. 125.
Guyana, Dauer des Säugens II. 167.
Gynäkokratie II. 393.

H.

Haar, Sympathie mit demselben II. 205.
Abschneiden beim Neugeborenen I. 289.
Abschneiden bei Pubertät II. 435. 436. 448.
Schmuck bei Firmung II. 411.
Hängematte als Wiege II. 94.
Hakka, Kindermord II. 262.
Haoma als Heilmittel II. 237.
Harke siehe Holle.
Harnröhre, Aufschlitzen II. 422.
Hase als Kinderbringer I. 12.
Hausmittel II. 220.
Haut, Tättowiren derselben I. 336.
Hawai, Kindermord II. 256. 408.
Hebammen, entbinden Frauen der Unholde I. 110.
Unwesen derselben II. 241.
dürfen das Kind tödten II. 242.
Hebräer, Namengebung I. 178. 180.
Beschneidung I. 343.
Kindermord II. 246.
Kinderrecht II. 402.
Siehe Israeliten und Juden.
Hebriden, Abplatten des Schädels I. 317.
Heilige-Christ II. 383.
Hellenen, deren Kindespflege II. 9.
Hemd, Aberglaube mit demselben II. 40.
Herzegowina, Sympathie II. 214.
Hexen, I. 116. II. 194.
Ermittelung derselben II. 214.
Hindostan, Sprichwort daselbst über Mütter I. 2.
Hindus, Horoskop I. 84.
Namengebung I. 186.
Haarabschneiden I. 292.
Reinigen des Neugeborenen II. 15.
Entwöhnen II. 184.
Kindermord II. 260.
Brauch bei Pubertät II. 435.
(siehe auch Inder.)
Höhlen, aus denen Kinder kommen I. 8.
Holland, Ceremonien nach der Geburt I. 68.
Unholde verfolgen das Kind I. 116.
Kinderstuhl II. 117.
Holle als Geburtsgöttin I. 42.
siehe Perchta.
Honig, Darreichen desselben an das Kind I. 284.
Horoskop I. 83. II. 193.
Hottentotten, Anerkennung durch den Vater I. 62.
Namengebung I. 169.
Hottentotten, Plattdrücken der Nase I. 303.
Castriren I. 340.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 372. 373.
Reinigen des Neugeborenen mit Kuhmist II. 18.
Legen des Kindes II. 58.
Tragen des Kindes II. 73.
Wiegenlied II. 131.
Säugen des Kindes II. 145. 149.
Dauer des Säugens II. 169.
Symphthie-Behandlung II. 194.
Zwillingsgeburt II. 268.
Brauch bei Pubertät II. 441.
Hüllen für das Kind II. 28.
Hunnen, Verunstaltung des Schädels I. 321.
Hutzeltag, Feier desselben II. 390.

I.

Iberer als Verehrer des Mondes I. 41.
Männerkindbett I. 144. 153.
Verunstaltung des Schädels I. 324.
Ibis, Heilighaltung desselben I. 11.
Inder, ihre Behandlung Schwangerer I. 19. 25.
Glaube an Versehen I. 32.
Geburtsgöttin I. 38.
Behandlung der Wöchnerin I. 56.
Ceremonien nach der Geburt I. 64.
Sterben der Mutter I. 109.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 138.
Namengebung I. 163. 164. 174. 184. 186.
Abwaschung des Kindes I. 264.
Waschungen I. 267.
Oel oder Butter als erste Nahrung I. 284.
Haarabschneiden I. 292.
Richten der Glieder I. 301. 302.
Verunstaltung des Schädels I. 320.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 375.
Vernähen der Mädchen I. 386.
Reinigen des Neugeborenen II. 15. II. 18.
alte, deren Hüllen für das Kind II. 30.
alte, besassen keine Wiege II. 92.
Säugen des Kindes II. 144.
Ammen II. 178.
Beschwörungen II. 211.
Hymnus beim Zahnen des Kindes II. 226.
Kinderheilmittel II. 236.
alte, Missbildung II. 241.

Inder, alte, Erziehung II. 350. 363.
Brauch bei Pubertät II. 448.
siehe auch Hindu.
Indianer, ihre Behandlung Schwangerer I. 19.
Glaube an das Versehen I. 32.
Frauen derselben haben Gelüste I. 34.
Diät bei Schwangerschaft I. 35.
Geburtsgottheit I. 44.
Absonderung im Kindbett I. 60.
Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Geschenke der Mutter an die Freunde I. 71.
Symbole für das Kind I. 72.
Glückwünsche für das Kind I. 76.
Opfer bei der Geburt I. 80.
Tod des Kindes I. 91.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 103.
Männerkindbett I. 148. 157.
Wahl des Namens I. 162.
Namenertheilung I. 163. 166. 169. 173. 175.
Untertauchen I. 264.
Durchräuchern mit Tabak I. 284.
Haarabschneiden I. 289. 293.
Ohrlöcherstechen I. 296.
Plattdrücken der Nase I. 304.
Verunstaltung des Schädels I. 307. 312. 313. 314.
Tättowiren I. 336.
Beschneidung I. 356.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 373. 376.
Beschneidung der Mädchen I. 377. 385.
Kindespflege II. 4.
Reinigen des Neugeborenen II. 13.
Hüllen für das Kind II. 30.
Wiege II. 55. 100.
Legen des Kindes II. 58.
Transportmittel für das Kind II. 63.
Tragen des Kindes II. 64. 68. 70. 81.
Kinderstuhl II. 119.
Wiegenlied II. 131.
Säugen des Kindes II. 146.
Dauer des Säugens II. 167.
Entwöhnen II. 185.
Sympath. Behandlung II. 194.
Blasen das Kind an II. 201.
Kindermord II. 252.
bei Zwillingen II. 274.
Charakter des Kinderspiels II. 299.
Erziehung II. 337.
Mutterrecht II. 394.
Kinderrecht II. 409.
Ceremonien bei Mannbarkeit II. 425.
Infibulatio siehe Vernähen.
Inguschen, Namengebung I. 176.
Ilithia als Geburtsgöttin I. 39.
Instinkt der Urvölker II. 48. 250.
Iraner, die Geburtsgöttin derselben I. 41.
Irland, Seelen früh verstorbener Kinder I. 97.
Unholde verfolgen das Kind I. 116.
Säugen des Kindes II. 159.
Irokesen, Wiege derselben II. 100.
Kinderrecht II. 409.
Isis als Geburtsgöttin I. 39.
Isländer, Glaube an Glückshaube I. 13.
Schutzmittel gegen Unholde I. 129.
Wickeln des Kindes II. 35.
Tragen des Kindes II. 87.
Säugen II. 166.
Entwöhnen II. 182.
Israeliten, Geburtsgöttin derselben I. 39.
Beschneidung I. 344.
Italien, Austheilung von Nahrung bei der Geburt I. 83.
Tod des Kindes I. 92.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 136. 138. 143.
Namengebung I. 181.
Wiegenlied II. 133.
Taufe vor der Geburt II. 197.
Sympathie mit Blut vom Nabel II. 200.
Sympathie beim Bad II. 201.
Kinderspiel II. 303. 305.
Reiterlied II. 307.
Fingerspiel II. 311.
Sommerfest II. 379.
Weihnachtsfest II. 387.

J.

Jahresfeste II. 368.
Jahreszeiten im Kinderspiel II. 385.
Jakuten, Seelen neugeb. Kinder I. 195.
Kindespflege II. 4.
Japaner, Sprichwörter derselben über Mütter I. 2.
Glaube über Herkunft der Kinder I. 3.
Behandlung Schwangerer I. 24.
Hülfsgöttin der Frauen I. 45.
Wöchnerin gilt für unrein I. 57.
Glücksbäume I. 80.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 103.
Namengebung I. 161. 176.
Schenken eines Anzugs für das Kind I. 241.

Japaner, Haarabschneiden I. 291.
Verunstaltung des Schädels I. 320.
Behandlung der Beine I. 335.
Reinigen des Neugebornen II. 15.
umhüllen das Kind II. 33.
Legen des Kindes II. 59.
Tragen des Kindes II. 72.
Säugen des Kindes II. 144. 154.
Dauer des Säugens II. 172.
Entwöhnen II. 183.
Abführmittel II. 234.
Spielzeug II. 293.
Charakter des Kinderspiels II. 298.
Erziehung II. 360.
Adoption II. 410.
Kinderrecht II. 403.
Brauch bei Pubertät II. 436.
Java, Behandlung Schwangerer I. 24.
Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Namengebung I. 179.
Haarabschneiden I. 292.
Beschneidung der Mädchen I. 384.
Tragen des Kindes II. 80.
Ceremonie beim Aufsitzen II. 120.
Entwöhnen II. 184.
Abführmittel II. 234.
Juden, Behandlung Schwangerer I. 26.
Glaube an Versehen I. 32.
beten zu Gott in Geburtsnöthen I. 45.
hielten die Gebärende für unrein I. 52. 53.
Opfer bei der Geburt I. 81.
Unholde verfolgen das Kind I. 111.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 134.
Namengebung I. 186.
Taufhandlung I. 265.
Beschneidung I. 345.
Hülle für das Kind II. 30.
Säugen des Kindes II. 153. 154.
Dauer des Säugens II. 173.
Ammen bei denselben II. 175.
Julfest II. 369. 383.
Juno Lucina Schutzgöttin Gebärender I. 46.
Juvenis II. 401.

K.

Kabylen, Tragen des Kindes II. 75.
Kärnthen, Weihnachtsfest II. 383. 384.
Kaffern, Absonderung im Kindbett I. 59.
Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Opfer bei der Geburt I. 81.
Beschneidung I. 361. 363.
Kaffern, Waschen des Kindes II. 22.
Einhüllen des Kindes II. 31.
Tragen des Kindes II. 72. 75. 79.
Kindermord II. 258.
bei Zwillingsgeburt II. 269.
Kindererziehung II. 330. 343.
Brauch bei Pubertät II. 442.
Kafir-Stämme halten Wöchnerinnen für unrein I. 57.
Kalmücken, Reinigungsverfahren nach dem Kindbett I. 57.
Unholde verfolgen das Kind I. 112.
Namengebung I. 173.
Abwaschen des Kindes mit Salzwasser I. 281.
hüllen das Kind nicht ein II. 32.
Legen des Kindes II. 56.
Tragen des Kindes II. 82.
Wiege II. 103.
Säugen des Kindes II. 144. 155.
Entwöhnen II. 186.
Kalunda, Tragen des Kindes II. 79.
Kampf zwischen Winter und Sommer II. 376. 377.
Kamtschadale enthält sich der Arbeit bei Schwangerschaft der Frau I. 35.
Horoskop I. 87.
Namengebung I. 175.
Reinigen des Kindes II. 10.
Umhüllung des Kindes II. 26.
Tragen des Kindes II. 83.
Dauer des Säugens II. 171.
Entwöhnen II. 183.
Kindermord II. 260.
Kanikar, Dauer des Säugens II. 171.
Karagassen, Wiege derselben II. 103.
Karakurtschinen, Beschneidung I. 354.
Kaschgar, Beschneidung I. 354.
Wiege daselbst II. 107.
Erziehung II. 359.
Katarrh, sympath. Mittel II. 219.
Katsch, Cauterisiren I. 370.
Wiege derselben II. 104.
Kebarrah, Ausbrechen der Zähne II. 413. 415.
Kelten, als Verehrer des Mondes I. 41.
Taufgebräuche I. 190.
Kindermord II. 248.
Khonds, Kindermord II. 261.
Kind, Verhältniss zur Mutter I. 1.
Bedeutung dieses Wortes II. 286.
Kinder, Herkunft derselben I. 2.
als Opfer I. 82.
Kinderbaum, von dem die Neugebornen kommen I. 7.

Kinderfeste II. 367.
Kindergarten II. 319.
Kinderheilmittel II. 231.
Kindermord II. 243.
Kinderspiel, Nachklänge aus alter Zeit II. 308.
Pädagogische Bedeutung II. 324.
Kinderstube I. 1.
Kindertaufe I. 268. 272.
Kinderwärterin der Griechen II. 62.
Kinderpflege vieler Naturvölker II. 1.
alter Völker II. 8.
Kindstag in Baiern II. 384.
Kirgisen, Symbole für das Kind I. 73.
Schenken von Pferden I. 80.
Lagerung in die Wiege I. 287.
Baden des Neugeborenen II. 17.
hüllen das Kind ein II. 32.
Tragen des Kindes II. 83.
Ceremonie beim ersten Schritt II. 126.
Arzneien für Kinder II. 234.
Kirschfest II. 381.
Kitsch, Tragen des Kindes II. 76.
Klageweiber I. 93.
Klaos zu Weihnachten II. 383.
Klapper als Spielzeug II. 291.
Klaubauf am Weihnachtsfest II. 383.
Kleiden des Kindes II. 25. 28.
Kleider, Aberglaube mit dens. II. 40.
Kleinasien, Tragen d. Kindes II. 64.
Erziehung II. 356.
Klima, Einfluss auf Entwickelung und Sterblichkeit des Kindes II. 7.
Einfluss auf Legen, Tragen u. Wiegen II. 47.
Einfluss auf Mannbarkeits-Erklärung II. 412.
Klöpfeln der Ostereier II. 370.
Knabe, Bedeutung dieses Wortes II. 287.
Knallbüchse als Kinderspiel II. 311.
Knecht Ruprecht II. 327. 383.
Knoten des Nabelschnurrestes haben Bedeutung für das Geschick des Kindes I. 17.
Kobold als Kinderschrecken II. 326.
Kolcher, Beschneidung I. 342.
Kolhs halten Wöchnerinnen für unrein I. 56.
Kindermord II. 261.
Koljuschen, Liebe zum Kind II. 264.
Achtung gegen Eltern II. 409.
Absperrung reifer Mädchen II. 433.
Behandlung Schwangerer I. 19.
Dauer des Säugens II. 171.
Entwöhnen II. 181.
Koma, Fest bei Pubertät II. 444.
Kommunion im Alter der Reife II. 450.
Koolpie, Aufschlitzen des Penis II. 413.
Kopfgrind, Gebet dabei II. 213.
Kopten, Unholde verfolgen das Kind I. 112.
Taufe I. 278.
Kordofan, Beschneidung der Mädchen I. 383.
Vernähen der Mädchen I. 387. 388.
Korjäken, Kindbett als Reinigungsprocess I. 57.
Opfer bei der Geburt I. 81.
Namengebung I. 173. 180.
stecken das Kind in d. Fellsack II. 32.
Krähe als Kinderbringerin I. 7. 12.
Krämpfe, sympath. Mittel II. 220.
Krankheit, sympath. Behandl. II. 210.
Kriechen des Kindes II. 121.
Krim, Verunstaltung des Schädels I. 322.
Kru-Neger, Erziehung II. 341.
Kinderrecht II. 405.
Küssen, Sympathie mit dems. II. 205.
Kugelspiel II. 294.
Kurawellie, Beschneidung II. 413. 419.
Kuren, arzneiliche II. 230.
Kurland, Osterfeier II. 370. 372.
Kurtinen, Reinigen des Kindes II. 21.
Richten der Glieder I. 300.
Tragen des Kindes II. 83.

L.

Lagerstätte II. 50.
Lallen des Kindes. II. 277.
Lamia als Kinderschrecken II. 327.
Lappländer, Absonderung der Wöchnerin I. 57.
Symbole für das Kind I. 73.
Baden des Kindes I. 257.
Waschen des Kindes II. 13.
Wickeln des Kindes II. 34.
Tragen des Kindes II. 84.
Wiege II. 104.
Dauer des Säugens II. 171.
Entwöhnen II. 183.
Bräuche beim Mannbarwerden der Mädchen II. 435.
Laudanum siehe Opium.
Laufenlernen II. 120.
Sympathie II. 208.
Laufkörbe II. 123.
Lausitz, Ostereier II. 371.
Lebensfähigkeit nach germanischem Rechtsbrauch II. 397.

Lebensweise des Volkes in ihrem Einfluss auf Abhärtung II. 7.
Einfluss auf Legen, Tragen und Wiegen II. 40.
Legen des Kindes II. 40. 50.
unter den Tisch II. 204.
Leitband II. 123.
Lengua, Mannbarkeitserklärung II. 429.
Libussa, Geburtsgöttin der Slaven I. 43.
Libyer, Cauterisiren I. 339.
Lied des Kindes II. 287.
Limbu, Opfer bei der Geburt I. 81.
Lipowanen Namengebung I. 178.
Lippe, Durchbohrung derselben I. 290.
bei reifen Mädchen II. 434.
Literatur des Kinderspiels II. 320.
Littauen, der Storch als Kinderbringer daselbst I. 5.
Unholde verfolgen das Kind I. 113.
Einsegnen I. 255.
Loanda, Tragen des Kindes II. 78. 79.
Loango, Tragen des Kindes II. 77.
Dauer des Säugens II. 169.
Erziehung II. 342.
Kinderrecht II. 406.
Brauch bei Pubertät II. 439.
Loyalitäts-Inseln, Seelen früh verstorbener Kinder I. 95.
Lucina als Geburtsgöttin I. 40.
Lykier, Mutterrecht II. 395.

M.

Macedonier, Verunstaltung des Schädels I. 322.
Macusis, Unreinsein Menstruirender II. 425.
Madagassen, Beschneidung I. 361. 365. 367.
Tragen des Kindes II. 71.
Zaubermittel daselbst II. 195.
Kindermord II. 257.
Adoption II. 410.
Mähren, ihr Aberglaube bei Schwangerschaft I. 28.
Unholde verfolgen das Kind I. 112.
Beschreien I. 132.
Männerkindbett I. 143.
Märchen, pädagogische Bedeutung II. 329.
Maibaum II. 375.
Maifest II. 374.
Mainoten, Ceremonien nach der Geburt I. 69.
Mainoten, Haarabschneiden I. 295.
Mairitt II. 376.
Majorennität II. 400.
Makalaka, Reinigen des Neugeborenen II. 18.
Tragen des Kindes II. 74.
Säugen des Kindes II. 151.
Dauer des Säugens II. 160.
Aberglaube beim Zahnen II. 227.
Zwillingstödtung II. 268.
Brauch bei Pubertät II. 441.
Makololo, Kinderspiel II. 295.
Brauch bei Pubertät II. 440.
Makukira, Säugen des Kindes II. 149.
Malabar, Namengebung I. 168.
Richten der Glieder I. 300.
Beschneidung I. 354.
Malayen, Sterben der Mutter I. 109.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 133.
Namenänderung I. 161.
Namengebung I. 173. 186.
Langziehen der Ohren I. 296.
Verunstaltung des Schädels I. 317.
Beschneidung der Mädchen I. 377. 381.
Vernähen der Mädchen I. 386.
Tragen der Kinder II. 65. 80.
Erziehung II. 337.
Mutterrecht II. 394.
Kinderrecht II. 407.
Abfeilen der Zähne II. 424.
Mama, wie entstand das Wort? II. 270.
Mandäer, Seelen ungetaufter Kinder I. 101.
Wechselbalg I. 118.
Namengebung I. 177.
Taufe I. 278.
Mandan-Indianer, Einweihung bei Pubertät II. 429.
Mandingo, Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Beschneidung I. 365.
Beschneidung der Mädchen I. 380. 384.
Erziehung II. 341.
Kinderrecht II. 405.
Brauch bei Pubertät II. 438.
Mannbarkeit II. 411.
Mannbarkeitserklärung bei den Römern II. 401.
Maori, Feierlichkeiten nach der Geburt I. 63.
Pflanzen von Bäumen I. 79.
Entzauberung I. 284.
Haarabschneiden I. 294.
Zurechtbiegen der Gelenke I. 299.
Plattdrücken der Nase I. 304.

Maori, Behandlung der Beine I. 334.
Säugen des Kindes. II. 147.
Erziehung II. 336.
Mutterrecht II. 393.
Maravis, Reinigen des Kindes II. 21.
Mareien als Schicksalsgöttinnen I. 47.
Margarethe, heilige, als Schutzgöttin Gebärender I. 46.
Marianen-Inseln, Unreinsein im Kindbett I. 58.
Austheilung von Nahrung bei der Geburt I. 83.
Wahl des Namens I. 162.
Namengebung I. 170. 176.
Pathen I. 191. 162.
Erziehung II. 337.
Adoption II. 410.
Marienkäfer als Kinderbringer I. 12.
Marokko, Glückwünsche für das Kind I. 77.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 137.
Namengebung I. 180. 185.
Haarabschneiden I. 292.
Beschneidung I. 355.
Tragen des Kindes II. 75.
Dauer des Säugens II. 169.
Maroniten, Wiege derselben II. 107.
Marshal-Inseln, Unreinsein im Kindbett I. 58.
Erziehung II. 337.
Masai, Brauch bei Pubertät II. 437.
Massaua, Säugen des Kindes II. 152.
Mauren, Verunstaltung des Schädels I. 319.
Maus, Beziehung zum Zahnen II. 227.
Mayas, Pathen I. 191.
Taufhandlung I. 260.
Mecklenburg, Aberglaube II. 200.
Meder, deren Geburtsgöttin I. 38.
hielten Wöchnerinnen für unrein I. 54.
Meer, aus dem die Neugebornen kommen I. 6.
Melanesier, Tod des Kindes I. 92.
Beschneidung I. 359.
Erziehung II. 335.
Menstruations-Eintritt II. 412.
Merkmale am Kinde I. 48.
Messen des Körpers I. 302. II. 200.
Messverfahren bei Neugebornen I. 40.
Mexikaner, ihr Aberglaube bei Schwangern I. 25.
Geburtsgottheit derselben I. 43.
Feierlichkeit nach der Geburt I. 66.
Schenken ins Wochenbett I. 70.
Symbole für das Kind I. 72.
Mexikaner, Segensprüche für das Kind I. 76.
Begraben der Nabelschnur I. 79.
Schenken von Thieren I. 80.
Horoskop I. 85.
Tod des Kindes I. 90.
Sterben der Wöchnerin I. 108.
Wahl des Namens I. 162.
Namenertheilung I. 163. 164. 177. 186.
Taufakt I. 262.
Legen in die Wiege I. 287. II. 93.
Verunstaltung des Schädels I. 310.
Beschneidung I. 356.
Säugen des Kindes II. 146.
bei Zwillingen II. 275.
Erziehung II. 346.
Kinderrecht II. 409.
Brauch bei Pubertät II. 446.
Miaotse, Glaube derselben über Herkunft der Kinder I. 3.
Männerkindbett I. 147.
Haarabschneiden I. 291.
Mika-Operation II. 422.
Mikronesier, Erziehung II. 337.
Milch, Darreichen derselben I. 284.
Missbildung II. 241. 395.
Mittwinterfest II. 383.
Mören als Schicksalsgöttinnen I. 47.
bringen Merkmale am Kinde hervor I. 48.
Mohammedaner, Feierlichkeiten nach der Geburt I. 65.
Kinderrecht II. 402.
Moldau, Tanzovationen nach der Geburt I. 66.
Molukken, Horoskop I. 83.
Männerkindbett I. 147.
Mond, Einfluss auf das Kind II. 193.
Mondgöttin I. 38.
Mongolen, Gebete für Schwangere I. 26.
Absonderung der Wöchnerin I. 57.
Horoskop I. 86.
Namengebung I. 163. 175.
Wochengeschenke I. 245.
Taufe I. 265.
Abwaschen des Kindes mit Salzwasser I. 281.
Verunstaltung des Schädels I. 321.
Reinigen des Kindes II. 13. 20.
Wiege wird geschenkt II. 116.
Säugen des Kindes II. 144. 155.
Dauer des Säugens II. 171.
Kinderrecht II. 404.
Montenegriner, Ceremonien nach der Geburt I. 68.

Montenegriner, Symbole für das Kind I. 73.
Motu, Erziehung II. 336.
Mozkas siehe Chibchas.
Mündigkeit II. 399.
bei Römern II. 447.
Mündigwerden II. 449.
Mudlawillpa, Nasendurchlöcherung II. 413.
Muiscas siehe Chibchas.
Munda-Kolhs siehe Kolhs.
Mundrucus, Mannbarwerden der Mädchen II. 427.
Muras, Mannbarkeit der Jünglinge II. 427.
Mutter und Kind I. 1.
in der Kindersprache Mama II. 279.
Behandlung derselben in der Schwangerschaft I. 18.
Mutterbrust II. 142.
Mutter Gottes als Beschützerin Gebärender I. 45.
Mutterhoffen I. 18.
Muttermal I. 49. II. 242.
Mutterrecht II. 393.
Muttersprache II. 275.
Mylitta als Geburtsgöttin I. 39.
Mythologie II. 451.

N.

Nabel, symphathetische Behandlung II. 194.
Nabelbrüche bei Naturvölkern II. 27.
Nabelschnurrest I. 15.
Nabelstrang, sympathetische Behandlung desselben II. 199.
Nachahmungstrieb II. 287. 323.
Nachgeburt, sympathetische Behandlung II. 198.
Nachtfrau als Kinderschrecken II. 326.
Nägel der Finger, Sympathie II. 206.
Nahrung, Austheilung von solcher an das Volk bei der Geburt I. 83.
des Kindes II. 141.
erste, schützt vor Aussetzung II. 398.
Namaqua, Erziehung II. 344.
Namengebung I. 160. 274.
Namensveränderung bei Mannbarkeit II. 423. 424.
Nase, Bedeutung der Merkmale an derselben I. 48. 49.
Plattdrücken derselben I. 303.
Durchlöcherung II. 413.
Nasenwand, Durchbohrung I. 303.
Nayer, Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 133.
Namengebung I. 167. 180.
Geschenke bei der Namengebung I. 239.
Haarabschneiden I. 292.
Durchbohrung der Ohren I. 297.
Baden des Neugeborenen II. 13.
Reinigen des Kindes II. 20.
Stellung beim Säugen II. 145.
Säugen des Kindes II. 152.
Dauer des Säugens II. 172.
Missbildung das. II. 241.
Neffenerbrecht II. 393.
Neger, Ceremonien derselben bei Schwangerschaft I. 22.
Helfende Gottheit im Kindbett I. 45.
Unreinsein im Kindbett I. 59.
Symbole für das Kind I. 72.
Glückwünsche für das Kind I. 76.
Opfer bei der Geburt I. 80.
Männerkindbett I. 147.
Namengebung I. 163. 167. 169. 171. 172. 176. 177. 186.
Besprengen des Kindes I. 259.
Speien ins Gesicht I. 284.
Haarabschneiden I. 289. 293.
Comprimiren der Brust I. 299.
Plattdrücken der Nase I. 303.
Verunstaltung des Schädels I. 319.
Tättowiren I. 337.
Beschneidung I. 361. 363. 364.
Beschneidung der Mädchen I. 377. 383. 384.
Reinigen des Kindes II. 21.
Einhüllen des Kindes II. 31.
Legen des Kindes II. 56.
Tragen des Kindes II. 63. 75.
Kriechen ihrer Kinder II. 121.
Säugen des Kindes II. 145. 151.
Dauer des Säugens II. 168.
Entwöhnen II. 186.
Sympathet. Behandlung der Nachgeburt II. 199.
Aberglaube beim Zahnen II. 227.
Kindermord II. 259.
Zwillingstödtung II. 267.
Erziehung II. 341.
Mutterrecht II. 393. 394.
Kinderrecht II. 405.
Negrito, Reinigen des Neugebornen II. 14.
Tragen des Kindes II. 80.
Kinderrecht II. 408.

Neu-Caledonien, Ceremonien nach der Geburt I. 67.
Verunstaltung des Schädels I. 317.
Beschneidung I. 360.
Dauer des Säugens II. 170.
Erziehung II. 335.
Neugranada, Tragen des Kindes II. 71.
Neugriechen, ihre Behandlung Schwangerer I. 27.
deuten Merkmale am Kinde I. 48.
Behandlung der Wöchnerin I. 55.
Opfer bei der Geburt I. 82.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 95.
Sterben der Wöchnerin I. 108.
Schutzmittel gegen Unholde I. 125.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 139. 143.
Namengebung I. 179. 181. 185.
Taufe I. 188.
Haarabschneiden I. 290.
Kinderspiel II. 301.
Neu-Hannover, Kinderrecht II. 408.
Neuhebriden, Erziehung II. 336.
Neuguinea, Absonderung im Kindbett I. 58.
Tod des Kindes I. 92.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 95.
Beschneidung I. 359.
Tragen des Kindes II. 67. 69.
Kindermord II. 257.
Charakter des Kinderspiels II. 299.
Erziehung II. 335.
Mannbarkeit II. 423.
Kinderrecht II. 408.
Neujahrsfest II. 387.
Neuseeländer, Nabelschnur I. 15.
Ermahnungen an das Neugeborne I. 75.
Begraben der Nabelschnur I. 79.
Tod des Kindes I. 103,
Namengebung I. 166. 170. 174. 176. 186.
Besprengen des Kindes I. 258.
Bestrafung des Kindes II. 6.
Reinigen des Kindes II. 10. 13.
Säugen II. 147.
Dauer des Säugens II. 170.
Kindermord II. 257.
Erziehung II. 336.
Mannbarkeit II. 423.
Niam-Niam, beim Tode des Kindes I. 103.
beim Tode der Mutter I. 109.
Durchräuchern I. 283.
Tragen des Kindes II. 79.
Kindermord II. 259.
Nias-Insel, Aberglaube daselbst bei Schwangerschaft I. 36.
Nicaragua, Beschneidung I. 357.
Kindermord II. 252.
Nicobaresen, ihre Behandlung Schwangerer I. 19.
Verunstaltung des Schädels I. 320.
Niederrhein, Maifest II. 374.
Niesen, mystische Bedeutung II. 195.
Niklas, St., als Kinderschrecken II. 327.
Nikolaustag II. 383.
Nixe als Schreckmittel II. 326.
Noeforezen, ihre Behandlung Schwangerer I. 19.
Mannbarkeit II. 423.
Nogayer, Männerkindbett I. 147.
Nomaden, Transportmittel für d. Kind. II. 63. 82.
asiat., Wiege derselben II. 104.
Nordamerikaner, Glaube daselbst an die Glückshaube I. 14. II. 429.
Nornen als Schicksalsgöttinnen I. 41. 47.
Norwegen, Glückshaube daselbst I. 14.
Aberglaube daselbst bei Schwangerschaft I. 30. 32.
Wechselbalg I. 118.
Schutzmittel gegen Unholde I. 125.
Namengebung I. 174.
Wiege daselbst II. 105.
Dauer des Säugens II. 173.
Nothtaufe I. 279. II. 196.
Nubien, Beschneidung der Mädchen I. 377. 380.
Vernähen der Mädchen I. 387. 389. 391.
Nukahiva, Erziehung II. 337.

O.

Ober-Aegypten, Festlichkeiten nach der Geburt I. 68.
Geschenke nach der Geburt I. 70.
Oberbarnim, Osterfest II. 373.
Oberpfalz, Ostereier II. 371.
Oceanier, Tragen des Kindes II. 67.
Säugen daselbst II. 147.
Kinderrecht II. 407.
Mannbarkeits-Erklärung II. 423.
Odhin im Kinderspiel II. 317.
Oel, Bestreichen des Kindes damit I. 280.
Darreichen von Oel an das Kind I. 284.
Ohrlöcher-Stechen I. 296.
Okande, Brauch bei Pubertät II. 440.
O-kih-pa, Ceremonie bei Mannbarkeit II. 429.

Old-Calabar, Säugen des Kindes II. 151.
Dauer des Säugens II. 169.
Kindermord II. 259.
Oldenburg, Osterfeier II. 370. 373.
Omaguas, Männerkindbett I. 150.
Verunstaltung des Schädels I. 313.
Omen I. 21.
Operationen am Kindeskörper I. 288.
Opfer, Darbringen von solchen bei der Geburt I. 80.
Opfern der Kinder II. 244.
Opis als kinderpflegende Göttin I. 40.
Opium als Kinderheilmittel II. 231.
Orientalen, Beschreien I. 131.
Salz als Reinigungsmittel I. 281.
Oel oder Butter als erste Nahrung I. 284.
binden das Kind ein II. 33.
Legen des Kindes II. 58.
Abführmittel II. 234.
Betäubungsmittel II. 233.
Charakter des Kinderspiels II. 301.
Erziehung bei denselben II. 354.
Kinderrecht derselben II. 402.
Osseten, Erziehung II. 344.
Ostara, Feier derselben II. 369.
Ost-Asien, Ess- und Trinkgelage nach der Geburt I. 69.
Osterbaum II. 370.
Ostereier II. 370.
Osterfest II. 369.
Osterfeuer II. 373.
Ostfriesland, Osterfest II. 372.
Ostindien, Behandlung Schwangerer daselbst I. 24.
Tragen des Kindes II. 80. 82.
Ostjaken, Kindbett als Reinigungsprocess I. 57.
Tragen des Kindes II. 66.
Wiege derselben II. 83. 104.
Laufapparat II. 124.
Dauer des Säugens II. 171.
Entwöhnen II. 186.
Kinderspiel II. 295.
Ovaherero, Absonderung im Kindbett I. 59.
Ceremonien nach der Geburt I. 69.
Sympathetische Behandlung des Nabels II. 199.
bei Zwillingsgeburt II. 271.
Ovarien, Exstirpation II. 418.

P.

Pampas, Männerkindbett I. 150.
Namengebung I. 160.
Verunstaltung des Schädels I. 310.
Papa, wie entstand das Wort? II. 279.
Papua, Absonderung im Kindbett I. 58.
Namengebung I. 163. 165. 185. 186.
Baden des Kindes I. 258.
Haarabschneiden I. 289.
Ohrlöcherstechen I. 296.
Reinigen des Neugeborenen II. 15.
Tragen des Kindes II. 69.
Erziehung II. 335.
Mannbarkeit II. 423.
Papudos, Männerkindbett I. 149.
Paraguay, Diät des Vaters bei Erkrankung des Kindes I. 36.
Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 376.
Paris, Ammenwesen daselbst II. 180.
Parsen, Behandlung der Wöchnerin bei denselben I. 54.
Namengebung I. 164. 184. 186.
Ankleiden I. 286.
Kinderheilmittel II. 237.
Parzen als Schicksalsgöttinnen I. 47.
Patagonier, Behandlung der Schwangeren I. 19.
Opfer bei der Geburt I. 82.
Tod des Kindes I. 92. 103.
Namengebung I. 164. 176.
Abplattung des Schädels I. 311.
Reinigen des Kindes II. 10.
Tragen des Kindes II. 69.
Wiege derselben II. 103.
Kindermord II. 252.
Pathen schenken zu Weihnachten II. 383.
Pathengeschenke I. 235.
bei Mannbarwerden II. 450.
Pathenwesen I. 189. 190.
Penis, Aufschlitzen desselben II. 413. 422.
Pepos, Ausschlagen der Augenzähne I. 306.
Perchta, als Göttin im Lichtreich I. 3.
Perchten-Tag II. 384.
Perser, ihre Behandlung Schwangerer I. 19.
deren Geburtsgöttin I. 38.
hielten Wöchnerinen für unrein I. 54.
Behandlung der Wöchnerin daselbst I. 56.
Austheilung von Nahrung bei der Geburt I. 83.
Unholde verfolgen das Kind I. 112.

Perser, Schutzmittel gegen bösen Blick I. 134.
Namengebung I. 173.
Wassertaufe I. 264. 265.
Einsalzen des Kindes I. 280. II. 17.
Wölbung des Gaumens I. 299.
Beschneidung I. 352.
Reinigen des Neugebornen II. 15.
Legen des Kindes II. 57.
Wiege daselbst II. 98. 109.
Säugen des Kindes II. 144. 154.
Dauer des Säugens II. 172.
Entwöhnen II. 184.
Abführmittel II. 234.
Kindermord II. 245.
Erziehung II. 347. 357.
Kinderrecht II. 402.
Peruaner, Nabelschnur bei ihnen I. 17.
Diät bei Schwangerschaft I. 35.
Anblasen I. 64. 284.
Feierlichkeit nach der Geburt I. 66.
Männerkindbett I. 150. 155.
Namengebung I. 163. 175. 185.
Haarabschneiden I. 293.
Verunstaltung des Schädels I. 310.
Beschneidung der Mädchen I. 385.
Kindespflege II. 9.
Reinigen des Kindes II. 23.
Hüllen für das Kind II. 30.
Wiege II. 105. 116.
Säugen II. 146.
Entwöhnen II. 183.
Erziehung II. 345.
Mannbarkeits-Erklärung II. 427.
Brauch bei Pubertät II. 447.
Pervati als Geburtsgöttin I. 38.
Pescheraes umhüllen das Kind nicht II. 27.
Pfeifchen-Machen im Kinderspiel II. 312.
Pferd, Reiten desselben II. 200.
Pflanzen von Bäumen I. 78.
Uebertragen der Krankheit auf dieselben II. 222.
Pflege, körperliche II. 1.
Pflicht des Kindes II. 390.
Phantasie des Kindes II. 288.
Philippinen, Glückwünsche für die Mutter I. 76.
Namengebung I. 166.
Baden des Kindes I. 252.
Salz als erste Nahrung I. 286.
Plattdrücken der Nase I. 304.
Spitzfeilen der Zähne I. 306.
Verunstaltung des Schädels I. 317.
Einhüllen der Kinder in Asche II. 26.
Philippinen, Dauer des Säugens II. 170.
Kinderrecht II. 408.
Phönizier, Opfer bei der Geburt I. 82.
Kindermord II. 246.
Beschneidung I. 344.
Pilumnus erhält Speiseopfer bei Geburt des Kindes I. 40.
Planeten, Einfluss auf das Kind II. 193.
Polen, Schutzmittel gegen Bezaubern I. 138.
Zahl der Pathen I. 198.
Pollo, Aufnahmefest für Mädchen II. 445.
Polynesier, Verhalten im Kindbett I. 58.
Ceremonien nach der Geburt I. 66.
Geschenke nach der Geburt I. 70.
Pflanzen von Bäumen I. 79.
Namengebung I. 161. 165.
Wahl des Namens I. 161.
Blattdrücken der Nase I. 304.
Verunstaltung des Schädels I. 316.
Beschneidung I. 360. 370.
Kindespflege II. 5.
Dauer des Säugens II. 170.
Kindermord II. 255.
Erziehung II. 336.
Mutterrecht II. 393.
Kinderrecht II. 407.
Adoption II. 410.
Popanz als Schreckmittel II. 326.
Posen, Künstliche Ernährung II. 189.
Preussen, Unholde verfolgen das Kind I. 113.
Prüfung der Standhaftigkeit II. 412.
Pschawen, Behandlung der Wöchnerin bei denselben I. 55.
Pubertät II. 411.
Pulayer, Reinigen des Kindes II. 20.
Säugen des Kindes II. 152.
Puppen als Spielzeug II. 291. 318.

R.

Räthsel II. 315.
Räucherung bei Krankheit II. 235.
Raizen, Kinderspiel II. 317.
Rathen, pädagogische Bedeutung II. 331.
Rauch, mystische Kraft desselben II. 194.
Recht des Kindes II. 390.
Rechtsvortheile des germanischen Kindes II. 399.
Regen als Ross der Anahita I. 41.
austragen in denselben II. 205.
Reigen II. 304.

Reihentanz II. 316.
Reinigung des Kindes II. 20.
Reinigungsprocess der Wöchnerin I. 51.
Reiten des Neugebornen II. 200.
Reiterlied II. 306.
Religion, pädagogische Bedeutung II. 327.
Rhachitis II. 218.
Rheinthal, Maifest II. 375. 376.
Rhön, Maifest II. 375.
das Höckeltragen II. 385.
Fastnachtsfeier II. 390.
Riechen, Sympathie II. 209.
Ringeln mit Ostereiern II. 371.
Ringeltanz II. 316.
Römer, Glaube an Glückshaube I. 13.
Behandlung Schwangerer I. 26.
hielten die Wöchnerin für unrein I. 53.
Anerkennung durch den Vater I. 62.
Feierlichkeit nach der Geburt I. 66. 68. 69.
Beglückwünschung der Wöchnerin I. 76.
Pflanzen von Bäumen I. 78.
Opfer bei der Geburt I. 81.
Horoskop I. 84.
Unholde verfolgen das Kind I. 112.
Schutzmittel gegen Unholde I. 124.
Verwünschen I. 129.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 135. 136. 137. 138. 143.
Wahl des Namens I. 162.
Namenertheilung I. 163. 164.
Namengebung I. 179. 187.
Geschenke an das Neugeborne I. 235.
Baden I. 267.
Salz als Reinigungsmittel I. 283.
Bestreichen mit Speichel I. 284.
Haarabschneiden I. 290.
Reinigen des Kindes II. 10.
Baden des Neugebornen in Wein und Urin II. 15.
Bestreuen des Neugebornen mit Salz II. 16.
Reinigung des Kindes II. 22.
Hüllen für das Kind II. 28.
Wickeln des Kindes II. 37.
Darstellung von Mutter und Kind II. 42.
Legen des Kindes II. 50.
Wiege II. 110.
Säugen II. 143.
Dauer des Säugens II. 174.
Ammen II. 176.
Entwöhnen II. 187.
Sympathetische Kuren II. 211.
Römer, Kindermord II. 247.
Erziehung II. 350.
Kinderfeste II. 382.
Kinderrecht II. 401.
Adoption II. 410.
Brauch bei Pubertät II. 447.
Roggenmutter als Schreckmittel II. 320.
Rojenice, als Geburtsgöttin I. 43.
Rosse der Anahita I. 41.
Rumänen, Opfer bei der Geburt I. 82.
Kinderspiel II. 317.
Rundgesänge II. 304.
Runenlieder, Nachklänge solcher im Kinderspiel II. 312.
Russen, Sprüchwörter derselben über Mütter I. 2.
Aberglaube bei Schwangerschaft I. 28.
Schutzgöttin bei Geburten I. 40.
Seelen ungetaufter Kinder I. 104.
Unholde verfolgen das Kind I. 113.
Schutzmittel gegen Unholde I. 126.
Taufe I. 188.
Zurechtdrücken der Glieder I. 300.
Reinigen des Neugebornen II. 15. 17. 19.
Windeln und Bekleiden der Kinder II. 36.
Tragen des Kindes II. 87.
Wiege II. 96.
Laufapparat II. 124.
Säugen des Kindes II. 157.
Dauer des Säugens II. 174.
Entwöhnen II. 182. 183. 187.
Kinderarzneien II. 235.
Erziehung II. 365.
Frühlingsfest II. 380.
Ruthe, Sympathie II. 208.
als Erziehungsmittel II. 353.

S.

Sachsen, Kindersterblichkeit durch Nichtstillen II. 162.
Todvertreiben II. 378.
Siehe auch Siebenbürgen.
Säugen, des Kindes II. 141.
an Thieren II. 147. 170.
Dauer desselben II. 107.
schon Entwöhnter II. 206.
als Symbol der Adoption II. 410.
Sagen, pädagogische Bedeutung II. 320.
Salbung bei Firmung II. 411.
Salivas, bei Zwillingen II. 274.
Salomo-Inseln, Erziehung II. 335.
Salz, Reinigen des Kindes damit I. 280.
Darreichen desselben an das Kind I. 284.

Salzwasser zum Baden des Neugeborenen II. 16.
Samaden, Osterfest II. 373.
Samaritaner, Behandlung der Wöchnerinnen bei denselben I. 55.
Samoa, Geschenke bei der Namengebung I. 71.
Symbole für das Kind I. 72.
Namengebung I. 166. 168. 185. 186.
Verunstaltung des Schädels I. 317.
Tättowiren I. 336.
Beschneidung I. 360.
Reinigen des Kindes II. 20.
Säugen daselbst II. 148.
Dauer des Säugens II. 170.
Erziehung II. 336.
Beschneidung II. 424.
Mannbarkeit II. 425.
Samojeden, Kindbett als Reinigungsprocess I. 57.
Namengebung I. 161.
Waschen des Neugebornen II. 18.
binden das Kind ein II. 32.
Wiege derselben II. 103.
Laufapparat II. 124.
Dauer des Säugens II. 171.
Mannbarwerden der Mädchen II. 434.
Sandwich-Insulaner, Beschneidung I. 361.
Sanskrit, Wurzel Pa und Ma II. 281.
Sardinien, Schutzmittel gegen bösen Blick I. 140.
Männerkindbett I. 146.
Sarten, Ceremonie nach der Geburt I. 70.
Saturnalien II. 382.
Savoyen, Verunstaltung des Schädels I. 325.
Skandinavier, deren Schicksalsgöttinnen I. 47.
Wahl des Namens I. 162.
Gevatterschaft I. 191.
Wasserbegiessung des Neugeborenen I. 264.
Kindermord II. 248.
Scarificiren I. 338.
Schädel, Verunstaltung desselben I. 306.
Trepanation desselben I. 329.
Compression desselben II. 102.
Schenken von Thieren I. 78.
Scherzräthsel II. 314.
Schicksaldeutung II. 193.
Schicksalsgötter I. 37.
Schiffer-Inseln, Kindermord II. 256.
Schilluck, Brauch bei Pubertät II. 437.
Schimmelreiter als Schreckmittel II. 326.
Schlaf durch Einwiegen II. 89.
des Kindes II. 126.
Sympathie bei dems. II. 203. 209.
Schlaflosigkeit, sympath. Mittel II. 217.
Schlaftränkchen II. 232.
Schlagen der Ostereier II. 370.
Schlesien, Wiegenlied das. II. 135.
Osterfeier II. 373.
Todvertreiben II. 378.
Schlummerlieder II. 128.
Schmackostern II. 373.
Schottland, Seelen früh verstorbener Kinder I. 97.
Unholde verfolgen das Kind I. 116.
Schutzmittel gegen Unholde I. 123. 124.
böser Blick I. 133.
Tragen zur Taufe I. 204.
Aberglaube beim Taufen I. 215.
Kindtaufsmahl I. 229.
Zucker und Butter als Kindespflege I. 285.
Darreichen von Salz I. 286.
Baden in Salzwasser II. 18.
Anbetung der Brunnen II. 213.
Schreck als Erziehungsmittel II. 326.
Schreiten über das Kind II. 205.
Schulen bei Türken II. 355.
bei Asiaten II. 358.
bei Nayers II. 359.
in Turkestan II. 359.
in Japan II. 360.
in Altindien II. 363.
in China II. 363.
Schulfeste II. 385.
Schutzengel des Kindes I. 47.
Schutzmittel gegen Unholde I. 121.
gegen bösen Blick und Beschreien I. 133.
sympathetische II. 209.
Schwaben, Osterfeier II. 370. 371.
Maifest II. 374.
Brauch zu Weihnachten II. 386.
Fastnachtsfreuden II. 388.
Schwärzen der Augenlider II. 201.
Schwangerschaft I. 18.
Schweden, Wechselbalg I. 118.
Halten bei Taufen I. 210.
Taufmahl I. 225.
Tragen des Kindes II. 87.
Wiege daselbst II. 105.
Entwöhnen II. 182.
Sommerempfangen II. 376. 377.

Schweiz, Glaube daselbst über Herkunft des Kindes I. 5.
Anerkennung durch den Vater I. 62.
Pflanzen von Bäumen I. 70.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 98. 101.
Hebammen zu Frauen der Unholde geholt I. 110.
Schutzmittel gegen Unholde I. 122.
Schutzmittel gegen Beschreien I. 135. 139.
Namengebung I. 181.
derselbe Name an Kind und Thier I. 189.
keine Namen Verstorbener I. 189.
Gevatterbitten I. 195.
Zahl der Pathen I. 198.
Taufkleid I. 211.
Kindtaufsmahl I. 222. 225.
Geschenke an die Wöchnerin I. 246.
Haarabschneiden I. 295.
Verunstaltung des Schädels I. 322. 325. 326.
Baden des Kindes II. 25.
Tragen des Kindes II. 85.
Wiegenlied das. II. 137.
Nichtstillen daselbst II. 166.
Sympathie II. 217.
Maifest II. 374.
Frühlingsfest II. 380.
Schwertleite bei Mündigwerden II. 449.
Schwitzbad, Reinigen des Neugebornen in solchem II. 19.
Scrophuolosis II. 218.
Seelen der Kinder fliegen als Insecten umher I. 3.
der Kinder vom Storch gebracht I. 11.
früh verstorbener Kinder I. 95.
der Kinder im wilden Heer II. 106.
Segenssprüche für das Kind I. 76.
Semiten, Beschneidung I. 343.
Erziehung II. 356.
Sennaar, Vernähen der Mädchen I. 387.
Serben, Horoskop I. 88.
Unholde verfolgen das Kind I. 113.
Schutzmittel gegen Unholde I. 125.
Schutzmittel gegen Bezaubern I. 138. 139.
Name der Pathen I. 193.
Gevatterbitten I. 195.
Geschenke an die Wöchnerin I. 246.
Milch und Honig als erste Nahrung I. 285.
Tragen des Kindes II. 86.
Ammen bei denselben II. 180.
Aberglaube beim Entwöhnen II. 191.
Sympathie mit Blut vom Nabel II. 199
Serben, Sympathie derselben II. 215.
Sessel des Kindes II. 117.
Siam, Namengebung I. 175.
Haarabschneiden I. 291.
Verunstaltung des Schädels I. 340.
Wiege daselbst II. 100.
Dauer des Säugens II. 172.
Brauch beim Mannbarwerden II. 43
Sicilien, Tanz nach der Geburt I. 6
Austheilung von Nahrung bei der Geburt I. 83.
Tod des Kindes I. 93.
Tanz nach der Taufe I. 219.
Einkleidung I. 286.
Wiegenlied II. 133.
Säugen des Kindes II. 156.
Siebenbürgen, Glückshaube I. 14.
Aberglaube daselbst bei Schwangerschaft I. 30.
Horoskop I. 89.
Schutzmittel gegen Beschreien I. 14
Wahl des Namens I. 162.
Zahl der Pathen I. 197.
Rechte und Pflichten der Pathen I. 19
Tracht der Gevattern I. 200.
Bedeutung der Taufe I. 209.
nach der Taufe I. 210. 220.
Gäste beim Taufmahl I. 224.
Empfang im Taufhaus I. 227.
erster Kirchgang I. 253.
Baden des Kindes II. 25.
Einhüllen des Kindes II. 39.
Wiege daselbst II. 114.
Wiegenlied daselbst II. 140.
Sigillaria als Kinderfest II. 382.
Sioux, Namengebung I. 160. 170. 185
Tragen des Kindes II. 82.
Dauer des Säugens II. 168.
beim Tod des Kindes II. 197.
Sittlichkeit im Erziehungswesen II. 331
Sitzen des Kindes II. 40. 116.
Siwa, Geburtsgöttin der Slaven I. 42.
Slaven, ihr Aberglaube bei Schwangerschaft I. 27.
Geburtsgottheit derselben I. 42.
Geschenke an Mutter und Kind I. 71
Seelen früh verstorbener Kinder I. 102
Unholde verfolgen das Kind I. 114.
Wechselbalg I. 119.
Schutzmittel gegen Unholde I. 125.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 139 141.
Wahl des Namens I. 162.
Taufe I. 188.
keine Namen Verstorbener I. 189.

Slaven, Haustaufe I. 203.
Taufzeug I. 211.
Kindtaufskuchen I. 228.
Einsegnen I. 255.
Aberglaube beim Entwöhnen II. 191.
beim Tod des Kindes II. 197.
Sympathische Behandlung II. 213.
Kindermord II. 248.
Sommerfest II. 378. 379.
Slavonien, heilige Quellen II. 214.
Slovenen, Schicksalsgöttinnen derselben I. 43.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 130.
Somali, Nabelschnur daselbst I. 16.
ihre Behandlung Schwangerer I. 19. 22.
Absonderung im Kindbett I. 59.
Ceremonien nach der Geburt I. 69.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 133.
Vernähen der Mädchen I. 389.
Reinigen des Neugebornen II. 14.
Einhüllen des Kindes II. 32.
Säugen des Kindes II. 149.
Entwöhnen II. 185.
Kindermord II. 258.
Erziehung II. 342.
Kinderrecht II. 407.
Sommerempfangen II. 376.
Sommerfest II. 381.
Sonne, Einfluss auf das Kind II. 194.
Sonntagskinder I. 88.
Soongaren, Nabelschnur I. 17.
Wiege derselben II. 103.
Sorben, Glaube an Glückshaube I. 13.
Sorben-Wenden, Glücksgöttin ders. I. 43.
Soto oder Sotho s. Basuto.
Spanien, Schutzmittel gegen bösen Blick I. 136.
Sommerfest II. 379.
Specht als Kinderbringer I. 10.
Speichel, Bestreichen damit I. 283.
Speien, Sympathie dabei II. 213.
Spiegel, Sympathie mit dems. II. 205.
Spiel des Kindes II. 287. s. Kinderspiel.
Spielen im Erziehungswesen II. 324.
Spielsachen als Erziehungsmittel II. 325.
Spielzeug, erstes I. 71.
Aehnlichkeit bei den Völkern II. 290.
Spinnen, Sympathie II. 207.
Sprache des Kindes II. 275.
Sprachexercitien II. 285.
Sprechenlernen II. 277.
Sympathie II. 206.
Spreewald, Wiege daselbst II. 99.
Sprichwörter über Mütter I. 1.
über Säugen II. 161.
Stamm, Aufnahme des Kindes in denselben I. 48.
Stampa als Schreckmittel II. 326.
Statanus als Schutzgott I. 40.
Steckenpferd II. 293.
Stehen II. 40.
Steiermark, Wiegenlied das. II. 138.
Steine, aus denen Neugeborene kommen I. 8.
Stellung des Kindes II. 300.
Sterben der Mutter im Kindbett I. 105.
Sterblichkeit der Kinder beim Nichtstillen II. 159.
Stillen II. 142.
Storch als Kinderbringer I. 3.
Sträggele als Schreckmittel II. 326.
Strafen der Kinder II. 6.
Pädagogische Bedeutung II. 331.
Stuhl für das Kind II. 117.
Sublatio siehe Aufhebung.
Sudanesen, Vernähen der Mädchen I. 387.
Tragen des Kindes II. 70.
Südamerica, Dauer des Säugens II. 167.
Südsee-Inseln, Tragen des Kindes II. 67.
Wiege daselbst II. 100.
Sumatra, Zahnabfeilen II. 424.
Sumpf, aus dem die Neugeborenen kommen I. 6.
Symbole, Darreichen solcher an das Kind I. 71.
in der Erziehung II. 325.
bei Kinderfesten II. 368.
bei Adoption II. 410.
bei Confirmation II. 411.
Sympathie bei Schlaflosigkeit II. 127.
Behandlung mit derselben II. 192.
Syrien, Behandlung der Wöchnerinnen daselbst I. 55.
Szekler, Gevatterbitten I. 195.
Geschenke an die Wöchnerin I. 246.
Szuaheli, Säugen des Kindes II. 149.
Entwöhnen II. 185.
Brauch bei Mannbarkeit II. 437.

T.

Tabak, Durchräuchern mit demselben II. 194.
Tabu ist die Schwangere I. 20.
Tahiti, Nabelschnur daselbst I. 15.
Absonderung im Kindbett I. 58.
Opfer bei der Geburt I. 83.
Seelen früh verstorbener Kinder I. 105.
Namengebung I. 165. 173. 186.

Tahiti, Beschneidung I. 361.
Kindermord II. 256.
Erziehung II. 336.
Beschneidung II. 423.
Talisman, Glückshaube als solcher I. 14.
Tannenbaum zu Weihnachten II. 383.
Tanz im Kinderspiel II. 316.
Tanzspiele II. 305.
Tättowiren I. 336.
bei Mannbarkeit II. 417. 421. 423.
bei Caraiben II. 426.
bei Manaos II. 427.
bei Lenguas II. 429.
bei Payaguas II. 429.
bei Makalaka II. 441.
Tataren, Behandlung Schwangerer I. 19.
Namengebung I. 173.
Richten der Glieder I. 300.
Verunstaltung des Schädels I. 323.
Beschneidung I. 353.
Bestreuen des Neugeb. mit Salz II. 16.
Reinigen des Kindes II. 21.
Bekleiden und Wickeln des Kindes II. 35.
Wiege derselben II. 107.
Laufapparat II. 125.
Stellung beim Säugen II. 146. 153.
Dauer des Säugens II. 171. 173.
Entwöhnen II. 184.
Betäubungsmittel II. 233.
Taufceremonien, zur Geschichte derselben I. 267.
Taufe der Germanen galt als Reinigung des Kindes I. 51.
als mystisches Schutzmittel II. 196.
vor der Geburt II. 107.
Sympathie dabei II. 207.
Ersatz der germanischen Wasserweihe II. 398.
Taufgebräuche I. 189.
Teich, aus dem die Neugebornen kommen I. 6.
Teke-Turkmenen, Kinderspiel II. 295.
Teufel als Kinderschrecken II. 327.
Thiere, Säugen derselben an Mutterbrust II. 147. 170.
Uebertragen der Krankheit auf dieselben II. 221.
im Kinderlied II. 312.
Thlinket, Unreinsein im Kindbett I. 60.
Thlinket, Namengebung I. 176.
Entwöhnen II. 181.
Brauch bei Reife des Mädchens II. 433.
Thracier, Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Tod des Kindes I. 90.
Thracier, Verunstaltung d. Schädels I. 3
Thüringen, Tragen des Kindes II. 8
Wiegenlied daselbst II. 137.
Aberglaube beim Entwöhnen II. 19
Maifest II. 375. 378.
Tibarener, Männerkindbett I. 145.
Tibetaner, ihre Gebete für Schwangere I. 26.
Taufe I. 265.
Tirocinium II. 447.
Tirol, Ceremonien nach der Geburt I. 6
Glückwünsche für das Kind I. 77.
Schutzmittel gegen Unholde I. 129.
Tragen des Kindes II. 86.
Wiegenlied daselbst II. 138.
Feuer zu Fastnacht II. 389.
Tisch, Legen unter denselben II. 20.
Tocke, als Spielzeug II. 318.
Tod des Kindes I. 90.
Austragen desselben II. 377. 379.
Todas, böser Blick I. 132.
Cauterisiren I. 339.
Tödten des Kindes bei den Römern II. 4
der Zwillingkinder II. 265.
Toga praetexta II. 401.
virilis II. 401. 447.
Tonga-I., Adoption II. 410.
Tragen des Kindes II. 40. 60.
über Kreuzweg, Sympathie II. 206.
Tscheremissen, Namengebung I. 1
Tscherkessen, Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Namengebung I. 173.
Säugen des Kindes II. 155.
Erziehung II. 356.
Tschuktschen bekleiden das Kind II.
Tragen des Kindes II. 84.
Kindermord II. 260.
Erziehung II. 341.
Türken, Austheilung von Nahrung bei der Geburt I. 83.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 13
Wahl des Namens I. 161.
Namengebung I. 164. 185.
Verunstaltung des Schädels I. 320.
Beschneidung I. 352.
Reinigen des Kindes II. 12.
Einbinden des Kindes II. 34.
Legen des Kindes II. 57.
Wiege II. 100.
Säugen des Kindes II. 155.
Dauer des Säugens II. 173.
Sympathie mit demselben II. 204.
Kindermord II. 263.
Erziehung II. 355.

Türken, Kinderrecht II. 402.
Tungusen, Kindbett als Reinigungsprocess I. 57.
Ceremonien nach der Geburt I. 65.
Drücken des Magens I. 299.
Kindespflege II. 4.
Wickeln des Kindes in Gras II. 33.
Wiege II. 103.
Dauer des Säugens II. 171.
Kinderarzneien II. 235.
Tunis, Schutz gegen bösen Blick I. 137.
Tragen des Kindes II. 75.
Tupi-Indianer, Anerkennung durch den Vater I. 62.
Kinderrecht II. 409.
Turkestan, Horoskop I. 84.
Beschneidung I. 353.
Wiege II. 107.
Erziehung II. 359.

U.

Uaupés, Mannbarkeit der Mädchen II. 427.
Ueberlebsel im Kinderspiel II. 308.
Uebertragen der Krankheit II. 201. 202.
Uebung im Schnellsprechen II. 285. 335.
Ungarn, Gebräuche im Kindbett I. 57.
Segenswünsche für das Kind I. 77.
Unholde verfolgen das Kind I. 112.
Wechselbalg I. 119
Schutzmittel gegen Unholde I. 123. 126.
Verunstaltung des Schädels I. 321.
Einbinden des Kindes II. 37.
Entwöhnen II. 186.
Kinderspiel II. 317.
Wiege II. 95.
Unholde verfolgen das Kind I. 111.
Unjanjembe, Kinderspiel II. 309.
Unrein gilt die Schwangere I. 20.
Unreinsein des Kindes I. 49.
Unterleibsbrüche, sympath. Mittel II. 221.

V.

Vampyr II. 206.
Vater, Verhalten desselben bei Schwangerschaft der Frau I. 35.
erkennt das Kind an I. 61.
bestimmt über Tod und Leben II. 244.
in der Kindersprache Papa II. 279.
Vatigamus als Schutzgott des Kinderschreis I. 40.
Vedas, Säugen des Kindes II. 152.
Brauch bei Mannbarwerden II. 435.
Venetianer, Sprichwörter über Mütter I. 2.
Verkrümmungen, Heilmittel II. 218.
Verkrüppelung II. 241.
Verlobung der Kinder II. 306.
Vernähen der Mädchen I. 385.
Verschneidung I. 340.
Versehen I. 32.
als Ursache gewisser Merkmale I. 49.
Vertauschung des Kindes gegen einen Wechselbalg I. 117.
Verwandtschaftsverhältniss II. 395.
Verweichlichung II. 1.
Verwünschen I. 129.
Vestice, Slavische Hexe II. 213.
Vogtland, Wiegenlied daselbst II. 135.
Osterfest II. 371.
Volksmittel, deutsche II. 237.

W.

Waffen, Spiel mit denselben II. 309.
Wagen II. 62.
Wahias, Deformiren der weiblichen Geschlechtstheile I. 372.
Wahumba, Behandlung der Beine I. 334.
Waisenpflege II. 401.
Wakamba, Glaube an das Versehen I. 32.
Schutzmittel gegen bösen Blick I. 133.
Brauch bei Pubertät II. 437.
Kinderspiel II. 395.
Säugen des Kindes II. 149.
Wakikuiu, Säugen des Kindes II. 149.
Entwöhnen II. 185.
Kindermord II. 258.
Brauch bei Pubertät II. 437.
Wakimbu, Dauer des Säugens II. 169.
Zwillingstödtung II. 268.
Wakamba, Reinigen des Neugeborenen II. 14.
Wakuafi, Behandlung der Beine I. 334.
Waleien mit Ostereiern II. 371.
Wales, Tragen des Kindes II. 86.
Wallachen, Schutzmittel gegen Unholde I. 126.
Wallfahrt bei Krankheit II. 231.
Wallonen, deren Glaube an Glückshaube I. 13.
Walperzug II. 375.
Walpurgistag II. 374.
Wangen, Durchbohren derselben I. 296.
Wanika, Reinigen des Neugeborenen II. 14.
Brauch bei Pubertät II. 437.

Wapisianas, Männerkindbett I. 153.
Warzen, sympath. Mittel II. 222.
Wäsche des Kindes, Sympathie II. 202.
Waschen des Kindes als mystischer Act I. 257.
des Neugeborenen II. 10.
Waschimba, Tragen des Kindes II. 74.
Waswaheli, Schutzmittel gegen bösen Blick I. 133.
Reinigen des Neugeborenen II. 18.
Dauer des Säugens II. 160.
Wasserweib als Schreckmittel II. 326.
Wasserweihe bei Germanen II. 397.
Wazaramo, Kindermord II. 258.
Zwillingstödtung II. 268.
Wechselbälge I. 112. 117.
Wunderkind II. 208.
Wuodan, Fest desselben II. 383.
Wehrfähigkeit bei Germanen II. 448.
Wehrhaftmachung bei Peruanern II. 447.
Weihnachtsfest II. 382.
Wenden, ihr Aberglaube bei Schwangerschaft I. 28.
deren Schicksalsgöttin I. 47.
Symbole für das Kind I. 74.
Unholde verfolgen das Kind II. 113.
Wechselbalg I. 117.
Schutzmittel gegen Unholde I. 127.
Taufe I. 188.
Taufzeug I. 211.
Kindtaufskuchen I. 228.
Literatur des Kinderlieds II. 321.
Werwolf als Kinderschrecken II. 326.
Wickeln des Kindes II. 25. 28.
Wiege, Legen in dieselbe I. 287.
silberne, wird aufbewahrt I. 42.
der Kaffern II. 72.
nomadischer Völker II. 83.
Diätetische Bedeutung II. 88.
Verschiedene Form II. 93.
Sympathie mit derselben II. 202.
Wiegen des Kindes II. 40. 88.
-Lieder II. 128.
Wiesen, aus denen Neugeborene kommen I. 7.
Willbeth, eine der Nornen I. 41.
Willgaroo, Ritzen der Haut II. 413. 419. 421.
Wind als Ross der Anahita I. 41.
Windeln bei Griechen u. A. II. 28.
Sympathie mit denselben II. 202.
Winter als Feind des Sommers II. 377.
Wintun-Indianer, Brauch bei Reife der Mädchen II. 432.
Wochenbesuche und Wochengeschenke I. 245.
Wochenreinigung I. 50.
Wochensuppen I. 246.
Wochenzeit, Sympathie II. 250.
Wolke als Kinderbringerin I. 9.
Wolken als Rosse der Anahita I. 41.
Woloff-Neger umhüllen das Kind II. 27.
Tragen des Kindes II. 78. 79.
Aberglaube beim Tragen II. 88.
Säugen des Kindes II. 151.
Würfelspiel II. 301.
Württemberg, Kindersterblichkeit durch Nichtstillen II. 165.

Z.

Zähne, Ausschlagen und Schärfen derselben I. 306.
bei Neugeborenen als Anlass zu Kindermord II. 258.
Ausbrechen bei Pubertät II. 413. 414. 418.
Abfeilen bei Pubertät II. 424.
Zahnen und seine Beförderung II. 224.
Heilmittel dabei II. 236.
Zahngeschenk II. 227.
Zahnschmerz, Gebet dabei II. 213.
sympathetische Behandlung II. 226.
Zanzibar, Schutzmittel gegen bösen Blick I. 134.
Zaparos, Männerkindbett I. 150.
Zauber II. 192.
Zauberlieder, Nachklänge solcher im Kinderspiel II. 312.
Zaubersprüche II. 212. 215.
Zeichen, sympathetische II. 205. 208.
Zigeuner, Reinigen des Neugeborenen II. 19.
Tragen des Kindes II. 85.
Zoroaster, Vorschriften desselben für Wöchnerinnen I. 54.
Zucker, Darreichen desselben an das Kind I. 224.
Züchtigung II. 332.
in Japan II. 360.
Zungen-Exercitien II. 285. II. 331.
Zurechnungsfähigkeit II. 399.
Zwerge I. 113.
als Schreckmittel II. 326.
Zwillingskinder II. 265.



